Meyer's Universum

Hermann Julius Meyer

ANNEX

Meyers Universum

für

1832.

Herausgegeben von Hermann J. Meyer

—— x ——

Bibliographisches Institut

Meyer's Universum.

5541

Ein Jahrbuch

für

Freunde der Natur und Kunst

mit

Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde

und Beschreibungen von

Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bernd von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, B. F. Kiun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thdd. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A.

Herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Pracht-Ausgabe. — Zweiter Band.

Hildburghausen,
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1863.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
620427A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite		Seite
Londons Strom und größte Brücke	1	Die Riva degli Schiavoni in Venedig	141
Die Trajanstafel an der untern Donau	9	Freiburg im Breisgau	148
Preßburg	10	Rio de Janeiro	151
Der Wallenstätter See	12	Schloß Karlstein in Böhmen	156
Traunsee	17	Goldau und der Lowerzer See	157
Frederikshald	18	Pisa	160
Schloß Schwarzburg in Thüringen	20	Karnak	163
Brünn in Mähren	24	Bielefeld	167
Aus dem Garnerland	29	Der Lurleifelsen	169
Das neue Museum in Berlin	30	Hampton Court	172
Wilhelmsthal	35	Genua	176
Helgoland	38	Die Marrburg	181
Pesth und Ofen	45	Chartum	185
Die Kohlen von Newcastle	51	Das königliche Schloß in Warschau	191
Das Engelberger Thal	57	Reichenhall in den salzburger Alpen	197
Walter Scotts Monument in Edinburg	59	Der Stuibenfall	200
Gotha	61	Achensee in den tyroler Alpen	201
Wien von der Belvedere-Seite	66	Schloß Windsor	205
Die Moschee des Sultans Hassan in Kairo	73	Limburg an der Lenne	209
Die Kaskade bei Terni	76	Presten	210
Gmunden und die deutschen Nordalpen	77	Saussouci	217
Der Reichenbach	84	Capri	223
Edinburg	—	Corvei und Hörter	226
Das Victoria-Theater in Berlin	87	Weinsberg	229
Holyrood-Palast	89	Altenburg	233
Das Kolosseum in Rom	91	Winchester und seine historischen Erinnerungen	237
Bentnor auf der Insel Wight	99	Der neue Schloßplatz in Stuttgart	245
Schloß Sternberg	100	Der Ophir	248
Der Sinai und sein Kloster	101	Liverpool	249
Das Felsenthor auf Capri	107	Das Seemannshaus in Hamburg	254
Danzig	108	Athen	257
Schloß Babelsberg	116	Bologna: der Riesenplatz	264
Ein Tag in einer Straße von Neapel	117	Alexandrien	269
Die Schloßbrücke in Berlin	123	Admont	276
Die Externsteine im teutoburger Wald	125	Der päpstliche Palast in Ferrara	278
Die Börse in Philadelphia	128	Nachts auf der Feuersäule (London)	281
Die Universität in Berlin	129	St. Petersburg von der Newabrücke	286
Kroll's Etablissement in Berlin	133	Eisernes Thor	289
Von Rom nach Aricia	138	Stecklenberg und Lauenburg	292

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

[illegible]

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Londons Strom und größte Brücke.

London ist in diesem Jahre das große Reiseziel für alle Völker der bewohnten Erde. Australien rüstet sich zu einem kurzen Besuch in der alten Heimat. Beide Indien haben sich aufgemacht, die schiefäugigen Bewohner des himmlischen Reiches und die Kolonisten des Kaps sind unterwegs. Ja selbst bis zu den Staaten des zerrissenen Sternenbanners und in die Feldlager am Potomac ist die Wanderlust gedrungen, trotz aller Bomben des Monitor und Merrimac; und wollte man in diesen Tagen einen Gang machen durch die größten und die kleinsten Städte unseres eigenen Kontinents, so würde man wahrscheinlich vor allen Ladenfenstern und an allen Bahnhofsmauern zwei Worte in beständiger Wiederkehr finden — und diese beiden Worte sind: „Die Weltausstellung" und „London".

Aber London ist auch nicht zurückgeblieben in den Vorbereitungen, um die zahllosen Gäste, welche es erwartet, würdig zu empfangen. Der Riesenpalast im fernsten Westen von London steht fertig, welcher die Nationen versammeln soll, — nicht zum Kampf „der Wagen und Gesänge", wie in den alten Zeiten der Poesie, sondern zum Kampf der Industrie und der Arbeit, der Maschinen und Erfindungen. Seit Mitte vorigen Jahres ist London, wie ein guter Wirth, unaufhörlich thätig gewesen für das gewaltige Fest, welches der Welt daselbst gegeben werden soll. Wir sahen alte Häuser einreißen und neue Häuser bauen; wir sahen meilenlange Straßen abgesperrt und aufgewühlt bis in ihre Eingeweide, wo die tausenderlei Röhren des unterirdischen Londons dicht aneinandergepackt sich unserm Blick präsentirten. Wir sahen Bretterverschläge auf offenen Plätzen und hörten von neuen Monumenten, welche hinter denselben errichtet wurden. Zwei neue Eisenbahnen wurden angelegt, von denen die eine durch die Luft über den höchsten Dächern und die andere durch die Erde unter den tiefsten Kellern fortläuft. Kurz, wir hörten und sahen so viel Neues in dieser Wunderstadt, daß selbst uns, den alten Londonern, ein wenig konfus davon zu Muthe ward. —

Was aber wird nun der Fremde sagen, der London zum ersten Male sieht? Was wird sein erster Eindruck sein?

Wir glauben, die unbeschreibliche Großartigkeit dieser Stadt, welche beinahe so viel Häuser, als die Hauptstadt von Preußen Einwohner, und mehr Einwohner hat, als das ganze Königreich Hannover, — die Fülle, die Mannichfaltigkeit und das Getöse ihres Lebens wird den Fremden zuerst erschüttern. Als wäre er von irgend einem Stern in eine ihm gänzlich unbekannte Welt gefallen, so wird er dastehen unter diesen Hunderttausenden von Häusern und diesen Millionen von Menschen. Er wird nicht wissen, wohin er sich wenden, und sich nicht entscheiden können, wo er beginnen soll. Der Lärm von unaufhörlich und überall sich drän-

genden Wagen und Fahrzeugen wird ihn verwirren. Rathlos an jeder nächsten Straßenecke wird er stehen bleiben, kleinmüthig verzagend, daß diese donnernde Fluth sich je verlaufen werde, und ängstlich sich umsehend, wie er es anfange, um nach der andern Straßenseite hinüber zu gelangen. Mit einer Anwandlung von Todesfurcht wird er sich dem Omnibus anvertrauen, welcher weiterrollend, indem er noch mit zitternden Armen und Beinen an ihm emporklettert, im folgenden Augenblick schon, Rad an Rad, sich durch ein Knäuel anderer Omnibusse durcharbeitet; und mit einem Gefühl, wie er es sonst nur in schweren Träumen gehabt, wenn er sich einbildete, von einem himmelhohen Thurme herabzustürzen, wird er sich an das schwankende Geländer der „Außenseite" festklammern, indem der Wagen den Hügel von Holborn oder Lndgate hinunterjagt. Mit einer Art von Verzweiflung wird der Fremde immer und immer wieder neue Straßen, neue Plätze, neue Kirchen, neue Paläste auftauchen sehen. Er wird stunden- und tagelang reisen, ohne das Ende dieser Stadt zu erreichen. Jammern wird er nach einem Orte, wo keine Menschen und keine Häuser und keine Wagen sind; aber er wird ihn nicht finden. Bis ihn zuletzt eine Sehnsucht ergreift, ähnlich derjenigen, welche der Reisende empfindet auf hoher See, nachdem er wochenlang nichts gesehen, als den Himmel über und das Wasser unter sich, oder der Wanderer, welcher durch die brennende Luft und den schweigenden Sand der Wüste zieht. Das Bewußtsein, nicht entfliehen zu können, hier nicht der gräßlichen Einsamkeit und Monotonie und dort nicht dem unaufhörlichen Wechsel und sinnbetäubenden Wirbelflug des Lebens, erzeugt in beiden Fällen dieselbe Wirkung, indem es ein Gefühl von Ohnmacht in der Menschenseele zurücklässt. —

Erst wenn dieses Gefühl überwunden ist, wird der Fremde in London anfangen, sich an den Anblick von dessen Größe zu gewöhnen. Er wird über das Treiben staunen, welches die Straßen dieser Stadt unablässig füllt, er wird den Reichthum bewundern, der in ihren verschiedenen Quartieren aufgehäuft ist, und vor Allem aus jener Verzagtheit über die Ohnmacht des Einzelnen wird er sich zur Anerkennung des menschlichen Geistes und der imposanten Kraft seiner Totalwirkung erheben. Er wird dankbar sein für die Mittheilungen, welche ihn über das riesenhafte Wachsthum dieser Stadt und die Verhältnisse von ihren Einwohnern belehren. Gern wird er vor ihren stattlichen Palästen und ehrwürdigen Denkmalen der Vergangenheit stehen bleiben, um sich erzählen zu lassen von jenen alten Königen, die er aus Shakespeare's Tragödien kennt, sowie von den Handelsfürsten der City, welche mit ihnen an Macht und Reichthum wetteiferten. Mit einer eigenthümlichen Genugthuung wird er die prachtvollen Schaufenster betrachten, glänzend dekorirt mit den buntschillernden Erzeugnissen ferner, märchenhafter Zonen und verschwenderisch ausgestattet mit Gespinnsten und Geschmeiden so kostbarer Natur, daß nur das reichste Volk der Erde daran denken kann, sie zu kaufen. Eine behagliche Stimmung, wenn er sich täglich umgeben sieht von dem Luxus und Ueberfluß des Lebens, wird auch ihn zuletzt erfüllen, und im unbeschränkten Genuß Desjenigen, was den Sinnen hier geboten ist, wird in ihm die Fähigkeit sich steigern, mit Befriedigung zu sehen und zu beobachten. Heimisch wird er sich fühlen unter den Trophäen der Größe und Herrlichkeit, welche das stammverwandte Volk der Briten in seiner Stadt aufgerichtet, und — wenn auch mit einem wohl erklärlichen Blick der Wehmuth auf die deutsche Heimat — wird die eigene Seele wachsen in dem Horizont ihrer Anschauungen und der Unbefangenheit ihres Urtheils, indem sie sich gewöhnt an die ungeheure Ausdehnung dieser Stadt, an ihre für unsre Maßstäbe so unbegreiflichen Dimensionen und an die durch ihr Alter und ihre historischen Bezüge gleich ehrwürdigen Traditionen derselben. —

Eine Straße nun hat London, welche so alt ist, daß Geschichte und Sage nicht ausreichen, um die Zeit ihres Anfangs zu bestimmen. Die celtischen Urbewohner von Großbritannien, welche die Chroniken uns schildern als Riesen, gekleidet in die Felle wilder Thiere, haben diese Straße gekannt. Wir finden Spuren in ihr und an ihr von den Römern. Die Angelsachsen haben ihr Panier mit dem weißen Roß über diese Straße getragen, und die Könige der Normannen haben ihren Palast an den Rand derselben gebaut. Sie ist die längste Straße von London, denn sie reicht von den Bäumen in Cremorne stunden- und stundenweit bis zu den Krähnen und Winden von Blackwall. Sie ist die breiteste Straße von London, denn kein Auge vermag von der einen Seite derselben bis zu der andern hinüberzusehen. Sie ist die bunteste und herrlichste Straße von London, denn der Reichthum der ganzen Welt ist auf ihr versammelt, und doch die geräuschloseste, denn das Rollen von Wagenrädern und der Donner von Pferdehufen ward niemals vernommen in ihr.

Dieses ist die Wasserstraße von London, „der stille Heerweg", wie sie das Volk nennt, die hochberühmte, vielgefeierte Themse.

In alten Zeiten haben die Dichter sie „die schöne, die silberne" Themse genannt, und lieblich genug noch heute ist sie, wo sie in mannichfaltigen Windungen sich durch die lachenden Gründe von Richmond und die Blumenufer von Hampton-Court und Kew schlängelt. Aber sobald sie sich der Riesenstadt nähert, nimmt ihr Wasser eine andere Farbe, ihr Ufer eine andere Gestalt an. Die Bäume, die Blumen, die Wiesen verschwinden, und rußige Häusermassen, schwarze Dächer mit zahllosen, hexenhaft verbogenen Kaminröhren, himmelhohe Schlöte, Kirchenthürme, Kuppeln, Säulen, kolossale Bögen und schlammige Treppen erscheinen — das ungeheure Straßengewirr auf beiden Seiten beginnt, um auf Meilenlänge nicht mehr zu enden. Zugleich hat aber auch der Strom jene Farbe schmutzigen Gelbs, jenen trüben Zusatz organischer Fäulniß angenommen, welchen er nicht mehr verlieren soll, als da, wo er sich zwischen Esser und Kent in das Meer wälzt. Denn der Unrath und Auswurf dieser Stadt von 3 Millionen Menschen und 400,000 Häusern leert sich fortwährend in die vorüberziehende Themse und macht den stolzesten und reichsten Strom zugleich zu der riesenhaftesten Kloake, welche die Welt kennt. Das Wasser in derselben kommt nie zur Ruhe. Unaufhörlich geschlagen und durchwühlt von den Schaufeln und Schrauben der Flußdampfer, gepeitscht von Tausenden von Rudern und gepflügt von kreuz und quer steuernden Barken, befindet es sich in einem ununterbrochenen Zustande der regellosesten Bewegung, und was die Ebbe glücklich bis an die Mündung des Meeres geschleppt hat, das wirft die nächste Fluth wieder bis an die Grundmauern des letzten Hauses von London zurück. In den heißen Monaten des Mittsommers befindet sich der ganze Strom oft in einem die Gesundheit der Metropolis gefährdenden Prozesse der Fäulniß. Todte Fische, welche in ihrem eigenen Elemente verkommen sind, werden dann zu Hunderten auf dem zähen Schlamm des Ufers zurückgelassen, wenn die Ebbe eintritt; und die Mitglieder des Parlaments fliehen die goldgetäfelten Säle und die weichgepolsterten Sessel des Palastes von Westminster, welcher sich gefüllt hat mit den Miasmen der mitternächtig schwülen Themse. —

Jahre lang arbeitet London schon daran, dieser Plage des Stromes, welche gleichen Schritt hält mit dem Wachsthum der Stadt, abzuhelfen. Versuche mit einer unglaublichen Verschwendung von Geld- und Arbeitskräften wurden gemacht, ohne das Uebel zu vermindern; und im letzten Jahre hat man mit der Ausführung eines Planes begonnen, welcher in nichts Geringerem besteht, als darin, den ganzen „Stoffwechsel" dieser Millionen-Stadt in einem ungeheuren Bassin aufzufangen und

vermittelst eines ebenso ungeheuren Kanals meilenweit fortzuführen und erst da, wo London zu Ende ist, hinter Blackwall, in die Themse zu lassen. Vielleicht führt dieses Werk zum Ziele. Vielleicht auch nicht; denn man hat den Umstand dabei außer Acht gelassen, daß die Fluth, welcher die Themse in ungewöhnlicher Heftigkeit ausgesetzt ist, mitten in den Fluß zurückschleudern kann, was man auf so künstliche Weise von demselben fern gehalten hat. Aber so oder so: das Uebel wird beseitigt werden, wofern Menschengeist und Menschenkraft ihm gewachsen sind. Denn „Berge versetzen und Wasserfluthen dämmen" ist heutzutage ja kein Wunder mehr, am wenigsten in England.

Einstweilen noch füllt das Wasser dieser „Königin der Ströme" ein Bett aus, welches grauenhafter sein muß, als die großen Sümpfe der amerikanischen Wildniß; und seine Fläche, in welcher die kühnen Dome und prächtigen Paläste sich spiegeln, deckt einen Abgrund voll unbeschreiblicher Schrecken. Aber er ist der Strom, welcher dieser einen Stadt die unermeßlichen Schätze aller Welttheile zuführt und sie mit den Meeren und Häfen aller Nationen in Verbindung setzt. Er ist der Strom, welcher den Reichthum Londons macht und der größten Fabrikstadt der Erde zugleich den Vortheil der größten Hafenstadt gewährt. Ausgebreitet an beiden Ufern und einen Theil von drei englischen Grafschaften bedeckend, liegt das Backstein- und Mörtelgebirge, welches wir London nennen, und acht gewaltige Brücken verbinden die Middlesex- mit der Surreyseite desselben. —

Von diesen acht gewaltigen Brücken die gewaltigste ist London-bridge, welche unser Bild den Lesern in ganzer Ausdehnung von Ufer zu Ufer zeigt. Sie ist unter den Brücken von London, was Cheapside und Poultry unter den Straßen von London ist: ein Schauspiel ewiger Bewegung, ein Chaos von Stimmen, voll vom Donner des rastlosen Lebens, dessen Strom unter ihr und über ihr unablässig dahinrauscht. Auch ist sie die älteste der Brücken von London. Nicht ihre kolossalen Bögen, die von unvergänglicher Dauer scheinen, noch die Mauern an beiden Seiten, die grau sind von der Mischung der Feuchtigkeit und des Kohlenrußes; London-bridge ist mehrmals im Laufe der Jahrhunderte neu von Grund auf gebaut worden, und in ihrer heutigen Gestalt ist sie nicht älter als 31 Jahre. Aber ihr Platz, ihr Name und ihre Erinnerungen sind fast schon ein Jahrtausend alt; und noch immer, wie zu jener Zeit, wo sie die einzige Brücke in London war und Kaufläden hatte, wie eine Straße, und Giebelhäuser mit Erkerzimmern, in welchen Menschen wohnten, und eine Kirche, in welcher sie beteten, führt sie den Fremden mitten hinein in den Reichthum, die Größe und das Gewühl der City. Die majestätische Kuppel von St. Pauls markirt ihren Horizont gegen Westen. Unter ihren fünf Bögen beginnt der Hafen von London. Nicht weit von ihrem letzten Landpfeiler, aus den langen und tiefen Straßen an der Themse, wo die Exportgeschäfte und die Rheder ihre Comptoirs haben, ragt das „Monument" mit dem Flammenbündel zum Andenken an das große Feuer von 1666, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen zerstörte. Nur die kurze Passage von King Williamstreet, welche hier in die Brücke mündet, trennt sie von der Bank von England, von der königlichen Börse und Mansionhouse, der Stadtresidenz des Lordmayors; und das Getöse von Cheapside mischt sich mit dem Getöse von London-bridge.

Vier Geleise, je zwei auf einer Seite, für schnellen und langsamen, leichten und schweren Verkehr, an den äußersten Enden erhöhte Trottoirs von breiten und gekerbten Granitplatten für die Fußgänger, in der mittelsten Mitte aber ein Policeman in weißen Handschuhen, der das rasende, alle Sinne betäubende Gewühl göttergleich beherrscht, ohne ein Wort zu reden, ohne mehr als den Finger zu erheben: das ist London-bridge auf den ersten Blick. — Aus dem gelben Wasser

der Themse hebt sie sich auf gewaltigen Pfeilern, welche so hoch sind, daß die großen Dampfschiffe mit ihren Schornsteinen aufrecht die Bögen derselben passiren können. Wie ein grandioser Altan, von Tausenden bevölkert, steht sie über dem dunklen Themsegrunde, und über ihre breiten Parapeten einen Blick hinabzuwerfen auf den „stillen Heerweg" des Wassers, ist ein Triumph für das Auge, welches das Schauspiel menschlicher Herrlichkeit liebt. Dieses Schauspiel, welches nichts ist, als die Arbeit in ihrer großartigsten Entfaltung und in ihrer gesteigertsten Mannichfaltigkeit, entbehrt nicht der malerischen Romantik. Es ist die Romantik des wirklichen Lebens und die Poesie der Dimensionen und Zahlen, die Poesie der Steine, der Kohlen, der Wollballen und Zuckerfässer — eine Poesie, von welcher Derjenige keine Ahnung hat, welcher sie bisher nur in der Stille des Waldes und am Plätschern des Bergquells gefunden. Ein tausendfältiges Gewimmel von Booten, Barken und Nachen arbeitet sich stromauf zu den andern Brücken von London, welche eine hinter der andern aus dem Nebeldust heraustauchen, einige schwer auf Stein ruhend, andere wie ein eisernes Maschenwerk, phantastisch in der Luft hängend, zu beiden Seiten umgeben von dem Häusermeer mit seinen Thürmen, Domen, Kuppeln, Schornsteinen und Telegraphenstangen — ans Schwarz und Grau in das zarteste Blau hinüberdämmernd, und ganz im Hintergrund in einen Lilahauch von Formen und Farben verflüchtigt. — Ein tausendfältiges Gewimmel von Booten, Barken und Nachen, durchschossen hier und da von pfeilschnellen Pennydampfern, treibt stromab in die unabsehbare Weite des Hafens, wo die Weltenfahrer liegen — hier der Kiel, um welchen die Welle der Nordsee geschäumt, und hier einer, an welchem die Sturzsee des Kanals sich gebrochen, hier einer, der durch das Ultramarin des mittelländischen Meeres oder durch das Kobaltblau des adriatischen, das Violett des Bosporus, das Braun des Euxinus und den Milchschaum der Ostsee geschwommen — Mast an Mast und Wimpel bei Wimpel, bis hinauf an die Docks und drüber hinaus, wo die eckigen Thürme des Towers stehen, die Landmarken des östlichen Londons, gebleicht von den Winden und dem Regen von nahezu achthundert Jahren; wo die Lagerhäuser stehen, schwarz und eintönig, hoch, tief und weit genug, um Proviant zu fassen für die ganze Welt . . .

So ungefähr schildert Julius Rodenberg, dessen neuestes Buch über London „Tag und Nacht in London" wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern bestens empfehlen wollen, die größte Brücke der Riesenstadt. Aber uns soll die Poesie dieses gewaltigen Anblicks nicht genügen; wir müssen auch ihre Prosa kennen lernen, welche freilich wieder von solchen Dimensionen ist, daß selbst sie uns in das Reich des Fabelhaften zu entführen scheint. Also diese Prosa, die Statistik sagt: es passiren durchschnittlich im Verlauf von 24 Stunden 200,000 Menschen die Brücke, ein Viertheil derselben in Wagen, die selber wieder die stattliche Zahl von 22,000 erreichen. Fracht- und anderer „Verkehrs"-Karren sind etwa 10,000 darunter, Cabs 5000, allerlei Gefährt 2500 und der Rest ist — Omnibus.

Das scheint nun allerdings für London enorm — gegen 5000 Omnibusfahrten über eine einzige Brücke und an einem einzigen Tage! Und doch ist dem so. Zunächst wolle der Leser bedenken, daß London-bridge nicht blos von der City nach einigen sogenannten Vorstädten führt, die in der That nichts sind, als endlose Straßen, welche zu annexiren London noch nicht der Mühe für werth gehalten hat, sondern auch vor Allem der Weg ist, über den die ganze Welt aus der ganzen Welt in die ganze Welt reist. Da ist die Londonbridge-Station, ein Gebäude mit nicht weniger als fünf Bahnhöfen, aus denen je viertelstündlich, halbstündlich, stündlich und halbtägig Züge nach Greenwich, Kent, der Südküste, dem Krystallpalast, Brighton, dem Kontinent, Indien und den beiden Polen abgehen.

Am stillsten ist es auf der Brücke von 2 bis 5 des Morgens; am wahnsinnsvollsten zwischen 9 des Morgens und 7 des Abends. In der einen Stunde von 10 bis 11 passiren 15,000 Fußgänger und 2000 Wagen, — Nachmittags zwischen 4 und 5 wiederholen sich beinahe dieselben Zahlen. Dies sonderbare Faktum erklärt sich daraus, daß von dem gewaltigen Bruchtheil der „respektablen" londoner Bevölkerung — Kaufleute, Beamte, Advokaten —, die außerhalb Londons leben und nur die Geschäftsstunden in ihren Comptoirs und Bureaux zubringen, ein großer Theil die sonnigen, mit Rosen- und Buchsbaumhecken geschmückten Surreyhügel jenseits London-bridge bewohnt.

Wir wollen, um unsern Lesern einen Begriff von diesem ungeheuren Treiben zu geben, uns in eine von den Nischen drücken, welche des Nachts den Armen und Obdachlosen dieser Gegend zum Ruheplatz dienen, und die gigantischen endlosen Frachten, welche sich in ununterbrochener Reihe folgen, einmal flüchtig Revue passiren lassen. —

Da kommt vorauf ein Wagen, himmelhoch mit Häuten beladen, die allen im letzten Monat verzehrten Ochsen abgezogen zu sein scheinen; droben aber balancirt der „Treiber" und hält die leblose Wucht durch seine lebendige nieder. Ihm folgt ein nicht minder hoher Landwagen mit frischem Heu, das uns — mitten im Citygewühl und Wassergeruch — an die Bergmatten der Heimat gar wehmüthig erinnert; und hoch oben, als Querstange, liegt ein braunes Junge bäuchlings und kaut einen Strohhalm. Hinterdrein zieht eine Karawane von Frachtwagen voll runder Gloucestershire-Käse, pflaumenfarbig, kanonenkugelig, oder voll brauner, sirupptropfender Zuckerfässer, an denen Wespen und Fliegen, wie eine Kruste, hängen; Brauerschleifen mit künstlicher Aufstapelung gewaltiger und zahlloser Tonnen voll „milden", „alten" oder schottischen Ale's, doppelten Stouts und „feinen" Porters folgen. Ein schläfriger Treiber, ganz in Flanell, eine rothe Fischermütze auf dem olympischen Haupte, sitzt auf je einer Deichsel und hält die Zügel. Die Gäule aber, schwere, weiße Hengste, die in ihrer Wuchtigkeit und mit ihren langhinschleppenden Hufen an die homerischen Rinder erinnern, kehren sich nicht viel daran, sondern schreiten schwer und langsam dahin. Alsdann kommen Breterwagen, ohne Zahl und ohne Ende, als gält' es, die Welt buchstäblich zu vernageln; Kohlenwagen mit schwarzen Säcken und schwarzer Bemannung, Mehlwagen mit weißen Säcken und weißer Bemannung. Dazwischen ein abgethaner Gaul, der auf beiden Seiten zum Karren heraushängt, und hinterdrein Vitriolladungen und Oelfrachten, mit einem Geruch, wie weiland in Bauxhall, wenn die Lampen ausgebrannt waren; Wagen wie wandernde Berge, krachend unter der riesenhaften Wucht von einem halben Hundert Hopfensäcken — Wagen voll brauner Speckseiten in Stroh, voll dampfenden Malzes und kokosfarbiger Gerberlohe, oder voll gewaltiger Birkenreis-Besen, welche den ganzen Brückenstaub zusammenfegen, indem sie dahinziehen — Wagen mit allem erdenklichen Gemüse, mit Fischen, mit Topf- und Spielwaaren, mit Apfelsinen, Kuchen und Flaschen — Wagen, von Covent-Garden Markt heimkehrend, mit leeren Körben, einer in den anderen gedrückt und in Form und Höhe dem schiefen Thurm von Pisa nicht unähnlich. —

Mitunter blüht, scheu und zagend, mitten aus der ernsten Arbeit des Berufes die heitere Kunst empor. Ein wunderbares Gebäu auf vier Rädern mit kleinen, engen Fensterchen, einem rauchenden Schlot und karrirten Vorhängen, daraus unfehlbar eines Säuglings Jammern erschallt, bezeichnet das wandernde Genie, welches nach Brod fährt, sei es als Photograph, als Aussteller des sprechenden Fisches und der außerordentlich dicken Riesin, oder als „Bosco". Ab und zu, wie ein Märchen aus alten Zeiten, taucht der goldene Wagen des Lordmayors oder eines

City-Sheriffs aus dem hausbackenen Gewühl; und als das wehmüthige Bild einer untergehenden Epoche holpert die „Stage-Coach“ vorüber, die irgend ein alter, biederer Landbewohner von seinen Vätern als einziges Besitzthum ererbt, und die ihn fünfzig Jahre lang anständig ernährt hat, bis — die Eisenbahn kam. Die Stage-Coach mit der ganzen Romantik, die sie — mehr noch als die deutsche Postkutsche — umkleidete, gehört beinahe schon der Vergangenheit an. Die Chaussee — der „road“ hat seine Anziehungskraft verloren, und heruntergekommene „Gentlemen“, oder Captaine der englischen Armee, welche auf halben Sold gesetzt sind, nehmen nicht länger Peitsche und Zügel in die Hand. Im Innern des Landes, namentlich in dem gebirgigen Theil von Wales und Schottland, lebt die Stage-Coach noch; aber im Umkreis von London ist sie ausgestorben, bis auf einen oder zwei alte Rumpelkasten, welche den weiten Weg nach irgend einer Landstadt der südlichen Grafschaften noch hin und her machen, wie von je, aber — ohne Passagiere. Die vier Pferde sind dürr geworden, der weiland so stolze Rossebändiger schäbig und zerlumpt; und da der letzte Pfennig im Trotz gegen die neue Erfindung bald zugesetzt sein wird, so muß der Eigenthümer selber auf seine alten Tage wohl noch Bahndiener werden, wenn man ihn dazu tauglich befindet. Wir kennen manch' eine tragische Begebenheit dieser Art, und sie würde für eine englische Dorfgeschichte keinen üblen Vorwurf abgeben. Und um diesen melancholischen Wagen, mit welchem die alte Zeit der „whips“ zu Grabe führt, drängen sich die einrädrigen Kosmopoliten der neuen Zeit, die „busses“, wie der Londoner die Omnibusse nennt, und rechts und links dazwischen spritzen die Sprengwagen, daß zuweilen die ganze Brücke das Ansehen eines Sumpfes annimmt. „Musterreiter“, wie sie ehedem hießen, erscheinen außerhalb gewaltiger Equipagen mit Fenstern und Thüren, die aber nicht sowohl Glieder der höchsten Aristokratie, als vielmehr Shawls, Bänder und Spitzen enthalten; Thüren und Fenster sind, wie sich bei näherer Besichtigung ergibt, nur „gemalt“, winzige „Gigs“, — Gabelfuhrwerke zweifelhafter Natur, aber sehr fashionable und gleichsam die Stutzer unter den Fahrzeugen, mischen sich in das vulgäre Gewühl. In zweirädrigen „Hansoms“ rollen zu Paaren wohlbeleibte Handelsherren oder Particuliers nach der Bank oder Börse; in reizenden, kleinen „Broughams“ lassen sich Damen zu ihrem Banquier, Makler, Advokaten, oder zu einem Besuche kutschiren. In Federbettwagen ruhen apoplektische Nabobs, in einrädrigen „Cabs“ sitzen Dienstmädchen, besorgten Antlitzes, die „auf den Dienst“ ziehen mit Hab' und Gut, welches in Gestalt eines Köfferchens über ihrem Haupte schwankt. „Vergnügungswagen“ folgen mit zwei gleichen Reihen von Männer- und Frauenhüten, einem verwaschenen Fahnenfetzen und einem „Gentleman“, der auf dem Trittbret steht und je zuweilen in ein zerbrochenes Waldhorn stößt. Munitre Jungen mit Angel und „Cricket“-Utensilien ziehen in die Ferien und betrübte Jungen kehren aus denselben zurück, beide in einrädrigen Cabs, auf deren Boden eine Bücherkiste placirt ist, zum „Dranftreten“. Während jedoch die Ersteren den Kopf zu allen Fenstern und Thüren zugleich herausstrecken möchten, verkriechen sich die Letzteren scheu in die düsterste Ecke, wo sie kein Sonnenstrahl und kein Menschenblick trifft. Arme abgezehrte Patienten auf Kissen und Polstern in sorgfältig geschlossenen Equipagen werden von ihren Verwandten zum Bahnhof geleitet — sie gehen nach Madeira, nach Algier, nach Italien, damit mildere Lüfte ihnen die Lebenskraft wiedergeben mögen. Matrosen schaukeln sich sammt ihren Betten oben a u f dem Cab — sie gehen nach Portsmouth, wo ihr Schiff segelfertig liegt zur Fahrt nach den Tropen.

Dies Alles rollt und rasselt im Verlauf von kaum so viel Zeit, als der Leser braucht, um unsre Beschreibung zu durchfliegen, über London-bridge;

und immer noch, trotz tausendfältiger Wiederholung, kommt Neues. Da ist der schwarze Gefängnißwagen, mit einem Policeman auf dem Bock, die Zügel in der Rechten, und einem Policeman auf dem Tritt, den Schlüssel in der Hand. Da ist der Postkarren mit 20 rothgeröckten Briefträgern auf beiden Bänken. Da ist der Hundewagen und der Eselwagen, der Schiebkarren und der „Perambulator".

Nur ein Wagen fehlt. Ein einziges Gefährt passirt London-bridge nie, sondern wählt die danebenliegende eiserne Southwarkbrücke, deren Maschenwerk wir auf unsrem Bilde sich aus dem Strom erheben sehen. Obgleich bereits vor 40 Jahren mit einem Kostenaufwand von 800,000 Pfd. Sterl. erbaut, ist diese Brücke doch noch so gut wie neu. Es benutzt sie eben kein lebendiger Mensch, und fast nur ein Fahrzeug wird auf ihr gesehen — ein Wagen ganz schwarz, mit schwarzbehängten Pferden, schwarzen Federbüschen, schwarzem Kutscher und schwarzen „Besorgern", welche um den schwarzen Hut einen weißen handtuchartigen Leinwandfetzen gebunden haben. Es ist der Leichenwagen, welcher trotz des weiten Umweges die stillere Passage von Southwark-bridge vorzieht. Denn London-bridge hat keinen Platz für die Todten! —

Sie hat kaum noch Platz für die Lebenden. Bricht ein Pferd auf London-bridge zusammen, oder geht ein Wagen aus dem Leim, oder geräth er nur einmal aus dem Zuge, so wirkt die Stockung, die dadurch auf der Brücke entsteht, bis in die fernen Hauptarterien von London zurück; und wir selber sind einmal Zeuge eines derartigen Gedränges gewesen, wo die Brücke so voll gestopft war, daß wir, drei Straßen weiter, in unsrem Wagen eine Viertelstunde lang weder vorwärts, noch rückwärts konnten.

Diesen Uebelstand hat man denn auch seit Jahren arg gefühlt, und um ihn zu beseitigen, ist der Plan der neuen Charing-Croß-Eisenbahn entworfen und theilweise schon ausgeführt worden, welche das ganze Westend der Stadt von der mühseligen Reise über London-bridge erlösen soll, indem sie demselben einen neuen Weg über den Strom bei Hungerford-Market eröffnet. Demnächst wird man auch damit beginnen, die schlammigen Themsebänke durch Eindeichung in Quais zu verwandeln, und dies — verbunden mit dem Projekt, das Themsebett zu reinigen — wird den Zustand von Londons Strom und größter Brücke in einer ungeahnten Weise verändern. Der Fremde, welcher in späteren Jahren auf dem bis zum Grunde klaren Wasser der Themse schaukelt, oder ihre Ufer entlang auf wohlgefügten Quadern schreitet, wird eine Beschreibung der heutigen London-bridge mit kaum geringerem Erstaunen lesen, als wir das Bild der alten London-bridge aus dem vorigen Jahrhundert betrachten, welches im Museum von South-Kensington hängt und mit seinen altmodischen Giebelhäusern auf beiden Seiten, seinen seltsamen Menschengruppen und seiner Perspektive auf die unbehülflichen Schiffe jener Zeit einen so eigenthümlichen Eindruck in dem Beschauer zurückläßt. —

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ART
TILDEN FOUNDATIONS

Die THRANANSTAFFEL an der untern DONAU

Bibliographisches Institut in Pfaffenhausen

Die Trajanstafel an der untern Donau.

Die majestätischen Uferscenerien, welche die Fahrt auf der obern Donau zwischen Passau und Linz und noch weiter hinaus bis Melk und Klosterneuburg zu einer so genußreichen machen, wiederholen sich, wenn auch auf einer kürzeren Strecke und weniger durch menschlichen Anbau und malerische Architektur gehoben, an der untern Donau. Nachdem diese die kahlen einförmigen Pußten Niederungarns, waldlose oder mit Sumpfwaldungen und Schilfdickichten abwechselnde Sandufer und miasmenreiche, tödtliche Fieberdünste aushauchende Moorflächen in langsamen, inselreichen und vielarmigen Windungen durchzogen, durchbricht sie, nach der Aufnahme der Dran, die Felshöhen des banater Granitgebirges im Norden und des serbischen Kalkgebirges im Süden, und wird zwischen diesen Felsmauern und Bergwänden bis auf wenige hundert Schritt eingeengt. Die berühmteste und gefürchtetste Stelle auf dieser Strecke ist das sogenannte Eiserne Thor, eine reißende Stromschnelle mit gefährlichen Wirbeln zwischen felsichten Anhöhen. Doch entspricht das Eiserne Thor (Demikapi) seinem aus einer türkischen Hyperbel hervorgegangenen, Furchtbares verheißenden Namen viel weniger, als die Felsenschlucht weiter aufwärts hinter Alt-Moldova und namentlich in der Gegend von Drenkova. Diese an gefährlichen Stromschnellen und Wirbeln reiche Partie trägt in der That in ausgesprochenstem Grade den Charakter des Großartigen und Wildschauerlichen. Der Strom wird hier von Felswänden, welche oft fast ganz senkrecht und bis nahe 2000 Fuß aufsteigen, aber doch durch Gallerien gangbar gemacht sind, auf ein Viertel seiner bisherigen Breite eingepreßt und rauscht schäumend, wirbelnd und tobend dahin, an zorniger Leidenschaft dem wilden Thiere vergleichbar, welches sich umsonst gegen die engen Wände seines Käfigs sträubt. Nicht wie am Rhein und meist auch an der obern Donau winken malerische Burgtrümmer von den Felshöhen oder ergötzen freundliche, am Ufer hingelagerte Ortschaften und anmuthige Fruchthaine das Auge; Alles trägt den Charakter der Einsamkeit, Wildheit und Schroffheit. Und doch erinnern Spuren und Reste römischer Befestigungen und römischen Straßenbaues auch in dieser unwegbar und unbezähmbar erscheinenden Strom- und Felswildniß an das energische Schaffen jenes großen Volks, welches hier so gut wie am Rhein die Adler seiner Legionen aufgepflanzt hatte.

Ein Monument dieser Art ist die Trajanstafel unterhalb Dubova, an einem der wildesten Punkte dieser Felsenstraße. Auch noch manche andere Monumente und Baureste in den unterdonauischen Gebieten erinnern an diesen gewaltigen und guten Kaiser, so der Trajanswall in der Dobrudscha und die Trajansbrücke in der Nähe des Eisernen Thors. Denn der Kaiser Trajan war es, der Dacien, welches etwa das östliche Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, die westliche Moldau und

die Bukowina umfaßte, von dem schon früher in eine römische Provinz verwandelten Mösien (südlich der Donau) aus eroberte und römische Kolonien dorthin verpflanzte. Der frühere Kaiser Domitian, unter den unwürdigen Herrschern Roms einer der unwürdigsten, hatte dem Barbarenkönige Decebalus Tribut bezahlt und damit den römischen Kolonien in Mösien vor den räuberischen Einfällen der Dacier eine ohnehin zweifelhafte Sicherheit erkauft. Aber Trajan, in dem noch altrömischer Sinn lebte, war nicht der Mann dazu, ein so unwürdiges Verhältniß zu dulden; er führte zwei Kriege gegen die Dacier, 101—106, besiegte sie im letztern Jahre gänzlich und verwandelte ihre alte Hauptstadt Sarmizegethusa in eine römische Kolonie, die nun den Namen Ulpia Trajana erhielt. Doch nicht sehr lange blieben die Landgebiete im Norden der Donau in den Händen der Römer; vor dem Andrange der Germanen, die den weltgeschichtlichen Beruf hatten, den ungeheuern, in sich morsch und faul gewordenen Koloß des römischen Reichs umzustürzen und neue Völkermischungen zu erzeugen, mußte Dacien schon im 3. Jahrhundert von den römischen Legionen und Kolonisten geräumt werden. Aber die Felsen der Stromschlucht bei Dubova werden Trajans Namen und Ruhm noch späteren Geschlechtern verkünden. H. M.

Preßburg.

Da liegt sie am linken Ufer des Donaustroms, zwischen einem Kranze von Rebenhügeln und am Fuße des Zuckermandls und Schloßbergs, freundlich und malerisch vor uns hin gebreitet, die königliche Freistadt Preßburg, ehemals die Hauptstadt Ungarns, der Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas, wie der Versammlungsort des Reichstags, gegenwärtig nur noch Ungarns Krönungsstadt, bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts die vornehmste, schönste und volkreichste Stadt des ungarischen Reichs, jetzt an Bevölkerung von Debreczin, an politischer Bedeutung von Ofen, an Glanz, Pracht und Größe von Pesth weit überflügelt. Die Stadt verlor die politische Bedeutung, welche sie, nach der Besitznahme Ofens durch die Osmanen, gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, erhalten hatte, mit dem Jahre 1784, als Kaiser Joseph Ofen wieder zur Haupt- und Krönungsstadt und zum Sitz der Statthalterei und anderer Reichsbehörden erhob; doch spielte sie noch im Jahre 1805 eine politische Rolle als Sitz der Friedensunterhandlungen, die dann den Abschluß des preßburger Friedens zur Folge hatten. Gegenwärtig ist sie noch Hauptstadt der preßburger Gespanschaft.

Aber noch Manches erinnert an die Tage ihres historischen Glanzes. Da ist das Landhaus, in welchem früher die ungarischen Reichstage gehalten wurden, bekannt durch das „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ womit die ungarischen Magnaten, die bekanntlich edelmüthiger und opferfähiger Aufwallung leicht zugänglich sind, im Jahre 1741 der schwerbedrängten Herrscherin ihre Kriegs- und Geldhülfe zusicherten; da ist, außerhalb der Stadt, der Königsberg, ein an sich

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

unbedeutender künstlich aufgeworfener Hügel, auf welchen nach vollzogenem Krönungsakt der neue König Ungarns hinaufreitet, um von ihm aus das Schwert des heiligen Stephan nach allen vier Weltgegenden zu schwingen, zum Zeichen, daß er das Land gegen jeden Feind vertheidigen wolle, woher er auch komme; da ist die Dom-, zugleich die Krönungskirche mit dem von dem Bildhauer Donner aus Blei verfertigten Reiterstandbild des heiligen Martin und einigen türkischen Trophäen; da ist das Rathhaus mit einem Freskogemälde an der Außenseite, welches der Sage nach die Höllenfahrt eines meineidigen Senators darstellen soll; da sind der erzbischöfliche Palast, das alte Statthaltereigebäude, das Komitatshaus, die Paläste des Fürsten Grassalkovich, der Grafen Esterhazy, Zichy, Szapary und anderer ungarischen Magnaten. Das königliche Schloß, malerisch auf dem die Stadt überragenden Schloßberge gelegen, ist im Innern durch eine Feuersbrunst (1811) zerstört, die Aussicht von hier, wie die vom Kalvarienberg, auf Stadt, Strom und Land sehr schön. Für Kunst- und geselliges Vergnügen sorgt ein Theater mit Redoutensaal, ein Casino und ein Sommertheater, Arena genannt; Freunde einer anmuthigen Natur und des Aufenthalts im Freien wenden ihre Schritte vorzugsweise nach der Au, einer bewaldeten Donauinsel mit hübschen Anlagen und einem Kaffeehause, und nach andern Punkten der schon von Natur reizenden, durch die Kunst oft noch verschönerten Umgegend. Weitere Ausflüge macht man nach der alten Stadt Tyrnau, mit sehenswerther Domkirche, wohin eine Pferdeeisenbahn in vier Stunden führt, oder mit dem Dampfschiff die Donau abwärts, bei der sehenswerthen Benediktinerabtei Martinsberg vorbei, nach der ansehnlichen Stadt Gran, welcher die auf Kosten des Fürsten Primas Alexander von Rudnay 1821 begonnene großartige Domkirche mit mächtiger Kuppel und der erzbischöfliche Palast schon von ferne einen imposanten Anblick verleihen, und weiterhin nach den herrlichen Ruinen des von den Türken zerstörten Wyssegrad, dem prächtigen Königssitze des Matthias Corvinus.

Hat aber Preßburg seine alte politische Bedeutung an die mehr im Centrum des Magyarismus gelegenen Zwillingsstädte Pesth und Ofen wieder abtreten müssen, so hat es sich dagegen in Beziehung auf den Handel und den Fremdenverkehr bedeutend gehoben, seitdem Eisenbahnen und Dampfschiffe die Lebensadern geworden sind, welche den Körper der österreichischen Monarchie durchziehen und ihre westlichen und östlichen Theile mit einander in den regsten Wechselverkehr setzen. Preßburg betreibt namentlich einen schwunghaften Getreidehandel und besitzt viele Fabriken; auch ist es der Sitz einer Gewerbe- und Handelskammer.

Der Reisende aber, der von Wien nur einen Abstecher nach Preßburg macht, statt weiter in das Innere Ungarns einzudringen, würde sich sehr irren und sehr enttäuscht werden, wenn er sich einbilden wollte, hier eigentlich magyarisches Leben kennen zu lernen. Preßburg, am Westrande Ungarns gelegen, ist eine wesentlich und überwiegend deutsche Stadt, hat eine durchaus österreichisch-deutsche Physiognomie und richtet sich in seinen Lebensgewohnheiten etwa so nach Wien, wie Potsdam oder Frankfurt an der Oder nach Berlin. Es ist ursprünglich von deutschen Ansiedlern bevölkert, und die deutsche Bevölkerung ist so überwiegend geblieben, daß die andern Bevölkerungselemente dagegen sehr zurücktreten und zum großen Theile deutsche Sitte und Sprache angenommen haben. Selbst das slavische Element ist hier noch bedeutender als das magyarische. Preßburg zählt unter einer Bevölkerung von etwa 42,000 Einwohnern mehr als 22,000 Deutsche, gegen 8000 Slaven und über 3000 Ungarn, oder der Konfession nach 30,000 Katholiken, 7000 Lutheraner und gegen 5000 Juden. Andere Angaben stellen zwar das Verhältniß zwischen Slaven, Magyaren und Juden anders, aber das Uebergewicht bleibt auch diesen abweichenden Angaben nach in gleicher Weise den Deutschen gesichert. Wollte

man sich in Zukunftsphantasien verlieren und den Traum von einem unabhängigen Magyarenreiche und einem deutschen Reiche, dieses natürlich mit Einschluß der jetzt zum deutschen Bunde gehörenden österreichischen Provinzen gedacht, für realisirbar halten, so könnte dann wohl auch einmal die Zeit kommen, wo das so sehr deutsche Preßburg eben so am Ostrande Deutschlands liegen würde, wie es jetzt am Westrande Ungarns liegt. H. M.

Der Wallenstätter See.

Kein deutsches Auge kann auf dem dunkelgrünen Spiegel dieser Fluth ruhen, den die Alpen mit wilden Felsenwänden und ihrem Mattengrün umrahmen, ohne an die Trauer um einen edlen Todten gemahnt zu werden, der ein deutscher Märtyrer für sein Vaterland war und als verbannter Mann in diesem See sein Grab fand.

Die Natur mag mit all ihrer Herrlichkeit und Größe uns hier entgegentreten, es gelingt ihr nicht, über die Erhabenheit der Idee emporzuragen, die den Geist erfüllte, dessen Hülle in diesen Fluthen erstarrte. Höheren Glanz verleiht nichts auf der Erde, als das goldene Licht der Freiheit, und wer für sie das Leben einsetzte, dem schmückt sie mit unvergänglichem Glanz die Grabesstätte, und läge sie im hintersten Friedhofswinkel. — Und dieser Glanz ist es, der für unser Auge selbst auf die Pracht dieses Alpenbildes noch den Widerschein höherer Weihe legt.

Es war am 16. August 1860, da fuhr von Murg aus ein alter Schiffsmann einen gar „stattlichen Herrn und so freundlich und jovialisch, wie er noch keinen gesehen", in seinem Kahn auf den See hinaus. Vom Föhn leicht gekräuselt glänzten herrlich die Wogen in der heitern Sonne. Wenn aber das Wetter so schön ist, dann liegt der See in seiner ganzen verführerischen Lieblichkeit da, dann „lockt" er im eigentlichen Sinne den Wanderer zum Bade. Wie hätte da der „stattliche Herr" widerstehen können, der so oft schon das Baden in schöner Natur als einen der vollkommensten Genüsse gepriesen, als die Art und Weise, in welcher der Mensch am innigsten und vollsten sich in die Natur versenken, sich mit ihr Eins fühlen könne! Er folgte fröhlich der Lockung, und den alten Schiffsmann ward es selber wohl um's Herz, wie der schöne Mann in der Fülle der Lebenskraft vor ihm stand, und wie er sich reckte in der Wonne des Wohlbefindens, und wie er kopfüber in den See sprang und tauchte und um den Kahn herum schwamm, mit dem Schiffer plaudernd und scherzend. Plötzlich schwieg der gewandte Schwimmer, zwei, drei Minuten darauf sah ihn der Schiffsmann einen Augenblick fast aufrecht im Wasser stehen, dann neigte sich sein Haupt auf die Brust, und lautlos sank er in die Tiefe. — Ein Nervenschlag hatte ihn getroffen, die vollste Wonne des Lebens hatte die Schranken des Lebens gesprengt.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Der verzweifelnde Schiffer fuhr noch lange mit dem Schiffchen auf der verhängnißvollen Stelle umher. Der See ist dort 360 Fuß tief. Der Versunkene kam nicht wieder. Laut weinend kehrte der treue Schiffsmann allein an das Ufer zurück und brachte die traurige Kunde.

Des Schiffers Klageruf hallte in ganz Deutschland wider. Das deutsche Volk war ärmer geworden um einen seiner edelsten, tapfersten und treuesten Kämpfer für seine nationale Erhebung und seine politische Freiheit.

Heinrich Simon von Breslau, so kennt ihn das Volk von 1848 her. Was er schon vorher für Recht und Fortschritt gewirkt, darnach hatte man im Sturm jener Tage weniger gefragt. Am Grabe eines Mannes fragt man gern: Was hat er gethan? Und wir stehen hier an seinem Grabe. Lassen wir denn das Leben Dessen, der da drunten ruht, an uns vorübergehen.

Am 29. Oktober 1805 war er zu Breslau geboren. Er hatte die glückliche Kindheit der Wohlhabenden und ward für den Gelehrtenstand vorgebildet; seine Jünglingsjahre brachte er mit dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften in seiner Vaterstadt und in Berlin zu, dann trat er, nach dem gewöhnlichen Lebenslauf der sogenannten Studirten, in den Staatsdienst. Nachdem er an verschiedenen Oberlandesgerichten gedient und zuletzt noch Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Greifswalde gewesen, kehrte er in seine Vaterstadt als Rath am Stadtgerichte derselben zurück.

In dieser Zeit machte Heinrich Simon sich bereits in seinen Berufskreisen als Schriftsteller einen Namen; das Volk lernte ihn erst kennen, als er aus diesen Kreisen schied. Es waren die Zeiten der romantischen Reaktion in Preußen ausgebrochen, die bedeutend gefährlicher wirkten, als die dermalige galoppirende feudalistische Reaktion; jene legte zuerst die unsaubere Hand an das bisher in Preußen heilig gehaltene Rechtswesen. Da schleuderte ihr der zürnende Mann seine Schrift: „Die Unabhängigkeit der preußischen Richter" ins Gesicht, die, wie es damals hieß, „den Gelehrten zum Manne des Volks und den Beamten zum Bürger machte". Und so geschah es. Heinrich Simon verließ den preußischen Justizdienst zu Ende des Jahres 1845. Es war zugleich die Zeit der aufsteigenden Stimmung in ganz Deutschland, die jedoch damals vorzugsweise mit religiösen Gegenständen beschäftigt wurde. Dennoch fand dieser Schritt allgemeine Anerkennung, und als erst die Schrift: „Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste" (Leipzig 1846) die Gründe seines Handelns offen dargelegt hatte, ehrte sich der preußische Richterstand selbst damit, daß viele Glieder desselben aus allen Theilen der Monarchie ihm eine Adresse und einen silbernen Pokal mit der Inschrift „Virtuti" (dem Mannesmuthe!) übersandten.

Heinrich Simon war auf einen höheren Posten emporgerückt, er war aus einem königlichen Rechtsbeamten zum Wächter des Rechts für das Volk geworden. Dieser neue höhere Dienst erforderte schon im nächsten Jahre sein öffentliches Auftreten auf dem Kampfplatze der Politik. Es war das romantische Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 erschienen. Das Volk mußte belehrt werden über Werth oder Unwerth dieses Aktenstücks der Königsgnade, und es erhielt diese Belehrung in Heinrich Simons berühmter Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?" In welchem Geiste sie redet, daran werden unsere Leser sich gern noch nach 18 Jahren durch folgende prophetischen Worte aus derselben erinnern lassen:

„Es ist ein Unsegen für die Fürsten, die Wünsche des Volkes nicht zu hören. An die Stelle unterdrückter Reformen tritt über kurz oder lang die Revolution. Der Freiheitsgedanke in Deutschland ist ein unendlich tieferer und inhaltsvollerer, als er es im Jahre 1640 in England, im Jahre 1789 in Frankreich war.

Möge also Gott den König von der Ansicht erlösen, daß Eine Persönlichkeit ausreichend sei für das Glück eines Volkes, daß Vorsätze und Gelübde auch des bedeutendsten Mannes einem edlen Volke genügen können. Die Geschichte zweier großer, nicht edlerer Völker hat diese Ansicht gerichtet. „Die Ursache alles Unglücks ist, Sire, daß Ihre Nation keine Verfassung hat" — so sagte der edle Minister Malesherbes Ludwig XVI. wenige Jahre vor dem Ausbruche der furchtbaren Staatsumwälzung. Und als der die englische Revolution herbeiführende und ihr als Opfer fallende König Karl I. die Abgeordneten des dritten Parlaments aufforderte, sich in Bezug ihrer Rechte auf sein königliches Wort zu verlassen, welches ihnen mehr Schutz als irgend welches neue Gesetz verleihen würde, da antwortete die aus freien Männern bestehende Kammer, welche für ein großes Volk andere Bürgschaft verlangte, als das Wort eines Menschen, — mit der jetzigen Grundlage der englischen Verfassung, mit der Bill der Petition ihrer Rechte. Gott verhüte, daß aus ähnlicher Lage der Verhältnisse ähnliches Unheil entstehe! Aber die Geschichte wäre eine Beschäftigung für Kinder, wollte man nicht aus ihr lernen." —

Die Antwort der Regierung auf diese Mannesmahnung waren gerichtliche und polizeiliche Verfolgungen. Gegen diese schrieb er: „Aktenstücke zur neuesten Geschichte der preußischen Polizei" (Leipzig 1847); jenen machte der 18. März 1848 ein Ende, denn schon am 21. und 22. März stand Heinrich Simon an der Spitze einer Deputation seiner Vaterstadt Breslau, welche vom Könige für das preußische Volk die Urwahlen für eine neue Verfassung und alle einem freien Volke zukommenden Rechte forderte und erlangte. —

Heinrich Simon hatte als Mitglied des Vorparlaments und des Fünfziger-Ausschusses gewirkt und nahm für die deutsche Reichsversammlung die Wahl als Abgeordneter von Magdeburg an. Wie und wo dieser Mann in der Paulskirche stand, das brauchen wir unseren Lesern nicht erst zu sagen; es wäre sehr traurig, wenn sie das schon vergessen hätten. Er hielt treu aus bis zum letzten Mann, bis zur Reichsregentschaft des Rumpfparlaments, zu deren Mitglied er gewählt war, und bis zum gewaltsamen Ende der gesetzlichen deutschen Volksvertretung.

Da begannen die Tage der Flüchtlingschaft für Tausende treuer braver deutscher Männer, und auch für Heinrich Simon. Er ging von Stuttgart nach Zürich. In der Heimat eröffnete das Gewaltrecht seine Untersuchungshallen und Strafkerker. Auch gegen Heinrich Simon strengte die preußische Regierung eine Anklage auf Hochverrath an, und obwohl er ihr das Recht, ein Mitglied der deutschen Nationalversammlung zur Rechenschaft zu ziehen, absprach, so ward er dennoch, auf ein Schuldig von Geschworenen, vom Gerichtshof zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, natürlich in contumaciam.

Dem von den Gerichten seines Vaterlandes Verurtheilten blieb nichts Anderes übrig, als sich auf dem freien Boden der Schweiz eine neue Heimat zu gründen. Auch ein neues Feld der Thätigkeit zeigte sich bald für den tüchtigen Mann. Er unternahm die Wiederbelebung alter eingegangener Kupfererzgruben am Müntscherstock im Süden des Wallenstätter See's. Später gewann er für diese Unternehmung die Mittel einer Aktiengesellschaft und konnte dem Betrieb einen größern Maßstab verleihen; nach und nach vergrößerte sich sein Montanbesitz, und die Leitung so ausgedehnter Geschäfte schien seine ganze Thätigkeit umzugestalten. Wenigstens blieb er der schweizerischen Politik fern. Deutschland verlor er nicht aus dem Auge: dafür sorgte seine treue Liebe, der in diesen Jahren seiner Verbannung gerade die bittersten Schmerzen bereitet wurden. „Er wußte, daß seine Mutter, die heißgeliebte, deren Stolz und Augenlicht er war, mit dem Tode ringe — und

er stand nicht an ihrem Sterbebette. Er drückte dem Vater, dem greisen, nicht die Augen zu. Er wußte, daß daheim bei den geliebten Seinen junge Glücksblüthen sich entfalteten, und er hat sie niemmer geschaut. Voll, wie das Glück, so hat er auch all diesen und vielen andern Schmerz ausgekostet in seinen tiefsten Tiefen." —

Es war eine geschäftliche Inspektionsreise, die ihn nach Murg und in sein großes schönes Grab führte. Er war eben von einer Reise in Oberitalien heimgekehrt. Einem Freunde schrieb er am 11. August 1859 darüber: „Sobald ich von einer kleinen Revisionstour zurück bin, die ich heute antrete, muß ich Ihnen von einer prachtvollen Partie erzählen, die ich mit Karl Hilty, verlockt durch die Eisenbahnen, nach Mailand, Genua, Turin gemacht, wo ich mit voller Brust Italien im edelsten Glanze gesehen, einen Apoll im Siegeskampfe. Komme doch endlich auch unser Land daran!" — Er hat sein Deutschland gemeint, das er nicht wiedersehen sollte. Er starb. Das freisinnigste preußische Blatt hat ihm die Grabrede gehalten. „Er starb", sprach dasselbe, „in einem Moment der höchsten Steigerung seines Wesens, in vollster Gesundheit, viel geliebt, und das Maß des Glücks, das ihm beschieden, bis zum Grunde genießend. Er starb in der fröhlichen Hoffnung auf die Zukunft Deutschlands, nach dessen Einheit und Freiheit er nach jahrelangem Sehnen, wie Moses von dem Berge der Verheißung, ausschaute. Und dennoch hat er den größten Schmerz des Mannes erfahren: er starb in der Verbannung." — Der Wallensee hat den Leib des Ertrunkenen nicht zurückgegeben, er hält sie fest in krystallenen Netzen, die edle schöne Beute; aber sein Andenken lebt im Herzen des deutschen Volkes: er schließt sich dem herrlichen Geisterzuge aller jener Tapfern an, die jemals für die höchsten Güter der Menschheit gestritten und gelitten haben.

„Der tiefe See ist sein wildes Grab,
In Freiheit liegt er begraben;
Die Kurfirsten blicken traurig herab
Auf ihn, den gekürt wir haben.
Den Hutten beherbergt der andere See
Mit einsamen Inselborden:
Die Brüder in Gedanken und Weh
Sind nun auch Nachbarn geworden.

Nun wollen wir glauben, daß es so kommt:
Daß sich beide nächtlich besprechen,
Was Deutschland, ihrem theuren, frommt,
Und wie die Fessel zu brechen.
Ihr Wort, von Wind und Wellen belauscht,
Wird flüsternd weiter getragen,
Bis es empor in der Heimat rauscht
In Auferstehungstagen."

So hat ein deutscher Dichter dem großen Todten nachgerufen. — Aber nicht bloß die Deutschen feierten ihn, auch die Schweizer bewiesen, wie hoch ihn die neue Heimat in Ehren gehalten: die Gemeinde Murg beschloß einstimmig, dem Bruder Heinrich Simons „in Anerkennung der Verdienste, welche dieser sich um die ganze Gegend erworben", einen Platz auf hoher, freier grüner Matte als Ruhestätte der Gebeine des Verunglückten, und, wenn der See den Leichnam nicht herausgeben sollte, behufs der Errichtung eines Denkmals, zum Geschenk zu machen. Zur Herstellung eines solchen Denkmals trat im September 1860 in Berlin ein Kreis

von Männern zusammen, die es aussprachen: „Dem deutschen Volke kommt es zu, durch Errichtung des Denkmals sich selbst zu ehren.“ Und in diesem Jahre, am Todestage Heinrich Simons, am 16. August 1862, wird die Feier der Weihe dieses Denkmals für einen „Vorkämpfer für des deutschen Volkes Freiheit und Recht“ von vielen Deutschen auf der „in der Sonne glänzenden Smaragdwiese“, wie der Gefeierte sie einst selbst genannt, und zugleich auf dem Wallenstätter Grabessee begangen werden.

Das Bild dieses See's geben wir unseren Freunden schon heute, damit die Feier unseres todten Verbannten eine noch weitere und größere werde, damit auch fern von jenem See die Herzen bei der Weihe seien, und damit in jeder braven deutschen Familie an diesem Tage eine stille Weihe einkehren möge, um die Männer der Nation an ihre heiligste Pflicht zu mahnen.

Der Dampf hat auch diesen Alpensee zu unserem Nachbar gemacht und alle Gefahren, mit der er früher die armen Schifflein zwischen seinen Felsenrippen bedrohte, längst überwunden. Es gehörte früher allezeit, wenn dem Wetter nicht vollkommen zu trauen war, Muth zum Wagniß einer Fahrt auf seinem Rücken, denn da der See, die Stelle im Südosten, von wo aus wir ihn im Bilde betrachten, ausgenommen, allenthalben von 2—3000 Fuß hohen Wänden umgeben ist, die großentheils senkrecht von der Fluth aufragen und eben so unter ihr 3—400 Fuß bis zum Grunde des Bettes hinabsinken, so bot er dem Schifflein, das von einem Sturm überrascht wurde, nur selten einen bergenden Winkel, sondern zerschellte es nach harter Todesnoth der Menschen. Jetzt spottet der Dampfer des erzürnten Elements und fährt die ganze Länge des See's von $3^1/_4$ Stunden mit gleicher Sicherheit, so daß die Männer von Glarus und St. Gallen, denen er gemeinsam angehört, nicht so viel Klagen mehr über ihn führen müssen, wie ehedem, wo er so manchmal den Flor der Trauer über die Familien gebracht hat. Ja, selbst die Eisenschiene hat den Weg hieher gefunden, und sie führt nicht nur zu ihm hin, sondern sie ist Herr über seine ragenden Felsenmauern geworden, hat sie durchbrochen und Schlünde überbrückt und schon am 1. Juli 1859 ein Eröffnungsfest der „Wallenseebahn“ gefeiert. Die vereinigten Schweizerbahnen haben durch dieses Stück ihren letzten Ring erhalten. Aber es ist auch ein kühnes Stück Arbeit gewesen; es hatte gegolten, nicht nur die himmelhohen Felsen zu bewältigen, auch tosende Bergwasser und Rüfenen waren zu überwinden, und so hatte denn die Bahn auf einer Strecke von $3^1/_2$ Kilometer Länge nicht weniger als zehn Tunnels, bis zu 900 Fuß Länge in Urkalk und Granit, sechs Brücken über große Wildbäche und Rüfenen, unzählige Wegeüberwölbungen und das Ausfüllen mehrer Felsspalten mit 100 Fuß tiefem Seewasser nöthig. Das Werk macht seinen Meistern Ehre und jedem Reisenden Freude; es kann sich mit Recht neben jene Alpenstraßen stellen, die für immer als wahre Wunder der Straßenbaukunst gelten werden.

F. H.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Traunsee.

Der immergrüne Traun- oder Gmundener-See darf von allen Alpenseen Oesterreichs allein sich an Großartigkeit der Umgebung und Pracht des Wasserspiegels neben die gerühmtesten Alpenseen der Schweiz stellen. Ihn schmückt alle Erhabenheit und alle Lieblichkeit, die nur das Hochgebirge seinen smaragdenen Wasserbecken verleiht. Die lieblichen Theile seines landschaftlichen Bildes verdankt dieser See dem allgemeinen Charakter der ostalpinischen Alpennatur, welche die der mittleren Alpen an Sanftheit der Thäler, an idyllischen Anklängen im Allgemeinen übertrifft, während sie an wilder Herrlichkeit ihnen nachsteht. Aber auch diese ist am Traunsee vertreten, denn aufgethürmter prangt kein Fels an grüner Alpenfluh, als der Traunstein an seinem See, aus dem fast senkrechte Wände über 3000 Fuß hoch emporragen. Ihm hat die servile Albernheit ein riesiges Naturporträt abgelauscht, denn wer von Vöcklabruck aus die obere Kuppel des Traunstein mit den rechten Augen betrachtet, der soll das vollkommen ähnliche Profil Ludwigs XVI. von Frankreich erkennen. (Ein ähnliches Naturspiel haben wir bei Harpers-Ferry berichtet.) Dem See thut diese steinerne Königsmaske seines allerhöchsten Nachbars keinen Eintrag, sein Spiegel gibt sie nicht wieder, die Wellen verzerren sie nicht zum gespenstischen Schreckbild, und die Sage hat noch keine Gelegenheit gefunden, ein klagendes Königshaupt in heiligen Nächten aus der Tiefe emportauchen zu lassen, damit es als warnender Geist vor wankenden Thronen umgehe.

Wer den See recht genießen will, befährt ihn an schönen Sommertagen. Da herrscht rührige Lust auf seiner Fläche. Für den Salztransport allein schwimmen über 300 Schiffe auf ihm auf und ab; sogar ein Dampfschiff kreuzt ihn zwischen Gmunden und Ebensee. Obwohl er nur eine Länge von zwei Stunden bei einer Breite von höchstens einer Stunde hat, so gefriert er doch selbst in strengen Wintern höchst selten zu. Die Schifffahrt ruht aber während dieser Zeit und wird in der Regel erst im März wieder eröffnet. An Stürmen fehlt es auch ihm nicht, und wenn der Nordwind oder der Viechtauerwind über ihn herfährt, so meiden ihn Schiffer und Fischer, seine vertrautesten Freunde. Für letztere ist er ein besonders großmüthiger Gönner, er bietet ihnen reiche Beute, und wenn ein wohlhabender Mann ein Herz für ein fröhliches Volksfest hat, so sind sie die rechten Leute, die allezeit Gelegenheit dazu geben; ein großes Festfischen, das sie „die Schweb" nennen und zu dem sie stets bereit zu finden sind, öffnet eine unversiegliche Quelle des kerngesunden Volkshumors, der die braven Oberösterreicher überhaupt auszeichnet.

Ein Stückchen Geschichte von eben so tiefem Unglück als hohen Ehren für sie würde uns hier den Anblick des Bildchens trüben; wir erzählen es demnächst in dem Artikel zu dem Bildchen von Gmunden, der Stadt an diesem See.

Frederikshald.

Im südöstlichen Winkel von Norwegen, also außerhalb des Bereichs der eigentlich fashionabeln norwegischen Touristenroute, aber an einem wichtigen Uebergangspunkte zwischen Schweden und Norwegen gelegen, zeigt sich Frederikshald (Friedrichshall) inmitten einer durch die Abwechselung von Wasser und Berghöhen malerischen landschaftlichen Umgebung den Blicken. Frederikshald, Hauptort des Amts Smaalehnen im norwegischen Stift Aggerhuus, an der Mündung der Tistedal-Elf in den Idefjörden in der Gestalt eines Sternes erbaut und durch die Tistedal-Elf in zwei Theile, Nordsiden und Sydsiden, getrennt, besitzt einen tiefen und sichern Hafen und zählt über 5000 Einwohner, die vorzugsweise von Handel und Gewerbe leben und sich auch etwas mit Zuckersiederei und Tabaksfabrikation beschäftigen. Die den Ort überragende Bergfestung Frederiksteen ist die stärkste Festung in Norwegen, wurde unter König Friedrich III. 1661 von dem Statthalter Niels Trolle angelegt und beherrscht, 3—400 Fuß über dem Meere gelegen, die bergige Gegend rings umher, einen einzigen höheren Berg ausgenommen. Sie war recht eigentlich als dänisch-norwegische Droh- und Schutzwehr gegen Schweden errichtet und hat natürlich, seit Schweden und Norwegen unter Einem Scepter vereinigt sind, ihre Bedeutung verloren, die sie auch nur dann wieder erlangen könnte, wenn das ohnehin nicht sehr botmäßige Norwegen, in seinen Freiheiten und Privilegien bedroht, sich im Laufe der Zeiten einmal gegen Schweden erheben und von diesem losreißen sollte.

Ueberhaupt würde von dieser Festung, die keine europäische Bedeutung hat und in ihren übrigens ungemein festen Kasematten nur etwa 1000 Mann fassen kann, wenig die Rede sein, wenn nicht ein tragischer historischer Vorfall, der besonders für das nordische Europa von nicht geringer Wichtigkeit war, ihren Namen berühmt gemacht und in den Annalen der Geschichte verewigt hätte. Vor Frederikshald beschloß nämlich Karl XII. von Schweden seinen thatenreichen, aber unruhigen und im Ganzen fruchtlosen Lebenslauf. Fruchtlos nennen wir sein Leben, Kämpfen und Ringen; denn obschon Karl der letzte schwedische Monarch war, welcher an die große Idee des schwedischen Uebergewichts und Machtgebots im europäischen Norden seine und seines Landes ganze Kraft setzte, so hinterließ er doch ein durch seine fortwährenden Kriege erschöpftes Land, eine entmuthigte Nation und zerrüttete Finanzen, und indem er bei Poltawa (1709) nach hartem Kampfe den Russen den Sieg lassen mußte, hatte er selbst dem Czaren die erste Handhabe zur Befestigung des politischen und militärischen Uebergewichts im europäischen Norden geboten.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Nach der Niederlage von Poltawa hatte bekanntlich König Karl, durch seinen Starrsinn und eine abenteuerliche Idee dazu veranlaßt, in der Türkei einen mehrjährigen Aufenthalt genommen, und erst, nachdem er sich bis zur unumstößlichen Gewißheit davon überzeugt hatte, daß er für seine Zwecke von dem osmanischen Herrscher nichts zu hoffen habe, verließ er das Land, in dem er erst als Gastfreund und Bundesgenosse, zuletzt in einer Art Gefangenschaft so lange und so nutzlos geweilt hatte. Verkleidet und in Gesellschaft zweier Offiziere verließ er plötzlich seinen letzten Aufenthaltsort (Demotika bei Adrianopel), und mit derselben Zähigkeit, womit er unter dem Vorwande einer Krankheit die letzten zwei Monate ausschließlich im Bett zugebracht hatte, setzte er seine Reise durch die Türkei, Ungarn und Deutschland fort, immer zu Pferde, bei Tag und Nacht und mit solcher Eile, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm bis Stralsund zu folgen, wo er in einer Novembernacht des Jahres 1714 ermattet und ganz entstellt eintraf. Bald darauf hatte er Stralsund gegen ein vereinigtes Heer von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen zu vertheidigen. Karl that, wie immer, Wunder der Tapferkeit; als er aber sah, daß die Festung übergeben werden müsse, was denn auch am 23. December 1715 geschah, verließ er Stralsund und begab sich nach Schweden, zunächst nach Lund in Schonen, wo er Maßregeln zur Sicherung der Küsten traf. Statt aber fortan nur darnach zu trachten, wie er unter den Segnungen des Friedens die Wunden, die seine kriegerischen Unternehmungen dem Wohlstande seiner Unterthanen geschlagen hatten, heilen und die innern Hülfsquellen des verarmten und erschöpften Landes entwickeln könne, ließ er sich wieder auf weitschichtige, abenteuerliche und gefährliche Pläne ein; er gedachte sich zunächst Norwegens zu bemächtigen, um von dort aus in Schottland zu landen und Georg I., der sich gegen ihn erklärt hatte, zu vertreiben, und zwar diesmal mit Hülfe seines alten Todfeinds, des russischen Czaren, der bereits durch zugesagte bedeutende Territorialabtretungen für den Plan gewonnen war. Auch war das Kriegsglück den schwedischen Waffen günstig; die Truppen Karls hatten sich bereits eines großen Theils von Norwegen bemächtigt, der König selbst belagerte Frederikshald und hatte schon das kleine Fort Gyldenlöwe genommen, als ihn am 30. November 1718, während er an eine Brustwehr gelehnt die Belagerungsarbeiten besichtigte, eine wahrscheinlich meuchelmörderische Falconetkugel niederstreckte. Man eilte herbei, fand aber den König bereits todt, in dem bekannten blauen Rock, mit den Stulpstiefeln und Büffelhandschuhen, die er immer trug, seine Hand am Degen, in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolfs und ein Gebetbuch. Die Stelle, wo der König fiel, ist mit einem niedrigen, etwa 10 Fuß hohen Sandsteinobelisk bezeichnet und befindet sich zwischen der Veste Frederiksten und dem schon genannten kleinen Fort Gyldenlöwe, welches, 5—600 Schritt von der eigentlichen Festung östlich, auf dem etwas niedrigeren Theile des Felsplateau's liegt.

Schloß Schwarzburg in Thüringen.

Wir waren ein Trüppchen Studenten, die wir des Wegs daher zogen, der zum Städtchen Blankenburg führt. Wir kamen von Rudolstadt und lachten in die Frühlingswelt hinein. Denn Frühling muß es sein, wenn der Wald uns die frischeste Pracht seiner reichen Gewänder zeigen soll.

Leute, die keine Zeit zu verlieren haben, steigen von Rudolstadt aus über den Berg nach Blankenburg, das sich am Fuß des hohen Greifensteins mit seinen Burgtrümmern in lustiges Grün hinstreckt. Ein Häufchen Studenten, das zu fröhlichen Tagen nach Thüringen schwärmt, nimmt's nicht so genau mit der Zeit; schlägt es sie doch mitunter sogar todt. Darum wandelten wir das schöne Thal entlang zu dem Dorfe Schwarza, begrüßten hier das Flüßchen Schwarza, das allda mit Gebirglerlust in die Saale rauscht, und strebten von dem freundlichen Ort auf breiter Landstraße dem fröhlichen Kneiplein zu, das „mit seinem langen Arm" am Eingang zum wonneschauerlichen schwarzburger Thale winkt.

„Es ist verständig von den Menschen in Deutschland, daß sie vor jede Schauerlichkeit ein Wirthshaus setzen. Der gesunde Humor, der solche Bauten an solchen Stellen aufführt und der sie erhält, hat auch die deutsche Nation aufrecht erhalten in all ihrem unermeßlichen Jammer und den noch unermeßlicheren Jämmerlichkeiten. Und so lange das fröhliche Gemüth und der praktische Sinn des Volks neben jeder Kirche und jedem Amthaus auch ein Kneipkein nicht weniger in der Ordnung findet, wie vor einer weltberühmten Felsenschlucht oder sonst einem geheimnißvollen Naturvergnügen, so lange ist Deutschland noch nicht verloren." —

Mit solchen leichtfertigen Anschauungen frischen freien Jugendsinnes nahmen wir die gebotene Labung des Chrysopras (so nannte man uns das Gasthaus) als eine durchaus korrekte Erscheinung in uns auf, und es waren ganz andere Augen, mit denen wir nun den Wald- und Felsbildern des schönen Thals entgegentraten. Allein die Augen thun's freilich nicht, sondern das Herz, das der Regulator der Augen ist; darum was das Herz erfreut, das thut den Augen wohl. Und der Chrysopras versteht es, des Wanderers Herz zu erfreuen.

Das Thal, welches von da bis zum Schlosse Schwarzburg führt, verdiente aber das Glück, nur von frohen Augen angeschaut zu werden. Es ist Dir ein Fels- und Wald-Bilderbuch aufgeschlagen und Du blätterst darin, indem Du vorwärts schreitest, oder — viel richtiger — es blättert sich selbst immer weiter vor Dir auf, je weiter Du vordringst. Als ein einziges Bild würde das Thal bei weitem nicht so schön sein, aber als ein Bilderbuch ist es prächtig. Jede Windung des Thals schlägt ein neues Blatt auf, und jedes Blatt zeigt eine runde, abge-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ſchloſſene, bald mehr, bald weniger wildromantiſche Gebirgslandſchaft, in welcher die an ſich ſehr einfachen Beſtandtheile, rechts die Felſenwände, links die Waldhänge, in der Mitte das wilde Gebirgswaſſer der Schwarza und die wohlgepflegte Kunſtſtraße, zu immer neu überraſchendem Wechſel geſtellt und geſtaltet ſind. Bald rückt uns der Wald, bald der Fels näher, bald krümmt der Wald ſich in einen düſtern Winkel, bald ragt ein Fels himmelan mit einſturzdrohenden Häuptern, bald donnert der Waldſtrom zwiſchen moosgrünen Geſteinsbrocken, bald kollert und bollert er ſpielend ſeine ſchwarzgrüne Fluth über glatte Kieſel in Buchen- und Tannenſchatten, denn rechts macht ſich, wo der Fels es erlaubt, das Laubholz hervor, während links, an dem ſteilen Abhang, häufiger dunkles Nadelholz die Wände des Thals ſchmückt.

Endlich hebt ſich der Weg merklicher, als bisher, an der rechten Bergſeite des Thals empor, die wilde Schwarza bleibt unter uns, immer ferner hören wir ihr Rauſchen, bis auch dies von dem Rauſchen des Waldes, an dem wir hinwandeln, übertroffen wird. Wir ſehen das Thal immer tiefer unter uns. Da wird es zur Linken heller und heller. Das Thal erweitert ſich und plötzlich erhebt ſich jenſeits deſſelben, wie hergezaubert, ein ſtattliches Schloß auf hohem Fels, umſchlängelt vom Silberband der luſtigen Schwarza.

Kein Waldſchloß in ganz Thüringen liegt ſchöner, als die Schwarzburg, keins iſt ſo ganz ein wirkliches Wald- und Felſenſchloß. Wie ein Haupt reckt der Berg einen Felskoloß weit in's Thal hinein, durch einen ſchmalen Erdſattel mit ihm verbunden. Die anderen drei Seiten des Felsberges ſind frei, ſtreben ſteil auf, und unten beſpült ſie das lebenſpendende Waſſer des Thals, ſein Schmuck und ſeine Gehülfin des Fleißes, die Schwarza.

Wir ſind heraufgeſtiegen, wir haben zu den Fenſtern des ſehr löblichen Gaſthauſes hinaus dies lachende Thal in der Tiefe geſehen, eine breite Straße führt am Wirthshaus vorüber zum Schloſſe; jenſeits der Straße, dem Wirthshaus gegenüber, blicken wir ſchon wieder in die Tiefe, ſo ſchmal iſt der Sattel, der den Schloßfelſen mit dem Berg verbindet, als deſſen ſteinernes Haupt er uns erſcheint.

Wer aber den Reiz der Lage des Schloſſes recht genießen will, der muß es ſelbſt beſteigen und aus den Fenſtern nach allen Richtungen die Blicke luſtwandeln laſſen. Baum und Wieſe, Fels und Waſſer, weiter iſt's freilich nichts, aber was ſich mit den vier Stücken machen läßt, das hat die Natur um Schwarzburg bewieſen.

Nothwendig war's aber, daß dieſer Fels nicht allein blieb, und wie viel Schloßbauten auf Erden man auch für höchſt bedauernswürdigen Mißbrauch der Amtsgewalt erklären mag, dieſes Schloß mußte gebaut werden, dem herrlichen Wald und ſeinen Thälern zu Ehren.

Dieſe Nothwendigkeit ward früh erkannt, das Jahr, wo dies geſchah, iſt jedoch läugſt an das Gebiet der Sage verloren gegangen. Als aber der heilige Bonifacius unſere lieben heidniſchen Vorältern zum Chriſtenthum bekehrte, ſoll ſchon ein Graf Hugo von Schwarzburg bei Denen geweſen ſein, die ſich taufen ließen. Das geſchah vor beiläufig 1134 Jahren. In einer Urkunde vom Jahre 1008 werden zwei Brüder, Günther und Sizo von Schwarzburg, „nobiles homines“ genannt, weil ſie dem göllinger Kloſter bei Frankenhauſen eine Schenkung dargebracht hatten, und als Kaiſer Heinrich IV. die landgräfliche Würde von Thüringen gegründet hatte, gehörten die Schwarzburger zu den 12 Grafengeſchlechtern dieſes ſchönen Landes. Das ſind die Ahnen der Fürſten von Schwarzburg, die wir noch heute im Beſitz deſſelben Landes und ihrer alten Stammburg ſehen.

Verlangst Du eine Schilderung des Schlosses, das Dir unser Bildchen so deutlich zeigt? Sie würde Dir nicht viel mehr sagen, als Du siehst. Wie alle alten Schlösser besteht auch dieses aus Bauten aus verschiedenen Zeiten. Man weiß kaum noch, was wohl der erste Kern war, an den das Andere sich anreihete. Zu den neueren Gebäuden gehört der lange hohe, den Fels krönende Haupttheil der Burg, der nach einer großen Feuersbrunst, welche im Jahre 1726 die Räume durchwüthete, so stattlich aus der Asche emporgestiegen ist. Die ganze Burg ist vollkommen gut erhalten; die Liebe der schwarzburger Fürsten hat durch alle Zeiten sie treuer gepflegt, als dies von vielen anderen Dynastenwiegen gerühmt werden kann. Von diesem Lobe zieht allerdings einen Theil die traurige Nothwendigkeit ab, für die Verbrecher ein festes Gewahrsam zu erhalten, und die traurige Gewohnheit, das feste Gewahrsam der Verbrecher zugleich zur Herberge der beklagenswerthesten Unglücklichen, der Blöd- und Wahnsinnigen, zu benutzen.

Wer die Hallen, Säle und Zimmer durchwandelt, den muthet's an, als habe er das Landschaftsalbum des schwarzburger Thals nur verlassen, um vor ein Bilderbuch der Kulturgeschichte geführt zu werden. Eine Reihe von Blättern desselben nimmt die Rüstkammer in Anspruch. Wir wandeln an den Zeiten aller Waffenarten vorüber, vom plumpsten Todtschläger einfachster Erfindung bis zur Kanone und zum zierlichen Degen von feinster Arbeit. Den Studenten des nun seligverblichenen Stoßcomments entzückte besonders ein Riesenpariser, hoffentlich keine deutsche Erfindung, sie ist zu tückisch. Eine gewaltige dreischneidige Klinge steckt am großen Griff; wenn aber im Kampfe der Gegner nach dieser Klinge faßte und fest packte, so erwies sie sich nur als eine Scheide, denn rasch riß aus ihr der Angreifer erst die eigentliche Klinge, um den überraschten Gegner niederzustoßen. Wir wiederholen zu unserer Beruhigung: das kann nichts Deutsches sein. — Dagegen loben wir mit lauter Stimme den prächtigen Muthprüfer: das ist ein Pokal von ansehnlicher Größe, und wer den auf einen guten Trunk leerte, dem war ein männlicher Zug nicht abzusprechen. Das genügte jedoch nicht, denn sobald der brave Zecher den Pokal bis nahe zu dem letzten Schluck gehoben hatte, rollte zwischen Boden und Griff eine Kugel nieder und veranlaßte die Entzündung einer Pulverladung im Fuß des Pokals. Nur der Mann, der sich durch diesen Knall und Krach nicht im letzten schönen Zug beirren ließ, sondern im Pulverrauch die Nagelprobe fand, der konnte den Muthprüfer mit Ehren auf die Tafel setzen. Und diese Erfindung, da kommt kein Zweifel auf, die ist deutsch! —

Auch die Sättelsammlung verdient's, daß man besonders auf sie aufmerksam macht; sie nimmt allein ein ganzes Blatt des schwarzburger Kulturbilderbuchs ein. — Von den Sätteln aber eilt man am zweckmäßigsten in das Zimmer, in welchem ein fürstlicher Dilettant die vier Wände voll Pferde gemalt hat; so ist das Verwandte abgethan, und wir können in der alten Schloßkirche uns zu dem Ernste vorbereiten, der jeden ehrlichen Deutschen erfüllt, wenn er in unseren Tagen in eine hohe Halle eintritt, in welcher von allen Wänden alle Kaiser des deutschen Reichs ihm entgegenschauen. Der tempelartige Raum erhält sein Licht von oben durch eine Kuppel.

Da sind sie versammelt, von Karl dem Großen bis zu Karl VI. herab, all die Gekrönten, welche einst das Schwert und das Scepter Deutschlands in der Hand hielten; des deutschen Reichs Geschichte steigt vor uns auf, die Schicksale von Fürsten und Völkern gehen mit erschütterndem Ernste an uns vorüber. Kein Haupt blickt von diesen Wänden, von dem nicht irgend ein neuer Wandel im Leben der großen deutschen Nation ausgegangen wäre, auf manches Haupt wälzt die Geschichte den Fluch unvergänglicher Schuld, und nur auf wenige legt sie den immergrünen Kranz der Ehre.

Zu diesen wenigen gottbegnadeten Kaisern gehört auch ein Sprosse des Stammes, auf dessen Wurzelstätte wir stehen, jener Gegenkaiser Günther, der ein Retter Deutschlands aus tiefer Noth geworden wäre, wenn die Bosheit seiner Feinde es zugegeben hätte.

In dem letzten Hohenstaufen hatten die deutschen Völker ihren Vater und Beschirmer, die Reichsfürsten ihren Herrn verloren, und der Papst war von seinem gefürchtetsten Gegner befreit. Gleiches Interesse vereinigte die beiden letzteren, um keinen gewaltigen Herrn mehr den deutschen Kaiserthron besteigen zu lassen; nicht der mächtigste, sondern ein armer Fürst wurde jedesmal von ihnen erkürt, sie wollten keinen Beherrscher, sondern eine Puppe, einen Namen an die Spitze des Staats stellen, um stets nach eigenem Gutdünken schalten und walten zu können. Während das Volk sich aus seiner Ohnmacht durch Gründung von Städtebündnissen zu erheben suchte, verschacherten die Reichsfürsten die Kaiserwürde gleichsam an den Mindestbietenden, d. h. an arme Kronenliebhaber, die sich im Besitze derselben eine Hausmacht erst zu erwerben gedachten und darum manches Unrecht, manchen Gewaltstreich begingen. Die Städtebünde aber wurden von den Fürsten, welche die Bedeutung derselben gar wohl erkannten, mit Verrath und Gewalt vernichtet.

Diese elende deutsche Fürstenpolitik machte sich auch gegen Günther von Schwarzburg geltend. Auch er verdankte seine Erhebung auf den deutschen Kaiserthron der Niedrigkeit der Gesinnung, dem Neide und der Mißgunst deutscher Reichsfürsten; er aber glänzt als eine ehrenvolle Ausnahme, er verabscheute es, die Krone von den Inhabern der Kurhüte, von welchen die geistlichen stets die hungrigsten waren, zu kaufen. Mit dem Tode Ludwigs des Bayern 1347 war Karl IV. alleiniger Kaiser; weil aber die bayerische Partei unter den Reichsfürsten fürchtete, daß das Ansehen desselben für ihre selbstsüchtigen Ansprüche zu bedeutend werden würde, so wählte sie erst den König Eduard von England (1348), dann den Markgrafen Friedrich von Meißen und endlich, da Karl Beider Ansprüche durch Geld und Versprechungen zu vereiteln wußte, den armen, aber tapferen Grafen Günther XXII. von Schwarzburg.

Dieser ritterliche Mann von edlem deutschen Herzen verschmähte die Krone, so lange sie förmlich zum Verkauf ausgeboten wurde; er nahm sie frei und nur unter der Bedingung an, daß man keinerlei Gegenleistung irgend welcher Rücksicht und Gefälligkeit von ihm erwarten wolle. Dies geschah; das männliche Auftreten erwarb dem wackeren Fürsten in kurzer Zeit die Liebe und Anhänglichkeit der Städte und reichsfreien Bauerngemeinden, und diese waren es, welche ihm bei Frankfurt a. M. ein gewaltiges Heer ausrüsteten. Karl, durch so energisches Auftreten in Furcht gesetzt, verständigte sich mit der bayerischen Partei, theils dadurch, daß er sie bestach, theils daß er die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, des Hauptes derselben, heirathete. Günther wurde nun von seinen eigenen Wählern im Stiche gelassen, sah ein, daß er in einem Kampfe gegen Karl nur das Blut seiner Unterthanen unnütz vergießen werde, und war redlich genug, zu resigniren. Allein um ganz sicher zu gehen, ließ man ihn noch durch seinen Arzt Freidank vergiften.

Mit inniger Theilnahme betrachten wir noch heute das Bildniß dieses von seines Gleichen verrathenen, edlen Fürsten, und doppelt lieb wird uns die Stätte, aus welcher ein solcher Zeuge unserer traurigen Reichsgeschichte hervorgegangen. —

Wir verlassen den großen stillen, der deutschen Vergangenheit geweihten Raum, um zum Leben der Gegenwart zurückzukehren, und auch dies thun wir an der Hand der Kunst. Wir betreten den Saal, welchen das Haus Schwarzburg der

Reihe seiner Fürsten gewidmet hat. Hier finden wir nicht wenige wirkliche Kunstwerke von anerkannten Meistern, und es steht uns frei, wenigstens das Werk selbst zu bewundern, wenn uns der Gegenstand desselben nicht Interesse genug einflößen sollte.

Daß die fürstlichen Herren der Schwarzburg dieses waldumrauschte ritterliche Schloß zu einem Paradiese ihrer Jagdlust machten, dafür reden todte und lebende Zeugen: die Prachtstücke von Hirschgeweihen auf den Korridoren und die stolzen Rudel von Rothwild, die wir selbst von den Fenstern des Schlosses aus in den Tiefen der Thäler sehen, denn rings um die Schwarzburg in weiter Ausdehnung zieht sich ein fürstlicher Wildpark.

Trotz unserer leichtbeweglichen Studentenherzen konnten wir die ernste Stimmung, die in den alten Kaiserhallen über uns gekommen war, nicht am Thore der Burg hinter uns lassen. Sie verfolgte uns bis auf den Trippstein (Standpunkt unseres Zeichners), den 1450 Fuß hohen Fels, der dem Schlosse gegenüber aufragt und wo ein entzückendes Waldpanorama das Auge ganz und gar gefangen nimmt. Erst da fühlten wir uns wieder in der Gegenwart, und so düster und niederdrückend unter dem Halbdunkel jener Kuppel der Blick in die deutsche Vergangenheit gewesen, so hell und erhebend leuchtete er unter dem klaren Himmelsblau auf diesem Felshaupte Thüringens und in die deutsche Zukunft, — ein Gefühl war es, das uns durchfuhr, als wir uns hier die Hände reichten und hinaus in die Wälder erschallen ließen unser noch immer ungelöstes Gelübde:

Wir wollen das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Wollen predigen und sprechen
Vom heil'gen deutschen Reich.

F. H.

Brünn in Mähren.

Verstecke dich nur, ziehe dich zurück und thue fromm, stelle gothische ehrwürdige Kirchen vor dich hin und suche durch Eisenbahndampfer und Fabrikschlöte die Aufmerksamkeit des Wanderers von deiner Vergangenheit ab und auf die Gegenwart zu lenken, — du entgehst dem zürnenden Blick nicht, der dich aus jedem Menschenauge noch der spätesten Geschlechter treffen wird, so lange du aufrecht stehst. Erst wenn das Moos von Jahrhunderten auf deinen ganz verödeten Trümmern gewuchert, und wenn Generationen Glücklicher zu deinen Füßen des Lebens froh geworden, erst dann verzeiht man vielleicht den Ruinen, was man heute noch dem hochragenden stolzen Kettenbewahrer weder vergeben, noch vergessen kann.

Wir meinen den Spielberg, Oesterreichs furchtbaren Kerker für Verbrecher wie Silvio Pellico und Hunderte seines Gleichen.

Der Absolutismus konnte sich in Europa der stärksten Zwingburgen rühmen, gab es doch eine Zeit, wo das kleinste Ländchen seine Bastillen und Seufzerbrücken haben mußte und wo die Gefängnisse so selbstverständlich mit Mißliebigen angefüllt

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

wurden, als ob von Paris aus auch die Mode der Lettres de cachet als Zubehör des Vongottesgnadenthums sich über die Höfe aller Regierenden der alten Welt verbreitet hätte. Der höhere Blödsinn, der sich allgemach in den Schichten der Aristokratie durch die Anschauung ausgebildet hatte, daß es dreierlei Menschen auf Erden gebe, ganz unten die bürgerliche und Bauernkanaille als unreine Kaste, dann das reine Blut des Adels und hoch darüber die der Gottähnlichkeit zunächst stehenden regierenden Fürsten, — dieser Blödsinn ward das Unglück eines ganzen Zeitalters, schuf die Karrikatur der exklusiven Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, die ihre Verzerrung aller Begriffe von der äußersten Spitze der Schisterarbeit bis zum letzten Gedanken der allerhöchsten Häupter ausdehnte, und ward die Nährerin jenes Absolutismus, der durch seine Thaten in der Geschichte als eines der größten Verbrechen gegen die Menschheit erscheint.

Der Adel im Allgemeinen hatte den männlichen und ritterlichen Stolz verloren, der früher ihn die Unabhängigkeit nach oben und unten als sein höchstes Gut schätzen ließ; er war mehr und mehr zur Bedientenrolle an den Fürstenhöfen hinabgesunken. Immer noch hatte er Glück; eine andere Unsitte war ihm zu Hülfe gekommen, um ihm über das beschämende Gefühl des allgemeinen Herabkommens seines Standes hinüber zu helfen.

Die Hauptstadt der europäischen Aristokratie, Paris, wurde die hohe Schule des Hoftons. Von diesem Zeitpunkt an trennte die Sprache die Exklusiven von den „Gemeinen" auch in Deutschland. Und von da an begann jene Sucht des Adels, sich ganz und gar von aller bürgerlichen Gesellschaft abzuschließen und so, je tiefer er sich unter die Majestät des Fürsten beugte, um so höher über die Niedrigkeit des „Volks" sich zu erheben. Als natürlichste Folge dieses diplomatischen Kunststücks drängte sich die Nothwendigkeit auf, fortan die Person und Würde des von Gottes Gnaden Regierenden ebenso hoch über das Maß alles Menschlichen hinauf zu schrauben, und wie es geschah, ist noch in der Erinnerung ein Anblick zum Erbarmen. Wenn nun selbst der Adel in der hof- und kammerjunkerlichen Vergötterung Serenissimi an der Grenze der Selbstentwürdigung angekommen war, wer wollte es den bürgerlichen Dienern des Staats, der Kirche und gar der Schule verargen, wenn sie in der That nicht mehr wußten, auf welche Weise sie im übertriebensten Wortschwall aller im Kothe kriechendsten Phrasen submissest als die allerunwürdigsten Knechte in allertiefster Ehrfurcht allerunterthänigst ersterben sollten.

Aus dieser Vergötterung der außerdem zum größten Theil geistig unbedeutenden und charakterschwachen fürstlichen Personen ging die unermeßliche Anspruchsfülle jenes Absolutismus hervor, welcher sich bis in die äußersten und untersten Glieder des staatlichen Mechanismus — denn unter der Regierungskunst begriff man damals nichts Anderes — für unantastbar hielt und jeden Zweifel an der Weisheit irgend einer behördlichen Verordnung für einen Angriff auf die fürstlichen Rechte, ja auf die Majestät selbst erklärte. Wehe dem Armen, der es damals wagte, als ein Mann aufzutreten, die Thorheit eines Beamten beim rechten Namen zu nennen, oder gar ein Wort der Wahrheit, der männlichen Ueberzeugung bis zum Fürsten selbst dringen zu lassen. Die verletzte Eitelkeit der Götterwürde hatte gegen solche Verbrecher ihr besonderes Recht, ihre besondere Strafe, ihre besonderen Mißhandlungen und für alles dies die entsprechenden Werkzeuge ihrer Rachegelüste. Denn Rache und nichts als Rache ist an den Unglücklichen verübt worden, die aus Liebe zum Volke Das anzutasten wagten, was der dienstbare Adel als des Fürsten Recht pries. Für solche adelige Selbstsucht, die vor der fürstlichen Herrschsucht im Staube kroch, mußte auch der Spielberg als Moloch dienen, und

ihm brachte der Absolutismus die zahlreichsten liberalen Opfer dar, bis er selbst dem Liberalismus zum Opfer fiel.

Darum Fluch ihm, dem Zwinguri der Völker Oesterreichs bis auf unsere Tage, Fluch ihm auf seinem öden Fels, den das Grün des Lebens flieht, und bei seinem verhaßten Anblick Fluch über den Absolutismus und seine Knechte in jedem Winkel der Erde! —

Aber du seist gesegnet, Geist der neuen, besseren Zeit, der du aus unserem Bilde sprichst. Da stehen deine Zeichen, die Zeichen, unter denen du siegst. Und wie rasch vollbrachtest du hier eine Umwandelung durch alle Klassen der menschlichen Gesellschaft!

Nicht mit dem alten Rüstzeug der Aufklärung ward dieser Fortschritt erkämpft, nicht gelehrte Theologen hatten in berühmten Kolloquien um das wahre Licht Gottes gestritten und endlich den großen Fund auf die Altäre gesteckt, damit es von da aus das ganze Leben des Volks erleuchte. Auf dieses Licht haben die Völker lange gehofft auch für dieses Leben. Aber man hat sie mit Anweisungen auf das ewige Licht des Himmels vertröstet und ließ das irdische Jammerthal große Strecken entlang immer finsterer werden. — Da sprach der Geist aus der Natur zum Menschen und zeigte ihm die Bahn zum Glück.

Der Aufschwung der Industrie gibt der früher wie unter die eiserne Zuchtruthe des Spielbergs gebeugten Stadt Brünn ein ganz neues, ein freies und männliches Ansehen. Es ist wie der Anblick eines Volks, das sich seiner verfassungsmäßigen Rechte und seiner bürgerlichen Würde bewußt zeigt. Vor dem Feuerrosse der Gleichheit, das alle Arten von Ständen, den Kronen- wie den Sackträger, mit demselben Dampf davonführt, erbleichen die alten Wappen auf den exklusiven Kutschenschlägen; an die Seite des armen Zünftlers, der mit Zittern und Zagen zu jedem „Vornehmen" hinaufblickte, tritt der Fabrikherr, der der Industrie Paläste baut, deren dampfende Thürme mit ganz anderem Stolze emporragen, als ehedem die Luginslande des Raubadels; und die Kunde von den Kräften der Natur, die dem strebenden Volke mit ihren besten Erfahrungen in seinem Tagewerk zu Hülfe eilte, auch sie erfocht Sieg um Sieg über die Liebediener der gepflegtesten Finsterniß. Darum freuen wir uns unseres Bildes und besuchen gern eine Stadt, die den richtigen Weg zu Bildung und Menschenglück betreten hat und bereits mit solchem Erfolge wandelt.

Brünn, Mährens königliche Hauptstadt, machte auf mich einen wohlthuenden Eindruck, als ich an einem schönen Frühlingstage sie zum ersten Mal begrüßte und die trüben Wolken zerstreut hatte, welche beim Anblick ihres Spielbergs mir vor die Seele aufgestiegen waren. Wer mit dem Dampfzuge vom Norden, von Prag her, zu ihr kommt, in dem wird schon eine heitere Stimmung erregt durch die liebliche und schließlich wahrhaft neckische Fahrt durch die Tunnels und Windungen des Adamsthals. Endlich erreicht er das Freie und überschaut das anmuthige Hügelland, auf dessen Kuppen ihm die grauen Bauwerke der Vorzeit, Dome und Thürme, zuerst entgegenragen. Je näher, desto moderner, desto bürgerlicher wird das Bild, desto lebendiger die Umgebung, Alles verkündet eine aufstrebende Stadt, deren Industrie längst die alten Festungsbande gesprengt hat.

Fehlt auch der Landschaft der Reiz eines imponirenderen Wasserspiegels, als wie ihn die Schwarzawa und Zittawa bieten können, so vergißt man bald das Verlangen darnach vor den Häusermassen, die, wie L. Goldhann richtig schildert, bald hier weich um die Hügel sich breiten, bald dort in gedehnter Flucht die Ebene bis zu den nächsten Bergen hin einnehmen.

Brünn besteht aus der alten eigentlichen Stadt und 14 Vorstädten. Der alte Kern ist noch mit Wall, Gräben und Basteien umgeben, welche den Spielberg mit einschließen. Hier wird Niemand einen regelmäßig angelegten Stadtbau suchen. Die Hügellage und die Festungsbestimmung widerstrebten einer solchen, und die neuere Zeit ist noch nicht dazu gekommen, durch Aufräumen und Neubauen dem Mangel abzuhelfen. Man huldigt vor der Hand ausschließlich dem Erwerb und wird dem Dienste des Schönen erst dann die nöthigen Opfer bringen, wenn das Bedürfniß mit den Mitteln dazu in gleichem Grade vorhanden sein werden. Fürstliche Zwangspflanzen der Kunst haben ja selten für das Volk eher Früchte getragen, als dieses selbst zum Genuß derselben reif war. Trotz alledem bietet das alte Brünn auch in seiner dermaligen Gestalt für Forscher und Reisende des Bemerkenswerthen genug. Zu den schönsten Zierden der Innerstadt gehört der sogenannte „Parnaß", ein Röhrbrunnen, der aus einem künstlichen Felsenbau mit verschiedenen Figurengruppen aus Sandstein besteht; dieser Brunnen gewährt namentlich zur Sommerszeit ein reizendes Bild, wenn er, von hellgrünem Schlingkraut und Rosengewinden überwuchert, hochauf seine Wasserstrahlen sendet, die niederstäubend nicht selten in allen Regenbogenstrahlen schimmern. An diesem Platze steht auch das städtische Theater- und Redoutengebäude, das reiche Landesmuseum, und die große Hauptkirche der Stadt sieht in breiten Formen von dem nahen St. Petersberge herüber. Eine zu allen Tageszeiten sehr belebte Gasse verbindet den Krautmarkt mit dem sogenannten „großen Platz", dem Mittelpunkt des städtischen Verkehrs, und in einer parallel mit jener laufenden Straße finden wir eines der ältesten Denkmäler des Ortes: das alterthümliche Rathhaus mit seinem reich dekorirten Portal und dem Wahrzeichen von Brünn, einem riesigen Lindwurm. Die bekannte Sage von diesem Ungeheuer hat sein Bild auch hier verewigt. Unmittelbar hinter dem großen Platz steht die schönste Kirche der Stadt, die von St. Jakob, ein Bau des 14. Jahrhunderts. Auf diesen Straßen und Plätzen entfaltet sich zu gewissen Tagesstunden großstädtisches Treiben des Geschäfts und des Genusses. Eines Besuchs werth ist auch der reiche Franzensberg, der mit seinen Terrassen mit herrlicher Fernsicht und mit seinen Bosketen und Parkanlagen ein wahres Musterbild dessen zeigt, was geschmackvoller Bildsinn auf beschränktem Raume zu leisten vermag. Die Aussicht vom Franzensberge beherrscht zunächst das breite Thalbett zwischen dem Spielberg und den sogenannten „rothen Bergen", welche sich jenseits der Schwarzawa, und den „gelben Bergen", welche sich diesseits derselben in schönen Windungen hinziehen; hier hat sich Altbrünn gelagert, jetzt eine tiefgelegene Vorstadt von Brünn, deren reges industrielles Leben sich durch zahlreiche Riesenschlöte, die gleich Obelisken überall aufragen, auf den ersten Blick zu erkennen gibt. Hart an den Fuß heiterer Rebhügel schmiegt sich das Königskloster, jetzt von Augustinern bewohnt.

Werfen wir auch auf die Vorstädte einen Blick. Sie bilden ohnedies gegenwärtig den Hauptheil der mährischen Landeshauptstadt, denn sie gerade prangen mit den großartigsten Etablissements der Industrie, die jetzt Brünn größer macht, als alle seine staatsbehördlichen Würden, Insassen und Vortheile. Wir nennen hier vor Allem das Ghetto Brünns, die sogenannte Krona mit ihrer prunkvollen Synagoge; ferner die „Zeil", mit palastartigen Fabrikgebäuden, und die „Neugasse", durch welche man zu dem Augarten gelangt, welcher Brünns Prater ist. Die übrigen Vorstädte wiederholen so ziemlich nur dasselbe Bild; alle zusammen aber verleihen der Stadt, wie gesagt, erst ihren heutigen Charakter: den einer Industrie- und Handelsstadt ersten Ranges.

So ungern es geschieht, so müssen wir doch noch einmal zum Spielberg zurückkehren, wenn wir die Vergangenheit Brünns nicht ganz unberücksichtigt lassen wollen. Denn dieser Herrenbau hat, sowie er topographisch gleichsam den Mittelpunkt des brünner Stadtrayons bildet, auch zu allen Zeiten mitbestimmend in die Geschicke dieser Stadt eingegriffen; er diente auch gewissermaßen als ihr düsteres Wahrzeichen, bis im Laufe schon des vorigen Jahrhunderts das industrielle Streben ihrer Bürger auf einem andern Gebiet ihr nachhaltigeren Ruhm unter den deutschen Schwesterstädten erwarb und die einst unbezwingliche Veste durch die zerstörungssüchtigen Franzosen im Jahre 1809 ihren alten gefürchteten Harnisch einbüßte.

Brünn ist sehr alt, die Zeit seiner Gründung unbekannt. Die älteste Urkunde, welche der Stadt unter ihrem slavischen Namen Brno erwähnt, datirt aus dem Ende des 9. Jahrhunderts. Schon zwei Jahrhunderte später ist sie der Sitz eigener Fürsten, ward aber bei dem innigen Zusammenhang der Länder Mähren und Böhmen häufig auch von den Schicksalen des Letztern mit erreicht. —

So sammelte Jaroslaus von Sternberg in Brünn seine Kriegsschaaren, als er zum blutigen Kampfe gegen die Tataren aufbrach; so weilte hier der ritterliche Przemysl Ottokar II., als er sich zum Entscheidungskampf gegen Rudolf von Habsburg rüstete; und Kaiser Rudolf selbst erhob Brünn bald darauf, zum Lohn für seinen feierlichen Empfang, zur freien Reichsstadt. Die späteren Fürsten fuhren in dieser Begünstigung fort, so daß Brünn schon im 14. Jahrhundert als eine starkbevölkerte, reiche und ausgezeichnete Stadt geschildert wird. Im Jahre 1364 fand hier jener glänzende Fürstenkongreß Statt, auf welchem ein Erbvereinigungsvertrag zwischen Luxemburg und Habsburg zu Stande kam und Markgraf Johann sich mit der vielgenannten Margarethe Maultasch von Tyrol vermählte. Im Jahre 1428 bestand die Stadt eine hartnäckige Belagerung der Taboriten und nahm ruhmvollen Antheil an einem Siege über Prokop und Weliko; im Jahre 1467 wurde sie abermals, weil sie sich dem Könige Matthias Corvinus von Ungarn angeschlossen hatte, von dem Böhmenkönige Georg Podiebrad, dem nur der Spielberg treu geblieben war, hart, aber ebenso vergeblich belagert. Die Blüthe kriegerischen Ruhms ging jedoch für Brünn während des dreißigjährigen Kriegs auf, wo es, unter Ludwig Raduit von Souches, im Jahre 1645 während einer sechzehnwöchentlichen Belagerung mit wahrhaft heldenmüthiger Ausdauer den Siegesmuth Torstensons und seiner tapferen Schweden zunichte machte. Ein Jahrhundert später (1742), im österreichischen Erbfolgekrieg, kamen auch die Preußen vor die Stadt, und auch diese tüchtigen Truppen zogen ohne Siegeskränze wieder ab. Während der Franzosenkriege spielte dagegen Brünn eine passive Rolle: zweimal sah es die übermüthigen Feinde durch die offenstehenden Thore ziehen, und zum letzten Abschiedsgruß sprengten sie die Vorwerke des Spielbergs in die Luft. — Der Hoffnung auf neue Kriegsehren hat Brünn damit für immer sich begeben; es strebt nach edlerem Lorbeer und hat ihn sich zuerst errungen auf der ersten londoner Welt-Industrieausstellung. Es bewies, daß es auch auf diesem Wettkampffelde keinen Gegner zu fürchten hat. Möge die brave Stadt noch viele Siegeskränze auf demselben erringen! —

F. H.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Aus dem Glarnerland.

Rechts am Westende des Wallensee's erschließt sich das Felsenthor eines kleinen, verhältnißmäßig wenig besuchten, aber an Naturschönheiten und Interessantem nichts desto weniger sehr reichen Landes. Die Linth entströmt demselben, um ihre geschiebereichen Fluthen in das Seebecken zu wälzen. Ein weiches, dunkles Grün bekleidet die Thalsohle und zu beiden Seiten steigt eine schroffe, gewaltige Gebirgswelt auf. Die engen Thalräume wimmeln von einer emsig thätigen Bevölkerung, die, weil der beschränkte Boden zu ihrer Zahl in großem Mißverhältniß steht, sich zumeist industrieller Thätigkeit hingibt.

Der heilige Fridolin, der Apostel der Thalschaft, den das Land noch heute im Wappen führt, hatte im zehnten Jahrhundert die von ihm gegründeten Kolonieen seinem Kloster Säckingen geschenkt. Das uralte Geschlecht derer von Tschudi verwaltete das Meieramt. Oesterreich aber verschaffte sich Einfluß, dann Gerechtsame und zuletzt Herrschaft über das Glarnerland, und schickte seine Ritter als Vögte desselben. Bündnisse mit den freigewordenen Waldstätten der Eidgenossen sollten nicht geduldet werden; vielmehr suchten sie die Thalleute zu Leibeigenen zu machen. Darob brach der gerechte Unwille aus. Quer durch's Thal bauten die Glarner eine Schutzmauer, deren Reste noch zu sehen sind, verbanden sich unter einander und wagten im Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht den ungleichen Kampf. Am 9. April 1388 trieben die in Eisen gewappneten Heere der Ritter das armselige Hirtenhäuflein über seine Schutzmauer zurück, und drangen mordend und sengend nach des Thales Tiefe vor. Die armen Glarner gaben den Tag für verloren. Da stießen 30 Schwyzer zu ihnen, ächte Söhne der Freiheit voll Muth und Kraft; die riefen auf's Neue zu den Waffen, stellten sich mit den gesammelten Glarnern auf und empfingen den heranziehenden Rittertroß mit einem Hagel von Steinen und Felsstücken, Schrecken und Verderben verbreitend, wie eine Lawine. Unordnung kam in die schwerfälligen Truppen und als die Vorderen zurückdrängten, warf sich die Nachhut auf die Flucht — 1700 Gewappnete lagen erschlagen am Boden. So rettete Glarus seine Unabhängigkeit.

Und dieser klassische Kampfesboden ist zugleich so reich an Majestät und Anmuth, an Gletschern und Alpen, an wilden Felsen und sanften Weiden, an rieselnden Quellen und donnernden Wasserfällen, wie kein zweiter in der Schweiz. Unser Bildchen, der Brumbach (oder Braunwaldbach), ist nur ein blindlings herausgegriffenes Stück aus dieser wundervollen Welt. Möge es den Leser einladen, dieselbe mit eigenen Augen zu schauen, wozu wir ihm als kundigsten Führer unseres Landsmannes Berlepsch neues Reisehandbuch empfehlen.

Der Brumbach, aus der Vereinigung der Gewässer der Braunwaldalp gebildet, gehört weniger den imposanten als den malerischen Wasserfällen an. Er drängt sich durch eine enge umbuschte Felsschlucht hinab und löst, eine Menge kleiner Wasserfälle bildend, sich theilweise in silbernen Staub auf. In der Nähe des reizenden Stackelberger Bades rauscht er in die Linth.

Das neue Museum in Berlin.

Die Kunst ist eine Tochter des Himmels. — Was dem Menschen vom Himmel kommt, sollte auch ein Gemeingut Aller sein. — Die schönsten Eindrücke und Erhebungen, deren die Menschenseele fähig ist — wenigstens diese sollten nicht abhängig gemacht werden vom todten Besitz, dem Gelde, dem Kapital. —

Weder im klassischen Alterthum, noch im Mittelalter war die Kunst nur für eine kleine, privilegirte Klasse da; sie durchdrang das ganze Leben und gehörte darum Allen an. Im Alterthum war der Kultus der Kunst zugleich ein Gesetz des Staates wie der Religion, im Mittelalter vereinigten sich alle Künste in der Kirche zur Verherrlichung des christlichen Gottesdienstes. Als die Reformation gegen diese Kirche und ihre äußerlichen, auf die Sinne wirkenden Hülfsmittel ankämpfte, da zerfiel auch die christliche Kunst: wie einst das Christenthum die antike Weltanschauung überwunden und in den allgemeinen Zersetzungsprozeß auch die Elemente der antiken Kunst mit hineingerissen hatte, so versuchte die Reformation inmitten des Christenthums dasselbe gegen das Kirchenthum, und die christlich germanische Kunst, aus ihm vertrieben, existirte nur noch in einzelnen Richtungen fort, ohne gemeinsames Band. Die Zeit ward arm an monumentalen Werken jeder Art, die Fürsten schmückten nur noch ihre Schlösser mit allerlei Schnörkeln und Künsteleien; die man für Kunst ausgab, und wenn sie wirkliche Kunstschätze in Gallerien und Kunstsammlungen vereinigten, so war es nur ein Luxus der Großen, an dem das Volk keinen Theil hatte.

Jetzt aber fordern wir mit Bewußtsein, was früher in unklarer Schwärmerei schon verlangt und erreicht ward: daß die Kunst da sei für alles Volk und zu ihm hinaus gehöre in's öffentliche Leben. Der Wahlspruch der Reformatoren: „Der Kelch für Alle!" er ist auch der Wahlspruch der neuen Zeit im Tempel der Kunst.

Das Mittelalter hatte sein „arbeite und bete!" dem Menschen lange genug auferlegt. Das Echo der Gegenwart ruft „arbeite und hungere!" — wenigstens wird oft genug diesem Motto gemäß gehandelt — wir aber proklamiren als Bestimmung des Menschengeschlechtes „arbeite und genieße!" — Was wir aber Genuß nennen, das ist nicht Entfesselung sinnlicher Begierden, das gilt nicht dem Thier im Menschen, es gilt dem Gott in ihm — es gilt dem ganzen Menschen. Es ist die Religion — und zwar die wahrhaft christliche — die Religion der Liebe und Freiheit, die wir predigen. Die Liebe theilt aber Alles mit Allen — auch den Genuß der Kunst.

Das neue MUSEUM
IN BERLIN

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Millionen, welche nie ihre Segnungen empfunden, denen man alle Mittel zur geistigen Bildung versagte, hat man zu stumpfen Maschinen gemacht, hat sie der höheren Menschenwürde entkleidet, daß sie kaum andere Bedürfnisse mehr kennen als die grobsinnlichen des Thieres — und jene Wenigen, welche auf hoher Stufe der Intelligenz stehen, auf deren Bildung die Kunst aber von keinem Einfluß war, sind geistig kalt und schroff geworden, weil sie nicht die Macht erkennen, die Geistiges und Leibliches zu Einem macht — welches die Kunst ist.

Es sollte darum als eine Pflicht des Staates gelten, seine Angehörigen zum Kunstgenuß zu berufen, sie durch Erziehung zu denselben zu befähigen.

Daß durch ein allgemeineres Eingehen auf die Kunst und ihre Interessen ein Volk von Dilettanten gebildet werde, das wieder nach der andern Seite hin den Ernst des Lebens und Strebens aus den Augen verlöre, ist darum noch nicht zu fürchten; daß aber von wahrer Kunstblüthe einer Zeit oder bei einem Volke nur dann die Rede sein kann, wenn sich dieselbe nicht allein in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, nicht allein in der Errichtung monumentaler Werke offenbart, sondern wenn die Gesetze der Schönheit die herrschenden sind, nicht blos in den großen Werken der Kunst, sondern in allen Erzeugnissen der Industrie, in allen Geräthen des Hauses und Handwerks, in der ganzen Umgebung des täglichen Lebens — das ist nicht zu bestreitende Wahrheit.

Ohne das allgemeine Bedürfniß nach einer künstlerischen Gestaltung des Lebens ist eine vollendete Blüthe der Kunst nicht denkbar. Erst da, wo das Auge auch in den Dingen des täglichen Verkehrs und Bedürfnisses eine schöne Form, einen lebendigen Organismus der Gestalt zu sehen verlangt und zu sehen bekommt, können wir von Kunstblüthe sprechen.

Wer für die monumentalen Werke der Kunst, mögen es antike Tempel, gothische Dome oder moderne Museen und Theater sein, das rechte Verständniß findet, um ihre Großartigkeit auf sich wirken zu lassen, aber in den eignen vier Pfählen seiner Wohnung nach keiner Schönheitslinie fragt — wer von den Harmonieen der Tonkunst wie in einen seligen Rausch sich wiegen läßt, in seiner häuslichen Einrichtung aber keine Harmonie verlangt — wer mit sachverständigem Blick große Gemälde betrachtet und als entzückter Kunstkenner vor ihnen steht, daheim aber an der Wand, auf der sein Auge täglich ruht, die in Form und Farbe geschmacklosesten Schablone erträgt, — der mag immer den Enthusiasten oder gar den Mäcen spielen für die Künste, — wir müssen zweifeln an seinem natürlichen künstlerischen Gefühl, wir können seine Kunstkennerschaft nur als etwas Angelerntes, seine Kunstliebe nur als ein Fremdartiges betrachten, das im besten Falle mühsam erworben ward, nicht aber übergegangen ist in Fleisch und Blut.

Wahre Kunstblüthe herrschte z. B. am Ausgang des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts in Nürnberg. Als im Mittelalter neben der kirchlichen Kunst, die zunächst von den Mönchen und den noch immer ihren mönchischen Ursprung festhaltenden Bauhrüderschaften ꝛc. gefördert wurde, eine Profankunst sich zu entwickeln begann, da entkeimte sie nicht eigentlich dem eigensten Leben des Volkes, sie ging aus diesem selbst hervor: die Kunst war im Mittelalter und seinem Ausgange eine Blüthe des Handwerks. Der Weg in die Kunst führte nur durch das Handwerk. Sie erwuchs zum kräftigen, blüthen- und früchtereichen Baume mitten im freien Garten, nicht als ein in engem Raum, in Scherben und unter Glas gehütetes

Pflänzchen. Es gab keine Kunstschulen, keine Akademieen. Wer Liebe zur Kunst in sich fühlte, wagte nicht, wie jetzt, daraus ohne Weiteres einen Beruf zu machen; er ging zu einem „Meister" in die Lehre und hier das Handwerksmäßige erlernend und übend, fand es sich, ob aus dem Handwerker auch ein Künstler zu werden vermochte. So finden wir in Nürnberg zu der erwähnten Zeit beide in einer Person vereinigt. So kennen wir Peter Vischer als den berühmten Meister, der ein herrliches Kunstwerk wie das Sebaldsgrab in der dortigen Sebaldskirche schuf und neben ihm noch den bronzenen Leuchter und die eiserne Lampe fertigte zum Hausgebrauch der Bürger. Nur zierliche und von künstlerischen Händen gearbeitete Geräthe forderte der Kunstsinn der nürnberger Patricier und fand sie auch vor bei allen ehrsamen Meistern der verschiedenen gerade in Blüthe stehenden Handwerke. Man begnügte sich nicht damit, Kirchen, Kapellen, Rathhaus und alle öffentlichen Gebäude im edelsten Styl von Meisterhänden erbauen und durch die Werke aller Künste schmücken zu lassen, man machte auch aus den Brunnen Kunstwerke und im Aufbau der Wohnhäuser wetteiferten die Erbauer an Kunstsinn mit einander. Noch mehr aber in ihrer innern Ausschmückung und in Allem, was man darin bedurfte: Möbel, Gefäße, Tafeln, wie Küchengeschirr, Alles mußte nicht allein seinem Zweck, sondern auch dem Styl des Ganzen und den Gesetzen der Schönheit entsprechen.

Alles das ging verloren, als spätere Zeiten die Trennung der Kunst von dem Handwerke hervorriefen. Dieselbe schreibt sich aus der eklektischen Periode des überhaupt trostlosen 17. Jahrhunderts her, welches den Grundsatz aufstellte, daß man ein Genie nach Schulregeln bilden könne und eben so seine Werke. Ein eigentliches Kunstwerk kam dabei nicht zum Vorschein, es entstanden nur die künstlichen Werke des Zopfes — der Renaissancestyl kam zur Herrschaft. Kunst und Leben geriethen mit einander in Zwiespalt, dann sogar in Feindschaft. Die Kunst riß sich los von dem Boden, der ihr früher einen sichern Anhalt gewährte, in einer gesonderten Region verschmähte sie das Handwerk, welches sie sonst hob und belebte und von dem sie selbst gestützt und getragen ward. Die Kunst verachtete den Staub des irdischen Daseins und meinte sich über das reale Leben erheben oder vielmehr ihm entschweben zu können. Dafür rächte sich andrerseits das reale Leben mit seinen Bürgern, verachtete die Künstler und leider auch die Kunst. Die Genies kamen in Mißkredit. Der Weg, der durch das Handwerk in die Kunst führte, war abgeschnitten, dem Künstler ging der Boden unter den Füßen weg und er verlor dabei noch oft sich selbst in der losgerissenen Existenz. Das Handwerk aber, dem die Kunst sich entzog, ward ohne sie zum nüchternen Bodensatz materieller Zweckmäßigkeit; Schmuck und Zierrath wurden zum leeren Spiel der Mode. Der Kunstsinn des Volkes sank. Niemand gewann bei einem solchen Zustand und Alle verloren.

Von da an war die Kunst nicht mehr da für das Volk, sondern nur für die Großen und Bevorzugten und für die Künstler selbst; nicht mehr da für das öffentliche Leben, sondern nur noch, wie schon gesagt, als ein Luxusartikel für die Fürsten und Vornehmen. Die Künstler aber kannten kein größeres Glück, als Hofmaler, Hofmusikus, Hofarchitekt u. s. w. zu werden, und sie sind in der That nicht verantwortlich zu machen für ein solches Streben, denn es fiel mit dem Streben um eine Existenz überhaupt zusammen — das Volk selbst nahm keine Notiz von ihnen, konnte keine nehmen, denn es sah nichts von ihren Leistungen, hörte höchstens nur von den Summen, welche die Fürsten für ihre Kunstliebhabereien vergeudeten, statt sie im

Interesse des Volkes zu verwenden, dem sie doch abgepreßt wurden, oder von dem oft anstößigen Leben, welches die Künstler führten, die nur darauf angewiesen waren, die Diener fürstlicher Launen und Begierden zu sein. So losgerissen von allen Beziehungen zum Volke, zum Vaterland, zu irgend einer Allgemeinheit, einem großen Ganzen, gleichsam nur der Spielball eigensinniger Einfälle der Souveräne und ohne die Möglichkeit, sich anders geltend zu machen als im Dienst gekrönter Häupter und Gönner, mußte der Künstler zu einem einseitigen, halb dünkelhaften, halb kriechenden Subjekt verkümmern, das auch kein Objekt mehr schaffen konnte. Diese Subjekte, wo sie sich unterordneten dem Zwang der Schule oder dem Geschmack ihrer Gebieter, wurden Schmeichler und Heuchler, unfähig zu irgend einer genialen That, oder wo sie sich, übermüthig gemacht durch die empfangene Gunst, zum Selbstherrschen erheben wollten, wurden sie die Beute einer maßlosen Eitelkeit, in der sie sich selbst als überirdische Wesen erschienen, die nichts gemein haben wollten mit andern Menschen überhaupt, am wenigsten aber mit dem Volke selbst, mit seinen Anschauungen, seiner Moral u. s. w. Ueber dies Alles fühlten sie sich erhaben. So entstanden eben jene „Genies", die diesen Namen selbst so in Verruf brachten, daß noch das jetzige Geschlecht darunter zu leiden und gegen unselige Vorurtheile zu kämpfen hat. —

Wenn wir auch bei einem aufmerksamen Blick auf die *Kunstzustände der Gegenwart* und auf das, was von den einzelnen Künsten in neuester Zeit geleistet und erstrebt worden ist, noch manche Abwege bemerken und die eigentliche Mission der Kunst: das ganze Leben des Volkes zu durchdringen und zu verklären, noch nirgends vollständig erfüllt gewahren, so gelangen wir doch zu dem erfreulichen Resultate, daß wir selbst da, wo das von uns gestellte Verlangen weder den Künstlern, noch den Staatslenkern zum vollständigen Bewußtsein gekommen ist, dennoch die Kunst der Gegenwart auf dem Wege erblicken, der endlich zu dem uns vorschwebenden Ziele führen muß.

Ueberall bemerken wir ein rüstiges Vorwärtsstreben, aus den Banden veralteter Traditionen heraus durch neue Anschauungen zu neuen Formen zu kommen, den Kreis der Darstellung zu erweitern, das Dargestellte zu durchdringen mit der Weihe des Gedankens, der im modernen Bewußtsein wurzelt, so wie es gleichzeitig zu kleiden in das Gewand der Zeit, in der es erscheint.

Ueberall bemerken wir auch Annäherungen des Handwerkes und der Industrie an die Kunst zu gemeinschaftlichem Wirken, überall auch von Seiten des Staates hierauf bezügliche Unterstützungen, wobei auch die schon erwähnte Errichtung von Museen und deren unentgeltliche Oeffnung für das Publikum ein sehr wesentliches Moment ist. Aber *weiter* dürfen unsere Hoffnungen und Ansprüche noch nicht gehen, wir dürfen noch nicht verlangen, daß *jede* Kunst als ein Kleinod für das Volk vom Staate gepflegt und dem Volke zugebracht werde.

Allerdings würde man in einer Zeit, wo so manche Staaten schon ihre Steuerkraft überspannen und nur noch vermittelst Anlehen ihre Budgets befriedigen, eine solche Zumuthung an die Staatskassen nur lächerlich finden. Wenn aber eine Zeit kommen wird, wo freie Völker friedlich neben einander wohnen, wo die stehenden Heere und die hohen Civillisten und Apanagen zu einem Märchen vergangener Tage geworden, wo es also möglich wird, daß an die Stelle des nimmersatten *Militärbudgets* ein *Kunstbudget* tritt, dann wird es auch zu erreichen sein, daß ein glücklicheres Geschlecht das graue Alterthum nicht mehr um ein Leben der Schönheit und Erhebung zu beneiden braucht, das es sich selbst nicht nur zurückerobert, sondern auch würdiger und auf edlerer Basis gestaltet hat. —

Müssen wir deshalb in der Erbauung von Museen für unsere vaterländischen Kunstschätze, für historische Erinnerungen und die Resultate des Gewerbfleißes und der Wissenschaft eine edle Aufgabe der Gegenwart erkennen, so wenden wir uns um so lieber zu der Betrachtung eines monumentalen Werkes der Neuzeit, das durch die Bereitwilligkeit, mit der es Allen und Jedem seine Hallen öffnet, unsere Beachtung vorzugsweise verdient.

Das neue Museum Berlins ist eines der schönsten Gebäude Berlins. Der Bau, antiken Styls, nach einem Plan Stülers, ward 1843 begonnen. Seine Länge beträgt 337 Fuß, seine Höhe 75 Fuß, die Tiefe 728 Fuß. Ueber dem an der vorderen Façade der ganzen Länge nach von Säulen getragenen Gebäude erhebt sich ein Mittelbau, der das Treppenhaus enthält und als 25 Fuß hoher Aufsatz, das Ganze überragend, demselben einen theilweise modernen Charakter gibt. Im Innern tragen Säulen, theils aus Marmor, theils aus Gußeisen, die gewölbten Decken der Säle.

Im ersten Geschoß befindet sich das Museum nordischer Alterthümer und das ägyptische Museum (der Gräbersaal mit den Mumien und der mythologische Saal). Im oberen Stock sind die dem königlichen Schloß entnommenen ethnographischen Sammlungen, die Kunstkammer und die Sammlung vaterländischer Alterthümer, außerdem noch das Kupferstichkabinet.

Welch hohen Werth auch alle diese Sammlungen besitzen und welches Interesse sie für den Freund der Alterthümer, der Kulturgeschichte u. s. w. wie für den flüchtigen Beschauer bieten: der Freund der modernen Kunst wendet sich am liebsten und längsten dem neuen Kunstwerk zu, das Wilhelm von Kaulbach in den Fresken des Treppenhauses geschaffen und das auch für den Freund der Geschichte wie der Philosophie kein geringeres Interesse bietet. Denn in großen Scenen, wie: die Zerstörung Jerusalems, Homer und die Griechen, die Hunnenschlacht, die Kreuzzüge, das Reformationszeitalter, und in Einzelgestalten großer Männer und allegorischer Figuren, wie in einer humoristischen Trias ist die ganze moderne Weltanschauung der Menschheitsentwickelung zur fesselndsten Darstellung gebracht.

So sehen wir hier in diesen Freskogemälden Kaulbachs, aus einer bewußten Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus, Kunstwerke hervorgegangen, die geboren sind aus der geistigen Entwickelung unserer Zeit, Kunstwerke, wie sie in einer früheren Zeit zu schaffen gar nicht möglich gewesen wäre und die, frisch aus der Gegenwart erblüht, weit in die Zukunft hineinragen, und, wenn jetzt noch nicht von der Gesammtheit des Volkes verstanden, doch gewiß einst die Mission erfüllen werden, es wie durch eine hohe Offenbarung über sich selbst aufzuklären und mit zum Kunstgenuß zu berufen.

L. O.

Digitized by Google

Wilhelmsthal.

Von der Hohen Sonne, einem von Eisenachs Bewohnern vielbesuchten Jagd- und Wirthshaus, gelangt man nach sieben Minuten geringen Aufsteigens auf den Gipfel des Hirschsteins, der nur nach Süden hin in das buchenbewaldete Thal des sogenannten Beckengeheges steil und felsig abfällt und durch eine mit einer Bank umgebene Eiche, zur Rechten derselben eine Wetterfahne, bezeichnet ist. Von diesem Punkte aus eröffnet sich eine der umfassendsten und anmuthigsten Aus- und Rundsichten Thüringens. Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf den frischen Wäldern, wandert entzückt von Bergkuppe zu Bergkuppe, die wie ein riesenhafter Kranz das Rundbild einrahmen, oder versenkt sich träumerisch in die lieblichen Thäler. Einen der reizendsten Anziehungspunkte für das Auge bilden aber die in der Thaltiefe freundlich und friedlich zu des Beschauers Füßen liegenden, weißen Lustschlösser und grünen Wiesenmatten des Wilhelmsthales nebst dem blinkenden Wasserspiegel des Sees, und man wird gern den Weg, den sogenannten Prinzessinstieg, einschlagen, der links vom Hirschstein nach diesem weißschimmernden Complex von Gebäuden hinunterführt.

Das vom Herzoge Wilhelm von Eisenach erbaute Lust- und Jagdschloß Wilhelmsthal zeichnet sich allerdings, die reizenden Umgebungen und den wohlgepflegten Park abgerechnet, an sich durch nichts Besonderes vor vielen ähnlichen Jagdschlössern Deutschlands und selbst Thüringens aus. Aber es knüpfen sich daran Erinnerungen an eins der seltensten und herrlichsten Freundschaftsbündnisse, welche je bestanden haben, Erinnerungen, welche Wilhelmsthal dem Herzen jedes pietät- und gemüthvollen Deutschen lieb und theuer machen müssen. Hier nämlich weilten oft und wiederholt Herzog Karl August und Goethe, und hier, entfernt von dem Zwange der Hofetiquette, mag auch zwischen beiden das traute Du erklungen sein, dessen sie sich, namentlich in frühern Jahren, in Stunden innigen Beieinanderseins unter vier Augen gern bedienten.

Seines Aufenthalts in Wilhelmsthal finden wir in Goethe's Briefen mehrmals gedacht; das erstemal freilich nicht in sehr zufriedener Stimmung. Im December 1781 hielt Karl August in den Umgebungen Eisenachs große Jagd, welche drei Wochen dauerte. Goethe besuchte ihn in Wilhelmsthal, und von hier aus schreibt er am 12. December an seine Freundin, die Frau von Stein: „Ich bin nun hier in Wilhelmsthal und will und muß abwarten, was geschieht. Heute früh wollt' ich fort, dann aber ging's nicht, und es wäre eine Unschicklichkeit gewesen, wenn ich gegangen wäre. Der Herzog thut etwas Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden. Die Andern

spielen alle ihre Rollen. Ich lasse mich als Gast traktiren und lasse mir als einem Fremden klagen; es geht nichts besser und nichts schlimmer als sonst, außer daß der Herzog nicht mehr weiß, was er will, wenn er nur was Bessers wollte. Sein Unglück ist, daß ihm zu Hause nicht wohl ist; denn er mag gerne Hof haben." Und am 13. fährt er fort: „Morgen geht's auf die Jagd, und ich hoffe loszukommen. Auf den Sonntag (den 16.) gibt der Herzog ein Gastmahl, um dem Vater im Himmel auch einmal gleich zu werden, nur mit dem Unterschied, daß die Gäste von den Zäumen gleich anfangs mit auf dem Fourierzettel stehen. Des Hin- und Wiederfahrens, Schleppens, Reitens, Laufens ist keine Rast. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt, und am Ende geschieht Alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist, und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben; da es aber nur auf ein paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und einen leeren Beutel abgesehen ist, so hab' ich nichts damit zu schaffen. Außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke". Er schrieb damals nämlich gerade am „Egmont." Goethe war bekanntlich von diesen kostspieligen Jagdvergnügungen kein Freund; er glaubte, daß die darauf verwandten Ausgaben in keinem Verhältniß zu den Vergnügen selbst stünden und daß sie, statt auf Jagdhunde und Jägerburschen, besser und nützlicher auf Kunst und Wissenschaft und gemeinnützige Anstalten verwandt werden könnten. Ein so tumultuarisches Leben, wie es damals gerade in Wilhelmsthal, das ohnehin um jene Jahreszeit seiner größten Reize entkleidet ist, in sinnverwirrender Weise herrschte, behagte dem auf ein mehr innerliches Leben angewiesenen Dichter nicht. Und wie geräuschvoll es herging, geht aus dem Umstande hervor, daß an verschiedenen Tagen an Herren und Damen über hundert Personen gespeist wurden. Auch der Herzog selbst scheint von seinem damaligen Aufenthalt in Wilhelmsthal nicht sehr erbaut gewesen zu sein; denn er klagt in einem aus Wilhelmsthal am 24. December an Knebel gerichteten Briefe: „Da der Mangel des Schnees die Jagd verdarb und die fürstlichen, gräflichen und adligen Visiten wie auf einem Concilio ab- und zugingen, so waren diese Tage in Unruhe und der Zeitvertreib in ermüdende Langeweile oft verwandelt."

Ein späterer Aufenthalt beider Freunde in Wilhelmsthal, im Juni 1783, dagegen gewährte ihnen größere innere Befriedigung, hatte namentlich für den Herzog segensreiche Folgen und scheint sonst einen Wendepunkt in seinem Leben zu bezeichnen. Zwar die Veranlassung zu diesem Aufenthalt war ärgerlich genug. Prinz Konstantin, der eben von London zurückgekehrt war, war nicht allein gekommen; er hatte eine englische Geliebte mitgebracht und dadurch den Hof in Weimar in große Verlegenheit gesetzt. Man beschloß, die Engländerin nach Markfuhl an der weimarschen Grenze zu bringen, den Prinzen aber nach Wilhelmsthal kommen zu lassen, um dessen verwickelte Angelegenheiten thunlichst zu ordnen. Am 16. Juni meldet Goethe: „Wir sind in Wilhelmsthal. Ludecus ist schon seit Sonnabend angelangt; es ist Montag um halb 12 Uhr, und der Prinz noch nicht da. Was Ludecus erzählt, läßt sich nicht armseliger denken". Und gerade in diesen Tagen, wo es sich um eine so peinliche Sache handelte, scheint der Verkehr zwischen Goethe und dem Herzog ein sehr inniger und herzlicher gewesen zu sein; beide scheinen die wichtigsten Angelegenheiten besprochen und Goethe die durch das ärgerliche Treiben des übrigens genial begabten Prinzen erweckte Stimmung des Herzogs benutzt zu haben, um ihn durch gemäßigte Vorstellungen auf seine höheren Regentenpflichten aufmerksam zu machen. Denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich das weimarsche Hofleben bis dahin in einem Kreise von Vergnügungen und Zerstreuungen bewegt hatte, die zwar einen gewissen genialen Anstrich trugen,

aber zum großen Theil doch auch eben so hohl, leer, zersplitternd, als geräuschvoll und für das Land höchst kostspielig waren. Goethe hatte allerdings im ersten Rausche seines neuen Verhältnisses, vielleicht auch um auf diesem Wege den herzoglichen Freund mehr in seine Gewalt zu bekommen, sich an diesen Zerstreuungen lebhaft betheiligt, sie aber auch durch alle Hilfsmittel der Poesie und Kunst möglichst zu veredeln gesucht. Aber bald ging es ihm wie seinem Faust: er wurde dieses lustigen Lebens, das ihn seinem Genius untreu zu machen drohte, bald satt, und um die Zeit des wilhelmsthaler Aufenthalts im Jahre 1783 hatte er sich bereits, so viel er konnte, davon zurückgezogen. Hier in Wilhelmsthal nun scheinen auch dem Herzoge über das Nichtige, ja Gefährliche dieses Treibens, dessen verderbliche Folgen nun auch in den Extravaganzen des Prinzen Konstantin zu Tage traten, die Augen aufgegangen zu sein. Denn Goethe schrieb weiter aus Wilhelmsthal: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; wir haben über viele Dinge gar gut gesprochen: es klärt sich Vieles in ihm auf; er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden.“

Karl August hatte es sicherlich nicht zu bereuen, wenn er sich über alle engherzigen, bureaukratischen Rücksichten hinwegsetzend, gerade den jungen Goethe zu seinem Vertrauten und Rathgeber wählte. Ein schrofferer Geist als Goethe würde niemals den wohlthätigen Einfluß auf ihn gewonnen haben, den Goethe allmälig auf ihn auszuüben wußte. Karl August sah mit richtigem Instinkt voraus, was Goethe ihm sein und werden würde; das bezeugt u. A. die denkwürdige Erklärung, die er bei der Ausfertigung des Anstellungsdekrets für Goethe zu den Akten gab und in der es heißt: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhms, nicht um des Beifalles der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen zu rechtfertigen.“

Erst in den letzten Jahren ist es durch die eifrige Nachforschung in den weimarschen Archiven immer mehr zu Tage gekommen, wie wohlthätig und folgenreich Goethe's Wirken für das Land Weimar gewesen ist. Viel hat seinem Rufe sein späteres ironisch abweisendes Auftreten gegen die weimarschen Landstände geschadet; aber Goethe gehörte einer ganz andern Bildungsperiode an, konnte sich in den konstitutionellen Formen in seinem Alter nicht zurechtfinden und durfte sich außerdem mit Recht sagen, daß auch ohne ständische Mitwirkung das weimarsche Land bisher gut verwaltet worden sei. Durch seine Fürsorge erhoben sich die Universität Jena und das weimarsche Theater zur höchsten Blüthe, die sie jemals gehabt; er that, was er den beschränkten Mitteln des Landes gemäß nur immer thun konnte, für die Unterstützung künstlerischer Talente und junger Gelehrten, für die Hebung der Künste, namentlich durch Einrichtung und Förderung von Kunstausstellungen, für musikalische Aufführungen und für alle übrigen wissenschaftlichen und artistischen Anstalten des Landes; er sorgte in eingehendster Weise für den Bergbau, für Verbesserungen im Schul-, Bau- und Straßenwesen bis auf die Löschanstalten herab; obgleich Dichter, unterzog er sich den prosaischsten Geschäften und ließ sich keine Vernachlässigung der ihm durch seine Stellung auferlegten Pflichten zu Schulden kommen. Den Sitzungen des geheimen Konseils wohnte er so regelmäßig bei, daß er sich rühmen durfte, dieselben nur in Krankheits- und andern unabweislichen Verhinderungsfällen versäumt zu haben. Sein Umblick war der universellste, seine Arbeitskraft ungeheuer; aber freilich stieß er bei den Rittern vom Aktentisch dadurch an, daß er den gewöhnlichen pedantischen

Schneckengang des bureaukratischen Schlendrians verschmähte. Toleranz und Humanität waren die Prinzipien, die ihm vorleuchteten; aber bei allem Respekt vor den Höchstgestellten duldete er keinen Eingriff in sein persönliches Recht. Mehr als man gemeinhin glaubt, zeigte er gerade für die niedrigste Menschenklasse als diejenige, „die vor der Gottheit durchaus nicht die geringste sei", den ausdauerndsten Eifer, und keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, um seinem herzoglichen Freunde dieselbe Theilnahme für den gemeinen Mann einzuflößen. Das, worin er gefehlt und worin er sich schwach gezeigt, verschwindet immer mehr vor den großen Resultaten seines praktischen Wirkens, je mehr man dieses kennen lernt. Zwei verwandtere Naturen als Karl August und Goethe in Bezug auf Gesinnung waren, haben wohl niemals gemeinsam einen Staat verwaltet; an ihre Namen knüpft sich die glänzendste Periode des weimarschen Landes. Und dieses so seltenen und herrlichen Freundschaftsbündnisses möge ehrfurchtsvoll gedenken, wer Wilhelmsthal, diese weiße Perle in smaragdgrüner Einfassung, vom Hirschstein erblickt oder in seinen Gemächern und Parkanlagen umherwandelt.

Helgoland.

Die Insel Helgoland, das deutsche Capri, wie man sie wohl nennen könnte, wenn ihr nicht in der Nähe ein Neapel und ein Vesuv und andere italienische Herrlichkeiten fehlten, ist für das größere deutsche Publikum erst im Laufe dieses Jahrhunderts, um so zu sagen, entdeckt worden, genau gesagt im Jahre 1826, wo auf Betrieb des schon seit Jahren für diese Idee rastlos thätigen Schiffbauers Jakob Andresen-Siemens endlich das Seebad eröffnet wurde, und zwar nur mit vier Badekarren auf der Düne und zwei am Strande des Unterlandes. Helgoland gehört somit zu den jüngsten Seebädern; denn die Seebäder von Dobberan (schon 1794 errichtet und somit das erste deutsche Seebad), Norderney (1797), Travemünde, Wangerooge, Kuxhaven, Putbus, Zoppot, Warnemünde, Kiel, Swinemünde u. s. w. wurden schon früher gegründet und nur das reizende Heringsdorf und einige andere Anstalten, die aber nicht viel mehr als bloße kleine Ortseinrichtungen geblieben sind, haben ein späteres Geburtsjahr. Ehe das Seebad gegründet war, wußte man von dieser Insel und ihren eigenthümlichen Reizen im Allgemeinen wenig in Deutschland, und außer einigen Geographen hatte bis dahin noch kaum Jemand über dieses einsam aus der Nordsee hervorragende Felseneiland geschrieben.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Seit Errichtung des Seebades, namentlich aber seit der Herstellung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung mit Hamburg ist dieses Eiland oder, wie man es fast nennen möchte, dieser meerumspülte Felsenblock einer der beliebtesten und besuchtesten Rendezvousplätze für Bade- wie für Vergnügungsreisende aus allen Theilen Deutschlands geworden; ja die Insel hat es durch die eigenthümlichen Vorzüge ihrer Lage, ihrer Formation und ihres Bades zu einem europäischen Rufe gebracht. Dichter haben sie, ihre Bewohner und Bewohnerinnen besungen, Touristen sie in unzähligen Feuilletonartikeln, Skizzen und Büchern geschildert, Novellisten Stoffe daher entlehnt, Maler ihre grotesken Schönheiten oder die nationalen Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner als Motive benutzt und selbst dramatische Dichter haben Scenen aus dem helgolander Volksleben für die Bühne verarbeitet. Man möchte fast sagen, es sei eine Ehrensache für einen gebildeten Deutschen geworden, auch einmal in Helgoland gewesen zu sein, um mitsprechen zu können; und wer Helgoland nicht besucht hat, der kennt wenigstens sein Aussehen und seine Gestalt aus einer der zahlreich vorhandenen Abbildungen oder er wird es jetzt aus der dem „Universum" einverleibten kennen lernen. Im Sommer 1828 waren nur etwa 200, im Jahre 1831 kaum einige Badegäste mehr auf der Insel, aber seit 1833 etwa stieg der Besuch enorm und zwar von Jahr zu Jahr, um die Mitte der 50ger Jahre bereits bis auf 3000 Personen. Man kann fast sagen, daß Helgoland während der Badesaison (die vom 15. Juni bis zum 1. Oktober reicht) nicht im Besitz seiner ursprünglichen Bewohner, sondern im Besitz der Fremden ist, ähnlich wie Leipzig zur Zeit der Messe, wo die städtische Bevölkerung vor dem Fremdengewühl beinahe verschwindet, an den öffentlichen Orten zurücktritt und ihre Launen und Gewohnheiten denen der Fremden opfern muß. Hier wie dort geht es dann wie in eroberten Ortschaften zu, in denen die fremden Eroberer in rücksichtsloser Weise die Herren spielen; aber hier wie dort rächen sich die Bevölkerungen an den Eroberern in gleicher Weise, in Leipzig durch die berüchtigten Meßpreise für Gewölbe, Wohnungen, Lebensmittel, Dienstleistungen u. s. w. und in Helgoland durch ähnliche Fremdensteuern, die darauf berechnet sind, die Gäste möglichst auszusaugen. So kommt es denn, daß es gegenwärtig wohl wenige Papiere geben mag, die so einträglich sind, als die helgolander Badeaktien. Ihre Besitzer bezogen jährlich das Alterum tantum ihres Kapitals, im Jahre 1852 sogar 110 Procent, trotz einer hohen Abgabe an die Landschaft.

Für Diejenigen, welche Helgoland wirklich nur aus Gesundheitsrücksichten besuchen, bietet die Insel allerdings wesentliche Vorzüge vor den übrigen Nordsee- und mehr noch vor den Ostseebädern; denn so frisch und unvermischt als hier strömt nirgends Luft und Flut von allen Seiten und zu allen Zeiten heran. Ostende, Scheveningen, Dobberan, Swinemünde u. s. w. liegen ganz am festen Lande; Nordernei hängt fast damit zusammen, und selbst Wangeroge und Föhr sind den Küsten so nahe, daß daselbst theilweise nicht viel mehr als Landwinde wehen. Helgoland aber ist nach allen Richtungen über 7 Meilen vom Festlande und seinen Strommündungen entfernt; das Oberland erhebt sich über 200 Fuß, so daß man hier Höhen- und Meeresluft zugleich athmet; und der geringe Umfang der Insel (1 Stunde) und der eben abgeflachte Boden gestatten, daß Luft- und Wasserhauch frei und ungehindert über die Insel streicht. Wer aber das öftere Ersteigen der auf das Oberland führenden 195 Treppenstufen scheuen sollte, dem bietet das mit 50—60 Häusern, Gasthöfen u. s. w. besetzte Unterland, ein etwa 1000 Schritte langes Vorland, bequeme Unterkunft.

Auch daß der Badeplatz auf der Sanddüne eine kleine Seefahrt von viertel- bis halbstündiger Dauer erforderlich macht, hat gewisse Vorzüge. Diese kleine Tour,

eine bloße Spazierfahrt, bringt täglich eine zwar nothgedrungene, aber angenehme Abwechselung in das Badeleben; man genießt den heilsamen Geruch der See unmittelbar; man macht nirgends leichter Bekanntschaften als auf einer solchen Ueberfahrt; auch will man behaupten, daß selbst die schaukelnde Bewegung des Boots ihr Gutes haben soll. Endlich, wenn einmal die See etwas hoch geht, wenn die Boote hüpfend auf- und niederschießen, wenn beim Anlanden und Abstoßen die anprallende Brandung zischend darüber hinschäumt und Alles schreiend und benäßt durch einander fliegt, da müßte es doch, meint Oetker, wunderlich hergehen, „wenn nicht auch für den finstersten Grimmbart ein Stück Heiterkeit abfiele.“ Die Düne gewährt ferner den Vorzug, daß an verschiedenen Stellen, zu Westen und Osten derselben, gebadet werden kann und daß deshalb auch der Wellenschlag im Ganzen besser ist als zu Nordernei, Wangeroge und an andern Orten, wo, der Wind mag wehen von wannen er will, der Platz immer derselbe bleibt.

Wer nun aber Liebhaber großartiger Naturscenen ist und hauptsächlich dieserhalb Helgoland besucht, wer namentlich das Meer in seiner Größe und ein Stück Seemannsleben kennen lernen will, der wird auf Helgoland volle Befriedigung finden. Es gewährt schon einen hohen Genuß, auf einer hochragenden, rasch durch- und umschrittenen, rings von einem Meere oceanischen Charakters umrauschten Felseninsel zu weilen. Dieses Gefühl ist für den Binnenländer einzig in seiner Art, beranschend, erhebend. Schon am Tage und bei stillem Wetter wird man nicht müde, diese selbst in ihrer Einförmigkeit großartige, die Vorstellung des Unendlichen, Raumlosen erweckende Wassermasse und die auf ihrer Oberfläche vorgehenden, rasch wechselnden Farbenspiele zu beobachten. Denn von oben gesehen, spielt die ausgebreitete Fläche bei der geringsten Luftbewegung aus einer Farbe in die andere. Bald geht die Wasserfläche vom Smaragdgrün in's Blaugrüne und entschiedenste Blau über, bald füllt es, den Grund halbdurchschimmern lassend, in's Violette, Röthliche, Braune, Gelbe und wieder in seine Lokalfarbe, das Grüne zurück. Bei klarem, ruhigem Himmel und bei Windstille sieht es grünlich-blau aus, und unter der Sonne spielen dann tausende von kleinen Glanzpunkten wie in einem silberdurchwirkten Teppich durcheinander. Wie ganz anders dagegen zeigt sich das Meer, wenn der Sturm darüber hinfährt und das Wasser in seinen Tiefen aufwühlt! Da nimmt es alsbald eine dunkelgrüne, oft beinahe schwarze Farbe an, auf welcher sich die weißen Wellenköpfe und Schaumkämme scharf abzeichnen. Dauert der Sturm lange und treibt er die Wellen höher und höher, so überstürzen sich diese endlich wie in Verzweiflung, der Sturm reißt dann den Schaum mit der dünnen Wassermasse ab und treibt ihn in der Luft vor sich her, woraus sich endlich eine fliegende Wassermasse von entsetzlicher Gewalt bildet, die der Seemann Sturzsee nennt und in der die Mannschaft manches Schiffs ihren Tod findet. Um so lieblicher erscheint das Meer bei heiterem Sonnenuntergang, wenn sich die Sonne in der breiten, prächtigen Feuersäule wiederspiegelt, die sich dann über die Fläche legt, oder bei Aufgang des Mondes. Hat sich dessen Scheibe ein Stück über die See erhoben, so kommen erst zwei, drei einzelne Glanzpunkte im Wasser zum Vorschein, dann zwanzig, dreißig, und dann plötzlich eine lange, sich bis zum Vordergrunde ausdehnende Glanzsäule. Je höher der Mond emporsteigt, desto mehr zieht sich der glänzende Streifen wieder zusammen, bis er im Vordergrunde nur noch einen Kranz von spielenden Glanzkugeln bildet, während sich auf der fernen See, wo die Bewegung stärker ist, ein langer, breiter Silberstreifen zeigt. Die zauberhafteste Wirkung aber übt auf das Auge des Beschauers die bisweilen in warmen August- und Septembernächten vorkommende Erscheinung

jenes phosphorartigen Lichtes, welches nach jetziger Annahme von Millionen kleiner mikroskopischer Thiere herrührt und unter dem Namen „Meerleuchten" bekannt ist. Dann scheinen die Köpfe der sich überschlagenden Wellen zu glühen; hindurchfahrende Boote, die Riemen, womit der Bootsführer rudert, schwimmende Fische lassen lange Feuerstreifen wie erstorbende Raketen hinter sich, hineingeworfene Steine bilden auf ihrem Wege nach dem Grunde einen Kometenschweif, die eingetauchte Hand zeigt hier und da Funken und bei ruhigem Wetter kann man mit einem Stocke sogar kurze Namen leserlich im Wasser schreiben. Um die Düne bilden die Wellen einen förmlichen Farbenkranz, und man kann ganze Stunden dort stehen, um zuzusehen, wie die Meereswellen Millionen von Diamanten, die, kaum erglommen, wieder durch neue ersetzt werden, unaufhörlich auf den Strand schütten.

Außer ihren Aussichtspunkten auf das Meer bietet die Insel in ihren grotesken Felsgebilden und Grotten Gegenstände des Interesses, namentlich die hohe Westseite mit ihren in wunderbar bizarre Formen zerrissenen Felswänden, ihren freistehenden, gewaltigen Klippen und ihren weiten Felsbogen, unter welchen die Brandung tobt und die schönsten Ansichten sich darbieten. Besonders pittoresk sind die Grotten oder Felsthore Möhrmersgrott und Junggrott, unter den Klippen und Felsen der Dürstein, der Predigtstuhl, der Pastor und seine Frau, die Nordspitze, der Fels Hoyshörn, der Mönch, d. h. der jetzt noch also genannte Felskegel, denn der eigentliche Mönch ist schon lange von den Wellen zertrümmert und allmälig bis zu einem kleinen runden Stein abgespült worden, der sich zur Ebbezeit aus dem Wasser erhebt. Auch die Felsklippe, der Hengst, ist im Jahre 1859 vollständig eingestürzt, nachdem er schon 1851 größtentheils zusammengebrochen war. In einer Reihe von freilich nicht berechenbaren Jahren werden auch die noch vorhandenen Klippen und Felsthore eingestürzt sein oder doch eine sehr veränderte Gestalt angenommen haben, während das Meer dann vielleicht neue Grotten und Höhlungen ausgespült haben wird. Im Möhrmersgrott lange Spaziergänge vorzunehmen, ist schon jetzt bedenklich, indem von Zeit zu Zeit Felsstücke von zwei- bis dreihundert Pfund von der Wölbung sich abbröckeln. Eine Spazierfahrt um die Insel, um diese Höhlen und Klippen in der Nähe anzusehen, gehört unstreitig zu den angenehmsten Unterhaltungen. Ein höchst interessantes Schauspiel gewährt die Grottenbeleuchtung, welche gewöhnlich im August einige Male veranstaltet wird. Man zündet nämlich in den geräumigsten Grotten zu diesem Zwecke große Feuer an, während die Badegesellschaft in den Booten versammelt ist, auf denen hier und da kleine Privatfeuerwerke abgebrannt werden. Im Reflex der Lustfeuer gestalten sich dann an den Wänden und Decken der Höhlen die phantastischsten und abenteuerlichsten Schattenbilder; von besonders schöner Wirkung ist aber der Anblick bei Mondschein, wo das rothe, prasselnde Feuer einen herrlichen Gegensatz an dem ruhigen, blassen Lichte des Mondes findet.

Für Fremde von Naturgenüssen ist mithin auf Helgoland aufs reichlichste gesorgt; aber auch Freunde geselliger Unterhaltung werden keineswegs leer ausgehen. Der Verkehr ist äußerst ungezwungen, heiterer Laune und dem Belieben den weitesten Spielraum gewährend; auf Helgoland besteht keine Tischordnung; die Badedirektion hat sich auf wenige und dabei nicht lästige Vorschriften beschränkt, und auch diese wenigen bleiben meist unbeachtet. Für Zeitungsleser, Tanz-, Eß-, Trink- und selbst Spiellustige ist im Konversationshaus, welches sich im Unterlande befindet und erst jüngst einen zweckmäßigen Umbau erfahren hat, zur Genüge ge-

sorgt; auf dem Oberlande besucht man gern einen Tanzsalon in der Leuchtthurmstraße, „Das grüne Wasser“ genannt, namentlich um den Nationaltänzen der Helgoländer zuzusehen; und auf der Düne oder der Sandinsel erquickt nach genommenem Seebade ein gutes Frühstück, das man im Pavillon einnimmt.

Einen Hauptbeschwerdepunkt der Fremden, welchem aber nun einmal nicht abzuhelfen ist, bildet die Baum- und Schattenlosigkeit der Insel. Auf der Düne oder Sandinsel wird man freilich keine Vegetation suchen wollen; hier findet man nur Sandhafer, der aber für die Düne von großer Wichtigkeit ist, weil er mit seinen Wurzeln die Sandhügel, aus denen die Düne zum größten Theil besteht, derartig durchwächst, daß ihnen die Stürme nicht leicht Abbruch thun können. Aber auch die eigentliche Insel ist auf ihrer Oberfläche völlig baum- und strauchlos. Nur im unmittelbaren Schutze der Gebäude und Planken kommen Obstbäume, darunter sogar ein schwarzer Maulbeerbaum und ein Birnbaum, Beerengesträuche, Linden, (letztere am Fuß der Treppe) Pappeln, Weiden 2c. vor. Strebt auch einmal eine Pappel über die Firste der Dächer hinaus, so stirbt ihre Spitze meist gleich nach dem nächsten heftigen Sturme ab. Die Gewalt der Stürme ist so groß auf dieser ihnen von allen Seiten ausgesetzten Insel, daß die Baumzweige und selbst Korn- und Kartoffelstengel, welche davon getroffen werden, im innersten Leben geknickt, welken und verdorren. Mit grausamer Ironie auf diese Baumlosigkeit der Insel hat man eine Kunststraße, welche durch Kartoffelfelder führt und die ganze Insel durchschneidet, die Kartoffelallee genannt. Mit der Thierwelt ist es auf Helgoland eben so dürftig bestellt; Vögel, welche Bäume zum Nisten und zum Aufenthalt brauchen, findet man dort begreiflicherweise nicht; inzwischen unterhalten die Bewohner ein paar hundert Schafe, und der Gouverneur, außer einem Hühnerhofe, sogar eine Kuh. Der Jagdliebhaber preist sich glücklich, einmal auf der Düne ein paar Möven oder gar auf den sogenannten Seehundsklippen (einer in nordöstlicher Richtung von der Insel liegenden Gruppe Riffs) einen Seehund zu erlegen. Bedeutend dagegen ist die Fischerei im Meer, namentlich der Schellfisch- und der Makrelenfang und die Hummern- und Austernfischerei, welche letztere um die Mitte September mit einer Art Festlichkeit eröffnet wird, indem bei ruhiger See die ganze Gesellschaft nach der Bank fährt und das Geschäft beginnt.

Es läßt sich aber nicht viel über Helgoland schreiben, ohne gleichzeitig seiner menschlichen Bewohner, der vielgenannten Helgoländer und Helgoländerinnen zu gedenken. Diese, dem friesischen Volksstamm angehörig und einen eigenthümlichen Dialekt sprechend, wohnen theils im Unterlande, theils und hauptsächlich auf dem Oberlande, hier in einem Complex von etwa viertehalbhundert Häusern und Häuschen, welche auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind und enge Gassen bilden, die aber zum Theil sehr stattliche Namen tragen. Die Männer sind im Ganzen hochgewachsen und kräftig, mit oft gebräunten und sturmdurchwetterten Zügen, die den ältern Männern ein charakteristisches, die Aufmerksamkeit auf sich ziehendes Gepräge ertheilen. Ihr Auftreten ist ernst, zurückhaltend, gemessen; der Helgoländer ist eben eine Art Amphibie und entwickelt zumeist auf dem Wasser seine Thätigkeit. Hier, im Kampf mit dem erzürnten Element und der Todesgefahr muß man ihn erblicken, um vor seiner Energie und Unerschrockenheit Achtung zu bekommen. Der Helgoländer ist Lootse oder Fischer oder beides zugleich; seine Insel gibt ihm wenig zu thun; hier faulenzt und lungert er umher und das macht ihn meist verdrossen, namentlich dem Fremden gegenüber, der ihm wie allen Naturvölkern im Grunde unbequem und nur so viel werth ist, als er an ihm ver-

dienen kann. Die Weiber sind schlank, oft zierlich gebaut, von leichter Haltung und zarter Farbe, altern aber meist schnell, da ihnen die Männer als ächte Seeleute die gröbsten Arbeiten auf dem Lande zu verrichten überlassen. Doch soll es hiermit jetzt nicht mehr so schlimm stehen wie ehemals; Reisende, welche wiederholt auf Helgoland waren, wollen bei ihren späteren Besuchen bemerkt haben, daß an schweren Arbeiten, die sonst ausschließlich den Frauen überlassen waren, sich Männer in bedeutend größerer Anzahl betheiligen als früher. Dies wäre nun eine der wohlthätigern Folgen der Berührung mit den Fremden. Andere Einwirkungen sind minder erfreulich. Die Sitten der Bevölkerung werden immer städtischer, die alte Einfachheit und Sitteneinfalt verlieren sich mehr und mehr, und wer auf Helgoland ein Völkchen voll Paradiesesunschuld anzutreffen meinen sollte, dürfte sich täuschen. Sogar die bekannte Nationaltracht der Helgoländerinnen, der hellrothe Rock von wollenem Zeuge mit schwefelgelbem, handbreiten Besatz ist im Verschwinden, so gut wie die frühere Kopftracht der Mädchen. Unter dem jüngeren Geschlecht wenigstens machen der moderne Hut, Umschlagetuch und Mantel immer größere Eroberungen. Dagegen ist die alte Erwerbsucht geblieben, ja sie hat seit der Zeit der Kontinentalsperre, wo Helgoland das Hauptdepot der englischen Schmuggelwaaren war, und seit dem Zuströmen der Badegäste nur größern Spielraum gewonnen. In welcher herzlosen Weise der Helgoländer von jeher das Strandrecht übte, ist bekannt. Zwar fehlt es nicht an erhebenden Zügen des aufopferndsten Heldenmuths, aber im Allgemeinen ist es richtig, daß der Helgoländer nur verdienen will, wenn er die Hände rühren und sein Leben wagen soll. Sehr poetischer und phantasiereicher Natur ist dieser Insulaner nicht, und wenn er, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, müßig in die See hinausgafft, so geschieht dies nicht, um die Größe des sich seinen Augen darbietenden Naturschauspiels zu bewundern. Es verhält sich mit ihm in dieser Hinsicht wie mit dem Alpenbewohner; auch dieser betrachtet die großartige Naturscenerie, von der er umgeben ist, nur vom realistischen Standpunkte des Nutzens. — Es ist bezeichnend, daß es kein älteres Volkslied, keine ältere Volkssage gibt, deren helgoländischer Ursprung sich nachweisen ließe. Was Sagenhaftes etwa auf Helgoland erzählt wird, scheint später vom Festlande eingeschleppt zu sein.

Ueber die älteste Gestalt und die frühere Ausdehnung der Insel wird viel gefabelt; man erzählt von ihren neun Kirchspielen, ihrem meilenweiten Umfang, ihren heiligen Hainen (wovon man auch das Wort „Helgoland", das heißt Heiligeland, ableiten wollte), ihren sechs Häfen und andern Herrlichkeiten, welche die Insel in alten Zeiten besessen haben soll. Bewiesen ist davon nichts, und vieles spricht dagegen. Wären so ungeheure Erd- und Felsstücke vom Oberlande abgerissen worden, so müßten sich doch im Meere noch Trümmer davon zeigen, und wenn die Stürme heutzutage auf der ungeschützten Oberfläche keinen Baum aufkommen lassen, so werden sie früher wohl noch weniger ganze Haine geduldet haben. Veränderungen sind allerdings im Laufe der Jahrhunderte mit der Insel vorgegangen. So ist die Weißklippe, das Hauptbollwerk für das Eiland und den Norderhafen, verschwunden und seit 1711 nichts mehr davon zu sehen, zum Theil auch in Folge der kurzsichtigen Eigennützigkeit, womit die Bewohner den Kalk, den sie enthielt, tonnenweise verkauften. Insel und Düne waren früher durch einen Steinwall verbunden, der aber 1720 durch eine hohe Sturmflut zerrissen wurde. Daß noch in neuester Zeit Steinklippen einstürzten, ist schon erwähnt worden; andern mag in näherer oder fernerer Zeit dasselbe Schicksal beschieden sein; ehe indeß der kompakten Hauptmasse der Insel durch allmälige Aushöhlung ernstliche Gefahr droht, mögen wohl noch Hunderte oder Tausende von Jahren vergehen.

Helgoland, früher ein Zubehör von Schleswig, ist bekanntlich seit dem kieler Frieden in englischem Besitz. Eine Besatzung unterhält England auf der Insel nicht, sondern nur einen Gouverneur, der in einem bescheidenen einstöckigen Häuschen, dem Government-house, residirt und vor den übrigen Bewohnern sonst nichts weiter voraus hat, als, wie schon bemerkt, den Besitz einer Kuh, die von den Helgoländern fast mehr angestaunt und respektirt wird als der Gouverneur. Dieser ertheilt zwar „Königsbriefe" oder Entbindungen von kirchlichen Trauungen und dergleichen, aber sonst mischt er sich in nichts. England, dem gesunden Prinzip seiner Kolonialpolitik getreu, überläßt es den Helgoländern, sich selbst zu regieren, und es ist nicht Englands Schuld, wenn Rechtspflege und Verwaltung manches zu wünschen übrig lassen. Englands Kosten für die Besoldung des Gouverneurs, seines Sekretärs u. s. w. betragen mehr als ihm die Insel an jährlichem Grundzins für ausgethanen königlichen Grund und Boden einbringt; denn sonstige Steuern bezieht England von der Insel nicht. Aber sie könnte ihm bei einem Kontinentalkriege doch wichtig werden, da es von hier aus die Mündungen der Elbe und Weser beherrschen kann. Helgoland hat seine Brauchbarkeit als Station für Kriegsfahrzeuge und als Depot für Kriegsmaterial, für Schmuggelwaaren u. s. w. schon früher während der napoleonischen Kriege und zur Zeit der Kontinentalsperre bewiesen. England weiß daher sehr wohl, warum es seinen Fuß auf Helgoland gesetzt hat, und es wird ihn auch so bald nicht wieder davon zurückziehen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Pesth und Ofen.

Im Herzen Ungarns, genau am Anfang der ungeheuren Ebene, welche sich von dem Fuße der Karpathen bis an die türkische Grenze und von der Donau bis an das siebenbürgische Erzgebirge erstreckt und ein Steppenland von mehr als 1000 Quadratmeilen bildet, also genau an der Grenze des Gebietes, wo das ungarische Nationalleben am reinsten und eigenthümlichsten sich entwickelt hat, liegen, blos durch den Donaustrom getrennt, die beiden königlichen Freistädte Pesth und Ofen, in kommunaler Beziehung allerdings zwei verschiedene Städte, aber im Verhältniß zum Reiche und in der Vorstellung der Nation ein innig verbundenes Ganzes, indem sie nicht nur die Attribute einer Reichshauptstadt schwesterlich mit einander theilen, sondern auch beide verschiedene Seiten der einen nationalen Entwickelung, ja verschiedene Phasen der Nationalgeschichte repräsentiren.

Man empfängt den Eindruck dieser Zusammengehörigkeit wie dieser Verschiedenheit sogleich wie man auf der Donau herabkommend sich den beiden Städten naht. Indem beide ihre Häuserreihen bis hart an den Wasserspiegel der Donau vorschieben und durch eine Kettenbrücke mit einander verbunden sind, auf welcher beständig ein Menschenstrom herüber- und hinüberwogt, scheint man in der That nur die ungleichen Hälften Einer Stadt vor sich zu haben, wie dies bei Dresden, Prag und ähnlich gelegenen Städten der Fall ist; aber während das königliche Buda, wie Ofen in der Volkssprache heißt, sich am Fuße und den Seiten finsterer Höhen hinbreitet, deren Gipfel mit stolzen Palästen und funkelnden Vesten gekrönt sind, und mit seinen Festungswerken, seinen alterthümlichen Häusern, seinen zahlreichen Klöstern und den aus den Zeiten, da die Moslems in der Stadt der Magyaren ihre Herrschaft übten, noch übrigen türkischen Thürmen an alte schwere Zeiten, an Herrscherthum und blutiges Kriegswerk gemahnt, schimmert uns das offene, eben gelegene Pesth mit seinen glänzenden bürgerlichen Wohnungen und Friedenspalästen wie eine Einladung zu heiterem, festlichen Leben entgegen. Und wenn man an der Seite von Buda das Ufer betritt und in den stillen Straßen zwischen den riesenhaften alten Häusern hinschreitet, wenn man die steilen Höhen hinansteigt, so wird einem fast unheimlich zu Muthe, man fühlt sich aus der lichten Gegenwart in dunkle Jahrhunderte zurückversetzt, man wandelt dahin wie zwischen Grabmälern von Königen und Helden, zwischen großartigen Erinnerungszeichen einer wilden, gährenden Zeit, eines seiner geistigen und sittlichen Kräfte sich unbewußten Volkes. Lenkt man dann die Schritte rückwärts und schreitet hinüber nach Pesth, wie ist das Alles so frisch, so hell, so heiter belebt! Die breiten Straßen mit den stattlichen, oft prächtigen Häusern, mit den glänzenden Kaufläden

und den zahllosen reichen Aushängeschildern, welche die Stadt zu einer offenen Bildergallerie machen, und dazwischen das Gewühl geschäftiger oder fröhlich genießender Menschen in den mancherlei Trachten der verschiedenen Nationalitäten des Landes und mit eben so viel verschiedenen Typen der Gesichtsbildung, unter allen aber hervorragend die kräftigen Söhne und wunderbar schönen Töchter Arpads in ihrer reichen, kleidsamen Nationaltracht — Alles dies steht im grellsten Gegensatz zu dem, was wir in der Schwesterstadt wahrgenommen. In der That ist Ofen die Stadt der Vergangenheit, Pesth die Stadt der Gegenwart: der Glanz und Ruhm jener, aus Blut und Thränen aufgegangen, ist mit Moder angethan; die heitere Pracht und Größe dieser sind das Werk der friedlichen Genien der Nation: des erwachten Bewußtseins ihrer geistigen und sittlichen Kraft, des Bürgergeistes, der Begeisterung für das rein Menschliche, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, der Vaterlandsliebe, des Handels- und Gewerbfleißes. Ofen ist vorzugsweise die Herrscher- und Kriegerstadt, Pesth die Stadt des Volks- und Bürgerthums; jene, einst die größere und mächtigere, zählt gegenwärtig nur 55,000 Einwohner, während das vor hundert Jahren noch kleine und ärmliche Pesth deren über 130,000 beherbergt.

Denen, welche die Blicke immer rückwärts wenden und die Vergangenheit wieder heraufbeschwören, oder Dahinsterbendes erhalten möchten, mag nichts ihre Thorheit einleuchtender machen als der bloße Anblick von Ofen und Pesth. Aber auch Denen, welche in den neuesten Kämpfen der ungarischen Nation gegen diese Partei nehmen, weil sie den Geist und das Leben dieses Volkes nicht verstehen, auch Denen könnte aus der Betrachtung der beiden Städte wenigstens eine Ahnung ihres Irrthums aufgehen. Es gibt in Deutschland Viele, welche, irre geführt durch die österreichische Soldpresse oder durch die nationale Sympathie für Oesterreich, den beharrlichen Widerstand der Ungarn gegen die Danaergeschenke der wiener Hofburg für kulturfeindliche Reaktion, für ein Zurückstreben nach alten verrotteten, vom asiatischen Geist durchwehten Zuständen halten; welche wohl auch die ungarische Nation mit jenen Völkerfragmenten Oesterreichs zusammen werfen, denen jede Befähigung selbständigen Lebens abhanden gekommen. Ofen und Pesth sind die lebendige Widerlegung solchen Wahnes. Wohl schaut der Sohn Arpads, der stolzen Schrittes auf dem heitern Quai von Pesth dahinschreitet, sinnenden Blickes hinüber nach dem ehrwürdigen Buda: erinnert es ihn doch an die Kämpfe seiner Väter, an den Glanz und die Macht seiner alten Könige, aber bald wendet er sich ab von den Zinnen und Wällen, wo die Gewehre österreichischer Soldaten im Sonnenlichte funkeln, nicht mit einem Seufzer, nein mit einem leisen Fluch kehrt er der alten Zeit und der Königsstadt den Rücken und eilt hinein in das fröhliche, wogende Leben der Gegenwart in der Stadt des Volkes, wo Alles, was dem Blick begegnet, ihn an die frische Lebenskraft seiner Nation, an ihre freudige, selbstbewußte Hingabe mit allen Pulsen an den Geist des Jahrhunderts gemahnt, an ihre rege Betheiligung an dem Wettlauf der großen Kulturvölker des Westens nach höherer Gesittung, nach freieren, würdigeren Formen des öffentlichen Lebens.

Man kann die beiden Schwesterstädte als eine monumentale Synopsis der ganzen ungarischen Geschichte betrachten. Diese liegt hier in allen Jahrhunderten gleichzeitig vor uns, und wenn man recht in sie hineinblickt, begreift man bald, wie dieses Volk gerade diesen Entwicklungsgang nehmen mußte, man begreift seine providentielle Mission und lernt mit Achtung und Liebe von ihm denken.

Um das synoptische Geschichtsbild recht weit vor uns aufzurollen, besteigen wir den „Blocksberg", der sich unterhalb Ofens schroff und hoch aus den Wellen der Donau erhebt. Man hat da eine Aussicht, die zu den schönsten der Welt

gehört. Zu unsern Füßen liegen die beiden Städte, und rings um sie her breiten Thal und Berg, Wald und Weingärten, Ebene und Fluß sich in reichem Gewirre aus. Fern im Westen begrenzt der dunkle, unabsehbare Zug des Bakonyerwaldes den Horizont, im Nordosten das neograder Gebirge mit seinen blauumwobenen Höhen, an welche sich die rebenschwangeren Hügel von Azod und Gödöllö lehnen, im Osten blauen die sonnigen Matrahügel empor und nach Südosten und Süden hinab verliert sich der Blick in die endlose Ebene, das Herz des Ungarlandes. Und durch das Ganze hindurch zieht sich, zauberhafte Inseln bildend, der majestätische Strom, die mächtige Pulsader des Landes, die den Osten mit dem Westen verbindende Donau.

Die Ebene ist der Ausgangspunkt, der Strom der Angelpunkt der ungarischen Geschichte. Fern aus den asiatischen Steppen kam das nomadische Reitervolk unter Arpads Führung daher gebraust und warf vor sich nieder, was ihm zu widerstehen wagte. Die Slaven, die friedlichen Bebauer des Landes, wichen vor den wilden Eindringlingen in die Gebirge, wohin ihnen die mit ihren Rossen gleichsam Verwachsenen nicht folgen mochten noch konnten. Die fette Pußta bot ihren Thieren treffliche Weide, ihnen selbst herrliche Renn- und Tummelplätze und reichen Jagdgrund. Die überwundenen Slaven mochten sich in den Bergen neue Wohnsitze gründen; ihnen, den Siegern, behagte, ihnen frommte allein die weite, endlose Ebene, durch welche sie die schnellfüßigen Rosse ohne Hinderniß trugen. Freilich lag es nicht in ihrer kriegerischen Art, selbst auf dieses ihnen so sehr zusagende Gebiet sich zu beschränken; es trieb sie in zahlreichen Horden dem Laufe der Donau entgegen zu ziehen und Beute und Ruhm zu suchen. Aber an der ehernen Kraft der Deutschen sollte sich ihr Ungestüm brechen; in blutigen Schlachten auf's Haupt geschlagen und ihrer Jugendblüthe beraubt, zogen sie sich in ihre schöne Ebene zwischen Theiß und Donau zurück und verließen sie fortan nicht mehr. Und es war gut, daß ein Volk von so hervorstechend kriegerischem Muthe, von solcher Schnellkraft und Ritterlichkeit gerade hier festen Fuß faßte, unter den verkommenen Völkertrümmern aus den Zeiten der Völkerwanderung, deren keiner die Kraft besaß, eine Schutzmauer der europäischen Kultur gegen den Andrang barbarischer Völker, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert aus Asien hervorstürmten, zu bilden.

Die Ungarn wurden bald den Lehren des Christenthums zugänglich und aus den heißen, wilden Söhnen Arpads wurden eben so viele ritterliche Streiter für europäische Gesittung. Man muß den nomadisch-kriegerischen Urcharakter der Ungarn kennen, um ihre Vorliebe für dieses Steppenland zu begreifen und man muß die ganze Herrlichkeit und Poesie der Steppennatur kennen, um das Festhalten jenes Urcharakters in seinen wesentlichen Zügen bei aller Hingabe an das europäische Kulturleben zu verstehen. Mit wenig kräftigen Zügen zeichnet Koloman Graf Mailath diese Natur, indem er sagt: „Sie selbst, die Steppe, ein endloses Meer reich wogender Aehren. Gleich silbernen Bändern schlingen sich dort die Pulsadern des Landes, die Donau und Theiß, mit ihren Flußgebieten 5000 Meilen verbindend, reich an Wild und Fischen wie ihre Brüder jenseits des Oceans. Und Meile auf Meile entschwindet unter dem Fuße des Reisenden und er findet nicht Baum, nicht Hütte; — hoch über seinem Haupte schwanken die Wipfel des türkischen Weizens, der Tabakspflanze, des Hanfes. Ueber die Steppe sprengt nachjagend dem Wolf, mit dem Sturm und der Wolke um die Wette, der nomadische Nachkomme Arpads, härtet sich ab zu Krieg und Gefahr, singt die schwermüthigen Kampf- und Liebeslieder der Väter, hütet zahllose Heerden." — „Auf den Bergen wohnt die Freiheit", hat der deutsche Dichter gesungen, ein ungarischer Dichter würde gesungen haben: „In der Steppe wohnt die Freiheit" — und das

mit vollem Rechte. In der Steppe hat sich der ungarische Nationalcharakter vor Verweichlichung und Unfreiheit bewahrt, in der Steppe hat sich der Ungar zu den Riesenkämpfen gestählt, die er viele Jahrhunderte lang zur Behauptung seiner Unabhängigkeit und Selbständigkeit bestanden hat.

Und wenn wir erwägen, daß eine solche stählerne Kraft gerade hier nothwendig war, um die höhere Kultur, welche Europa zur Blüthe zu bringen berufen war, zu schirmen; so segnen wir von unserm erhabenen Standort herab die grün- und goldenschimmernde Steppe, zu welcher Pesth den Schlüssel bildet, und wir verstehen den Geist der alten Satzungen, welche jedem echten Ungar so heilig sind, der Satzungen, welche er von den Vätern ererbte, die sie selbst entworfen und mit ihrem Blute besiegelt. Dort, dicht an Pesth, wo das lieblich heimliche Stadtwäldchen mit seinen schattigen Lustgängen sich ausbreitet, dort dehnt sich weiterhin bis an den Fuß der Matrahügel der Rakos aus, das weite Feld, wo in längstentschwundenen Tagen die freien Männer Ungarns hoch zu Roß sich versammelten, um über des Landes Wohlfahrt und Nothdurft zu berathen, und das, was sie beschlossen, zum Gesetze der Nation zu machen. Denn sie nahmen von keinem Herrscher Gesetze an; sie selbst machten sie, wie es einem freien Volke geziemt. Aber sie machten sie zu Roß, mit dem Säbel in der Faust, weil sie fortwährend in Kriegsbereitschaft sein mußten; kein Wunder daher, wenn manche ihrer Satzungen das Gepräge der kriegerischen Nothwendigkeit an sich trägt. Statt mit ihnen darüber zu rechten, sollte man ihnen danken, daß sie sich in die eherne Nothwendigkeit zu schicken so wohl verstanden.

Und hier die Mauern und Bastionen, die Thürme und kriegerischen Apparate und manche Trümmerspur zu unsern Füßen und gegenüber in der alten Stadt Ofen, sie sind Zeugen, wie lange diese Nothwendigkeit gewährt. Vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis auf unsere Tage war die ungarische Geschichte ein fortgesetzter Kampf gegen fremde Unterdrückungs- oder einheimische Herrschergelüste, und in den meisten Abschnitten dieses Kampfes spielt Ofen eine Rolle, das überhaupt erst mit demselben in die Geschichte eintritt. Denn in den glücklichen Zeiten der ersten christlichen Arpaden, lag Mons Pesthiensis, wie Ofen damals hieß, noch in bescheidener Dunkelheit, und noch von jenen ältesten blutigen Kriegen, welche Ungarn zur Behauptung seiner Unabhängigkeit mit dem byzantinischen Kaiserthum führte, blieb es ziemlich unberührt. Wohl aber erinnert das Rakosfeld an eine große Errungenschaft, welche für das ungarische Volk eine Frucht jener Kriege war: an die „goldene Bulle", womit König Andreas II. die Rechte und Freiheiten der Nation zu verbriefen gezwungen war. Auf dem Rakos mußte er sie feierlich beschwören, und sie ist das Staatsgrundgesetz der Ungarn geblieben bis auf diesen Tag, wenn sie auch später durch die „Pragmatische Sanktion" manche Modifikation erlitt.

Erst ein Jahrhundert später, nach dem Ausgang des alten Königsgeschlechtes der Arpaden, wurde Ofen eine königliche Residenz. Die jetzige königliche Burg, auf dem ofener Felsen, rührt von König Sigismund, dem Luxemburger, her, der seinen ganzen Hof hierher verlegte, und dem Ofen seine glänzendsten Tage, aber auch manche grauenvolle Erinnerung verdankt, denn hier war es, wo Sigismund auf einmal 32 Edle, darunter den Palatin Kunz von Hedervár, weil sie die Rechte der Nation vertheidigt, einkerkern und dann schimpflich hinrichten ließ. Hier fiel auch das Haupt des ritterlichen Ladislaus Hunyady.

In seinem jüngeren Bruder Mathias, genannt Corvinus, erstand dem Gemordeten ein Rächer. Aus demselben Kerker, aus welchem sein Bruder auf den Richtplatz geschleppt wurde, rief den fünfzehnjährigen Jüngling seine Nation auf den Thron

der Arpaden, um unter diesem nationalen König die Tage ihres höchsten Glanzes zu erleben. Damals waren auf Ofen die Augen von Europa gerichtet; denn von hier aus zog der gewaltigste Krieger seiner Zeit zu glorreichen Siegen, welche die Stadt der Magyaren zum Mittelpunkt eines Reiches machten, das vom Balkan bis über die Sudeten, von den Mündungen des Ister bis an den Inn sich erstreckte. Die Türken, der Schrecken der Christenheit, die Polen und Böhmen, die Habsburger fühlten nach einander die Gewalt seines Armes; den ersten entriß er Bosnien und Serbien, den anderen die Moldau und Wallachei, den dritten Mähren, Schlesien und die Lausitz, den Habsburgern ganz Oesterreich. Und indem er sein Volk nach außen groß und mächtig machte, vergaß er nicht es im Innern durch Pflege der Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu höherer Gesittung und größerem Wohlstande zu führen.

Mathias Corvinus war der letzte eingeborne Herrscher Ungarns. Mit seinem Tode zerfiel sein Reich und das schöne Ungarland ward die Beute fremder Herrschbegier. Von Süden her bedrängten es die wilden Osmanli's, von Nordwesten warfen die Habsburger die lüsternen Augen auf es. So zwischen mächtigen Feinden eingeklemmt, ohne mit dem Herzen des Volkes verwachsene Könige, sondern von gekrönten Miethlingen beherrscht, ging das herrliche Land einer Leidensgeschichte entgegen, wie sie kaum ein anderes in der Welt erfahren. Oesterreich wußte sich unter den Großen des Landes einen Anhang zu gewinnen, der ihm nach der unglücklichen Türkenschlacht bei Mohacz die Krone des heiligen Stephan zuwandte. Das mächtige Habsburg, in dessen Reiche damals die Sonne nicht unterging, versprach kräftigen Schutz gegen die schrecklichen Sieger. Diejenigen Ungarn, die sich der Tage Mathias Corvins erinnerten, des unversöhnlichen Feindes und Ueberwinders der Habsburger, stellten dem habsburg'schen Ferdinand den eingebornen Zapolya entgegen und es begann der Kampf zweier gleichberechtigten Könige um das Land. Zapolya, der habsburgischen Macht nicht gewachsen und auch sonst nicht der Mann für seinen hohen Beruf, mußte Hilfe bei dem Erbfeind der Christenheit suchen, der sie nur gewährte, um sich selbst zum Herrn des Landes zu machen. Auf dem Rakos, der heiligen Stätte der Freiheit und des Segens, ward Ferdinands Heer in blutiger Schlacht vernichtet und auf den Thürmen von Ofen der Halbmond, als Zeichen der Knechtschaft und des Fluches, aufgerichtet. Einen Theil des Landes behauptete Oesterreich, einen andern Theil im Osten der Theiß mit Siebenbürgen bekam ein Zapolya als König; aber anderthalb Jahrhunderte lang, so lange der Halbmond auf den Zinnen von Buda glänzte, suchte immer eine Partei der andern das ihr Zugefallene in blutigen Kämpfen zu entreißen. Deutschland hatte seinen dreißigjährigen Krieg und er machte es zur Wüste; in Ungarn ruhte die schreckliche Geisel anderthalb Jahrhunderte nicht — was Wunder, daß es in seiner Entwickelung zurückblieb — ja ein Wunder wäre es nicht, wenn die ungarische Nation für immer aus den Reihen der Völker verschwunden wäre.

Endlich erlag die Macht der Osmanli's durch die Dummheit des Großveziers Kara-Mustafa vor Wien, und Oesterreich konnte den Halbmond aus Ungarn vertreiben. Aber ein harter Kampf entspann sich um die Wälle von Ofen; siebenmal ward die starke Veste belagert, ehe sie erobert ward. Ihr Fall entschied das Schicksal der türkischen Herrschaft in Ungarn für immer. Wie von einem ungeheuren Alp befreit, jubelten die Ungarn dem Sieger entgegen und übertrugen ihm, aller alten Unbill uneingedenk, die Krone Stephan's als erbliches Recht, doch mit voller Wahrung ihrer uralten Verfassung.

Aber diese Verfassung war nicht im Sinne einer Dynastie, in welcher der Despotismus zu Fleisch und Blut geworden. Auf arglistige Weise suchten die wiener Hofjesuiten dieselbe zu untergraben und der Nation Recht um Recht, Freiheit um Freiheit zu entwinden. Noch lebte der alte Geist der Freiheit in den Enkeln der Ahnen, die auf dem Rakos jene heiligen Satzungen festgestellt. Sie empörten sich und der edle Graf Rakoczy stellte sich an die Spitze der Empörung. Zwar ward der Aufstand mit blutiger Gewalt unterdrückt, aber Habsburg nahm doch für einige Zeit eine Lehre daraus: es schonte die Anhänglichkeit der Ungarn an ihrer Verfassung, wenn es sich auch nie mit ihr befreunden konnte. Im Stillen wirkte es ihr immer entgegen und die offenen, arglosen Ungarn ließen sich mit der Zeit doch manches kostbare Recht beschneiden. So nahmen sie die pragmatische Sanktion Karls VI. an, wodurch sie sich manches alten Rechtes begaben und auf immer an das Haus Habsburg-Lothringen geknüpft wurden.

Verwaist war seit dem Falle des letzten jagellonischen Ungarkönigs Ludwig II. bei Mohacz der Königssitz auf der Burg zu Ofen, und als auch der letzte türkische Pascha daraus ziehen mußte, glich dieses immer mehr einer trauernden Verlassenen. Oesterreich sorgte dafür, daß es auch eine betrauerte war, daß die Blicke der Ungarn immer mit schmerzlicher Wehmuth an dem Wohnsitz ihrer alten nationalen Könige hängen blieben. Nur eine kurze Zeit mochten sie der Erinnerungen, die an diesen altehrwürdigen Mauern hafteten, vergessen; das waren die goldenen Tage, da Maria Theresia, die Vergötterte, mit bewundernswürdigem Takte das Scepter des heiligen Stephan führte. Damals geschah es, daß die warmherzigen Söhne Arpads zu Hauf aus ihren Pußten heraufzogen nach dem sonnigen Pesth und der heiteren, lichten Gegenwart huldigten durch Gründung freundlicher Wohnsitze gegenüber der Stadt der Vergangenheit. Von jenen Tagen datirt das Aufblühen von Pesth, und an Pesth, die Stadt am Rakos, dem Felde des Gesetzes, knüpft sich fortan die Geschichte des Nationallebens der Ungarn, das wesentlich ein Kampf um nationale Geltung und ungehemmte Entwickelung auf dem Boden seiner alten Verfassung ist. Auf die schönen Tage der Maria Theresia, wo nichts diese Entwickelung störte, folgte die stürmische Epoche unter Joseph II., der in seinen wohlgemeinten Reformplänen nicht achtete, was höher steht als alle edlen Absichten: das Recht; dann kamen die der innern Entwickelung Stillstand gebietenden napoleonischen Kriege, in welchen die Ungarn tapfer für den habsburg'schen Thron fochten, und zum Lohn dafür wurde nach dem Siege der Nerv ihres nationalen Lebens unterbunden, dreizehn Jahre lang ließ Kaiser Franz I. die Hallen der Ständehäuser verschlossen, gleichsam um die Ungarn der Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Pflichten und Rechte zu entwöhnen. Eitles Mühen! Die wiener Hofburg hatte keinen Begriff von dem Geiste, der in Pesth die großen nationalen Anstalten aus den Mitteln patriotischer Bürger gründete, die noch heute eine stolze Zier dieser Stadt sind; dieser Geist ließ sich nicht in Todtenschlaf versenken, er mußte eines Tages erwachen und mit Macht sein gutes Recht zurückfordern. Und mit einemmale erhob er sich in Männern, die mit feuriger Zunge seine Dollmetscher wurden, daß die Gewaltigen in Wien erschraken und alsbald die Pforten der Ständehäuser erschlossen. Da war Pesth der Schauplatz eines wunderbaren, lange nicht gesehenen Lebens. Von den Pußten daher kamen die gebräunten, bärtigen Männer des Landes auf flüchtigen Rossen zur Wahl, das sauste und brauste durch die Gassen, das wogte und wallte zum Komitatshause, und hier wurde bei feurigen Reden und dazwischen tobendem Getümmel die Wahlschlacht geschlagen; glücklich siegte der Liebling des Volkes über den Kandidaten der Regierung; donnernder Beifall machte die Mauern des Hauses erbeben; starke, sehnige

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

NEW-CASTLE

Published by Longman and Hughes Cheapside

Söhne der Haide hoben den Erwählten auf ihre Schulter und trugen ihn hinaus, unter ungeheurem Jubel durch die Straßen der Stadt. Die alten Tage des Rakos waren erneut; ein Volk befand sich wieder im Vollgenuß seines höchsten und schönsten Rechts. Doch damit war es nicht abgethan. Diesem für jeden Fremdling wunderbaren Treiben folgten die Verhandlungen der Landboten, Verhandlungen, welche bald die Augen von ganz Europa auf sich lenkten, sowohl durch die Gegenstände, die sie betrafen, als durch die Talente, welche in ihnen glänzten. Da hörte das staunende Europa zum erstenmale die Namen Wesselenyi, Josef Eötvös, Ladislaus Teleky, Franz Deak, Ludwig Bathiany, und bald auch jenen Einen, der später alle überstrahlen sollte: Ludwig Kossuth. Immer höher schwoll die Flnth des nationalen Lebens; die Künste Metternichs, so erfolgreich gegenüber den Regungen des Volksgeistes in ganz Europa, erwiesen sich machtlos gegen denselben in Ungarn. Pesth war und blieb der Mittelpunkt dieses Lebens, und mitten in diesem bewegten Leben blühte und gedieh es zu einer der schönsten Städte Europa's.

Jenes Leben, wir Alle wissen, welch ein Verhängniß, schwarz und düster wie ein Leichentuch, über es kam. Der nationale Geist Ungarns schien eingesargt, zerstört auf immer; die letzten Jahre haben gezeigt, daß er noch lebt, daß er noch wach und rege ist und nur des Augenblickes harrt, wo er sich in seiner ganzen Macht zeigt. Wer noch zweifelt, der sehe Pesth in seiner heitern Ruhe, zu der sich noch der Trotz gesellt hat. Drüben auf der Veste zu Ofen residirt der kriegerische Statthalter, der das Land in Gehorsam halten soll, die Kanonenmündungen starren durch die Luken, der Kanonier steht dabei und harrt nur des Befehls zum Feuern; die Steuereintreiber gehen von Haus zu Haus, Patrouillen durchstreifen die Straßen; aber heitern Trotzes durchwandeln die Söhne Arpads mit Säbel und Sporen am Arme schöner Frauen die Stadt, ihre schönen Spaziergänge; es steht allen auf der Stirn geschrieben, daß sie nichts fürchten, daß sie an die Zukunft ihres Vaterlandes glauben, und die Physiognomie von Pesth trägt die Bestätigung solchen Glaubens.

Die Kohlen von Newcastle.

Newcastle — „Newcastle-upon-Tyne" — ist eine Stadt von hohem Alter im Norden von England, in Northumberland. Sie liegt auf drei Hügeln am Ufer des Flusses Tyne, welchen man — zur Unterscheidung von ein oder zwei Städten gleichen Namens — dem ihrigen hinzuzufügen selten versäumt. Der Vordergrund unseres Bildes zeigt die Stadt Gateshead, welche, mit Newcastle durch eine stattliche Brücke von neun Bögen zusammenhängend, als eine Vorstadt derselben betrachtet werden kann. Es ist ungefähr dasselbe Verhältniß wie von Deutz und Köln, oder von Kastel und Mainz. — Die erste Notiz von dieser Stadt

datirt aus der Römerzeit. Hier war eine Station jener gewaltigen Mauer, welche die Römer von Meer zu Meer quer durch Nordbritannien gezogen hatten, um die Bewohner desselben, die alten eingeborenen Briten, vor den Einfällen der wilden Pikten, welche im schottischen Hochland hausten, zu beschützen. — Die zweite Nachricht trägt einen erbaulichen Charakter. Wir hören von zahlreichen Klöstern an diesem Platze, welcher im frühesten Mittelalter unter dem Namen „Monkchester“ (Mönchsstadt) in den Chroniken vorkommt; von einem wunderthätigen Brunnen, „Jesus' Mount“ (das heutige „Jesmond“), zwanzig Minuten von der Stadt, und von Pilgerschaaren, welche ihn besuchten. Es ist merkwürdig — um es im Vorübergehen zu erwähnen — wie die Praxis unserer modernen Gesundbrunnen sich aus dem Kultus der „heiligen“ Quellen des mönchischen Mittelalters entwickelt hat. In den Ländern, die faktisch noch auf der Entwickelungsstufe desselben stehen, wie z. B. im ganzen Westen von Irland, gibt es derartige, von Aberglauben aller Art umkleidete „heilige“ Brunnen genug; bei den civilisirteren Völkern dagegen ging die natürliche Heilkraft solch mineralischer Quellen aus den Händen der religiösen Mystik in die viel vernünftigeren der Medicin über und aus den beschwerlichen und selbstquälerischen Pilgerfahrten zu denselben wurden unsere zuweilen sehr amüsanten Reisen — in's Bad! Uebrigens bewahrt Newcastle ein Andenken jener Zeit in dem Namen einer seiner Hauptstraßen: „Pilgrim Street“. — Abgesehen von den antiquarischen und geistlichen Reminiscenzen dieser Stadt ist der Anfang ihrer weltlichen Bedeutung auf die Tage des normannischen Eroberers zurückzuführen, dessen ältester Sohn, Robert, hier ein „new castle“, ein „neues Schloß“ baute. Dieses neue Schloß ist nun zwar alt und ruinenhaft geworden; aber auch so noch stolz, mit dem ursprünglichen Normannentrotz seiner Mauern, und überwallt von der rothen Fahne von Großbritannien steht es noch da, hoch auf den Hügeln, die Stadt überblickend, welcher es seinen Namen gegeben — „New Castle“. — Eine schöne Stadt wurde diese alte Stadt erst im Laufe der dreißiger Jahre, wo man die engen Gassen im Mittelpunkt derselben niederriß und einige Straßen, Squares und Plätze an Stelle derselben errichtete, welche zu den nobelsten und prachtvollsten des ganzen Königreichs gehören. Und so, eine wunderliche, aber höchst anziehende Mischung von Alt und Neu, ein sonderbares Kompromiß zwischen Vergangenheit und Gegenwart präsentirt das Bild von Newcastle sich unserm Blicke. Da steht, schlank und fest und viereckig, aber schwarz wie Tinte, das alte Burgverließ des Normannenprinzen. Höher noch über der Stadt empor ragt zur Linken der schöne alte Thurm von St. Nicholas, und zur Rechten die neue, luftige Säule des zweiten Earl Grey. Hier, den Fluß entlang, sehen wir, eine über der andern, drei Reihen von düstern und schmutzigen Häusern, die schon Jahrhunderte lang im Rauche dieser Stadt gestanden; und dort auf der Höhe, in ihrem neueren Theile, drei Reihen von Gebäuden in korinthischem Styl, und darunter die Börse von Newcastle, stolz wie der Tempel der Minerva in Athen.

Aber alles dieses ist es noch nicht, was die Stadt für den Reisenden interessant und für den Handel von England so wichtig und bedeutend macht. —

Newcastle ist im eigentlichen Sinne die Kohlenstadt von England. Man kann buchstäblich sagen, es sei auf Kohlen, und wenigstens figürlich, es sei aus Kohlen gebaut. Denn es liegt dicht an den großen und berühmten northumbrischen Kohlenfeldern, welche seit Jahrhunderten London, alle östlichen und die meisten der südlichen und Mittelland-Grafschaften von England mit Brennmaterial versorgt haben; und der Handel mit Kohlen sowie die Verschiffung derselben auf dem Tyne, welcher Fahrzeuge von 3—400 Tonnen sicher bis in die Stadt trägt und so einen der besten Seehäfen an der ganzen Ostküste von England bildet, sind die Quellen

des Reichthums für dieselbe geworden. Diesem Orte hat London es zu danken, daß es so schwarz aussieht von allem Ruß und Rauch. Bis in's 14. Jahrhundert brannte man in London nur Holz, welches aus den benachbarten Forsten gehauen wurde. Aber die Forsten lichteten sich zuletzt, und unter Eduard II. begann man Kohlen aus Newcastle zu importiren. Die Wirkungen des Kohlenstaubes zeigten sich unmittelbar, und schon 1316 petitionirte das Parlament beim König, Kohlen als Feuerungsmaterial in London zu verbieten, weil es „ein öffentliches Aergerniß" sei; worauf Eduard II. verordnete, daß Jeder Strafe bezahlen solle, welcher „seegeborene Kohle" brenne, und daß ihm, im zweiten Betretungsfalle, der Ofen zerstört werden solle. Aber das Verbot, obgleich niemals auf loyalem Wege zurückgenommen, gerieth dennoch bald in Vergessenheit. Die Parlamente von England sahen es ruhig mit an, daß die Häuser von London, ihr eigenes in Westminster einbegriffen, schwarz wurden, und mit dem Wachsthum der Stadt wuchs auch der Kohlenimport, und mit diesem die Größe und der Reichthum der Kohlenmetropole, Newcastle. Zur Zeit der Restauration — im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts — wurden in London nur 200,000 Tonnen Kohlen eingeführt; 1775 kamen 500,000 an; eine Quantität, welche im Beginn dieses Jahrhunderts sich auf 900,000 steigerte, während gegenwärtig mehr als 6,000,000 nach dieser einen Stadt gehen. —

Wenn man solche Zahlen hört und die Länge der Zeit in Anschlag bringt, während welcher die Kohlengruben rund um Newcastle schon ausgebeutet worden sind, so drängt sich ganz natürlich die Frage auf, ob sie sich denn nicht endlich erschöpfen werden? „Endlich" gewiß! Denn Alles auf Erden, Kohlengruben nicht ausgenommen, hat ein Ende; aber manch ein Tag und manch ein Jahr kann noch vergehen, ehe die letzte Kohle aus Northumberland an's Licht gefördert sein wird. Denn das große nordenglische Kohlenfeld, welches um die Flüsse Tyne und Wear liegt und in seiner Entwickelung wesentlich durch diese Flüsse gefördert wird, ist im Augenblick nicht allein das älteste, sondern auch das reichste von allen bekannten Kohlenbergwerken in der Welt. Es hat einen Flächenraum von ungefähr 460 (engl.) Quadratmeilen bekannter Kohlenformation. Wahrscheinlich sind außerdem noch 225 (engl.) Quadratmeilen unter neueren geologischen Formationen, als denen, in welchen die große Masse liegt, vorhanden. Der Maßstab, in welchem dieses immense Kohlenlager ausgebeutet worden ist und noch immer ausgebeutet wird, geht zum Theil schon aus den oben gemachten Mittheilungen hervor. Im Jahre 1859 wurden nicht weniger als 16 Millionen Tonnen an's Licht geschafft, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß binnen Kurzem der jährliche Ertrag des ganzen Feldes sich auf 20 Millionen belaufen wird. Wenn das gegenwärtige Ausgrabungsverhältniß fortdauern sollte, so dürfte sich der Vorrath in etwas weniger als 500 Jahren erschöpfen. Einer von den Lokalingenieuren hat eine Berechnung gemacht, welche die Zeit der Erschöpfung auf 365 Jahre beschränkt; eben so viel Jahre also, als Tage in einem Jahre sind, würden möglicherweise das Ende der ungeheuren Kohlenproduktionen des englischen Nordens bezeichnen. Einstweilen aber ist die Börse von Newcastle noch gefüllt mit den Kohlenmagnaten der Umgegend, mit Eigenthümern, Verwaltern und Agenten von Kohlengruben; und Tausende von braven Menschen, deren gefahrvolles Leben erst neuerdings durch die Katastrophe in den Hartleygruben auf eine so schauerliche Weise illustrirt worden ist, bevölkern die Kohlendistrikte von Northumberland. —

Die Dörfer, in welchen diese Grubenmänner mit ihren Familien wohnen, sehen ganz so schwarz, schmutzig und tramig aus, als man nur erwarten kann; der Kohlenstaub, mit häufigem Regen gemischt, scheint hier in Permanenz zu sein, und sein beständiger Niederschlag gibt Allem, was man hier erblickt, etwas Un-

gastliches, Unheimliches, Unterweltartiges; — selbst die kleinen Gärten und Felder, welche jedes einzelne Häuschen umgeben, gleichen eher Aschenhaufen, als angebautem Lande, und die Pflanzen enthalten unter dem Kohlenüberzug nur eine Reminiscenz von Grün. Aber einen größeren Gegensatz als zwischen dem Aeußern und dem Innern dieser Häuser gibt es nicht. Es ist, als ob der Bergmann, wenn er aus der Nacht und Moderfeuchtigkeit der Kohlengrube zurückkehrt, dieses starken Gegensatzes bedürfe; als ob ein mit äußerster Sauberkeit geschenerter Hausflur, Tische, auf denen kein Stäubchen, in der Stube und spiegelblankes Geschirr in der Küche seinem Auge nothwendig seien. Die Reinlichkeit im Haushalt eines northumbrischen Kohlendorfes kann nicht übertroffen werden in einem holländischen Dorfe, welches in der Mitte von Wiesen, Kanälen und Windmühlen liegt. In fast allen Häuschen, und namentlich wenn sie von respektablen Familien bewohnt werden, sind Möbeln vorhanden von einer Güte und einem bescheidenen Maß von Luxus, wie sie der deutsche Mittelstand z. B. nicht kennt. Hier tritt zugleich wieder jener starke, ächt englische Zug hervor, das Leben zwischen harter Arbeit und behaglicher Häuslichkeit streng zu theilen — so streng in der That, daß das mühsame Tagewerk nichts gemein hat mit der Stille des Haushalts, und daß das Haus für den erwerbenden Mann nur da ist, um darin auszuruhen, wenn das Tagewerk gethan ist, und sich mit der Frau und den Kindern des draußen Gewonnenen zu erfreuen. So ist es in London bei den reichen Handelsherren, die allen Geschäftsstand zurücklassen in den City-Komptoiren; so ist es hier, bei den armen Grubenarbeitern von Northumberland, die den Kohlenstand abschütteln vor der Schwelle ihres Hauses. Beiden ist ihr Haus mehr noch als ihr Schloß, ihr Heiligthum! Das Allerheiligste in einem northumbrischen Grubenarbeiterhäuschen aber ist die Schlafkammer. Sie ist das beste Zimmer des Hauses, und in der Mitte desselben steht ein imposantes Himmelbett von Mahagonyholz, mit vier stattlichen Pfosten, schneeweißen Kissen und seidener Steppdecke. Neben diesem Bett steht eine hohe Kommode, blank polirt und gleichfalls von Mahagonyholz, mit zahlreichen Schubläden, welche von dem weißesten Leinenzeug strotzen. Eine altmodige Wanduhr, welche acht Tage geht, befindet sich in einem schönen verzierten Kasten dem Bett gegenüber. In den Wohnzimmern der besseren Häuschen sind außerdem gute Stühle, blankgeschenerte Metalleuchter, allerlei Nippessachen auf dem Kaminrande und als Wandschmuck Porzellanteller und Schüsseln mit blauer Malerei. Alles ist auf's Aeußerste rein gehalten; denn Reinlichkeit ist der Stolz des Grubenarbeiterweibes. Selbst wahrscheinlich die Tochter eines Grubenmannes, pflegt sie all' die alten Erinnerungen ihres väterlichen Hauses, und was der Stolz der Mutter gewesen, das eifert auch sie zur Nachfolge an. Die Verhältnisse müssen sehr schlecht sein, wenn sich das vierpfostige Bett, die acht Tag gehende Wanduhr, das Porzellan und die Leinenkommode in einem vernachlässigten Zustande befinden.

Schon aus dieser Schilderung seiner Häuslichkeit wird man den northumbrischen Grubenmann lieb gewonnen haben. Die tägliche Arbeit ist nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung des Charakters; und Leute, welche in jeder Stunde lebendig begraben werden können in einem finstren Schacht, mögen wohl jener anderen Welt gedenken, in welche noch vor so kurzer Zeit zweihundert von ihnen ahnungslos und ungewarnt hinübergingen. Die Dunkelheit, die sie beständig umgibt, und der Tod, dessen Odem gleichsam in den faulen Dünsten der Tiefe sie unaufhörlich anweht, hat die Grubenleute von Northumberland ernst, nachdenklich und gottesfürchtig gemacht; sie lesen fleißig in der Bibel, und nicht selten steht Einer unter ihnen auf, der den Anderen predigt und das Wort des Herrn auf seine eigene Weise deutet: denn wie John Wesley einst seine Anhänger unter den

Armen und Elenden fand, so sind auch heute noch diese Leute Methodisten, und ausgeschlossen von der Kirche von England, lieben sie die Feldpredigt und glauben an die Kraft der unmittelbaren Eingebung. Aber ein tiefer Grundzug von Nächstenliebe — diesem obersten Gebot aller Religion — charakterisirt ihre Frömmigkeit. Diese Tugend ist es, welche die Grubenmänner des Nordens von England auszeichnet: ihr warmes Mitgefühl für ihre Brüder und ihr muthiges Betragen bei Rettungsversuchen, wenn Rettung in irgend einem Falle von Grubenunglück noch möglich ist. Es gibt wohl wenig Grubenleute in Northumberland, welche nicht Leib und Leben wagen würden, um den gefürchteten Gefahren einer explodirten Mine oder eines zusammengebrochenen Schachtes zu trotzen, wenn nur einige Aussicht noch vorhanden ist, einen bedrohten Kameraden dadurch zu befreien. Bei dem letzten großen Unglück in den Hartley-Minen war der Anblick der Verschütteten — Einige auf den Knien vom letzten Gebet vor dem Sterben, Bruder und Bruder Arm in Arm, Vater und Kind noch im Tod umschlungen — kaum ergreifender, als der Muth und die Ausdauer, mit welchem die Ueberlebenden die begrabenen Opfer zu erreichen versuchten.

Der Grubenbau selber hat sich in den letzten Jahren, durch den Fortschritt aller Maschinenthätigkeit überhaupt, gegen früher vielfach geändert. Die Zeit ist noch nicht fern, wo ein Grubenmann, wenn er in den Schacht fahren wollte, den Strick um Fuß und Hand schlang, und so in die Tiefe hinabrollte; und nicht selten stieg er wieder aus ihr empor, mit einem Knaben oder zweien auf dem Arme, welche, müde von der Grubenarbeit, auf dem Weg von Unten nach Oben eingeschlafen waren. George Stephenson, der berühmteste von den neueren Ingenieuren Englands, welcher seine Carrière als Grubenjunge in einem von den northumbrischen Kohlenwerken begonnen hat, befuhr den Schacht noch mit dem Stricke. Man hat dem Verfasser dieses Aufsatzes die alte Grube auf der andern Seite des Tyne gezeigt, in welcher George Stephenson gearbeitet hat; und noch lebt ein greiser Grubenverwalter, oder „Viewer", wie sie dort genannt werden, der mit dem nachmals so berühmt gewordenen Manne die Arbeit theilte. Aber dieser, der große Herold der Dampfkraft und aller Erfindungen, die, unser Jahrhundert charakterisirend, mit derselben zusammenhängen, hat nicht am Wenigsten dazu beigetragen, daß sich auf den Schauplätzen seiner ersten Thätigkeit so Vieles geändert und verbessert hat. Jetzt verrichtet der Dampf Alles in den Kohlenfeldern von Northumberland. Der alte Strick und die Rolle sind verschwunden; eine Dampfmaschine mit zwei riesigen Armen an der Oeffnung des Schachtes hebt und senkt die Arbeiter in kufenartigen Kasten auf und nieder; ein anderer Arm regiert den Schwengel einer Pumpe, welche, tausend Fuß tief, die Grube von Wasser frei hält, und dieselbe Maschine ist es, welche die Kohlenlasten heraufschafft und in Eisenbahnwagen verladet, die ihrerseits wieder auf dem kürzesten Wege zu dem nächsten der drei benachbarten Flüsse laufen, wo die Schiffe liegen, welche die Kohlen in den Hafen von Newcastle weiterschaffen. Eins nur, den mühsamsten, gefahrvollsten und wichtigsten Theil der Arbeit kann der Dampf und die Maschine nicht thun: das ist des Menschen Werk. In die Abgründe der Erdkruste, wo der unterirdische Kampf ihrer feindlichen Elemente schon beginnt, in die schauerlichen Räume, wo die verkohlten Reste der Urwelt begraben liegen, dringt er, mit der Spitzart, mit der Brechstange und der Pulvermine sich Wege spaltend — Wege, oft so schmal, eng und niedrig, daß nur die kleinere und biegsamere Gestalt eines Kindes im Stande ist, hineinzuschlüpfen. Daher denn ein großer Theil der Grubenarbeit in den northumbrischen Kohlenfeldern von Knaben gethan werden muß, die nicht älter sind als 9 oder 10 Jahr.

Sie hat etwas Grausiges auf den ersten Blick, diese Welt unter der Erde, sie gleicht einer versunkenen Stadt, mit ihren Haupt- und zahllosen Nebenstraßen — ganz dunkel, mit schwarzen feuchten Wänden, mit schwarzen, tropfenden Säulen, welche die niedrige Decke tragen — mit einem hellen Punkte nur, einem blaßgelben Schimmer, der wie ein Feenring auf der schwarzen Kohlenflur liegt. Es ist Sonnenlicht — der letzte Schein des Tages von Oben, der durch den tausend Fuß tiefen Röhrenschacht hinunterfällt. Dem Fremden, sobald er diesen Lichtring am Eingang der Grube aus den Augen verloren hat, ist es, als ob er einen Abschied nehme von dem Leben. Zwar hat er seine kleine Lampe in der Hand — aber ihr trüber Strahl wird aufgesogen von der ungeheuren Finsterniß, die ringsum lagert. Hier und da, in einem Seitengange, sind ein paar Kerzen an die Mauer geklebt — aber sie verschwinden, indem wir mit unserm Führer weitergehen. Auf Einmal läßt sich ein donnerartiges Getöse vernehmen — das Dach über unsrem Haupte kracht, und eine entsetzliche Angst ergreift uns, als ob eine Mine gesprungen sei und Alles über uns zusammenbrechen werde. Aber der Führer beruhigt uns; man hat nur eine Kohlenmasse mit Pulver gesprengt, die sich für das Eisen zu unnachgiebig erwiesen. Langsam verhallt der Donner, und Alles ist wieder still; denn der Schall und das Licht sind ohnmächtig gegen diese kolossale Masse von Stein und Dunkelheit, von welchen sie gleich im Keime erstickt werden. Ein gräßliches Gefühl von Einsamkeit überkommt die Seele, obgleich viele hundert Menschen hier beschäftigt sind. Aber man kann sie nicht sehen und nicht hören. Nur dann und wann begegnet uns ein Wagen mit Ponies bespannt, welcher Kohlen aus den einzelnen Spalten an die Schachtöffnung transportirt; oder Knaben, wo der Weg selbst für Ponies zu schmal ist, schleppen Körbe herein und heraus. Nur hier und da gewahren wir zwei oder drei „Häuer" bei der Arbeit, in einem verborgenen Winkel voll Kohlenstaubes und schlechter, dumpfer Luft — Einer von ihnen, fast nackt, liegt auf dem Rücken und seine kleine Spitzart ein wenig über die Nase hebend, haut er in den Rand der Decke, die dicht über ihm hängt — ein Andrer sitzt gekrümmt, und haut auf den Boden, ein Dritter treibt einen Keil an der Seite ein — das ist Alles! Meilenweit in diese Tiefe erstreckt sich die Kohlengrube, und zerstreut in ihre entferntesten Winkel heben sich zu allen Seiten die Arbeiter. Wenn nun auf Einmal dieses Grubenlicht in unserer Hand verlöschte; wenn der Führer uns verlöre — wohin dann uns wenden in diesem Grabesdunkel? Wenn unser Ruf ungehört verhallte — wenn kein Ausweg wäre — keine Luft mehr — bei voller Besinnung der Tod, hier, auf derselben Stelle, wo vor wenigen Wochen zweihundert Menschen also gestorben sind — —

Aber das sind Schreckmisse, mehr für die Phantasie Desjenigen, welcher fremd ist in diesen unterirdischen Gängen, als für die nüchterne Besonnenheit des Grubenmanns, dessen Auge sich an die Dunkelheit längst gewöhnt hat. Die wirklichen Gefahren, welche ihm drohen, sind von einer ganz andern und viel ernsteren Natur. Man hat noch viel zu wenig gethan, um diesen Gefahren zu begegnen. Während man einen Schutz gegen Feuer und einen Schutz gegen Wasser hat und sogar das Gesetz der Stürme zu ergründen sucht, um wenigstens eine Art von Sicherheit gegen die erzürnte Luft zu gewinnen: hat man sich immer noch nicht gewöhnt, auch unsere Mutter Erde als ein Element zu betrachten, welches sich aus einem Freund plötzlich in einen tödtlichen Feind verwandeln und Diejenigen erdrücken und mit seinem Athem vergiften kann, die sich seiner Umarmung anvertraut haben. Die Arbeit des Grubenmanns ist, wie die des Seemanns, eine gefährliche, und wird es bis zu einem gewissen Grade immer bleiben; aber die Gefahren lassen sich wenigstens vermindern. Das Hartley-Unglück hat zunächst die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Frage des Zweischachtensystems angeregt. Englische Gruben hatten bisher regelmäßig nur einen Schacht; aber abgesehen von der gesunderen Ventilation, die dadurch erzeugt würde, hätte ein Unglück, wie das genannte, sich in einer Grube mit zwei Schachten gar nicht ereignen können, indem alsdann nach der Verschüttung des einen Schachtes die Möglichkeit geblieben wäre, die Verunglückten durch den andern zu retten, anstatt sie elend ersticken zu lassen. Die englische Presse hat sich der Angelegenheit mit ihrer ganzen Wärme und Energie angenommen; und wenn auch das neue System Grubenarbeit und Kohlen vertheuern würde, so steht doch zu hoffen, daß dieses nicht den Ausschlag geben wird, damit man in der Zukunft dem Jahrhundert und dem eigentlichsten Lande der Humanität nicht den Vorwurf machen müsse, es habe seine Kamine nicht mit Kohlen geheizt, sondern — wie Thomas Hood in seinem berühmten Lied vom Hemde singt: mit — Menschenleben!

Das Engelberger Thal.

Wer das Ideal eines Hirtenthales, wie es die Phantasie am heimatlichen Heerde im Norden sich schafft und mit den lieblichsten Farben ausmalt, in Wirklichkeit kennen lernen will, der folge uns, wohin unser Bild uns führt, in's Engelberger Thal! Gebettet in den weichen, grünen Schooß der Alpmatten, lagert es, in erhabenster Gebirgsumgebung, wie ein blumiges Eiland im wilden majestätischen Ocean, ein heimlicher holder Winkel voll Friedens, voll feierlicher Ruhe und hoher edler Einfalt, den man mit Recht den Krondiamant in der landschaftlichen Schatzkammer Unterwaldens genannt hat.

Der Weg dahin führt vom Vierwaldstättersee aus, die Engelberger Aa aufwärts, die zwischen Buochs und Sankt Antoni als ein schönes blaues Bergwasser in jenen See fällt, durch ein abschüssiges Bergthal, das anfangs immer enger wird und erst nach längerer Steigung sich weitet. Je weiter man kommt, desto wilder wird der Charakter der Gegend, besonders nachdem man Grafenort, das alte Herrenhaus des Großvaters Rudolfs von Habsburg, hinter sich hat. In jäher Tiefe zur Rechten schäumt der Fluß durch sein enges Felsenbett, links steigen Berg und Wald empor, in prachtvoller Mischung. Endlich, beim sogenannten Schwand, öffnet sich der Wald, die Wände treten zurück und allerliebste Alpenlandschaften entwickeln sich mehr und mehr. Noch um eine Waldecke wandern wir, und das Ziel ist erreicht: das reizende Gelände des Engelberger Thals mit seinen malerischen Häusergruppen und der stattlichen Abtei am Eingang desselben dehnt sich vor uns aus. Es ist länglich rund und rings von zerrissenen Felsgiebeln und ungehenren Bergen umfangen, die sich meist in schroffen Abschüssen niedersenken. Der Standpunkt, den der Zeichner unseres Bildes wählte, ist vom Kloster etwas thaleinwärts auf einer kleinen Anhöhe. Der majestätische Bergkoloß in der Mitte vor uns (im Süden) ist der Titlis, von dem links (südöstlich), aus mächtigen Schneelagern emporragend, die schwarzen Felszacken der Spannörter emporragen. Weiterhin umschließen das Thal (auf dem Bilde nicht sichtbar) im Osten der Schloßberg, das Gemsispiel und

der Sätteliſtock, der Weißſtock und der Hahnenberg, im Norden der Planggengrat, Rothſtock und Wallenſtock, im Weſten und Südweſten das Hochlicht, der Saliſtock, Zingelſtock, der Laubersgrat, der Ochſenkopf, der Riziſtock und der Wildgeisberg. Während ſo das Thal gegen Süden völlig geſchloſſen iſt, liegt es gegen Nordweſten der rauhen Biſe offen und verdrießlicher andauernder Regen iſt daher kein ſeltener Gaſt bei den Engelbergern. Sie nennen ihn den „grauen Thalvogt“, und wiſſen ſein Kommen vorher, wenn ſie den Gipfel des Saliſtockes mit düſtern Wolken umhängt ſehen und die unterirdiſchen Waſſer murmeln und toſen hören. Ueberhaupt iſt das Klima des Thales, das 3180 Fuß hoch liegt, ziemlich rauh; Obſt und Getreide kommen nicht mehr fort, dagegen prangt es im herrlichſten blumenreichſten Graswuchs und die prachtvollſten Tannen- und Buchwaldungen erquicken Auge und Sinn des Wanderers. Im Frühling und Winter ſind Lawinen häufig. Die Gemeinde des Engelberger Thales zählt etwa 2000 Einwohner, die in 215 zerſtreuten Stätten wohnen. Sie leben von Viehzucht und Alpenwirthſchaft und beſchäftigen ſich nebenbei mit Seidenkrempeln; auch gibt ihnen das Kloſter, namentlich durch ſeine großen Sennereien, Manches zu verdienen. Es iſt ein kräftiger Volksſchlag von treuherzigem Weſen, in der Kleidung von den übrigen Unterwaldnern nicht weſentlich verſchieden.

„In dieſen Gründen (ſagt ein ſchweizer Schriftſteller, J. Reithard) waltet der Geiſt feierlicher Einſamkeit und ladet den einkehrenden Fremdling zu ernſten Betrachtungen ein.

> Denn der Geiſt einſamer Stille, der den Waldſtrom hoch umkreiſet,
> Des Gebetes Geiſt, der ſchwebet über Wald und Bergesſtufen,
> Hat dahin, wo Menſchenaugen ſich Natur am rauhſten weiſet,
> Jederzeit die auserwählten frommen Seelen beigerufen.
>
> (Lamartine.)

So mag wohl der Geiſt der Einſamkeit auch dem Stifter des Kloſters, deſſen ſtattliche Gebäude bei der Weitung des Thales ſich erheben, zum Herzen des frommen Konrad von Seldenbüren geſprochen haben, als derſelbe einen Frieden ſuchend, den die Welt nicht gibt, in dieſes entlegene Bergthal eingedrungen war. Er gehorchte der Stimme und begann (um 1100) das Kloſter zu bauen, nachdem die Au bei Buochs, welche zuerſt zum Bauplatz beſtimmt war, ihm zu wenig einſam geſchienen hatte. Der Stifter, durch einen Leibeigenen grauſam ermordet, liegt nebſt dem erſten Abte Adelhelmus, in der Kloſterkirche begraben. Nach der Sage ſoll dem letztern, bei ſeinem Sterben auf dem Hahnenberge, an deſſen Fuß das Konventhaus mit ſeinen weitläufigen Oekonomiegebäuden liegt, wunderbar von den Engeln muſicirt worden und dadurch der Name „Engelberg“ entſtanden ſein.“ Das Thal ſtand bis zur Staatsumwälzung der neunziger Jahre unter der milden Herrſchaft des Krummſtabes. Damals herrſchte der humane Leodegar Salzmann, der ſich wie kein früherer Abt ſeines Völkleins annahm und deſſen ſittlichen Wohlſtand durch Lehre und Beiſpiel, den ökonomiſchen durch Einführung der Seidenkrempelei wirkſam förderte. Andere Aebte früherer Zeit, z. B. Barnabas Bürcki, einer der beredteſten und geachtetſten Vertheidiger des Katholicismus zur Reformationszeit, haben ſich durch Gelehrſamkeit ausgezeichnet. Der Abt war zu jenen Zeiten der Monarch des Thals. Er wählte bei ſeinem Amtsantritt aus eigner Machtvollkommenheit Amman, Statthalter, Pannerherrn, Fähndrich und Waibel, worauf die Thalgemeinde einen Zwölfervorſchlag machte, aus dem der Prälat vier Männer zu wählen hatte. Jene fünf und dieſe vier bildeten zuſammen das „Thalgericht.“ Als letzte und höchſte Inſtanz entſchieden unter des Abtes Vorſitz die fünf älteſten Konventualen. Seit 1798 bildet die Gemeinde Engelberg einen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

WALTER SCOTT'S MONUMENT
IN EDINBURGH.
Engraved by Ernest Bellingham.

integrirenden und gleichberechtigten Theil von Obwalden, und ist vom Kloster unabhängig, obschon die frommen Väter, die nicht nur die materiellen Interessen, den Käse- und Heuhandel fast ausschließlich in Händen haben und die Bankiers der Thalbauern machen, denen sie Kapitalien auf Zins leihen, sondern auch im politischen Leben ihre Meinung geltend zu machen wissen, nach wie vor die Herren im Lande sind. Innerhalb der Mauern hat sich der Abt, der unmittelbar unter dem Papst steht, seine absolute Souveränetät gewahrt und regiert mit monarchischer Selbständigkeit. — Die Gebäude des Klosters sind weitläufig, und einzelne Gemächer, z. B. die des Abtes stattlich, im Ganzen aber architektonisch nicht ausgezeichnet. Sie stammen aus dem vorigen Jahrhundert, denn das Kloster, das bereits früher zweimal (1197 und 1306) abgebrannt war, mußte, nachdem es 1723 abermals ein Raub der Flammen geworden war, zum viertenmal frisch aufgebaut werden. Die 20,000 Bände starke Klosterbibliothek enthält manche interessante Codices und Inkunabeln, von denen freilich die Franzosen 1793 unter Lecourbe den größten und werthvollsten Theil hinweggeschleppt haben.

Vom Engelberger Thal leiten ziemlich stark begangene Pässe über die Surenen nach Alderf und über den Jochberg nach Meiringen. Andere Uebergänge führen vom Kloster aus über das Juchli nach dem Melchthal und über die Storegg nach Sachseln. Der Gipfel des Titlis, früher für unersteigbar gehalten, wird jetzt vom Engelberger Thal aus, ohne besondere Schwierigkeit und Gefahr in 6 Stunden erstiegen. Er gehört unbestritten zu den imposantesten Bergen der Urschweiz. Wie eine für Ewigkeit errichtete Felsenwarte erhebt er seine Massen, von Ost und Süd gesehen, fast scheitelrecht aus den furchtbar zerrissenen Eisschründen der Uraths- und Wendeglletscher, den Gipfel mit einer 175 Fuß dicken Schneehaube bedeckt, — während der nach West und Nordwest absinkende Schneerücken sanft gewölbt und fast sphärisch abgerundet ist. Die Aussicht von seinem Gipfel gehört zu den prächtigsten, reichsten und wildesten, die es gibt; namentlich ist der Blick gegen Süden großartig und wahrhaft erschütternd.

Walter Scotts Monument
in Edinburg.

Wohl mag der Schottländer mit gerechtem Stolze das Ehrenmal betrachten, das er dem Dichter seines Landes dankbar und pietätvoll errichtete, — aber auch wir Andern lassen den Blick mit Wohlgefallen und liebevoller Theilnahme darauf ruhen, und Manchen mag es von dem luftigen zierlichen Bau, wenn er sich dessen Bedeutung bewußt wird, mitten im Ernst des Lebens, unter Sorgen, Geschäften oder Zerstreuungen, anwehen wie ein Hauch aus ferner goldener Jugendzeit, da er die Dichtungen dieses Mannes in seliger Trunkenheit las. Niemand braucht sich dessen zu schämen. Ist doch ein rechter Poet zum Genuß und Segen Aller da, gleich dem Licht der Sonne und den Lüften des Himmels, und ist doch Walter

Scott in erster Reihe einer der größten, edelsten und — gesundesten Schriftsteller unseres autorenreichen Jahrhunderts, der mit hoher poetischer Begabung zugleich die liebenswerthesten und achtungswürdigsten Eigenschaften als Mensch vereinigte: edle Männlichkeit des Charakters, hohe Sittlichkeit im Wandel, bezaubernde Anmuth im Umgang, Wohlwollen gegen Andere. Am Gebäude des modernen literarischen Ruhms Englands bildet Scott einen der Grundpfeiler, aber auch sein Einfluß auf die fremden Literaturen war eben so heilsam als ungeheuer. Der historische Roman ist seine Schöpfung. Er zeigte zuerst, welche herrlichen Gebilde aus der Vermählung freier Erfindung der Phantasie mit historischer Wirklichkeit hervorgehen, wenn beide einander harmonisch durchdringen und ergänzen, und er wies zugleich durch sein glänzendes Beispiel mit Nachdruck auf diejenigen Stoffe hin, die jedem Dichter zunächst am Herzen liegen sollen: die vaterländischen. Die meisten seiner Dichtungen sind Illustrationen seines theuern Schottlands, dessen Natur und Geschichte er uns vorführt in großen und bewunderungswürdigen Gemälden, voll einer Harmonie in der Durchbildung des Ganzen wie des Einzelnen, voll einer Treue und Wahrheit des Charakteristischen in den verschiedenen Farbentönen, die ums unnachahmlich erscheinen. Und welche Gestalten sind es, die er schafft! Dieser Richard Löwenherz, dieser Wüstensohn Saladin, dieser Cromwell, dieser König Ludwig und Karl der Kühne, dieser Rob Roy und Rochester, und alle die Kavaliere und Rundköpfe, Piraten und Astrologen, Hofdamen und Wahrsagerinnen, bis herab zum Schweinehirten, — leben sie nicht alle wie mit Fleisch und Blut, und bewegen sich vollkommen natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit, ihren Umgebungen und den geschichtlichen Ueberlieferungen durchaus angemessen? Ehre dem wackern Schotten! Hunderte in allen gebildeten Ländern haben ihm wohl nachgeeifert, zum Theil nicht ohne Erfolg, aber erreicht hat ihn Keiner! — Unsere Gegenwart, die oberflächliche, der Vertiefung unfähige, vom Schein geblendete, genußsüchtige, überreizte und des Kitzels bedürftige — findet Scott langweilig, wie sie ja auch Goethe, trotz alles Schwärmens und Redens, langweilig findet, wenn sie ihn ja liest. Sei's darum! Möge man ihn heute vergessen und mißachten; — so oft Zeiten wiederkehren, in denen man das Naturwahre und Naturschöne in seiner Einfachheit erkennen und lieben wird, so oft wird auch Walter Scott in voller Frische und Schönheit seine Auferstehung feiern.

Scotts Lebensumstände sind bekannt. Wie der Genius der Poesie ihm freundlich gelächelt, so war auch das äußere Glück ihm anfangs hold. Der Ertrag seiner Schriften machte ihn zum wohlhabenden Mann, als er sich plötzlich durch den Bankerott seiner Verleger, deren stiller Compagnon er war, nicht nur seines ganzen Vermögens beraubt, sondern auch noch mit einer enormen Schuldenlast beladen sah. Muthig kämpfte er gegen das harte Geschick und hoffte durch doppelt angestrengte Thätigkeit sich seiner mißlichen Lage zu entreißen. Aber er vermochte es nicht; sein Körper erlag, bevor das Ziel erreicht war. Die Nation gedachte dankbar ihres Dichters, sicherte durch Subscription seiner Familie ihren reizenden Wohnsitz Abbotsford und setzte ihm zu Edinburg, am Fuß des alten Schlosses, eine Statue (von Steale), überbaut von einem 120 Fuß hohen zierlichen Tempel, im reichsten und edelsten Styl des Mittelalters, bei welchem seine Phantasie so gerne und oft weilte, und das er uns in so glänzenden Bildern neu vergegenwärtigt hat.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Gotha.

Vor mir liegt ein alter vergilbter Aktenband, da lese ich in einem Schreiben des Landesfürsten „Von Gottes Gnaden" an einen Amtsverwalter u. A. Folgendes: — — „Im Fall aber Inquisitin sich weiterer Defension begeben, haßtu das itzt eingekommene Urtheil (vom Schöppenstuhl zu Jena) seinem Buchstäblichen inhalte nach an derselben zu exeqviren, zu deßen erleuterung dir dann beygefügter extract, was durch die Wort ziemblicher tortur oder ziemblichermaßen verstanden vndt wie solcher gratus torturae exeqviret zu werden pflege, nachrichtlich dienet, deme gemeß du die sache anzuordnen vndt darüber dem Scharffrichter nichts zu verhengen wißen wirst. An dem geschicht Vnsere meinung. Datum Friedenstein den 18. Marty anno 1662. Ernst, H. z. Sachsen." Das ist derselbe Friedenstein, der heute so hell und klar vor uns steht, beleuchtet von derselben ewigen Sonne. Und der Fürst, welcher seinen Namen unter dieses Aktenstück eines Hexenprozesses schrieb, war Ernst der Fromme.

Zweihundert Jahre sind seitdem vergangen, eine lange Zeit gegenüber der kurzen Dauer eines einzelnen Lebens, die Erfahrungen und Bestrebungen von Tausenden haben seitdem an dem Fortschritt der Menschheit gearbeitet, und wie klein, wie unbedeutend ist doch der Schritt, den wir auf dem wichtigsten Gebiete alles Staatslebens vorwärts gethan sehen, — auf dem unserer Rechtszustände! — Es ist wahr, Hexen werden nicht mehr verbrannt, man legt keinem Zauberer mehr die Daumschrauben an, man richtet nicht mehr Kinder mit dem Schwert hin, weil sie böses Wetter gemacht, die Frauen sind sicher vor den torquirenden Händen des Scharfrichters, sie dürfen alt werden, ohne den Feuertod fürchten zu müssen. Kein Kepler braucht mehr seine Mutter von der Leiter der Tortur zu befreien, kein Fürst mehr ein Schriftstück zu unterzeichnen, wie der fromme Bet-Ernst „zur Ehre Gottes" so viele unterschrieben.

„Den Teufel sind wir los — die Teufel sind geblieben," — sie haben das eine Gebiet aufgeben müssen, aber nur, um auf anderen sich desto fester niederzulassen. Die zahllosen Märtyrer des Wahns, der die Hexenprozesse in's Leben rief, sind für andere Gebiete, über denen das Recht waltet, für die Herren des Rechts nicht zu warnenden Beispielen geworden. Die Gesetzgeber und die Hüter und Vollstrecker der Gesetze sind nicht frei geworden von der Herrschaft des Wahns, sie dienen ihm willig, so oft er befiehlt und so lange er die Gewalt hat. Oder gehörte wirklich der kirchliche Glaube, die religiöse Anschauung für ewige Zeiten zu den Befugnissen des gesetzlichen Zwangs? Darf der Staat mit denselben Mitteln, durch welche er ein politisches Prinzip als alleinherrschend aufrecht erhält, auch die Regungen des religiösen Gewissens in bestimmte Schranken bannen? Dürfen die Rechte des Bürgers nach der Form seines Glaubens bemessen werden? — Nein und dreimal nein! Aber vergeblich loderten die Opfer des Aberglaubens, vergeblich

liegt ein Jahrhundert auf ihrer Asche, — den Opfern des Aberglaubens hat das gefügige Recht mit eben so vielen scharfsinnigen Gründen die eben so zahllosen Opfer des Glaubens angereiht. Die einfache und in ihrer Einfachheit so erhabene Lehre Jesu hat es erdulden müssen, den Schwachheiten der Menschen dienstbar zu werden. Sie mußte sich fügen, der Eitelkeit zu helfen, daß sie den Massen imponire, und der Herrschsucht, daß sie die Macht behalte. Da kam der große Glanz in die Kirchen, der ungeheure Pomp in die Ceremonien, da kamen neben den Altar des Herrn die Throne der Oberpriester und Fürsten. Der Glaube erhielt Uniform und ein Exercierreglement; an der Kleidung des Priesters erkennt Jedermann von Weitem die Art und Weise seiner Gottesverehrung, und wo eine solche Kleidung vom Staate als die alleinrechte anerkannt ist, da ist auch die Staatsreligion oder das Regierungschristenthum fertig. Ist es etwa was Neues, daß solche Regierungen Jedem, der sich ihrem Christenthum nicht fügt, auch die bürgerlichen Rechte schmälern oder gar versagen? Und wo ist der Richterstuhl, der gegen solch einen Gewaltspruch den Verletzten Schutz bietet? Nicht blos Ketzer hat man verbrannt, eingekerkert, gepeitscht, Hab' und Guts beraubt und in's Elend getrieben, nicht blos die römische Glaubenstyrannei hat über die halbe Erde gewüthet und Millionen Menschen vernichtet, Alles, um die „Seelen" zu retten, welche nicht nach ihrer Uniform und ihrem Exercierreglement nach dem Himmel strebten; — das protestantische Regierungs-Christenthum treibt es noch weit schlimmer, denn das Treiben ihrer Kirchenlichter erscheint in dem Zwielicht jener Aufklärung, mit welcher sie sich brüsten, nur um so fratzenhafter und nur um so widerlicher. Da Pomp und Ceremonie der alten Kirche ihnen gebricht, um den Augen der Menge zu imponiren, da Duft und Glanz und Klang nicht auch ihnen in reichgeschmückten Tempeln zu Gebote steht, um die Geister für den Himmel zu gewinnen, so greifen sie wieder zu dem entgegengesetzten Mittel: der Schrecken vor dem leibhaftigen Fürsten der Hölle soll ihre Schafe in den Pferch der ewigen Seligkeit hineinhetzen; sie haben zu dem priesterlichen Glaubensrüstzeug des 17. Jahrhunderts zurückgegriffen, und Niemand im altlutherischen Protestantenthume durfte es Wunder nehmen, wenn ein pastoralischer Grundbaß heute wieder einer Bauerngemeinde das große Wort zudonnerte: „In den Himmel müßt Ihr und sollt' Euch gleich der Teufel hineinjagen!"

Nicht blos an ihren Trachten, auch an ihren Früchten sind sie zu erkennen. Die schlimmste Frucht ist aber die Lehre: daß nicht der Glaube selig macht, sondern allein der Gehorsam gegen die Glaubenswächter. Wer über den Wächtern steht, kann auch ohne Glauben selig werden. Oder ist die Leichtigkeit, mit welcher fürstliche Personen den Glauben wechseln und wechseln können, ein Beweis für etwas Anderes? Und wie verhalten sich da Gesetz und Recht? Der Mann, der mit klarer ruhiger Prüfung und nach manchem Kampf seines Herzens vom Staats-Katholicismus oder vom Staats-Protestantismus scheidet, um in einer deutschkatholischen oder in einer freien Gemeinde mit den Seinigen die Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu suchen, der muß es sich gefallen lassen, daß man ihn fortwährend wie einen Verdächtigen behandelt, daß man die Versammlungen seiner Glaubensgenossen polizeilich überwacht und nach polizeilichem Belieben schließt, daß man seine Prediger und Priester nach polizeilichem Belieben wie gefährliche Subjekte maßregelt. Wenn dagegen ein Prinz oder eine Prinzessin um einer Heirath, einer Erbschaft, einer Anwartschaft, eines Thrones willen, ohne den geringsten religiösen Drang, die geringste innere Beihülfe, den Glauben wechselt, so hat noch Niemand sich unterfangen, daran zu zweifeln, daß dieselben dereinst nicht nur selig, sondern höchstselig und allerhöchstselig werden! —

Wie auf dem Gebiete der Kirche, so tritt auch auf dem des Staats und seiner Rechtsverfechter der Wahn uns in erschreckender Gestalt entgegen. Oder bezeichnet der männliche Forscher der Geschichte und des Rechts jene allbekannten sogenannten Demagogenprozesse als etwas Besseres? Wie bei den Hexenprozessen wurden auch bei diesen mit großer diplomatischer und juristischer Kunst Verbrecher gemacht, weil man ihrer als Opfer bedurfte auf dem Altare des Vongottesgnadenwahns. Dem gefügigen Recht sind, nach dem Hexenfoltern, kaum scheußlichere Unthaten gelungen, als in diesem Dienst des in seiner Sicherheit gestörten und in seiner Eitelkeit verletzten Absolutismus. Wer waren die Verbrecher? Männer und Jünglinge, die für die Befreiung des Vaterlandes vom äußeren Feind ihr Leben gewagt und die aus Liebe zu Volk und Vaterland von den geretteten Thronen forderten, das in der Noth gegebene Wort zu halten. Daß sie als ihr höchstes Ziel priesen, Deutschland als ein großes einiges Reich zu sehen, und daß sie an diesem Wunsche sich labten und über diesen großen Traum begeisterte Reden hielten, — das waren die Verbrechen, für welche blühende Jünglinge auf die schönsten Jahre des Erdenlebens, ja auf 15 und 20 Jahre eingekerkert, die Verbrechen, für welche die Namen der verdientesten und verehrtesten Männer der Nation und Lehrer der Hochschulen durch die schwierigen mainzer Kommissionsakten geschleift und aus den Listen der Staatsdiener gestrichen wurden. Und was war der Erfolg jener dem Regierungschristenthum so ähnlichen Regierungsgerechtigkeit? Sind jene Jünglinge zu Kreuz gekrochen, jene Männer in Schande verkommen, jene von ihnen aufgestellten Nationalwünsche verdunstet? — Nein! Jene Jünglinge sind Männer geworden, die den Kampf der Jugend um so heftiger fortsetzten, jenen verfolgten und verhöhnten Männern (Arndt, Jahn ꝛc.) hat schon die Gegenwart Denkmale der Ehre an den Stätten, ihrer ehemaligen Schmach gesetzt, und jene Jünglingsträume sind zum lauten Ruf der ganzen Nation geworden.

Alles im Volke folgte dem Gebot der Ehre: Vorwärts! Man mußte die Opfer des neuen Wahns, man mußte die verlorene Zeit des neuen Kampfes beklagen, aber vorwärts schritt die Nation. Nur die Justiz der Partei ging nicht mit, sie blieb auf der Bildungsstufe der Hexenprozesse stehen: denn daß in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein Prozeß Waldeck und Wiggers u. s. w. möglich war, kann, mit möglichst humaner Nachsicht, nur aus der Beschränktheit erklärt werden, mit welcher die Zunftwissenschaft der Justiz ihre Stellung zur Nation betrachtet, sobald sie sich im Fürstendienste fühlt. Und so müssen wir denn wiederholen: an unseren Rechtszuständen hat sich wenig gebessert. In der Verfolgung jedes politischen und religiösen Fortschritts ist sich die Polizei und Justiz der Staaten gleich geblieben, man ist nur von den Hexen- zu den Ketzerprozessen, von den Demagogen- zu den Demokratenprozessen übergegangen, und man steht jetzt auf der Stufe, wo man endlich das Kind beim rechten Namen nennen und zu dem höchsten Inkertriumph der Fortschrittsprozesse schreiten könnte.

Des ganzen Elends Quelle aber ist — die Zunft! Dieses einst kostbare Erbstück der alten Zeit verdirbt die neue, wenn es nicht eiligst dem schätzbaren Material der vaterländischen Antiquitäten einverleibt wird. Die Gewerbszünfte brechen allgemach glückselig zusammen, wie hart auch der Widerstand der Inhaber der alten Rechte sich dagegen stemmt. Viel hartnäckiger wird aber der Kampf gegen die Wissenschaftszünfte werden. Aber auch sie müssen zusammenbrechen, denn es ist sonnenklar voraus zu sehen, daß wahre Religion und wahre Gerechtigkeit nicht eher wieder zur Blüthe im Geist und Herzen der Völker kommen, als bis die

Zunft-Theologie und die Zunft-Jurisprudenz Arm in Arm ihre großmächtigen Wissenschaftszöpfe auf dem Altar der Humanität und Freiheit geopfert haben.

Auch dieses Opfer wird die fortschreitende Zeit und der mit ihr fortschreitende Geist des Volks gebieten, und wenn wir der Zeugnisse dieses Fortschritts uns recht erfreuen wollen, so kehren wir zu unserem Friedenstein und seinen Fürsten zurück, die wie Denksäulen der strebenden Zeit in der Geschichte vor uns stehen. Sie reden durch Briefe, welche als Zeugen ihres Geistes zugleich die ihrer Zeit sind. Da liegt der denkwürdige Brief vor uns, welchen auf demselben hellen heitern Friedenstein, der einem Ernst dem Frommen zum Unterschreiben der Aktenstücke eines Hexenprozesses diente, der Herzog Ernst II. von Gotha-Altenburg an seinen Sohn Friedrich schrieb, während dieser im Jahre 1793 als Oberst des gothaischen Regiments in Holland stand. Da lesen wir: „O mein Kind! Wir leben in schlimmen Zeiten und sehen einer unerwarteten Zukunft entgegen, deren Folgen und Endschaft Niemand zu bestimmen im Stande ist. Bedenke dies, mein lieber Sohn, und folgere die Lehren daraus, die ich Dir gegeben habe. Alles, ja Alles will unserem Stande zu Leibe, will ihn verdrängen und vernichten. An ihm selbst würde nach meinem Gefühle eben nicht sehr Vieles verloren gehen; dies gibt wohl ein Jeder zu; allein damit ist noch nicht Alles gethan ꝛc. — — Du siehst leichtlich ein, mein guter Fritz, daß Dir's nicht besser als anderen ehrlichen Leuten gehen wird, und daß Du bei Zeiten Dich darauf vorbereiten mußt, um nicht, wenn das Schicksal auch uns, Dich und mich, trifft, in der Verlegenheit Dich zu befinden, einmal betteln zu gehen. Noch bist Du jung genug, etwas Ernsthaftes zu erlernen, was es auch sei, um einmal Dein Brod zu verdienen und der dann noch übrigen menschlichen Gesellschaft nicht zur unnützen Last zu sein. Bedenke dies, mein guter Fritz, und bedenke es ernstlich wie ein Mann. — — Du hast mir Dein Bildniß überschicken wollen, mein guter Fritz, es soll mir herzlich lieb sein, und ich danke Dir aufrichtigst dafür; aber schicke mir Deinen festen ernsten Entschluß, ein Mann — ein deutscher Mann zu werden, damit wirst Du mich noch weit mehr verbinden; denn Du wirst mir die Sorge erleichtern, die mir Dein künftiges Schicksal macht. Nur werde bestimmt Etwas, damit Du Dich nicht vor Dir selber zu schämen brauchst." — Das sind Worte eines regierenden Fürsten an seinen Sohn, als die Donner der siegreichen französischen Revolution an Deutschlands Thore schlugen.

Und achtundsechzig Jahre später schreibt auf demselben Friedenstein ein andrer Herzog, Ernst II. von Koburg-Gotha, auch einen Brief, ganz unähnlich dem eben mitgetheilten und doch wunderbar geistig mit ihm verwandt. Das ist jenes offene Fürstenwort, das alle deutschen Freiheits- und Vaterlandsfreunde mit Freude erfüllte und wie eine Bombe in das feindliche Lager fiel; jener Brief, in welchem ein souveräner deutscher Fürst unumwunden ausspricht: „Seit meiner frühesten Jugend huldigte ich beinahe instinktmäßig liberalen demokratischen Principien. Ich war im eigentlichen Sinne des Worts das Kind meiner Zeit;" — in welchem er zugleich fest und klar darlegt, warum er vollständig mit dem aristokratisch-bureaukratischen Theile der Gesellschaft seines Landes gebrochen; — in welchem er offen erklärt, daß er das gesammte Institut der Kammerherren, Kammerjunker und Hofjunker aufgehoben, „da diese Chargen usuell nun doch einmal von Bürgerlichen nicht besetzt werden können", und damit der Hof („das heißt mein Haus") nun einem Jeden geöffnet werden könne, dem er vermöge Talent oder Sitte die Berechtigung dazu zuspreche; in welchem er endlich vor aller Welt bekennt, daß er, um seine Stellung dem Lande gegenüber zu charakterisiren, die Formel „von Gottes Gnaden" zu streichen befohlen, trotz der sichern Aussicht,

daß ihm „dieser offenbar ideelle Bruch mit dem sogenannten Fürstenthum von Gottes Gnaden als großes Verbrechen angerechnet werde." — So schrieb ein Fürst des Friedensteins im Jahr 1861.

Diese drei Schriftstücke, von jenem Hexenprozeß bis zu diesem letzten Brief, sind ebenso viele Zeichen ihrer Zeit, die nur tröstend, erhebend und ermuthigend auf die Gegenwart wirken können und die daher zugleich sicherlich geeignet sind, das Auge des Lesers mit ungewöhnlicher Theilnahme zu dem Gegenstand unseres Bildes hinzulenken.

Der Friedenstein, das Residenzschloß der Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha, ist nicht nur ein Schmuck der Stadt Gotha, sondern für Wissenschaft und Kunst ein Schatzhaus für das ganze Thüringerland. Wir brauchen die dort aufbewahrten Sammlungen nicht einzeln anzugeben, jedes geographische Schulbuch führt sie auf. Aber mahnen möchten wir jeden unsrer Leser, den das Feuerroß der Eisenbahn dorthin gebracht hat, sich nicht von der Sturmreisemode des Tags dort beherrschen zu lassen und an einem Orte vorüber zu sausen, der einer ruhigen Beschauung so würdig ist, wie Gotha, und der sie mit solchem Genuß lohnt. Gotha bietet, auch außer den Sammlungen des Friedensteins, viel Sehens- und Bemerkenswerthes. Ein Gang durch die Stadt und ihre nächste Umgebung zeigt uns, daß sie, wie fast jede unsrer kleinen und mittlern Residenzen, ein doppeltes Gesicht hat. Der größte Theil der innern Stadt, so weit sie einst vom Mauergürtel ihrer Festungswerke umspannt war, stellt in gewundenem Lauf und in der Enge vieler Straßen und Gassen das Bild der ehemaligen zunftbürgerlichen Beschränktheit und Genügsamkeit dar. Die Stadt hat so oft und viel durch Feuersbrünste gelitten, daß ihr nur wenige große und meist öffentliche Steingebäude als Andenken an das Mittelalter geblieben sind; die Bürgerhäuser, welche aus Schutt und Asche der vielen Kriegsverheerungen und Schadenfeuer erstanden sind, sind in den Gassen eng und klein aneinandergedrängt, dehnen sich in den Hauptstraßen schon in breitere Fronten aus, aber erst in den neuen Anbauten jenseits der ehemaligen Thore lagern sich Gebäude so geschmackvoll und anmuthig in das Rasengrün und den bunten Blumenschmuck ihrer Gärten, daß der alte einfache Friedenstein, der nur durch seine Massenhaftigkeit imponirt, schier neidisch auf sie herab blicken könnte, wenn er sich nicht seines gediegenen inneren Werths bewußt sein müßte. Unser Bild zeigt einen solchen schmucken Stadttheil in der Häusergruppe, welche von der Stadt aus zum Bahnhofe herstrebt. Dieses doppelte Gesicht ist zugleich das der Geschichte der früheren und der jetzigen Zeit dieser Stadt und ihrer Ranggenossen unter den deutschen Residenzen. Ehedem, als noch allabendlich die Thore sich hinter dem von draußen heimkehrenden Bürger schlossen, hatte Jedermann es abzuwarten, welche äußere Erlebnisse für ihn, welche Geschichte für Stadt und Land sein gnädiger Landesherr im gewöhnlichen Lauf der Zeiten passiren zu lassen geruhen werde; denn von höchster Erlaubniß, gnädigsten Privilegien hing jedes Streben ab, jede Erwerbsquelle bedeckte die landesväterliche Hand und öffnete sie nach Wohlgefallen, und dies konnte nur erworben werden durch unterthänigsten Gehorsam und pflichtschuldigsten Respekt gegen die ganze lange obrigkeitliche Rangstufenleiter bis hinauf zur durchlauchtigsten Sonne des Throns. Damals war's auch, wo die Häuser sich so eng hinter der Stadtmauer zusammenduckten und in Demuth harreten, welches Geschick für sie und die Ihrigen höchsten Orts herabkommen werde.

Ganz anders tritt das neue Bild hervor. Die Fesseln an Hand und Fuß der Industrie sind gesprengt, der beschränkte Unterthanenverstand ist mit Indignation als Privateigenthum preußischer Staatsminister für immer von dem auffstre-

benden Bürgerthum zurückgewiesen, und das Volk, wie hoch es seinen Fürsten ehrt, hält doch seine eigene Ehre ebenso hoch und ebenso hoch das Recht, über sein Geschick und seine Geschichte selbst mit zu verfügen.

So schaute ich das Bild, als ich in diesem Frühling durch Stadt und Park schwärmte. Wie war sie seit den letzten zehn Jahren gewachsen! Wie ragten die kühnen Warten der neuen Ritterburgen der Thäler, hohe Schlöte der Fabriken auch hier schon in die Luft! Und wie prangten die Läden aller Industriellen, vom einfachen Handwerker bis hinauf zum Luxusdienste des Kaufmanns. Ueberall fühlt sich die Lust der Selbständigkeit heraus, die dem strebsamen Mann der Gegenwart in allen Gliedern spukt und die namentlich in Gotha mit Stolz hervortritt, weil diese Stadt von 16,000 Einwohnern weniger, als viele andere namentlich kleinere Residenzen, von den Fleischtöpfen des Hofes auch ihre Nahrung zieht. Sie blüht durch die eigene bürgerliche Tüchtigkeit.

Mit Recht hat daher Gotha auch die Ehre genossen, nachdem es der sogenannten gothaischen Partei den Namen hat geben müssen, von seinem deutschen Herzog zum Stiftungsort des großen deutschen Schützenbundes erhoben zu werden. Er selbst hat den Friedenstein als Wohnsitz verlassen und sich in seiner Bürger Mitte am Fuße des Schloßbergs sein gastlich Haus gebaut, das jeder ehrliche Deutsche mit stiller Freude begrüßen wird.

Ueber Gotha's blühende Industrie, seine Neubauten, seine Geschichte, seine Bedeutung für Wissenschaft und Kunst und seine Stellung zu den übrigen thüringischen Kleinstaaten und zu Deutschland werden wir später eingehend zu sprechen Gelegenheit finden.

H.

Wien von der Belvedere-Seite.

Belvedere heißt das Lustschloß, welches uns, wie zum festlichen Empfang in der Kaiserstadt, die Arme öffnet. Der Name ist hier bedeutungsvoll, und auch daß es ein „Lustschloß" ist, das uns aus dem Bilde willkommen heißt, kann uns bezeichnend sein für den ehemaligen Charakter Wiens, das einst kaum ein anderes Aushängeschild verdiente und — wünschte.

Daß aber dieses Bauwerk fürstlicher Prachtliebe seiner schönen Aussicht wegen gerade Belvedere, und nicht, wie in vielen anderen deutschen Gegenden, Bellevue genannt, daß die italienische Bezeichnung der französischen vorgezogen wurde, das ist kein zufälliger, sondern ein sehr bedeutungsvoller Umstand, dessen Motive mit einem Hauptstück der die gegenwärtige Richtung der stimmführenden Geister in Oesterreich noch immer beherrschenden Politik in engstem Zusammenhang stehen.

Unsere Leser wissen, und auch unser Universum hat es ihnen an vielen Stellen gesagt, daß das heutige Kaiserthum Oesterreich die Erbschaft des alten deutschen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Reichs in dessen Beziehungen zu Italien angetreten hatte; und wie einst Deutschland, so leidet heute Oesterreich an den schlimmen Folgen dieser unglückseligen Erbschaft. Das vielgetheilte Italien war im ganzen Mittelalter das blutige Schachbret für die Kriegsspiele der mächtigsten Kronenträger Europa's. Nicht blos der Papst war dort von den Deutschen zu fürchten und zu bekämpfen, auch Franzosen und Spanier machten, so oft als nur möglich, den deutschen Kaisern die Herrschaft auf der Halbinsel streitig, und je länger dies geschah, desto entschiedener nahmen diese Kämpfe sich die vollständige Vernichtung des Gegners, die völlige Vertreibung desselben und all seines Einflusses auf italischem Boden zum Ziel. Am längsten und heftigsten war dieser Kampf in Oberitalien fortgeführt worden, nachdem in Unteritalien die Bourbonen sich festgesetzt hatten; je näher der französischen Revolution, desto erbitterter wurde er und gestaltete sich auch hier in einen Hauskrieg zwischen Habsburg und Bourbon um; den gefährlichsten Charakter nahm er aber Oesterreich gegenüber an, als das Haus Bonaparte sein falsches Spiel mit Völkern und Fürsten begann.

Der erste Napoleon vernichtete die alte Republik Venedig und warf das kranke Staatswesen Oesterreich in die Arme. Oesterreich nahm es als ein ihm durch Eroberungsrecht zugefallenes Gut hin, und Napoleon that wiederum ganz dasselbe, als er den alten Kaiserstaat zum zweiten Male gedemüthigt hatte. Das war der vollendetste Sieg Frankreichs gegen seinen ältesten Erbfeind in Italien. Hätte Napoleon zur Seelengröße eines Washington emporgeragt, so würde er nicht blos für Frankreich ein ruhm- und heilbringender Mann, er würde der Befreier der halben Welt geworden sein, denn nie, so weit uns die Geschichte in die Vergangenheit der Menschheit zurückleuchtet, war in eines Menschen Hand so ungeheure Macht gelegt und haben vor *eines* emporgekommenen Mannes Willen so alle geborenen Fürsten Europa's gezittert! — Namentlich war es in seine Hand gelegt, zweien Nationen zu ihrem verlorenen nationalen Rechte, zur Ehre nationaler Selbständigkeit wieder zu verhelfen: den Italienern und den Polen. Beide Länder sendeten Tausende ihrer Kinder für seine Siege in den Tod, aber beiden ward — derselbe Lohn: fürstlicher Undank.

Italien war von all seinen kleinen Herrschern, sogar vom Papste, befreit worden; nur die Inseln bewahrte der britische Dreizack den alten Dynastien. Anstatt aber in den Italienern sich freie Bundesgenossen zu erwerben, verwandelte Napoleon Italien zum Theil in eine Provinz und zum Theil in ein Vasallenkönigreich Frankreichs. Eugen und Murat waren die glänzenden Monde der napoleonischen Sonne; eigenes Licht durfte keiner seiner Vasallensouveräne in Anspruch nehmen, weder in Spanien noch in Holland, weder in Italien noch in Deutschland. Daraus erwuchs Italiens neues Unglück und das Oesterreichs zugleich.

Es war nämlich eine Eigenthümlichkeit der Ueberwinder Napoleons, daß Stiftungen und Einrichtungen desselben, durch welche Ansehen und Macht der regierenden Fürsten vor allem Volke erhoben wurden, nicht nur freundliche Schonung, sondern auch Nachahmung fanden; dazu gehören aber nicht nur die von ihm gestifteten Orden, nicht nur das Konskriptionswesen, die mächtigen Heere gegen das eigene Volk, sondern auch die Verachtung der Völker und insbesondere ihrer nationalen Ansprüche. Die Herren Fürsten und Diplomaten hatten gesehen, in welch rücksichtsloser Weise Napoleon den Völkern Fürsten nach seiner Wahl und den Fürsten Völker nach seinem Belieben zutheilte, sie hatten gesehen, wie er aus den verschiedenartigsten Nationalitätsbruchstücken neue Staaten zusammensetzte, und wie riesenhaft seine Macht scheinbar dadurch gewachsen war. Als nun der wiener Kongreß dieselbe Macht über das zerstückte Europa in ihre Hände legte, so beeilten

sie sich, vor Allem in dieser Richtung sich als Napoleons würdige Nachtreter zu geberden. Mit frevelhafter Achtlosigkeit auf die Stimmen der Völker, die den Sieg über den größten Fürstenbändiger errungen hatten, schnitten die Diplomaten die neuen Staaten nach den alten Dynastien zu und klebten diese Fetzen als die neue europäische Landkarte aneinander. Die Gelüste der Fürsten und die Drohfinger der Großmächtigen (zu denen das besiegte Frankreich, nicht aber das siegende Deutschland gehörte! —) waren die einzigen Maßgeber bei dem diplomatischen Zuschneidergeschäft. Und die Fürsten zeigten so viele Ländergelüste, weil gar so schöne Stückchen Deutschlands und Italiens, an denen das Auge aller Wanderer sich erfreut, herrenlos geworden waren!

Zudem war noch eine andre Kleinigkeit der Salonsweisheit der modernen „Staatsmänner" im Kammerherrnfrack entgangen: nämlich die, daß ein Zusammenschweißen verschiedenartiger Völker zu einem Staate nur so lange möglich ist, als diese Völker selbst noch auf einer niedern Stufe politischer Kultur und allgemeiner Bildung stehen und an sich nicht stark genug zur Behauptung eigener Selbständigkeit sind. Die Unkultur fügt sich der Gewalt, und sie muß sich zu Gunsten der fortschreitenden und alleinherrschfähigen Civilisation dem Vorgeschritteneren fügen; das Gefühl und Bewußtsein großer nationaler Zusammengehörigkeit ist selbst erst ein Produkt höherer Bildung; am Anfang alles Völkerlebens gilt der Stamm allein als das Höchste und sucht all seine Ehre im Kampf mit dem stammverwandten Nachbarn.

Derlei Lehren der Geschichte klingen dem Ohre der hochweisen Diplomatie wie Larifari. Freilich, wo kämen auch die politischen Thorheiten her, wenn sie nicht begangen würden? Und so hatten denn die Herren von der Erbstaatsweisheit — denn Diplomaten können nur Adelige werden! — Griechenland an den Türken, Belgien an Holland, Polen direkt und Moldau-Walachei indirekt an Rußland, Schleswig-Holstein an Dänemark und Italien an Oesterreich und die Bourbonen geschmiedet, und sie sahen Alles an, was sie gemacht hatten, und empfingen für ihr neues Weltgeschichtskapitel große Orden und fanden das sehr gut.

In der That dauerte diese Herrlichkeit auch so lange, bis die Völker von ihrem Erstaunen über die Frechheit, mit welcher der Undank sie abgelohnt und die Untreue sie niedergetreten hatte, sich genügend erholt hatten. Dann begann durch ganz Europa das Rütteln und gegenseitige Wecken der Völker, denn alle Völker waren einig im Haß gegen das diplomatische Trugspiel, das der dienstselige Adel unterm deckenden Schatten der Throne an allen verübt hatte. Kultur und Halbkultur regte sich, Griechenland machte sich frei, Belgien riß sich von Holland los, Spanien und Neapel revoltirten, Polen stand auf, Moldau und Walachei wurden zum Zankapfel zwischen Rußland und der Pforte, böse Tage in Galizien, dafür in einer glücklichen Reaktionsstunde Krakau von der Landeskarte gestrichen, endlich nach Schleswig-Holstein der große Prinzenfeldzug und schließlich als Fortsetzung des Krimkriegs und als sardinische Belohnung für denselben der jüngste Kampf Frankreichs und Oesterreichs in Italien.

Und abermals war es ein Napoleon, welcher die Macht Habsburgs in Italien brach. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser zweite Bonaparte im französischen Volkskaisermantel, dieser zweite Parvenu der (dritten) französischen Revolution, ehrlicher sei, als der erste es war, d. h. ob er den Nationen wirklich das bringen wolle, was er ihnen verspricht und durch seine Leute in der Presse versprechen läßt. Wir müssen es unseren Lesern überlassen, sich es selbst zu überlegen, wie das „Frei bis zur Adria" mit dem Frieden von Zürich, wie der Friede von Zürich mit der geduldeten Vertreibung der kleinen italienischen Fürsten, wie

diese Fürstenvertreibung mit seinem Vorschlag der Stiftung eines, dem deutschen würdig zur Seite stehenden, italienischen Bundes, wie dieser italienische Bundestag mit den geduldeten Siegen Garibaldi's, wie diese Duldung mit der Beschützung des Papstes und wie endlich das ganze Papstthum mit dem Bonapartismus zusammen zu reimen sei. Das ist eine schwere Aufgabe, mit deren Lösung wir billig warten, bis die nächste französische Revolution ihr Wort gesprochen hat.

Das Eine ist aber heute schon klar, daß dieser Napoleon III. für seine Siege die zuverlässigste Grundlage wählte: seine Grundlage sind alle jene großen politischen Fehler, durch welche die europäische Diplomatie in der Nachahmung der schwächsten Seiten seines Oheims sich hervorthat. Der Nichtachtung aller Nationalität setzte er die entschieden ausgesprochene Berechtigung jeder Nationalität zu staatlicher Selbstständigkeit, den Erbrechtsansprüchen der Legitimität den Wahrspruch von der Selbstbestimmung der Nationen und der Fürsteneinigkeit gegen die Völker das Prinzip der Nichtinterkonvention entgegen, für das er durch seine Interkonvention in Rom und Gaeta sogleich die Ausnahmsstellung Frankreichs faktisch und praktisch behauptete.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Frankreich und Oesterreich einig in einer Anschauung waren. Frankreich hatte längst die Vortheile Oesterreichs einem zersplitterten Deutschland und Italien gegenüber erkannt; es war offenbar Frankreichs erstes Ziel, Oesterreichs bevorzugte Stellung in Italien für sich allein zu gewinnen. In Frankreich vergaß man nicht so leicht, daß es einst einen kaiserlich französischen König von Rom gab. Der Ausführung dieses Wunsches stemmte sich der patriotische Andrang der italienischen Nation zu mächtig entgegen; und als der Ruf „Italia una!“ mit Siegesjubel durch die ganze Halbinsel drang, warf er ihn mit den alten Fürstenstühlen über den Haufen. —

Ging nun auch dieses stille Plänchen für Napoleon verloren, konnte er nicht als Mitglied eines italienischen Bundes (für Corsika und Nizza) die schwere Hand über das ganze italienische Reich sammt allen seinen geistigen Regungen und materiellen Mitteln ausstrecken, so wußte er selbst seine geheime Niederlage durch ein „Italia una“ doch desto nachhaltiger für Frankreichs und der Bonaparte's alten Lieblingsplan — der vollendeten Schwächung Oesterreichs — zu benutzen. Dieser Plan konnte ihm aber nur dadurch gelingen, daß er Oesterreich nicht ganz und gar aus Italien vertrieb, sondern daß er ihm Stadt und Gebiet von Venedig sammt dem — gegen die heutigen Belagerungsmittel ohnedies nutzlosen — Soldatengrab Mantua ließ. Keiner der Siege Napoleons war für Oesterreich so verhängnißvoll, als dieser Frieden, denn keiner nöthigte ihn zu so schweren Opfern, wie dieser, der die Kraft eines ganzen Staats, und zwar eine ohnedies sehr geschwächte Kraft, auf's Aeußerste in Anspruch nimmt, um eine unheilbare Wunde am Staatskörper Oesterreichs fort und fort nothdürftig zu verdecken.

So ist es bis heute geblieben. Der Erbzug der alten Kaiser nach Süden übt noch heute seine Kraft aus, noch heute ist der Blick nach Italien ein — Belvedere, von dem das Auge des Kaiserhauses sich nicht trennen kann. Es ist ein Kampf im Herzen der Dynastie, dessen Schwere wir vielleicht kaum ahnen, denn er geschieht mit dem Hinblick auf die ungeheuren Opfer, welche der gesammte übrige Kaiserstaat bringen muß, um diese eine Nebenkrone, den zerstückten lombardo-venetianischen Reif, auf dem Haupte des Kaisers zu erhalten.

Zu keiner Zeit ist der Bestand eines Reiches aus verschiedenen zusammengezwungenen und sich gegenseitig befeindenden Nationen gefährdeter gewesen, als zu unserer. Eben weil die politische Bildung der Völker nicht länger aufzuhalten war, ist mit der Erkenntniß der eigenen Rechte der Trieb nach Selbstständigkeit er-

wacht. Wo aber diese Selbständigkeit eines abgerissenen Volkstheils nur möglich ist durch die Wiedervereinigung des Getrennten, da wird dieses Zusammenstreben unwiderstehlich — und wo ein Staat aus mehren solchen abgerissenen Theilen zusammengesetzt ist, da muß es im Laufe der Zeit so weit kommen, daß die nach außen strebenden Volkstheile den ganzen Staat auseinanderreißen.

Welchen Einfluß das polyglotte Oesterreich auf des Reiches Hauptstadt ausübte, ist bekannt. Es ward eine Stadt, in welcher der gemüthliche Unteröstereicher herrlich und in Freuden von den reichen „Welschen" und verschwenderischen Ungarn, Polen, Kroaten, Slavoniern ꝛc. lebte, welche entweder zu den 5000 Adeligen, oder zu den 6000 Beamten oder 15,000 Soldaten gehörten, die man in Wien zählte, oder die zu ihrem Vergnügen als freie Leute (zu deutsch Particuliers) dort wohnten, oder die, als zu den 6000 Fremden gehörig, nur als des Rupfens wegen anwesend betrachtet werden konnten.

Diese hochbunte Schlaraffenfarbe ist bereits von Wien gewichen, sie ist in den Tagen der Revolution, der Reaktion, der Reichsnoth und der Reichsverjüngung erblichen; das mit verjüngte Wien sieht viel älter aus, als das alte zur Zeit seiner flitternden und kostbaren Bummelei, selbst im äußersten Katzenjammer je ausgesehen hat. Diese Veränderung ist natürlich nur in den Physiognomien der Leute zu sehen, hat namentlich dem öffentlichen gesellschaftlichen Leben eine andere Farbe aufgedrückt, hat die Kindereiseligkeit der Alten in den Kneipen und Gärten vermindert und selbst den ehemals unermeßlichen Einfluß der Volkstheater auf die Masse abgeschwächt. Der Duft ist von der Pflaume der Urgemüthlichkeit durch die harte Hand des Schicksals abgewischt.

Und hat Wien wirklich viel daran verloren? — Wir, von unserm Standpunkt aus, müssen diese Frage mit Nein! beantworten. Man verlangt von der Hauptstadt eines großen Reichs, welches in der Welt eine wichtige Stellung einnimmt, daß sie die hohe Wichtigkeit und den Ernst ihrer Würde auch äußerlich zur Schau trage. Man will nicht, daß dies durch die Bauwerke, durch die hohen Thürme, prächtigen Kirchen, stattlichen Schlösser und prunkenden Palastreihen allein geschehe, man fordert, daß auch in der Haltung der Bevölkerung sich ein Gesammtbild darstelle, das vom Bewußtsein der Macht des Staats, dem man angehört, des Ernstes seiner Aufgabe zeugt, und ein Zeichen verräth von dem Stolz und der Genugthuung darüber, daß man einem solchen Staate angehört und in des Reiches Hauptstadt wohnt. Das wenigstens möchte man aus dem öffentlichen Bilde des Volkes hervortreten sehen. Aber gerade davon verrieth das alte Wien keine Spur. Die große Masse kannte keine Sache, keine Idee, der sie mit staatsbürgerlichem Gefühle huldigte, sie kannte nur allerhöchste Personen, deren Wohlergehen ihr eine laut geäußerte Unterthanenfreudigkeit erregte und deren Mißgeschick es mit aufrichtigster Traurigkeit von ganzem Herzen mitbeklagte. Zu dieser Masse gehörte alles Volk, das nicht von Amtswegen dem Staate diente, und auch von dieser Staatsdienerschaft hatten nur Diejenigen sich um den Staat zu bekümmern, welchen dies befohlen war. Alle Uebrigen hatten einzig und allein dafür zu sorgen, daß sie ihre Steuern richtig zahlen, ehrlich leben und nach Kräften vergnügt sein konnten. — Das ist plötzlich anders geworden, seit dem Augenblick, wo zum ersten Male der Wahlspruch Metternichs in dem Staub lag, jener einst vielgepriesene Ausspruch christlichmilder Despotie: „Alles für, Nichts durch das Volk!" — Von diesem Tage an durchschritten Männer die Straßen Wiens, welche, obwohl nicht

in die kaiserlich politische Uniform gekleidet, Gedanken an Wohl und Wehe des Vaterlandes im Haupte trugen; sie riefen sie hinaus, sie redeten von Eckſteinen und Brunnenſäulen herab, ſie ſammelten viel Volks um ſich, das in ſeiner kindiſchen Gewohnheit nur eine reine Art Volksſchauſpiel in dieſem öffentlichen Politikmachen ſah, allein — trotz aller Irrthümer, Auswüchſe, Vergehen und ſelbſt Verbrechen der ſogenannten Straßendemokratie — das Volk ging unbewußt dennoch in die erſte Schule des öffentlichen Lebens, es lernte dennoch, es blieb in den beſſeren Köpfen mancher hingeſchleuderte Gedanke hängen, der in den engeren Kreiſen weiter getragen und verarbeitet wurde, das Volk lernte an ernſten Dingen den Blick üben, der bisher nur nach fröhlichem Blödſinn geſucht hatte, und wenn Vieles vorkam, welches an die Schulzeit erinnert, in welcher die wilden Knaben in den Flegeljahren ſtehen, ſo konnte der Vorwurf von Rechtswegen nicht das Volk treffen, ſondern Diejenigen, welche ſich ſo ängſtlich gehütet hatten, dieſes Volk je in die politiſche Schule zu führen. Wer aber das Wien von 1848 mit dem von heute vergleicht, der wird mit ſtillem Freudenicken zugeben, daß das Volk nicht wieder aus der Schule gelaufen iſt, daß es gut aufgeſchaut hat und daß bei ihm die Zeiten der Flegeljahre nun vorüber ſind. Die Wiener ſind ernſt geworden, die Wünſche, die Hoffnungen für den bedrängten Staat ſpiegeln ſich im Antlitz des ganzen Volkes ab — und das imponirt mehr und dringt tiefer in's Herz des Beſchauers, als alle Machtentfaltung des militäriſchen Rüſtzeugs und alle Wichtigthuerei der diplomatiſchen Prachtkaroſſen.

Große Reſidenzen berechnen ihre Einnahme nicht ängſtlich nach der Ausgabefähigkeit des Hofs. Wenn einer unſerer kleinen herzoglichen oder hochfürſtlichen Staaten eine ſeiner Provinzen verlöre, ſo würde dies allerdings auf die Kaſſe des Hofmarſchallamts einen Einfluß ausüben, der in den meiſten Straßen der Reſidenz ſeine Nachwirkung zeigte. Wien hat noch bis heute den Verluſt der Lombardei nicht geſpürt, und es leben viele hellerleuchtete Wiener, welche eben ſo wenig murren würden, wenn — „Belvedere“ ganz und gar in „Schönblick“ umgewandelt, wenn das Land ſo unermeßlichen deutſchen Fluchs und ſo viel deutſchen Elends endloſe Urſache endlich gar dahin wäre. Wenn aber eine Hauptſtadt nicht mit kleinlichen Finanzrückſichten auf die große Politik des Staats zu ſchauen braucht, wenn ſie ſogar befähigt wird, den Wünſchen der geſammten Reichsbewohnerſchaft kühn voran zu treten, dann erſt hat ſie die Würde erlangt, die ihr gebührt, und ſie braucht nicht mehr zu beklagen, daß der Duft der Harmloſigkeit von der Pflaume der Gemüthlichkeit ihrer Bewohner fort iſt.

Wien iſt in der That die Stadt, die, im Nothfall, noch größere Verluſte ertragen könnte, als den ſeiner „welſchen“ Bewohner und Gäſte. Es wird nicht zu Grunde gehen, wenn der alte Wolfgang Schmölzel nicht mehr Recht hat, der einſt ſchrieb:

„Ich dacht, ich wär gen Babel khumen,
Wo alle Sprach ein Aufang g'numen,
Hebräiſch, griechiſch vnd lateiniſch,
Deutſch, franzöſiſch, türkiſch, ſpaniſch,
Böheimiſch, windiſch, italieniſch,
Hungariſch, guet niederländiſch,
Raiziſch, polniſch und chaldäiſch.“

Es iſt ſogar vorauszuſehen, daß eine Verminderung der polyglotten Bedeutung des Staats auch der Reichshauptſtadt nicht zum Schaden gereichen würde. Bereitet ſich in Wien doch ſo viel Neues vor, und vor der Hand blos durch Beſeitigung des Alten, daß man mit ſeinen Zukunftsblicken ſchon etwas kühn vorgehen darf.

So sind bereits die Bastionen, welche die Christenheit einst gegen Mongolen, Ungarn und Türken schützten, geschleift, die Wallgräben ausgefüllt und neue Wege des Lichts geworden; selbst die die innere Stadt beengende, schiefwinklige Bastei fiel vor Kurzem auf Franz Josephs Befehl, so daß der Vereinigung der meist der Neuzeit angehörigen Vorstädte mit dem am Alterthum hangenden Inneren, der sogenannten „Stadt", kein Hinderniß mehr im Wege steht. Es ist nun wohl leicht erklärlich, daß, so lange eine große Anzahl bunt und phantastisch gekleideter Donauvölker, wie Magyaren, Kroaten, Kumanen, Walachen, Panduren, Hanaken u. s. w., alle von dem paradiesischen Leben Wiens geblendet, mit voller Begeisterung singen: „Es gibt nur eine Kaiserstadt, gibt nur ein Wien", das deutsche, geistige Element weder den ihm gebührenden Aufschwung genommen, noch auf alle jene Völker den rechten Einfluß geäußert hat; die Wiener sangen aber mit, und damit man nicht von Außen in diesem idyllischen Genusse gestört wurde, so ward von Oben dafür gesorgt, daß von den großen Errungenschaften des deutschen Geistes „draußen im Reiche" nur sehr wenig in Oesterreich eindrang. Weder Luther, noch Friedrich II., weder Lessing, noch Kant hinterließen dort einen bleibenden Eindruck und selbst Wien ward keine freie Stätte für die Wissenschaft und den Glauben; nur die Musik fand hier eine gastliche Aufnahme und liebevolle Pflege, aber auch blos, weil sie der Sinnlichkeit der Wiener behagte. Diese Zeiten sind nun vorüber, seitdem „Abgeordnete" des Reichs in der Hauptstadt weilen, auf öffentlichem Rednerstuhl im Saale der Reichsstände das Recht des Volks und der Krone gewogen und aus dem Konglomerat des alten Kronländerstaates ein konstitutionelles Reich aufzurichten gestrebt wird.

Seitdem wir Wien zum letzten Mal betrachtet haben (Bd. X des Universums), hat sich die Zahl seiner Vorstädte auf 34 und die der Einwohner auf ungefähr 550,000 vermehrt. Unverändert ist nur die Enge der Straßen der inneren Stadt und die Höhe der Häuser (zur Weintraube 7 Stock) geblieben; auch der wiener Staub ist konservativ und so arg, daß die handfestesten Wiener sagen, sie müssen dieser Ursache halber zehn Jahre früher sterben, als andere Residenzler. Auch die Zuverlässigkeit der Fiaker soll sich noch sprichwörtlich erhalten haben, die auf der Straße verkehrenden Personen dem Frager noch immer gerne eine Nase drehen. Die übrigen Sehenswürdigkeiten Wiens sind noch dieselben, die Bibliothek der kaiserlichen Burg zählt noch immer 320,000 Bände, 12,000 Incunablen und 16,000 Handschriften und bewahrt noch immer den Koran in Form einer Wallnuß und dergleichen Seltenheiten. Es ist in der That schade, daß man in Wien vom Besuch von Sammlungen aller Art zu bald übersättigt wird. Man würde seiner Aufmerksamkeit auf dieselben weit größere Schätze zu verdanken haben, als so geschieht. Wie reich ist nur das kaiserliche, sowie das bürgerliche Zeughaus an historischen Sehenswürdigkeiten, von Rudolf I. an, meist aus den Ungarn- und Türkenkriegen bis auf die neueste Zeit. Nicht weniger Interessantes bewahren die vielen und äußerst werthvollen Gemälde- und Kunstsammlungen in den Schlössern der alten Adelsgeschlechter Esterhazy, Liechtenstein, Schönborn, Harrach, Czernin u. s. w.

Der Leser erwarte jedoch an dieser Stelle keinen Fremdenführer. Der ungeheuere Reichthum der Sehenswürdigkeit von Wien erfordert für die einfachste Schilderung ein dickes Buch, ein Wegweiser begnügt sich mit Aufzeichnung der Namen und überläßt es dem Reisenden, die Sache selbst in Augenschein zu nehmen und sich das Sachliche zu merken. Beides würde in unserm Universum übel angebracht sein.

W YORK
LIBRARY
LENOX AND
FOUNDATIONS

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Die Moschee des Sultans Hassan in Kairo.

Mitten in dem wogenden Gewühl der Straßen Kairo's gibt es stille Friedensorte, in deren Innerstes das Stimmengewirr und Geräusch der Straßen nur wie ein melodischer Hauch hereintönt: die Moscheen. Keine Stadt bedarf ihrer auch mehr als Kairo. Die Sinne des Menschen ermüden schließlich von allen den wechselnden Eindrücken, welche die ewig lebendige Stadt bietet, und der Geist sehnt sich nach Ruhe und Sammlung. Da sind sie es, die Moscheen, mit ihrer heiligen Stille, ihrer wohlthuenden Kühle, ihrer schmucklosen Erhabenheit, — in welchen die verlorene, träumende Seele sich wieder findet und zu dem Höchsten sich erhebt. Wohl sind sie ganz geeignet, den Menschen fühlen zu lassen, daß er im Hause seines Gottes steht. Selbst den Abendländer überwältigt ein eigenes Gefühl, wenn er die Moschee betritt und zurückdenkt an seine Kirchen und deren Treiben. Da ist nichts, was die Sinne zerstreuen könnte; wohin der Blick sich wendet, nirgends findet er andern Schmuck, als den von Worten, welche den Ruhm Allahs preisen, auf die Wände gewobenen; keine Gallerie, keine Empore hemmt den Schwung der Bogen, der Pfeiler; kein Betstuhl verengt das Schiff des Gotteshauses. Der große Raum ist ein Raum; Kuppel, Pfeiler, Arabesken und die Mosaik des marmorgetäfelten Bodens sind Eins. Auch von allen den Verführungskünsten, welche das Christenthum aufwendet, um seine Jünger in die Halle des Gebetes zu locken, besitzt die Moschee nichts. Sie hat keine Glocken, keine Gemälde, keine Heiligenbilder, keine goldenen und silbernen Altargeräthe, keine Lampen, in deren Prachthüllen ein kleines Flämmchen unterhalten wird, keine Orgel, keinen Weihrauch, keine Blumen, keine Priester, gekleidet in Gewänder, die an Ueppigkeit denen der Könige gleichen: sie hat nur sich selbst, nur ihren Frieden und ihre Freiheit. Keiner der Gläubigen ist gezwungen, ihr Inneres zu betreten und dennoch strömen ihr von allen Seiten Schaaren von Betenden zu. Kein blindwüthender Pfaffe wirft von ihrer Kanzel herab dem unten knieenden Haufen seine unendlichen Sünden und Gebrechen vor, und dennoch fühlt sich in ihr Jeder, selbst der Christ, erbaut. Kein Seelenhändler treibt für Gold seinen schnöden Schacher und sichert dem Geistesschwachen, aber Glaubensstarken schon hier auf Erden gute Plätze für jene Welt zu; aber dennoch fühlt sich Jeder beruhigt im Innersten, wenn er aus der Moschee heraustritt. Er hat Rücksprache genommen mit sich selbst und, wie ihm dünkt, mit seinem Gott: — und was bedarf er weiter? „Gerade die Prunklosigkeit, die Einfachheit und Leere der Moschee, die Geisteröde der stillen, geweihten Räume, zu deren hohen Fensterbrüstung der Lärm des Welttreibens nicht herein zu dringen vermag, spricht gewaltig zu dem Herzen und weckt die Gefühle des Erhabenen in den Tiefen des menschlichen Gemüths!"

Jede Moschee zerfällt in drei Theile, in den Vorhof, die Halle und den heiligen Raum, mit einer nach der Richtungslinie des Gebetes, der „Khabala", gelegenen Nische. Ihre innere Einrichtung ist mit geringen Abänderungen überall dieselbe. Im Vorhofe befindet sich ein Brunnen mit fließendem Wasser, bestimmt, um die vom Gesetz befohlenen Waschungen vorzunehmen, und andere Reinigungsanstalten. Im Innern sieht man an starken Messingketten unzählige Lampen

herabhängen, welche während der Nacht des Ramadahn oder zur Zeit des Nachtgebetes den Raum erhellen; auf dem Marmorboden liegen Matten und Teppiche. In dem heiligen Raum erhebt sich gewöhnlich ein Grabmal, meist jenes des Erbauers. — Der Besucher des Gotteshauses wäscht sich im Vorhof und kniet auf einer der Strohmatten zum Gebet hin. Ein Jeder betet still für sich selbst, und nur während des Freitags sammeln sich die Gläubigen in Reihen hinter dem Vorbeter oder Imahn. Von der Kanzel herab spricht der Geistliche nur an gewissen Festtagen zu dem Volk. Er liest einige Stellen aus dem Koran vor, und die unten auf den Knieen Liegenden oder Stehenden hören ihn ernst und ruhig an. Dann segnet er die Menge, und der Gottesdienst ist beendet. Der Islam kennt keinen eigenen Priesterstand, und eben deshalb hat dieser auch keine Macht über die Masse, wie der christliche. Jeder, welcher das Wort des Propheten auszulegen versteht, wird von dem Volk geehrt und geachtet und mit dem Namen Maalem (Ulema) oder Schriftgelehrter bezeichnet: aber Keiner von Allen hat das Recht, Sünden zu vergeben und die arme Seele zu bannen oder zu lösen. Jeder Gläubige sorgt selbständig für sein eigenes Heil; jeder erkennt den Koran oder „das Buch" als sein Gesetz in geistlicher und weltlicher Hinsicht.

Eigentlich kann man außer der vorgeschriebenen Fasten nur von einem Religionsgebrauch reden: von dem Gebet. Selbst erklärte Spötter haben dieses Gebet nicht antasten mögen: sie sind hingerissen worden von der Erhabenheit, welche in dieser Handlung liegt. Der Islam nimmt dabei nicht blos auf das geistliche, sondern auch auf das leibliche Wohl des Betenden Rücksicht. Es war kein Kleines, Tausende von Menschen, welche noch nicht einmal gelernt hatten, ihren Körper von Schmuz zu säubern, zu einem gläubigen und reinlichen Volk umzubilden, reinlich, im Vergleich zu dem früheren Zustand, in dem es sich befand. Ein Wort des Propheten bewirkte das Wunder: es wandelte ein im Schmuz versunkenes Thier zu einem Menschen um. Der Prophet machte es dem gläubigen Manne zur unabänderlichen Bedingung, vorher den Leib von allem Unrath zu reinigen, ehe er hintritt vor das Angesicht Gottes, um die Seele zu reinigen im Gebet. — Täglich fünf Mal mahnt der Verkünder des Glaubens von der Medine oder den Minarets der Moschee herab die Gläubigen, das vorgeschriebene Gebet zu verrichten: eine Stunde vor Aufgang der Sonne, um Mittag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, mit den letzten Strahlen des scheidenden Gestirns und anderthalb Stunden später. Der Gläubige, welcher die Mahnung hört, verläßt das Lager oder die Arbeit und geht, sein Gebet zu verrichten. Es ist ihm vollkommen gleichgültig, wo er sich befindet; ob im rauschenden Gewühl des Basars oder in der Stille seines Hauses, ob auf dem Felde oder auf der Reise, ob im öffentlichen Gerichtssaale oder im Kerker. Wenn er auch der Moschee den Vorzug gibt, ist ihm doch jeder andere Ort ebenso heilig als diese. Er rollt einen Teppich oder eine reinliche Palmenblätternatte auf, legt sie in die Richtung der Khabala, entkleidet sich der Schuhe und Strümpfe und beginnt die „Wäsche." Eine Kanne mit langem Ausguß mit der Linken fassend, gießt er etwas Wasser in die Rechte und spricht: „Der Name des Gottes sei über diesem Wasser! Ich bin im Begriff, das Vorgeschriebene und Hinzugefügte zu leisten". Hierauf wäscht er zuerst die Hände, dann dreimal den Mund inwendig, endlich das Gesicht ebenso oft mit beiden Händen. Nun folgt der rechte und dann der linke Arm bis zum Ellenbogen und dann der Oberkopf; zuletzt wird das rechte und linke Bein bis zum Knöchel gewaschen und hiermit ist die Reinigung beendet. Der Gläubige betritt darauf den Teppich oder die Matte, stellt sich aufrecht, nimmt die Richtung der Khabala und wirft langsam die Hände über seine Schultern weg nach hinten, um damit

anzudeuten, daß er mit ihnen alle irdischen Gedanken nach hinten werfe, ruft zwei Mal: „Gott ist der Erhabene!“ — beugt sich nach vorn, richtet sich wieder auf und ruft: „Auf zum Gebet! Auf zu dem Heiligen, Glückseligen!“ und wiederum wie vorhin: „Gott ist der Größte!“ — dann kreuzt er die Hände über der Brust, spricht den ersten Abschnitt des Koran, senkt die Hände nieder und sagt: „Gott die Bewunderung und der Dank!“ — kniet nieder, drückt das Haupt zwei Mal nach einander auf die Erde, steht von Neuem auf und verfährt bis zur zweiten Kniebeugung wie vorhin. Diese zwei Kniebeugungen sind das Vorgeschriebene, alles Uebrige das Hinzugefügte. Ersteres gilt der Ehre des Höchsten allein, Letzteres der Ehre des Propheten und den Gefühlen des eigenen Herzens. Nach vollendetem Gebete wendet der Gläubige sich rechts und links und ruft nach beiden Seiten hin: „Das Heil und der Friede sei mit Euch!“ — Worte, welche an alle das Erdenrund bewohnenden Menschen und an alle guten Geister gerichtet sind. — Man muß selbst die Betenden gesehen und es erfahren haben, mit welcher Glaubensinbrunst sie das gebräunte Gesicht niederdrücken auf den Boden, in den Staub, in den Sand der Wüste, um dieses Beten wirklich würdigen zu können.

Alle übrigen Religionsgebräuche des Mohamedaners bleiben der Moschee ziemlich fremd; denn sie soll ihm nicht mehr sein als ein Bethaus. Zum ersten Male betritt er das Innere des Tempels, wenn das Fest seiner Beschneidung gefeiert wird, dann nimmt er als Erwachsener am eifrigen Gebete Theil, holt sich hier den Segen, wenn er sich verehelichen will, und endlich wird sein sterblicher Leichnam noch zum letzten Gange hier eingesegnet. Ich erwähnte in einer früheren Beschreibung von Kairo, daß jede Leiche zunächst in die Moschee gebracht wird, wo man ein Todesgericht über sie hält. Dieses ist ebenso würdig als die meisten übrigen Gebräuche des Islam und zeichnet sich vor Allem durch seine Milde aus. In der Vorhalle der Moschee wird die Bahre mit dem Leichnam niedergesetzt. Der Geistliche spricht einige Gebete und ruft dann der versammelten Menge entgegen mit lauter Stimme: „Bezeugt mir beim allbarmherzigen Gott, ihr Gläubigen, ob Dieser, den wir beerdigen wollen, ein frommer Mann war und gewandelt hat nach dem Gesetz Gottes und des Propheten?“ Und wenn dann Alles antwortete: „Ja, bei Gott, das war er, er hat als Gläubiger gelebt und ist als solcher gestorben,“ dann spricht Jener: „Nun wohlan! so bittet Gott, daß auch ihr den Tod dieses Gerechten sterben möget! Allah nehme seine Seele auf in das Paradies!“ War der Verstorbene dagegen ein sündhafter und böser Mann, dann schweigt auf die Anfrage des Geistlichen die Versammlung und Jener spricht ernst und ruhig: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ —

Mit den Moscheen, welche fromme Mohamedaner in ihrem letzten Willen mit milden Stiftungen und Geldgeschenken bedenken und welche daher oft ein großes Vermögen besitzen, sind gewöhnlich noch öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten verbunden. So enthält die „Djämä el Ascher“ in Kairo eine berühmte Hochschule mit einer zahlreichen, in ihrer Art einzigen Bücherſammlung, welche noch gegenwärtig den Schriftgelehrten und ihren fast tausend Zöglingen die meisten arabischen Werke über Gottesgelahrtheit bietet. Früher wurden hier auch die Aerzte gebildet; denn die Arzneiwissenschaft war in Egypten bis zu Mohamed-Ali's Zeiten mit der Gottesgelahrtheit vereinigt. An andern Moscheen werden viele Arme, gewöhnlich die Blinden, von dem Vermögen des Gotteshauses unterhalten. Hungrige werden gespeist, Kranke mit Arzneien versehen, Irre versorgt, Pilger und Reisende beherbergt und unter Anderem auch öffentliche Brunnen gebaut. Diese Letztern sind eine unbeschreibliche Wohlthat für das Volk. In Kairo werden sie nicht von fließendem Wasser, sondern durch Wasserträger gespeist. Man sieht die meist halb-

kreisrunden Brunnenhäuser faſt in jeder Straße, und meiſt in der Nähe der Moſcheen. Meſſingne Becher hängen an Kettchen an den Schnitzwerken der Einfaſſung zum Gebrauche eines Jeden, welcher trinken will. Steinbänke laden den Durſtigen zur Ruhe ein. Manche Brunnenhäuschen ſind ganz verdeckt, nur ſteinerne Stufen und einige Heber mit meſſingenen Mundſtücken bezeichnen ſie dem Vorübergehenden. „Man muß dieſe Waſſerſpenden geſehen, man muß, verſchmachtet, ſelbſt mit getrunken haben, um auch noch in der bloßen Erinnerung lebendig und mit der Seele zu begreifen, was für ein ſchönes, natürliches und ewig wahres Menſchenthum ſich in ſolchen Anſtalten kund gibt!“

Wir brauchen nichts weiter über die Moſcheen zu ſagen. Unſer Bild zeigt eins der ſchönſten dieſer altehrwürdigen Gebäude, die Moſchee des Sultans Haſſan. Sie ſtammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Ihr Gründer ſchläft ſeinen ewigen Schlaf im Allerheiligſten des Gebäudes. Ein einfaches Denkmal bezeichnet ſeine Ruheſtätte.

Die Kaskade bei Terni.

Wer zählt die Menſchen all, die ſeit den Tagen des Alterthums dieſe „klaſſiſche“ Stelle Italiens, der berühmte Waſſerfall des Velino bei Terni, entzückt, erſchüttert und begeiſtert hat! Aber wer von all den Tauſenden und aber Tauſenden hätte Worte gefunden, den Eindruck dieſes herrlichſten Schauſpiels in ſeiner ganzen Größe und Tiefe zu ſchildern? Das Wort verſtummt vor dem Donner dieſer Gewäſſer, die von ſchwindelnder Höhe in die jähe Tiefe niederbrauſen; es erlahmt, wenn es dem Sturz dieſer Wogenmaſſen folgen will, die ſilberglänzend und mit Blitzesſchnelle niederſchießen und im Felſengrund, der unter ihrem Anprall erdröhnt, wild aufſchäumen, ziſchen, kochen, heulen und jubeln in endloſer Arbeit und Luſt, während der Giſcht an die Felſen ſpritzt, die rings in fühlloſer Erſtarrung in den Strudel ſchauen, oder, zerſtoben in Nebel und Dunſt, der, wenn die Sonne ihn durchbricht, in tauſend Farben funkelt, zum Himmel aufſteigt, um bald als erquickender Regen ſich wieder zur Erde niederzuſenken und dem Grund der Umgegend das ſmaragdene Grün eines ewigen Frühlings zu verleihen. Schaut im Bilde die Tiefe des Schlundes! Seht, wie das gigantiſche Element mit raſenden Sätzen von Fels zu Fels ſpringt; wie es die Klippen peitſcht, quetſcht, zerreißt und ſpaltet, und in breiter Kolonne mit gewaltigem Fußtritt ſich ſeinen Weg bahnt! — Das gleicht nicht dem Waſſer eines Stromes, der bald durch ein blumiges Thal ſich winden wird, das erſcheint wie die Quelle eines Meeres, das unter wilden Schmerzen aus dem Schooß der Berge ſich losreißt und nun endlos, „nie ſich erſchöpfend, noch leerend“, wie eine Ewigkeit ſich ergießt. —

Die Kaskade bei Terni, eine der großartigſten Europa's und die berühmteſten Waſſerfälle der Schweiz, wie den Staubbach, Reichenbach, Piſſevache u. a. weit übertreffend, iſt ein Werk der Kunſt, indem der Fluß, nachdem er die Ebene von Rieti langſam durchfloſſen, durch einen künſtlichen Kanal, ein Werk des alten römiſchen Konſuls C. Curius Dentatus (um 290 v. Chr.) geleitet und ſo genöthigt wird, den 450 Fuß hohen Sprung in die Tiefe zu thun, wo er ſich mit der Nera vereinigt. Die Stadt Terni liegt weſtlich vom Kataraft; ſie war die Vaterſtadt des Geſchichtsſchreibers Tacitus.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Gmunden und die deutschen Nordalpen.

Als wir im zweiten Heft dieses Jahrgangs von dem reizenden Traunsee Abschied nahmen, versprachen wir recht bald zu seinen romantischen Ufern zurückzukehren. Wir thun es, um unsern Begleiter in das deutsche Alpenland einzuführen und lassen ihn von hier aus die Vorwerke jener granitnen Felsenriesen schauen, welche in unnahbarer Majestät ihre Eiskronen gen Himmel recken, die unwandelbaren Hüter der deutschen Grenzmarken, die ewigen Quellenburgen der nach zwei entlegenen Meeren sich scheidenden Gewässer.

Vom Norden kommend haben wir die Ufer der Donau verlassen und durchwandern erwartungsvoll das Vorland der deutschen Alpen.

Weithin gestreckte Flächen sind mit Waldungen durchzogen; hie und da ein Dorf, ein Weiler in ihnen; Waldzäune verhüten das Einbrechen des Wildes in die zerstreuten Saatfelder; die Forste selbst bilden ein buntes Gemisch aller Holzarten; Buchen und Tannen, Eichen und Fichten prangen in herrlicher Fülle; ihre Gruppirung unterhält dich, während sie dir jede Fernsicht versperren. Der Weg führt dich nun unversehens und unerwartet an den Rand eines Abgrundes. Tief unter dir erblickst du eine neue Erscheinung, einen mächtigen Alpenstrom. Pfeilschnell schießen seine weißgrünlichen Wogen zwischen unzähligen weißen bebuschten Kiesinseln dahin; die Thalwände sind eingestürzte Schutthalden, welche dir ein Bild des Bodens geben, auf welchem du bisher wandeltest; langgeflügelte Möven umschwirren in großer Zahl die Inselwelt des Stromes, an der hie und da auch noch Biber hausen. Weithin breitet sich oben der Strom aus; über den Waldkranz aber zieht, in violetten Duft gehüllt, in seltsamem Gezack die Kette der Alpen hin, entweder geröthet und umrandet von den Morgenstrahlen, oder vergoldet von der untergehenden Sonne. Eine Mauer überragt die andere.

Der Weg wird jetzt bergig, der vorher locker aufgeschichtete Kiesboden wird jetzt fester zusammengekittet; Eichen gewinnen die Oberhand. So erreichst du, aus dem Schatten des Waldes tretend, eine zweite Region; dein Standpunkt eine Höhe. In dem vorigen Bilde kamen schon einzelne Anklänge herüber aus der Alpenwelt; in der Tiefe die eigenthümlichen Scenen eines Alpenstromes, oben der blaue Kranz der Alpen; aber es waren nur einzelne, abgebrochene Töne. Hier ist ein ganzes, ein großes Alpenbild ausgestellt, das in seinem Ganzen, wie in seinem Einzelnen, der Alpenwelt angehört. Unter dir eine weite Fläche, horizontal den Fuß des hoch aufsteigenden Gebirges umsäumend; auf ihr wechseln im buntesten Gemische Wald- und Häusergruppen, mit denen das Ganze wahrhaft übersäet ist; der Silberglanz der Schindeldächer läßt auch die kleinste Hütte zwischen dem Dunkel der Wälder erkennen; hohe weiße Kirchthürme bezeichnen größere Orte. In einiger Ferne siehst du wieder die weiße Bahn des Alpenstromes, hie und da blitzt seine Fluth durch die Gruppen der Wälder. Dicht unter der steilen Höhe aber windet sich schon wieder ein anderer Fluß hin, doch ganz verschiedener Natur, als jener wilde Alpensohn; klar, smaragdgrün und kräftig, aber ohne Wildheit eilen seine Fluthen dahin, ohne durch Inseln und Bänke sich zu theilen. Es ist eine Seenymphe, die den Gebirgsstaub und ihre Wildheit in einem See abgestreift hat. Dort unter

jenem grünen Höhenzuge voller Orte dehnt sich die blaue Fläche eines weiten Seespiegels aus, vielleicht der Ueberrest jenes großen Sees, dessen weiter, jetzt trockener, Boden vor dir liegt. Aus der grünen weiten Fläche, im wahren Gegensatz zu ihren Horizontallinien, bauen und thürmen sich die blauen Bergkolosse schnell und kühn auf, die vorderste Reihe in dunklen Waldmantel gehüllt; die dahinter aufsteigenden kahlen, die Sonnenstrahlen zurückwerfenden Felsenstirnen zeigend; hie und da ein weites Eingangsthor, durch das ein großes Alpenthal sich zur Ebene öffnet und einen Blick in die Gebirgswelt gestattet. Niedliche Bauernhäuser, weiß, mit grünen zierlichen Gallerien und Fensterläden, weit vorspringendem und bunt bemaltem, flachem, steinbelastetem Giebeldache, laden dich ein. Ein stattlicher Markt mit ebenso schönen, malerischen Alpenhäusern, hie und da mit Frescomalereien geschmückt, oder auch ein Städtchen mit seinen dachlosen, fast orientalischen Häusern, nimmt dich zum Schlusse des heutigen Tages unter sein sehr wirthliches Obdach auf.

Voll freudiger Erwartung und Sehnsucht blickst du aus deinen Fenstern in die nun schon ziemlich nahe gerückte Gebirgswelt. Die vorhin noch weite Reihe der unabsehlichen Bergkette hat sich jetzt zusammengezogen; die hohen hinteren Berggipfel sind untergegangen hinter den Vordermännern, und nur hie und da treten aus dem Hintergrunde einer Thalespforte schroffe nackte Wände des höheren Kalkes hervor, oft noch überspannt mit dem Schneezelte eines Riesen aus der inneren Centralkette; aus dem allgemeinen Blau, in welches früher die Berge gehüllt waren, treten schon die dunkeln grüngemischten Töne des Waldes, und aus dem helleren Duft der Höhen dringt schon der saftige Schmelz der Matten herab. Zwar sind auch die Kalkalpen in ihren verschiedenen Gruppen sehr mannichfaltig gebildet und stellen unzählige Bilder auf; um aber nicht zu weit zu gehen, wählen wir nur noch einige Bilder, die wenigstens die Hauptzüge der Kalkalpen wiedergeben. Wir folgen dem letztgenannten Flusse aufwärts und er geleitet uns zu einem jener schon von weitem sichtbaren Eingänge. Nachdem du einige sanftgewölbte, mit dem prächtigsten Grün überkleidete Hügel überstiegen hast, öffnet sich das Gebirge durch ein weites Thal, das sich im Hintergrunde durch Felsenwände verengt; doch seine ganze Fläche bis dicht unter deinen Standpunkt ist mit einem prächtigen Spiegel ausgegossen, von den schillernden Farben eines Malachits durchleuchtet. Du besteigst ein Fahrzeug, einen sogenannten Einbäumler, um das Seethal hinanzufahren, da kein anderer Weg möglich ist. Noch erblickst du in der Tiefe jedes Steinchen, jede Pflanze, nur mit dem Smaragd des Seewassers überzogen. Jetzt bricht auf einmal der grüne Felsboden unter dir ab, du klammerst dich fester an den schmalen Rand deines Fahrzeuges, indem es hinfährt über den nächtlichen Abgrund, in dessen Tiefe nur die Felswände und Hörner ebenso tief hinab spiegeln, als sie über dir aufragen. Dort tritt ein Felsenriff kühn in die dunkle Fluth herein; so nahe es ist, so klein und zwerghaft erscheint der Nachen mit seinen Schiffern, der eben unter ihm hingleitet. Kaum hast du das Kap umfahren, so öffnet sich ein neues Bild. Senkrecht und starr, wie bisher nur einzelne Wände hervortraten, bauen sich jetzt die beiderseitigen Thalmauern auf; nur in dünnen Reihen wagen sich Fichten und Tannen auf den Kanten der Felsen hin. Ueber einer Terrasse erhebt sich ein zweites Stockwerk von Felsen, deren Zacken hoch in den flimmernden Ferndust der Höhe aufsteigen; Schneefelder ziehen in den Furchen tief herab; Wolkensäulen rauchen aus den Schneetobeln auf, gleich den Rauchsäulen eines Vulkans; hier bricht aus dem Schooße des Berges ein mächtiger Wassersturz hervor, dort schwebt eine Wasserstaubsäule von rother Marmorwand herab, ohne den See zu erreichen.

Während du in den Alpen der Centralkette die von unten bis weit hinauf grün bematteten Berge erblickteſt, wo der Wald nur gruppenweis die unterſte

Region umschattete, so umnachten hier in den Voralpen große zusammenhängende Forste fast die ganzen Berge; nur hie und da tritt ein Felsenriff hervor, und erst in bedeutender Höhe lichtet sich der Wald zu den grünen Matten der Gipfel und Rücken, doch noch überstrickt von dem Zwergwald des Krummholzes; nur bisweilen leuchtet der reine Schmelz der Matten herab. Dort oben deutet dein Führer die braunen, kaum sichtbaren Pünktchen als die Sennhütten an, und schon verkündet das Gejauchze ihrer Bewohner das freiathmende frohe Leben dort oben. Doch nun erst, wenn du selbst oben geschwelgt hast auf den freien Höhen über der tieferen Welt, wenn du dort oben geruht hast in den Strahlen der Abendsonnne, wenn es schon unten dunkelte, wenn du das freudige Begrüßen von Berg zu Berg vernommen hast, dann erst wirst auch du alle diese Stimmen, die dir vielleicht jetzt noch wie unartikulirte Töne vorkommen, verstehen, dann erst wird bei solchem Anblick und solchen Tönen dein Herz mit Sehnsucht erfüllt nach oben. Um nun in dem großem Buche der Alpennatur lesen zu lernen, machst du dich auf den Weg nach jener Höhe, jenem Gipfel, von dem die einladenden Töne herabschweben.

Mühsamer, als du es vielleicht dachtest, war der Weg heranf zu dem ersehnten Ziele; mancher Schweißtropfen floß, ehe du zur Ruhe kamst. In der Sennhütte am Feuer abgetrocknet, vielleicht auch etwas umgekleidet und gestärkt durch Kaffee oder Sahne, eilst du aus dem dunkeln Käfig hinaus ins Freie und setzest dich auf ein kühn vortretendes Felsenhorn, das über schwindelnder Tiefe schwebt. Schöner Abend; die Sonne dem Untergange nahe; unter dir allenthalben dick in Nadelholz gehüllte Berge, auf deren Köpfe du schauest und in deren Schluchten du die silbernen Bäche hinabeilen und stürzen siehst. Weithin ist die Nacht dieser Wälder unter dir ausgebreitet; sie wird durchglüht von dem Feuer der Abendsonne; nur in den Thälern und Schluchten nachtet es schon. Dort draußen aber breiten sich weithin, unabsehbar die hügeligen Ebenen des Flachlandes, die du bisher durchzogest, aus denen du heraufblicktest zu den duftigen Höhen; blaue Seespiegel füllen hie und da die Tiefen aus. Ernst und majestätisch schauet die innere Gebirgswelt her. Von den grünen Matten aber jenseitiger Berge erschallt jetzt das Gejauchze, und geht von Berg zu Berg; auch die Sennerinnen deiner Hütte stimmen ein. Jetzt ist die Sonne hinab und tiefer, feierlicher Ernst liegt auf der nächtlichen Welt da unten; nur die Rauchsäulen der Köhler, welche hie und da aus dem Dickicht der Wälder langsam aufsteigen, verrathen, daß selbst in der dunklen undurchdringlichen Wildniß da unten noch Thätigkeit herrscht. Die zunehmende Dämmerung beengt immer mehr den Gesichtskreis; nur das Zirpen einer Schneelerche oder das Geklingel einiger noch zwischen Klippen und Krummholz umherirrenden Ziegen unterbricht die feierliche Stille. Da macht sich der Nachtwind aus seinem Lager auf, du hörst ihn unten in ferner Tiefe die Wälder durchrauschen, und er treibt auch dich in dein Obdach, um dich zu neuen Beschwerden, aber auch neuen Freuden und Genüssen, zu stärken.

Kaum erwachst du, so kletterst du von dem Heulager unter dem Dache herunter an die Thür, denn Fenster gibt es nicht, um nach dem Wetter auszuschauen. Aber welcher traurige Wechsel! Dichte Nebelwolken treiben über die benetzten Blöcke und das bethaute Gras; die einzelnen halbverbrannten Fichten, die gestern übersehen wurden, treten nun als Hauptgegenstand des Bildes auf; jetzt nähern sie sich wie Riesen mit ausgestreckten Armen, jetzt entfernen sie sich wieder, in dichtere Nebel gehüllt. War der gestrige Abend ein Rausch der Natur, so ist dieses ihr Katzenjammer; gestern war es ein glänzender Ballsaal, heute der frühe Morgen nach jenem Feste in demselben Saale. Der Nebel und die Kälte treiben dich zurück in die Hütte, wo die Sennerin unterdessen das Feuer geschürt und den Kaffee

gesotten hat, der trefflich zur Sahne schmeckt. Durch mehre Anzeichen des Wetters aufgemuntert, geht es frisch auf der schlüpfrigen Bahn aufwärts zum Gipfel; vielleicht schließt sich noch lustiges Sennervolk an. Muthig kämpfst du dich durch das Labyrinth des Krummholzes durch und arbeitest dich über ein Klippenmeer hinan zu dem ersehnten Gipfel, und zugleich aus dem Getreibe der Wolken hinaus in den blauen Aether. Die ganze Tiefe ist mit einem undurchdringlichen Wolkenmeer bedeckt; nur die höchsten Felsengipfel starren als öde Felseneilande aus dem Oceane; im Süden aber die ganze Gipfelreihe von Eisbergen (der Centralkette), vielleicht Spitzbergen; die ersten Strahlen der Morgensonne vergolden sie schon, oder vielleicht die Mitternachtsonne des Polarkreises. Abgeschnitten von aller Welt, bist du auf ein ödes Felsenriff verschlagen. Die ganze Welt liegt unter dir begraben, du allein bist übrig geblieben. Mit dem ersten Gruße der Morgensonne an den südlichen Eiszinnen erhebt sich der Morgenwind von Norden nach Süden und setzt den Ocean unter dir in Bewegung. Wie die Wogen der Brandung, schlagen die vom Nordwind gejagten Wolken an den senkrechten nördlichen Absturz des Berges; doch nur als leichter Flor berührt dich bisweilen ihr lustiger Schaum. In wilder Unordnung, wie ein geschlagenes Heer, treiben sie unter dir hin. Plötzlich öffnet ein heftiger Windstoß den Grund des aufgeregten Meers; schwarz und blau liegt es da unten, denn noch deckt Dunkel die Tiefen; du glaubst in die ewige Nacht der Hölle zu blicken und als ein Paradies erscheint dein ödes Eiland gegen die Nacht des Abgrundes; doch gleichsam nur, um deine Neugier zu erregen, deine Aufmerksamkeit zu spannen, zerriß der Wolkenschleier; denn ehe du noch die Tiefe beobachten kannst, verhüllt sie schon ein neues Heer von Wolken. Jetzt geht auch für dich die Sonne auf und schweigend betrachtest du die weit ausgebreitete wollige Wolkensteppe; fast unmöglich dünkt es, daß du gestern da unten weiltest, daß du heute noch da hinabsteigst. Von der Sonne aufgeregt, wird das Getreibe der Wolken wilder, als vorher; du glaubst jetzt in den dampfenden Krater eines Vulkans hinabzusehen; wirbelnd steigen die Wolken, an die Felswand getrieben, gleich Rauchsäulen empor; jeden Augenblick glaubst du von ihnen umhüllt zu werden; doch kaum erreichen sie die Höhe deines Gestades, so zerrinnen sie in nichts. In tiefe furchtbare Schluchten und Abgründe der Wolken fällt dein Blick; eine finstere Nacht gähnt dir entgegen. Eben erwartest du, daß sich der Abgrund öffne, um dir Feuer und Flammen entgegenzuschleudern, dich zu verderben. Da öffnet er sich wirklich, wo er am schwärzesten ist; aber statt des Verderbens, statt der Finsterniß lacht dir ein heiteres, reizendes Bild, ein Paradies, aus dem Risse der Wolken entgegen. Ein bunter, vielleicht nie gesehener Farbenwechsel wird jetzt in ebenso bunter Reihenfolge unter dir hingezaubert; immer größer werden die Risse der Wolken, immer mehr löst sich ihre Decke in einzelne Abtheilungen. Jetzt erst kannst du nach und nach das bunte Gewirr in schwindelnder Tiefe enträthseln; jetzt erst begreifst du die Erhabenheit deines Standes; in senkrechte blaue Tiefe fährt die Felsenwand nieder, umlagert von den waldigen Vorbergen; dort bricht mitten aus nächtlichem Schlund der blaugrüne Spiegel eines Sees hervor, halb noch umstanden von Steilwänden und dunkeln sich spiegelnden Waldbergen, halb in die weite bunte Ebene des Flachlandes sich ausstreckend; im Süden baut sich eine Mauer über die andere auf; jede sucht es der anderen durch starre Wildheit zuvorzuthun; stolz spiegeln auch sie sich in prächtigen unter ihnen ausgegossenen Seen. Rosenroth, fast mit dem Schnee, der sie umlagert, wetteifernd, überragen die Hörner des Hochkalkes die tieferen Gebilde. So schroff ihre Umrisse sind, so grotesk ist der Wechsel von Licht und Schatten, bis sie in der Tiefe das sanftere Kleid der Matten oder das dunkle Gewand der Wälder umhüllt; wie ein

fernes ſilbernes Gewölk ſchwebt über allen die mit Eis bepanzerte Kette der Tauern. Wiederum nach Norden gewandt, breitet ſich als Gegenſatz zu dem Gezack, Gehörn der öden Felsgebilde der Garten des Flachlandes aus, ein Horizontalgeſtreif von Blau, Grün, Gelb und Roth in allen möglichen Tönen, je nachdem Aecker und Wieſen, Getreide- und Saatfelder, Wälder und Moose, nahe und ferne, mit einander wechſeln; hie und da durchfährt ein glühender oder blauer Streifen die duftende Ferne, einen See oder Fluß verrathend; die Häuſergruppen der Städte und Dörfer gleichen weißen Sandkörnern, in Unzahl über die Fläche ausgeſtreut. Schwer hält die Trennung von einem Punkte, der in ſo kurzer Zeit eine wahre Zauberwelt vor deinem trunkenen Auge vorbeiführte.

Obgleich jene aus Kalk gebildeten Gebirgszüge, die wir auf den Karten als die deutſchen Nordalpen bezeichnet finden, nur als Trabanten angeſehen werden müſſen, welche ihre Entſtehung dem eigentlichen Hochgebirge zu danken haben, ſo erfüllen ſie doch mehr als dieſe den Fremdling mit Furcht und Grauen, mit Bewunderung und Entzücken wegen der Grandioſität ihrer Bildung. Der mit den Verhältniſſen Unbekannte wird öfters den Diener für mehr halten, als den Herrn, wozu das unmittelbar aus der Tiefe der Längenthäler prallige und jähe Aufſteigen der Kalkalpen in ihrer ganzen Größe nicht wenig beiträgt, während ſich die meiſtens höheren Uralpen nur langſam und in ſanften Formen ſüdwärts aufbauen; die Kalkalpen ſchwingen ſich in dem Abſtande einer Stunde vom tiefſten Einſchnitte zur höchſten Zinne bis 10,000 Fuß; die Uralpen kriechen wohl zu höheren Maſſen, aber oft in 12—15 Stunden, wohlbedächtig hinan.

Die Nordalpen gleichen den ſturmbewegten Wogen des Oceans, welche, vom Nordwinde getrieben, im Süden an den Grundfeſten der Erde branden; von ihnen zurückgewieſen, bäumen ſie ſich wuthentbrannt dagegen und überſchlagen ſich. Schon von den Ufern der Donau an kräuſelt ſich die Fluth des Alpenvorlandes wie vom Nordwinde erregt; ſtärker ſchon treiben die Wellen im Süden der bayeriſchen Hauptſtadt, und plötzlich beginnt auf und zwiſchen unſichtbaren unterirdiſchen Urfelsriffen die ſchäumende Brandung, Woge an Woge, eine immer größer, als die andere. Die letzte Wogenreihe iſt die höchſte, und wirft ſich plötzlich und jäh in die Tiefe des Abgrundes, aus welcher die ganze Maſſe von der Donau aus ſich nach und nach aufgebaut hatte.

Wer einmal auf einem Hochgipfel der Kalkalpen ſtand, wird ſich leicht in ſeiner Einbildungskraft auf den Maſtkorb eines Schiffes verſetzt ſehen, das in ſturmbewegten Wogen umhertreibt, beſonders da er dieſes Bild im Kleinen ganz in der Nähe, auf den Seeſpiegeln in der Tiefe, haben kann.

Demnach läßt ſich die ganze Maſſe der Nordalpen als ein aus der Tiefe aufſteigendes, gegen Süden bis in die Nähe der Centralalpen ſich erhebendes Gebirge anſehen, das dann plötzlich den letzteren gegenüber abbricht, und durch ein großes Längenthal oder oft auch nur durch eine Einſattelung von jenen getrennt wird.

Es laſſen ſich keine auffallenderen Gegenſätze, keine eigenſinnigeren Gebilde denken, als die Erſcheinungen in den Kalkalpen. Der Geolog, wie der Botaniker, der eben die Centralalpen kennen gelernt, muß ſich hier auf ganz Verſchiedenes gefaßt machen; der Maler, der ſeine Gegenſtände der Welt der Uralpen entnahm, muß nur andere Farben, andere Töne miſchen; der Plaſtiker, der die geſchmeidigeren, ſanfteren Geſtalten der Mittelkette plaſtiſch nachbildete, bedarf nur eines ſchärferen, ſpitzigeren Griffels, um alle die Kanten und Riſſe anzudeuten, die dem Kalkgebilde eigen ſind. Ja ſelbſt das Waſſer, mag es nun als flüſſiges Element ſich zum See ſtauen, oder als Bach über Felsblöcke dahin rauſchen, oder als Fluß ſeine Wogen forttreiben, oder mag es als weite Schnee- und Eisdecke Klüfte oder Hoch-

flächen überspannen, oder mag es in Dunstgestalt die Hörner der Kalkalpen als Wolken umlagern, tritt hier in anderen Formen und Farben auf, als dort. Sanft gewölbt erheben sich die vorderen Reihen der Centralalpen; ihre Rücken, Kanten, Kahre und Risse sind durch die Atmosphäre abgeschliffen und abgerundet, ihre Formen daher gemildert. Dazu kommt der prächtige Mantel der Pflanzendecke, der diese Riesen bis zu ihren Gipfeln umhüllt. Die herrlichen violettduftigen Schattenlinien auf dem Schmelze der Matten verrathen noch den Knochenbau der Berge; ihr Fuß ist umlagert von dem Blaudunkel der Waldungen, welche sich nach oben zuerst in Gruppen theilen; auch diese werden immer lichter, und nur einzelne, vom Sturme gegen die Bergwand getriebene, halb abgestorbene Fichten und Lärchen klimmen noch gegen die Höhe empor; das kriechende, demüthige und geschmeidig zähe Krummholz kommt aber doch noch weiter, als die hoch auffahrende stolze Tanne. Erst im tieferen Hintergrunde der Thäler baut sich eine höhere, kahlere Bergwelt auf, welche oft nochmals von der höchsten innersten Kette überragt wird. Dann steigt das Braun, Grau oder Schieferblau der nackten Felsenmassen tiefer herab und durchbricht den Rasenteppich. Breite Schneefelder spannen sich zwischen den braunen Wänden und Hörnern aus, oder weite Eisfelder überziehen Thal und Höhe, und hüllen Alles in die sanftere blendende Decke des Schnees. Wie an den Vorbergen nur von den steilsten Gräthen und Spitzen das Gewand der Pflanzenhülle durchrissen wurde, so durchschneidet auch hier der scharfe Rücken, oder durchsticht der nadelförmige Gipfel den Schneemantel.

Versetzen wir uns aus einer Urgebirgsgegend in das Hochgebirge der Kalkalpen, in eine Gegend voller Zauberei, wo wir plötzlich, in Zeit einer Stunde, die buntabstechendsten Farben durchwandern, ja sie mit einem Blicke übersehen können.

Du stehst auf einer Wiese, deren Grün, deren Ueppigkeit alle Beschreibung übertrifft, durchrauscht von eben geborenem Quellwasser, beschattet von einer riesigen Ahorngruppe, deren Blätter gerade so viel Licht durchscheinen lassen, um ihr Grün im schönsten Glanze zu zeigen; neben dir das zierliche Bauernhaus mit vorspringendem Giebeldach und Altan, dessen Schlagschatten die Lichtpartien nur um so mehr hebt; davor sprudelt der kräftige Brunnen, an dessen Fülle sich die Mäher laben. Was ist aber jener Malachit, oder jene Grünspanfläche, die so ganz eigenthümlich zwischen dem Saftgrün des Baumlaubes oder den dunkeln Wänden hervorschimmert? Es ist der Spiegel eines Sees. Eben so überrascht, erhebst du den Blick zu den Formen und Farben hoch oben über dem Laube der Bäume, da erheben sich Zacken und Wände von nie gesehener Gestalt; dort eine hohe im Granduft der Höhe aufstrebende Wand, aus welcher nur hie und da einige Pfeiler vortreten in den Glanz der Sonnenstrahlen; dort prangt eine ungeheure Pyramide im weißröthlichen Lichte der untergehenden Sonne, nur gefurcht von Schattenlinien und überstreift von Schlagschatten. Hier ist kein Uebergang der Farbentöne, sondern die grellsten Farben grenzen unmittelbar an einander. Hier das üppigste Saftgrün der Wiese und des Laubes, das unmittelbar an die blaugrüne Fluth stößt, die wiederum durch einen lichtgrünen Uferstreifen vom Grau der Felsenwände geschieden wird, umdüstert von dunkeln Forsten, aus deren Nacht oft unmittelbar die nackten, weißen, völlig pflanzenleeren Wände senkrecht zum Himmel emporstarren.

Wie die Farben, sind es auch die Formen in den Kalkalpen, welche große Gegensätze bilden. Aeußerst, fast durchaus abgerundet, mit wenigen Ausnahmen, ist die untere Stufe mit den schönsten Matten überkleidet oder von dichten Forsten beschattet. So scharf in isolirten Bergspitzen der heißen Zone die Schneeregion abgeschnitten ist, ebenso scharf scheidet sich hier plötzlich, oft in unbedeutender Höhe, und selbst bisweilen ohne scheinbaren Grund, die Pflanzenregion von der pflanzenleeren. Diese Grenze

richtet sich nicht nach der Höhe, sondern wahrscheinlich nach dem Aufsatz der verschiedenen Kalklagen, wie nach ihrer Schichtung. An vielen Kalkalpen reicht diese Grenze theilweis bis auf die Thalsohle, und wo sie dann höher hinansteigt, scheint die untere bewachsene Stufe nur eine Schuttanhäufung aus den oberen Gegenden zu sein. An solchen Stellen, wo der kahle Fels herabsteigt bis auf den Boden, gewähren die Kalkalpen, je nach ihrer Beleuchtung, den niederdrückendsten oder großartigsten Anblick, den die Alpenwelt geben kann. Nur selten wird man in der Urgebirgswelt solche Riesenwände aufsteigen sehen, wie hier in den Kalkalpen, und zwar gerade die höchsten Massen derselben. Dahin gehört z. B. der Dachstein. Diese Bergmassen, von 9—10,000 Fuß absoluter Höhe, stürzen fast senkrecht auf ein niedriges, von ihnen selbst aufgehäuftes Fußgestelle; an der ganzen übrigen vielfach zerrissenen und oben ausgezackten Wand, welche im Mittags- oder Morgenlichte blendendweiß erscheint, haftet kein Hälmchen, — ein furchtbar schauerlicher Anblick.

Bemerken wir schon in dem Hinansteigen solche Gegensätze zwischen den abgerundeten Formen der unteren Stufe und den aus dieser oft senkrecht aufsteigenden Wänden, so findet man des Wunderbaren noch mehr, wenn man auf der Scheitelhöhe der Kalkalpen ankömmt. Die vorherrschende, dem Kalke eigenthümliche, Bildung ist die Hochebene, unter der man sich freilich keine leicht gangbare Fläche denken darf; und wer einmal auf solchen hinwanderte, wird lieber den Berg noch einmal hinansteigen, als einen solchen Weg machen. Sie nehmen gewöhnlich ein weites Gebiet ein, und die ganze Fläche besteht aus dicht neben einander liegenden größeren und kleineren Kesseln, die sich oft zu weiten Thalkesseln erweitern, oder auch theilweise im wahren Gegensatze aus lauter rundlichen Erhebungen, die wie Kugelabschnitte neben einander liegen und, von Wasserströmungen gefurcht, kleinen Gletschern nicht unähnlich sehen. Die höchsten Flächen, welche aus jenen, dem Pflanzenwuchse abholden, Kalke bestehen, sind völlig starr, nackt und kahl; die Rücken, welche zwischen jenen kreisrunden Mulden hinziehen, sind mit der Zeit so ausgewaschen, daß sie auf das Täuschendste den Rückenwirbeln eines Riesenthieres ähneln, und es ist nicht immer leicht, auf ihnen hin zu schwanken. Das Einzige, was das Auge bisweilen erfreut, ist hie und da ein kleiner kreisrunder Spiegel in der Tiefe jener ringförmigen Kessel mit erhöhtem Rand. Steigen solche Kessel in größerem Umfange tiefer hinab, vielleicht in eine andere Kalkzone, so breiten sich üppige Matten um die Spiegel solcher Seen, ohne sichtbaren Abfluß, aus. —

Das war ein Gang in die deutschen Voralpen, deren Charakter sich am ausgeprägtesten in Oesterreichs Salzkammergut findet. Die gelungenen Bilder von Ischl und dem Traunsee, welche dieser Band bereits enthält, illustriren einige der besuchtesten und in der That frappantesten Parthien jener Landschaft, und das Bild, welches diesen Artikel einleitet, ergänzt nur wieder das vom Traunsee.

Gmunden, als Städtchen unbedeutend, ist hart an das aufsteigende Ufer des Sees gebaut und gewährt, von diesem aus gesehen, einen sehr romantischen Anblick. Die zahlreiche Menge der während der Badesaison ab- und zuströmenden Fremden beleben die Stadt ungemein. Die Badegesellschaft, welche meist der Soolbäder wegen sich hier einfindet, ist keine so exklusive wie in Ischl, aber eine um so heitere und ungenirtere, und in ihren Reizen steht die umgebende Natur der jenes Retiro der hohen Aristokratie in nichts nach. — Wir laden Denjenigen, welcher die deutschen Voralpen in dem geschilderten Charakter kennen lernen will, vorzugsweise ein, nach Gmunden zu gehen.

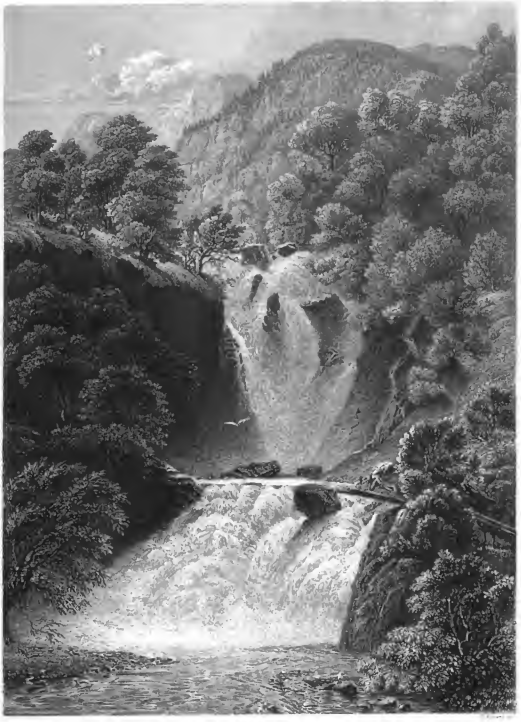
Der Reichenbach.

Wen von unsern Lesern das Bedürfniß einer Sommerfrische einmal in die Thäler der Schweiz geführt hat, dem sind das idyllische Meiringen, das hochromantische Haslithal und, als eines der beliebtesten Wanderziele, die nahen Fälle des Reichenbach gewiß in frischer Erinnerung. In unserem naturwahren Bildchen wird er den unteren dieser Fälle sogleich wieder erkennen. Derselbe ist, durch seine Form sowohl, wie durch die reiche volle Laubumgebung der malerisch schönste. Der obere dagegen ist ein unbändig wildes Alpenkind, das in toller Entfesselung über eine schwarze ausgewaschene Wand in den ununterbrochenen dampfenden ungeheuerlichen Kessel hinabrast.

Die Reichenbachfälle wetteifern mit dem Aarfall an der Handek und den Tosafällen um den ersten Rang unter den Wasserkünsten der Schweizer Alpen. Wir bescheiden uns des Urtheils und überlassen dem Besucher, unter dem frischen Eindruck des Gesehenen selbst zu entscheiden.

Edinburg.

Wenn es in der riesenhaften Hauptstadt Großbritanniens, diesem Komplex von ungeheuren Städten und Vorstädten, deren jede Hunderttausende von Menschen beherbergt, vorzugsweise der lebendige, in fast betäubender, fieberischer Heftigkeit, Stärke und Schnelle schlagende Puls der Gegenwart ist, was den Besucher anzieht, so bietet die Hauptstadt Schottlands, das ehrwürdige Edinburg, wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Thätigkeit und als Universitätsstadt das schottische Athen und wegen seiner überaus herrlichen Lage das nordische Neapel genannt, den Reiz der Romantik, der Ruinenfarbe und des geschichtlichen Kolorits. Wer die ungeheuren und komplicirten Räderwerke und Etablissements, welche für die wachsende Macht und Größe Großbritanniens Tag und Nacht arbeiten, und die politischen Faktoren des Reichs kennen lernen will, der wähle London zum Aufenthalt; wer sich sinnend in eine romantische Vergangenheit verlieren und sich den Eindrücken einer dieser geschichtlichen Romantik entsprechenden Natur und städtischen Architektur hingeben will, der besuche Edinburg, seine Hügel und Schlösser und knüpfe daran wo möglich einen Ausflug in das schottische Hochland.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Lage Edinburgs ist als prachtvoll und die Bauart der Stadt als eigenthümlich malerisch bekannt. Höchst pikant ist schon der Gegensatz zwischen der Alt- und Neustadt, die durch eine tiefe Kluft oder einen tiefen Thaleinschnitt, das Nordloch, getrennt sind, über welchen mehrere Brücken hinwegführen, von denen die Nordbrücke, die mit ihren drei kühn gewölbten Bogen einen höchst malerischen Anblick gewährt, als ein Meisterstück der Baukunst gilt. Die auf wellenförmigen Hügeln gelegene Neustadt, mit 3—4000 langen, über 100 Fuß breiten und sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, mit imponirenden freien Plätzen, darunter der Waterlooplatz und der Andrews-Square, kann sich an Regelmäßigkeit und moderner Eleganz mit den schönsten Städten Europa's messen. Hier aber wird man den romantischen Zauber Edinburgs nicht suchen wollen. Um so romantischer ist der Hinaufblick auf das alte und düstere, auf einem Felsen von 400 Fuß emporragende und mit zackigen Zinnen gekrönte feste Edinburg-Castle und auf die terrassenförmig über einander gethürmte Altstadt mit den hohen finstern Häusern und den meist eng gespalteten winkligen Gassen, namentlich wenn man vor dem Registerhouse seinen Standpunkt nimmt. An das Elend, das in diesen ruinenartigen, oft den Zusammensturz drohenden Gebäuden zusammengepackt haust, während in dem fashionabeln neuen Theile gegenüber der Reichthum und der Luxus, die Geld- und Adelsaristokratie ihren Sitz aufgeschlagen haben, darf man freilich nicht denken, man muß angesichts dieses Elends vergessen, daß das Beitrittsgeld als Mitglied des hochadligen Klubs in Edinburg nicht weniger als 700 Pfund, der jährliche Beitrag etwa 300 Pfund beträgt, wenn man sich den Genuß dieser Romantik nicht durch trübe Vorstellungen verderben lassen will. Es ist eben das traurige Vorrecht fast aller Romantik, daß sie ihre höchste Wirkung erreicht, wenn sich ihr Ruinen, Trauer und Jammer gesellen. Im übrigen beweisen die an allem Traditionellen hängenden Schotten gegen diese Romantik eine solche Pietät, daß erledigte Baustellen in diesem Theile der Altstadt nur solchen überlassen werden, welche sich der Bedingung unterwerfen, die Häuser im alten Styl wieder aufzuführen. Dieser antiquarisch-ästhetischen Absicht kommt das verwendete Material, der in der Umgegend gebrochene Sandstein, gar sehr zur Hülfe; denn nur kurze Zeit bedarf es, um seine helle Farbe in ein ehrwürdiges Grau zu verwandeln. Im Uebrigen hat auch die Altstadt ein paar Straßen von ansehnlicher Länge und Breite aufzuweisen. Ihr schmutzigster und ärmlichster Theil ist der südliche, Canongate. Von ihr abermals durch einen Thaleinschnitt getrennt liegt ein dritter Stadttheil, St. Leonhardshill, der meist von den mittlern Klassen bewohnt wird.

Die herrlichsten Aussichten über die Stadt und ihre Umgebungen bieten sich von verschiedenen Höhepunkten, namentlich dem alten Schloß, dem Caltonhill und dem Arthur's-Seat, einem hinter Holyrood, dem alten Residenzschlosse der schottischen Könige, emporragenden 800 Fuß hohen Felsen. Unter sich erblickt man hier die große, weitgedehnte, kuppelgeschmückte Stadt, daraus hervorspringend die Felsen des Kastells und des Caltonhill mit seinen Monumenten, darüber und zur Seite den von Fahrzeugen belebten blauen Forth; im Rücken des Beschauers breiten sich weite lachende Fluren mit schimmernden Seen aus und den fernen Horizont begrenzen die Pentlandhills und die Lammermoors.

Es ist hier nicht der Ort, eine detaillirte topographische und statistische Beschreibung der schottischen Hauptstadt zu geben; aber wohl müssen wir noch einen Blick werfen auf einige historisch denkwürdige Lokalitäten und Gebäude, wie auf die Monumente, welche die dankbaren Schotten ihren großen Männern in der Hauptstadt errichtet haben. Schottland ist zwar in Großbritannien aufgegangen und es

nimmt Theil an seinem Ruhm und seiner Wohlfahrt, aber treu hängt noch das Volk an seinen alten historischen Erinnerungen, und nicht leicht mag ein Schotte bei dem alten jetzt zum Sitze mehrerer Gerichtshöfe eingerichteten schottischen Parlamentshause vorübergehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo Schottland noch unabhängig war und die Erwählten und Erlauchten der Nation in diesem Gebäude tagten und über die Angelegenheiten des Landes beriethen; nicht leicht mag ein Schotte die denkwürdigen Grabmäler in der alten St. Gileskirche betrachten, ohne der ritterlichen Thaten zu gedenken, welche Diejenigen, die darunter ruhen, einst zur Ehre Schottlands verrichteten, und nicht leicht mag ein Schotte das alte Kastell betreten, ohne sich der glorreichen Zeit zu erinnern, wo Schottland noch seine eigenen Herrscher hatte; denn hier befindet sich das Kronzimmer, wo noch die schottischen Kroninsignien verwahrt werden, hier das Kloset, in welchem die unglückliche, wenn auch nicht schuldlose Königin Maria Jacob den Sechsten gebar. Noch mehr Erinnerungen an die königliche Zeit und namentlich auch an dieselbe Maria ruft das schon erwähnte Schloß Holyrood wach; doch muß dasselbe einer besonderen Schilderung in diesem Werke aufgespart bleiben.

Eine andere historische Merkwürdigkeit ist das Eckhaus am Netherbow, in welchem Knox, der schottische Reformator, wohnte, der derbknorrige, ungeschlachte, aber gewaltige Gegner eben dieser katholischen Maria. Hier zeigt man noch das Fenster, aus dem er dem lauschenden Volke seine Reden gegen den Baalspriester in Rom und die Belialstochter drunten in Holyrood mit seiner mächtigen Stimme zudonnerte. Den Lesern und Verehrern der Walter Scott'schen Romane und besonders der Erzählung „Das Herz von Midlothian" wird namentlich der Graßmarket von Interesse sein, ein unheimlicher, eckiger Platz mit hochgegiebelten, fast gespenstischen Häusern; denn hier blieteten die Covenanter, hier jener Wilson, der Veranlassung wurde zu der berüchtigten Affaire des Kapitäns Porteus, den für seine strasse Pflichterfüllung der Pöbel lynchte, trotz Englands Königin und ihres Gnadenakts.

Dem genannten Lieblingsdichter der Nation und der halben Welt, Sir Walther Scott, haben seine dankbaren Landsleute in Edinburg ein höchst würdiges, 200 Fuß in die Lüfte ragendes Monument errichtet. Hier stört auch nicht der trübe Gedanke, der sich so oft vor deutschen Dichterdenkmälern dem Beschauer aufdrängt, der Gedanke, daß die Nation dem Verherrlichten bei seinen Lebzeiten Steine statt Brod reichte. Deutschen Dichtern dient die Feder nur zu oft blos dazu, sich in einen lebenslänglich dauernden Bankerot hineinzuschreiben, Walter Scott bediente sich seiner Feder, um sich aus einem unverschuldeten Bankerot herauszuschreiben. Und es gelang; seine Romane brachten ihm Hunderttausende ein, und nach seinem Tode noch dieses Denkmal, an dem kein Schmachfleck für die Nation haftet. Auf dem Caltonhügel befindet sich ferner das thurmähnliche, ziemlich geschmacklose Denkmal Nelsons (der übrigens kein Schotte, sondern aus der englischen Grafschaft Norfolk gebürtig war), über 100 Fuß hoch, in dessen Basis, einem geräumigen Octogon, sich ein Restaurant eingenistet hat, welcher ein Sonnenmikroskop, ein Cyclorama der Aussicht von der höchsten Spitze des Thurmes, einen unbedeutenden Originalbrief Nelsons u. s. w. zeigt und nebenbei an die durstigen Besucher Nationalgetränke wie Ale und Brandy, auch das beliebte Sodawasser verabreicht. Außer diesen Monumenten und der schon angeführten Reiterstatue Karls II. findet man in Edinburg noch Denkmäler der beiden Geschichtsschreiber Hume und Robertson, des großen Staatsmanns Pitt, des Lords Melville und des Königs Georg IV. Das sogenannte Nationalmonument, welches der Volksmund spottweise „Scottish folly" getauft hat und welches der Erinne-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Das VICTORIA-THEATER in BERLIN

Photograph. Institut v. Hildebrandt

rung an die Kämpfer von Waterloo gewidmet sein sollte, ist Ruine geblieben, indem die Entrepreneurs plötzlich an der Größe ihrer Aufgabe verzweifelten und sich mit den gesammelten Fonds, man sagt „spurlos" zurückzogen. Indeß ist noch sehr die Frage, ob das vollendete Werk den malerischen Eindruck hervorgebracht haben würde, den jetzt die einsame, deckenlose Säulenreihe sowohl vom Meere als den höher gelegenen Aussichtspunkten gewährt.

Mit Edinburg fast zusammengewachsen ist die nicht ganz eine halbe Stunde von dem alten Stadtkörper entfernte Hafenstadt Leith mit Docks und Schiffswerften, ungeheuern Dammbauten, dazu bestimmt, den Kriegsfahrzeugen eine sichere Station zu verschaffen, einem Seemannshospital und andern Marineanstalten. Es ist also nicht blos eine große Vergangenheit, welche in alten und neuen Denkmalen hier zu dem Besucher spricht; es bedarf nur eines kurzen Spaziergangs, um auch die mächtigen Faktoren, welche fortdauernd an der maritimen Macht und Größe des großbritannischen Reichs arbeiten, in Augenschein zu nehmen.

Das Victoria-Theater in Berlin.

Die preußische Hauptstadt hatte bis zum 4. August 1824, an welchem Tage das königsstädtische Theater eingeweiht wurde, von einigen Liebhabertheatern und dem halb berüchtigten vorstädtischen Theater des „Papa", später der „Mama" Gräbert abgesehen, nur zwei Schauspielhäuser, das königliche Opernhaus und das königliche Schauspielhaus und nur eine Schauspielergesellschaft, die königliche. Seitdem ist das königsstädtische Theater zwar eingegangen; dafür sind aber sechs oder sieben neue entstanden: das mit dem Parktheater verbundene Friedrich-Wilhelmstädtische-Theater, das Wallnertheater, Krolls Theater (im Kroll'schen Etablissement), das callenbach'sche Vaudeville-Theater, das vorstädtische Theater auf dem wollank'schen Weinberge, und das jüngste von allen, das Victoria-Theater in der Münzstraße. Diese Vermehrung der Theater entspringt nicht nur aus der erstaunlichen Vermehrung der Bevölkerung, sondern es wirkten dazu auch Faktoren mit, die mit den politischen und socialen Entwickelungen der Zeit selbst im Zusammenhang stehen. Noch unter Friedrich Wilhelm III. war der bureaukratische Geist in Preußen alleinherrschend; die Regierung sah mit Neid und ängstlicher Besorgniß auf Alles, was sich ohne ihr Zuthun unmittelbar aus dem Volke zu entwickeln und sich ihrer Kontrole zu entziehen drohte; unter dem Vorwande, daß alle Kunstpflege ausschließlich vom Staate ausgehen müsse, suchte sie, zum Theil wohl aus finanziellen Gründen, namentlich auch das Theaterwesen in Berlin zu monopolisiren, alle Vortheile der in Berlin herrschenden Theaterlust ausschließlich dem königlichen Schauspiel zuzuwenden und jeder Konkurrenz den Weg zu verlegen. So kostete es auch die ungeheuersten Anstrengungen und Machinationen, die Kon-

cession zur Errichtung des königsstädtischen Theaters bei der Regierung auszuwirken, dem man dann aber die Existenz durch allerlei Erschwerungen, Beschränkungen und Gegenbestrebungen sauer genug machte, obschon Friedrich Wilhelm III. selbst dem Cerf'schen Unternehmen wohl geneigt war und in bedenklichen Krisen demselben mit Geldzuschüssen zu Hülfe kam. Es war sogar im Werke, dieses Theater zum Hoftheater zu erklären und die Verwaltung desselben mit der der beiden Hoftheater zu vereinigen.

Die jetzt so zahlreichen Volkstheater Berlins dagegen hängen nicht von fürstlichen Launen und Regierungscapricen ab; sie sind aus der mehr demokratischen Richtung unserer Zeit hervorgegangen; sie leben von Volksmitteln und machen, so weit sie ein wirkliches Lokalbedürfniß befriedigen, meist auch gute Geschäfte. Die gesteigerte Genußsucht, die, wie es scheint, stets zunehmende Abneigung gegen die stilleren Genüsse am häuslichen Herde und die hieraus sich herschreibende Sucht, nach außen und im Strome der Welt zu leben, das alles kommt diesen Theatern zu Hilfe. Ein eigentliches Kunstbedürfniß ist es begreiflicherweise nicht, welches diese Theater füllt.

Das jüngste, aber auch das prächtigste unter diesen Theatern ist das Victoriatheater, welches durch Tietz in sehr großartigem Style erbaut und im December 1859 eröffnet wurde. Das in der Mitte eines mächtigen Grundstücks gelegene Theater bedeckt 34,000 Quadratfuß. Zwischen demselben und der Straßenfronte liegt ein Gebäude, in dessen mittlerem Theile sich der Concertsaal befindet; den beiden Seiten desselben schließen sich zwei Seitenflügel an, die in der Fronte durch eine Pergola verbunden sind. Das Sommertheater enthält zwei Logenreihen und vorn einen prächtigen Raum zu Parquetplätzen. Kurz, die äußere Erscheinung des Gebäudes und die inneren Einrichtungen sind so, daß sie einem königlichen Theater Ehre machen würden.

Aber gerade dieses vor allen übrigen nicht königlichen Bühnen Berlins durch Großartigkeit und Pracht sich auszeichnende Theater scheint dasjenige zu sein, dessen Existenz am precärsten, dessen Zukunft am wenigsten zu berechnen ist. Cerf der Jüngere, der dazu die Concession besitzt, beabsichtigte, wie man sagte, mit diesem Unternehmen eine Fortsetzung des ehemaligen Königsstädtischen Theaters. Aber das ist ein sehr unbestimmtes Programm. Auch ist das Victoriatheater nach ganz andern Dimensionen angelegt. Kurz, es wurzelt nicht wie die übrigen Bühnen auf einem wirklichen Bedürfniß; es verfügt über kein scharf ausgeprägtes Repertoire; es steht mit all seiner Pracht ein wenig in der Luft. Mit seinen weiten Dimensionen und großartigen scenischen Mitteln würde es sich noch am besten für das Spektakel- und sogenannte Ausstattungsstück eignen. Man hat auch vorgeschlagen, das Victoriatheater zu dem eigentlich kosmopolitischen Theater der Hauptstadt zu machen, so daß alles aus der Fremde Kommende, was sich in Berlin hören und sehen lassen will, auf dem Victoriatheater sich zu präsentiren haben würde. Ob aber solche mehr dem Zufall anheimgegebene Elemente einer berliner Bühne eine dauerhafte Existenz zu sichern im Stande sind, scheint doch fraglich zu sein.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

HOLYROOD PALAST

Edinburgh Lithot & Edinburgh Sc

Holyrood-Palast.

Zu den Füßen kahler und zum Theil seltsam geformter Höhen, des Arthurs Seat, der Salisbury Crags u. s. w., liegt der alte schottische Königspalast Holyrood mit der sich daran anlehnenden, jetzt zerfallenen Holyrood-Abtei, von den letzten Häusern Edinburgs nur durch einen großen freien Platz getrennt, in dessen Mitte sich ein Brunnen (Abbey fountain), ein Werk neuester Zeit, befindet, welches zu dem alten Gebäude gleichsam in demselben Verhältniß steht wie eine neue Vorrede zu einem alten Buche, in der auf dessen Inhalt aufmerksam gemacht wird. Der Brunnen ist nämlich in drei übereinander liegenden Etagen mit den Brustbildern oder Statuetten derjenigen Personen ausgestattet, die zum Holyrood oder doch zur Zeit Queen Mary's und ihrer Rivalin Elisabeth in einer gewissen Beziehung standen. Leider sind die Figuren zu dürftig und das Monument zu sehr mit Schnörkeln überladen, um einen der historischen Bedeutung des Palastes angemessenen würdigen Eindruck zu machen.

Holyrood wurde von König David I. gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet, 1544 aber durch die Engländer bis auf das Schiff niedergebrannt. Unter König Jakob V. wieder hergestellt, blieb der Palast der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes Jakob VI., bis derselbe als Jakob I. den englischen Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwell's abermals zerstört, lag der Palast zum großen Theil in Trümmern, bis unter der Regierung Karls II. der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, wobei jedoch der nordwestliche Theil des früheren von Jakob V. erbauten in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten blieb. Der neue Palast wurde nach der Zeichnung William Bruce's in Form eines Vierecks aufgeführt, dessen beide hervorspringende Flügelspitzen mit je 4 runden Thürmen flankirt sind. An die Pracht, den Comfort und die Räumlichkeit moderner Königsschlösser darf man bei Holyrood nicht denken; die Räume, die er einschließt, sind nach unsern jetzigen Begriffen ziemlich unansehnlich; der innere Hofraum z. B. ist eben nur groß genug, um einer sechsspännigen Kutsche Platz zum Wenden zu gewähren.

Der Besucher wird nach einer flüchtigen Besichtigung der Gallerie, in der sich die vom Niederländer de Witt gemalten Bildnisse von 117 meist fabelhaften schottischen Königen befinden, sehr bald den historisch berühmt gewordenen Räumen des Palastes zueilen, zunächst den Zimmern Darnley's im Hochparterre des linken Seitenflügels. Es sind vier neben und hinter einander liegende ziemlich kahle Räume, darunter das Schlafzimmer im Nordwestthurme, in welchem sich die Verschworenen versammelten, ehe sie auf einer schmalen steinernen Wendeltreppe in die Gemächer der Königin Maria eindrangen, um ihr Opfer, den Sänger Rizzio, unter

den Augen der unglücklichen Königin niederzustoßen. Nicht ohne ein gewisses Gefühl von Schauder wird der Besucher jene Stiege erklimmen und vor der verschlossenen Thüre stehen, durch welche die Verschworenen in das Closet der Königin einbrachen.

Queen Mary's Apartements, ebenfalls vier an der Zahl, befinden sich einen Stock hoch über den Räumen, welche Darnley bewohnte: es sind dies das Audienzzimmer, damals Saal genannt, das Schlafgemach der Königin, ihr Ankleidezimmer und das Speisezimmer. In das Audienzzimmer, dasselbe, in welchem die Unterhandlungen und stürmischen Auftritte zwischen der Königin und Knox stattfanden, gelangt man zuerst. Es ist das Zimmer, welches auch 1745 der Prätendent Karl Eduard (Prinz Charlin) und gleich darauf, nach der Schlacht von Culloden, der Herzog von Cumberland bewohnte. Das breite Staatsbett des erstern befindet sich noch hier.

Das Schlafgemach (bed room), in das man nun gelangt, war zugleich der Königin Wohnzimmer. Könige und Königinnen begnügten sich damals eben mit Räumen, mit denen heutzutage keine irgend wohlhabende Kaufmannsfrau zufrieden sein würde. In demselben Raume, in dem sie schliefen, wohnten auch die Königinnen damaliger Zeit und lagen mit ihren Frauen häuslicher Arbeit ob. So erblickt man hier noch in einer Fensternische den Arbeitskasten der Königin, ein fleißiges Werk in Perlenstickerei aus ihren Jugendtagen und eine von ihr gezeichnete Landschaft. Auch das wohlerhaltene Scharlachbett der Königin befindet sich hier, nebst dem bescheidenen Korb, in welchem Elisabeth ihr in bessern Tagen das Kinderzeug für Jakob VI. übersandte.

Durch eine kleine Thür gelangt man aus dem bed room in das enge Ankleidezimmer; denn ein dressing room konnte selbst in jenen Tagen bescheidener Häuslichkeit eine schottische Königin eben so wenig wie eine heutige Lady entbehren. Daran grenzt das supping room, bei dem man freilich nicht an die Größe und Pracht eines heutigen Speisesalons in einem vornehmen Hause denken darf. Fontane hat das Zimmer auf die Länge von 10 und die Breite von 9 Fuß gemessen, und in diesem schlichten, vergleichsweise engen Raume saßen die Königin, zwei ihrer Hofdamen, darunter die Gräfin von Argyle, der König Halbbruder, Lord Robert Stuart, ein Hauptmann der Leibwacht, ein Kämmerling und der Geheimsekretär Maria's, Rizzio, vertraulich und in heiterer Lust neben einander, als die Meute der Verschworenen hereinbrach, voran Lord Ruthmen, starrend in Eisen, dann Fackeln und blanke Mordgewehre in den Händen tragend, Kar von Falkonside, der Bastard Douglas und die übrigen Mithelfer. Im heftigen Andrang stürzten sie die Tafel mit den Kerzen und dem Geräth darauf um, gerade auf die sich damals im sechsten Monat der Schwangerschaft befindende Königin. Ruthmen schrie mit kreischender Stimme und den Dolch schwingend: „Nicht Ihnen, Madame, gilt's, sondern ihm allein, dem Schurken dort!" Rizzio umklammerte die Kniee der Königin, um Barmherzigkeit die Mörder, um Schutz die Königin anflehend. Darnley, der schon vor den Geschworenen in das Gemach getreten war, um durch heuchlerische Liebesworte seine Gemahlin in Sicherheit zu wiegen, wirft nun seine Judasmaske ab, zieht mit roher Gewalt die Königin aus dem Bereiche Rizzio's, und Douglas sticht mit dem Schwerte aus des Königs Scheide den Wehrlosen nieder. Man schleppt nun den Entseelten durch Schlaf- und Audienzzimmer bis auf den Platz über der Treppe, die zu letzterem führt; man zerfetzt ihn mit Dolchen, und aus sechs und fünfzig Wunden blutend, bleibt das Opfer der Eifersucht des Königs und des Neides und Hasses der schottischen Großen hier liegen. Ruthmen aber stürmt, die noch blutende Waffe in der Hand, in das Zimmer

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Das Colosseum in Rom

Lithographirt bei Hildebrandt

zurück, fordert mit barscher Stimme einen Becher Weins, der ihm nicht versagt wird; die Königin aber ruft ihm zu: „Thener soll euch dieses Blut zu stehen kommen!“ — Darnley bezahlte die Bluthat, wie man weiß, mit seinem Untergang; Ruthmen starb wenige Wochen darauf; die Uebrigen waren nach England geflüchtet. Noch heutzutage zeigt man die Blutflecken, die von Rizzio's Ermordung herrühren sollen; Schade, daß der Skepticismus unserer heutigen Touristen allen Reliquien dieser Art ihren Werth streitig macht.

Dieselben Räume, die an so vieles Schreckliche erinnern, an Mord, Vergänglichkeit alles Herrlichen und an thörichte Prätendententräume mahnen, wurden zweimal, 1795—99 und 1830—32, der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons, obschon sich ihnen in diesen Räumen die Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß nicht das Volk der schuldigere Theil ist, daß auch in Königsschlössern, wie hier in Holyrood, Verrath und Verbrechen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Hier weilte auch die Gemahlin eines bis jetzt glücklicheren Prätendenten als Karl Eduard war, die jetzige Kaiserin von Frankreich, auf ihrem Ausflug nach Schottland, über dessen Veranlassung so viele wunderliche Gerüchte umherliefen; wollte sie sich für mögliche Fälle die Einrichtung in den Zimmern ansehen, in denen vor ihr die vertriebenen Bourbons gewohnt hatten? Die Staatsgemächer sind freilich jetzt wieder in Stand gesetzt worden, seitdem die Königin von England auf ihren Herbstreisen nach dem Hochland in Holyrood abzusteigen pflegt. Es ist fast seltsam, welche Anziehungskraft diese unheimlichen Räume für regierende Personen, für Prätendenten und für verjagte Könige oder Prinzen zu haben scheinen!

Das Kolosseum in Rom.

Die Römer hatten zur Kaiserzeit ein Sprichwort: „Wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen, wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.“ Noch ragen die Umfassungsmauern des Riesengebäudes, hier mehr, dort weniger zerbröckelt, hier höher, dort niedriger in die Luft; das Ganze aber ist Ruine, die gewaltigste Ruine des trümmerreichen Roms. Ist es in dieser mächtigen, aber zertrümmerten Gestalt ein Symbol Italiens und vielleicht der ganzen europäischen Welt? Wird es einst bis zum letzten Stein verschwunden sein, und mit ihm das ganze moderne abendländische Staatensystem? Oder deutet die granitene Festigkeit der noch stehenden Mauern, die bisher nicht von der Zeit, sondern nur durch die Kraft menschlicher Hände und die Anwendung der gewaltigsten Sprengmittel aus ihren Fugen gelöst werden konnten, darauf hin, daß Rom ewig und im Wesentlichen unzerstörbar ist, wie die aus untrennbarem, wenigstens durch die Zeit untrennbaren Steinblöcken zusammengefügten Mauern des Kollosseums? Wieder, wie schon so oft im Laufe der Jahrhunderte, scheinen sich die Geschicke der Welt um Rom, diese wahre

Hauptstadt Italiens, zu drehen, und vielleicht schon die nächste Zukunft wird uns Gewißheit darüber verschaffen, ob Italien aus sich selbst die Kraft haben wird, das klerikale Joch und die unwillkommene Einquartirung ausländischer Regimenter von sich abzuschütteln, sich zu Einem Reiche zusammenzuschließen und das alte Rom zu seiner Reichshauptstadt zu erheben. Dann wird und soll sich zeigen, ob die Glieder der italienischen Nation von so festem und innigem Gefüge sind, wie die Blöcke, aus denen das Kolosseum zusammengefügt ist; dann wird und soll sich zeigen, ob es nicht die Zeit mit ihrem allmälig zersetzenden Einfluß, sondern wie beim Kolosseum, nur äußere Gewalt war, welche dieses oder jenes Glied ablösen konnte. Ein Volk kann sich von innen heraus verjüngen, ein trümmerhaftes Gebäude nur geflickt werden. Darin, wünschen wir, möge der Unterschied — in der Macht und dem dauerhaften Gefüge der Grundmauern aber die Aehnlichkeit — zwischen dem Kolosseum und der römisch-italienischen Nation bestehen.

Welchem Zweck aber diente jenes grandiose, bei aller Massenhaftigkeit doch einen künstlerisch-harmonischen Eindruck hervorbringende, bei aller Trümmerhaftigkeit doch ein geschlossenes Ganze darstellende Gebäude aus der wahnsinnigen römischen Kaiserzeit? Es diente keinem gottesdienstlichen Zweck und keinem praktischen Staatszweck — es diente ausschließlich dem Vergnügen der Vornehmen wie des Volks, und zwar einem meist blutigen und entsetzlichen. Das römische Volk war zur Zeit, wo das Kolosseum erbaut wurde, sittlich und geistig so heruntergekommen und von Genüssen so erschöpft, daß nur Blutgeruch und Angstgeheul und der Anblick von Sterbenden seine erschlafften Nerven und Sinne noch reizen und in lebhaftere Bewegung setzen konnten. Im Gefühl seiner Abgelebtheit und Abgeschwächtheit suchte es sich nur noch durch das Einathmen von Blutdünsten zu betäuben. Was ihm von der alten Römergröße einzig und allein noch übrig geblieben, war der großartige Styl, in welchem dies bis zum Wahnsinn erhitzende und berauschende Vergnügen betrieben wurde. Die Kaiser, meist eben so toll oder noch toller als der vornehme und geringe Pöbel, sannen auf nichts als wie sie diese Blutorgien und Massenschlächtereien recht effektvoll in Scene setzen konnten, um das Volk von dem Einblick in die unheilbare Verderbniß des Staats abzulenken und nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Ohnehin scheinen alle diese Cäsaren dem freilich erst von einem neueren Diplomaten erfundenen Grundsatz: „Nach uns die Sündfluth!“ praktisch nachgelebt zu haben; jeder von ihnen konnte mit ziemlicher Sicherheit voraus berechnen, daß seine Regierungszeit nur von kurzer Dauer und von einem grenlichen Ende sein werde, und so suchte er diese kurze Spanne Zeit in den raffinirtesten Genüssen zu verschwelgen, und sich wie das Volk an jenen pikanten Blutgerüchen zu betäuben, die von der Arena zu den Sitzen der Zuschauer aufstiegen und den Trank und die Speise, die man im Circus selbst einnahm, erst recht zu würzen und schmackhaft zu machen schienen. Niemals stand das Menschenleben so niedrig im Preise als zur Zeit der römischen Kaiser, um so höher aber stand der Lebensgenuß, und zwar der rein sinnliche, der raffinirteste, der berauschendste.

Wir erstaunen, wenn wir von den Menschenschlächtereien und Blutorgien lesen, deren Schauplatz die Arena des Kolosseums war. Denn hier wurden jene Thierkämpfe, jene Fechterspiele und Seetreffen geliefert, womit man das römische Volk zu unterhalten, zu belustigen und zu betäuben suchte. Titus, der „Gütige“ genannt, weihte diese Schaubühne des Entsetzens mit Spielen ein, welche 120 Tage dauerten und bei denen nicht weniger als 5000 Bestien und 10,000 Gladiatoren mit ihrem Blute den Boden tränkten. Bei den von Domitian angestellten Kampfspielen verbluteten 1000 Hirsche, eben so viele Strauße, eben so viele Eber und

eben so viele Giraffen. Trajan, der, wie Titus, ebenfalls zu den besseren, nicht unmenschlichen Kaisern gezählt wird, schickte bei einem einzigen Feste nicht weniger als 10,000 Bestien und 10,000 Gladiatoren in Kampf und Tod. Zuletzt hatten die Fechterspiele die Wüstenthiere fast ausgerottet; die Menschen, welche zum Vergnügen des wahnsinnigen Volks einander morden oder mit den Bestien kämpfen mußten, waren wohlfeiler geworden als die wilden Thiere, und so sah man sich veranlaßt, ein Gesetz zu erlassen, welches verbot, einen Löwen in Afrika zu tödten. Begreiflicherweise wurden durch ein so unsinniges Treiben die finanziellen Kräfte des Reiches eben so gut erschöpft und zerrüttet wie die sittlichen. Das römische Volk spielte in Masse selbst den „Sterbenden Fechter", ohne es zu bemerken. Es war in allen Gliedern faul und zum Untergange reif. Eine neue Weltordnung sollte beginnen; das unverdorbene kraftvolle Germanenthum und die Religion der Liebe und Nächstenliebe, das Christenthum mit seiner zugleich humanen und sittlich strengen Moral waren dazu ausersehen, diese neue Weltordnung herbeizuführen. Gerade auf dem blutdurchsickerten Boden des kaiserlichen Roms mußte und konnte das Christenthum am ergiebigsten gedeihen. Denn im Volke wie unter den Vornehmen befanden sich doch viele, welche, zum Theil an der reineren Moral der altgriechischen Philosophen gebildet oder der alten Römertugend eingedenk, sich von diesem entsetzlichen Sittenverfall, von dieser fortgesetzten Schwelgerei und unersättlichen Schaulust bei Tag und Nacht — und in der That wurden auch zur Nachtzeit Thiergefechte und Gladiatorenspiele beim Scheine von Fackeln gegeben und die Spiele zwei, drei, ja fünf Tage und Nächte hindurch fortgesetzt — von diesen wilden Orgien in Blut, Wein und Geschlechtsliebe angewidert fühlten und ihre Blicke von dem ekelhaften Diesseits auf ein höheres Jenseits richteten.

In der That wurde auch die Arena des Kolosseums von Strömen Christenbluts getränkt. Tausende und abertausende von christlichen Märtyrern sind hier den wilden Bestien vorgeworfen und von ihnen zerrissen worden. Wenn ein Verehrer des Einen wahren Gottes und Bekenner des Gekreuzigten den Götzen zu opfern sich weigerten, so erscholl auf dem Forum und in den Gerichtshallen der wilde Ruf: „Ad bestias!" („zu den Thieren!"), und die Christen und Christinnen verbluteten muthig zur bestialistischen Lust des Volks, aber auch zur Ehre und Vermehrung ihres Glaubens; denn die Triumphfreude und die selige Verklärung, die sich auf den Gesichtern und in den Blicken dieser Märtyrer und Märtyrerinnen malten, wenn sie den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen wurden, begeisterte wieder unzählige Andere dazu, sich zum Kreuz zu bekennen, um schließlich desselben Loses und desselben Triumphgefühls theilhaftig zu werden. Gegen den Tod war man durch den immer wiederkehrenden Anblick von Blut- und Sterbescenen ja ohnehin gleichgültig und stumpf geworden, und für Viele war es in dem entarteten Rom ein größerer Reiz zu sterben als zu leben. Wenn aber somit Rom der rechte Boden für das ursprüngliche Christenthum war, so war und blieb es auch der rechte Boden für seine späteren Entartungen. Denn die schlechten verdorbenen Elemente, die sich in Rom angesammelt hatten, waren auch nicht durch das Christenthum gänzlich zu vertilgen; sie wirkten vielmehr fort, ja bemächtigten sich zuletzt desselben selbst, und Römerabkömmlinge, auf die sich der herrschsüchtige, imperatorische und sinnliche Geist des kaiserlichen Roms vererbt hatte, mißbrauchten das Christenthum als Mittel zur Erreichung selbstischer hierarchischer Zwecke und errichteten ihr Gebäude, das in Bezug auf kunstvolle Architektonik an sich bewundernswerth ist, aber mit der einfachen Struktur des Urchristenthums so wenig als möglich gemein hat, vorzugsweise auf der Basis der altrömischen Neigung zu luxuriösem Schaugepränge und zu einem heidnischen Aberglauben, der niemals so sehr als in der römischen

Kaiserzeit mit dem krassesten Unglauben und dem rohesten Materialismus Hand in Hand ging.

Nichts kann uns in die mannigfaltige Pracht wie in die Scheußlichkeiten der Schaugenüsse, deren Schauplatz das Kolosseum war, so unmittelbar versetzen als die höchst lebendige Schilderung, welche Professor Kayser an der Hand historischer Ueberlieferungen in einer jüngst in Köln gehaltenen Vorlesung über das Kolosseum davon gegeben hat. Der Verfasser versetzt sich bei einem Besuche der Ruine mit seiner poetisch-archäologischen Phantasie mitten unter die altrömischen Zuschauer, wählt seinen Platz in der südlichen Cäsarenloge und erzählt: Ueber uns wallen, von sanfter Brise geschwellt, in spielendem Wellenschlag die purpurnen Teppiche, mit einem Heere von Goldsternen übersäet. An den gespannten Tauen hangen tollkühn die Matrosen, um die Flaschenzüge zu entwirren und die Schläuche für die wohlriechenden Wasser zu ordnen. Unter unsern Füßen brüllen Löwen, Panther, Bären in ihren überwölbten Behältern, so daß das ganze Theater erzittert. Das nördliche Kaiserthor öffnet sich, und vom Prätor und zahlreichem Gefolge umgeben, nimmt der Imperator uns gegenüber in der prächtig ausgeschlagenen Hofloge Platz. An ihn reihen sich die weißgekleideten Vestalinnen und ehrwürdigen Senatoren in goldverbrämten Mänteln; und im folgenden Augenblicke haben 107,000 Zuschauer sich der Steh- und Sitzplätze bemächtigt. Rechts und links vom Cäsar, so wie hinter demselben, die römischen Matronen mit ihren blühenden Töchtern, strahlend von Schönheit wie von Purpur und Diamanten — wahrhaftig ein Damenkranz, wie ihn nur Roms Schönen zu flechten vermochten.

Plötzlich wird's stille. Ein Priester des Jupiter tritt feierlich ernst durch das westliche Thor; eine Prätorianerschaar, das bekrönte Schlachtopfer führend, folgt ihm. An dem in der Mitte der Arena aufgepflanzten Tragaltare zuckt der flamen dialis das blinkende Messer; das Opfer ist gefallen, Jupiter ist versöhnt, das grausige Spiel kann beginnen. A jove principium! gilt für die Fechterspiele um so mehr, da sie zu Ehren Jupiters gefeiert werden. Schon hören wir schmetternde Fanfaren nahen. Unter demselben Thore, durch das der Opferpriester eintrat, erscheinen die venatores, Hetzer, in zwei Reihen geordnet; sie tragen Peitschen in ihren Händen, um die Schaaren der Unglücklichen, welche nackt in ihrer Mitte gehen, zum Kampfe anzutreiben, falls sie furchtsam zurückschauen sollten. Das sind die bestiarii, welche zum Theil mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, gegen die wilden Bestien zu kämpfen haben, theils an Pfosten gebunden oder in Netze verstrickt, dem Zerreißen preisgegeben werden sollen. Unter den Verzweifelten sehen wir Männer und Jünglinge, die freudestrahlend mit verklärtem Antlitze die Arena betreten wie im Triumphzuge; es sind zum Tode verurtheilte Christen, welche die ewige Siegespalme zu erringen im Begriffe stehen. Ein Herold voran, ziehen sie unter dem Schalle der Musik rings um die Arena, vor dem Kaiser tief sich verbeugend rufen sie laut: „Caesar, morituri te salutamus! — Cäsar, wir grüßen dich, indem wir in den Tod gehen." Sie werden in verschiedene Haufen gesondert, um nach einander zur Beute der Thiere zu werden. Die Zuschauer harren ungeduldig des Anfangs; endlich erheben sich die saufen Vestalinnen und geben das Zeichen zum Beginne der Metzelei. Da öffnen sich die Fallthüren vor den Careeres und ausgehungerte Löwen, Tiger, Panther, Bären, Eber stürzen, zuvor durch Stacheln und glühende Eisen in Wuth gesetzt, mit funkelnden Augen und weit geöffnetem Rachen in wildem Sprunge auf ihre Opfer.

Die Armen! sie fallen schaarenweise unter den Tatzen und Zähnen der Raubthiere. Die lange Liste der Thierkämpfer ist endlich erschöpft. Die Schaulust des Volkes hat das Blut in Strömen fließen sehen; aber sie ist nicht gesättigt, sie ist,

wie wenn sie erst davon verkostet, zu wilder Gier entflammt, sich darin ganz zu berauschen. Ehe aber ein neues Blutbad beginnt, ein kleines Intermezzo: Wie die gierigen Bestien über die Thierkämpfer, so stürzen jetzt ausgehungerte Menschen, die selten Wildprett verkosteten, über die erlegten Hirsche und Eber hin, um sich von den Thieren, die mit Menschenfleisch gesättigt, mit Menschenblut besudelt sind, einen Wildbraten für ihren ärmlichen Tisch zu erhaschen. An die erschlagenen Fechter aber macht sich eine Schaar confectores, Abdecker. Ihnen voran zwei als Götter verkleidete Führer; der eine, Merkur, untersucht die Leichen mit einem glühenden Stabe, der andere, Pluto, schlägt ihnen, wenn sie noch zuckend Lebenszeichen von sich geben, mit einem Hammer den Schädel ein; die Uebrigen schleifen mit Haken die Leichen in das spoliarium.

Auf die confectores folgen zahlreiche Sklaven in glanzvoller Livree, mit Hacken den aufgewühlten Zinoberkies zu ebnen und die Blutlachen zu beseitigen. Während dessen aber träufeln köstliche Rosenwasser von den Teppichen des Velarimus herab und überduften den Blutqualm; Gesang aus hundert erquisiten Kehlen und die Musik von tausend Instrumenten ergötzt das Ohr, Reihen von Bajazzos amüsiren das Auge mit ihren tollen Sprüngen.

Doch horch! neues Trompetengeschmetter! Die Gladiatoren nahen. Sie trinken an dem Springbrunnen der meta sudans die letzte Erquickung. Auf buntbemalten Wagen fahren sie durch das Westthor rings um die Arena; nur eine kleine Abtheilung der großen Schaar ist zu Pferde. Sie sind mit leichtem Gewande bekleidet, das von bronzenem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten wird. Auf den Köpfen blinken verschiedenartige Helme. Noch kanter als zuvor erschallt uns gegenüber der Ruf: Caesar te salutamus morituri! — Cäsar, selbst an der Schwelle des Todes unsern Gruß dir!

Das Kampfspiel eröffnen in mehr komischer Weise die Andábátae — Herumtapper, mit ihren drolligen Lufthieben und Fehlangriffen: denn sie streiten gegen einander mit dem Schwerte bei verbundenen Augen.

Es folgen die retiarii — Netzkämpfer. Sie tragen einen kleinen runden Schild — die parma, einen Dreizack — tridens und ein Netz, in das sie sich beim Kampfe zu verstricken suchen; der Glückliche, dem es gelingt, den Gegner in seinem Netze zu fangen, schleift ihn über die Arena, während der Umstrickte mit seinem Dreizack noch aus dem Netze den Sieger zu verwunden strebt.

Eine neue Abtheilung rückt vor zum blutigen Gemetzel. Es sind Gallier, Vorfahren der grande nation; sie führen einen großen runden Schild — den clypeus — und das gewaltige Sichelmesser, eine gallische Waffe, welche ihnen den unübersetzbaren Namen Mirmillones gab.

Nachdem diese furchtbare Todessichel viele klaffende Wunden geschnitten, Hunderte dahingemähet, kommen die laquearii — Schlingenkämpfer — an die Reihe. Ihre Schutzwaffe ist ein kupferner Schild; zum Angriffe dient ihnen blos eine Strickschlinge, die sie sich um den Hals werfen, um sich die Kehle zuzuschnüren.

Was sollen die zweirädrigen Streitwagen, welche, von Sklaven gezogen, am östlichen Eingange der Arena sich zeigen? Der Kampf der Essedarii — Wagenkämpfer — beginnt; so benannt von der Esseda, dem gallischen Kriegswagen.

Eine noch seltsamere Kampfart löst sie ab; die Διμάχαιροι treten auf; man gab ihnen einen griechischen Namen, denn die lateinische Sprache reichte nicht aus, alle die Specialitäten der Gladiatoren zu bezeichnen. Sie haben keine Schutz-, nur Angriffswaffen; als solche führen sie in jeder Hand ein kurzes Schwert und kämpfen mit beiden Händen ein seltsames Floret.

Endlich sehen wir die eigentlichen Gladiatoren. Sie kämpfen zu Fuß mit langen Degen und decken sich mit großen oblongen Schilden. Die zu Pferde schwingen eine mächtige Lanze gegen einander zum blutigen Turnier.

Die Zuschauermenge geräth in Wuth; die sanften Vestalinnen springen von ihren Sitzen auf; die Augen der Senatoren funkeln vor Zorn. Was ist geschehen? Ein nerviger Gladiator spaltet mit mächtigem Schwerte Schlag für Schlag einem andern Gegner den Kopf. Das ist der grausamen Schaulust ein zu rasches Ende; sie will sich weiden an langdauerndem Todeskampfe der unglücklichen Opfer. Von der andern Seite des Zuschauerraumes erschallt lauter Jubel. Dort entwickelt sich ein hartnäckiges Gefecht zwischen einem gewandten Gladiatorenpaare. Die Rappire kreuzen sich munter. Hoc habet! hoc habet! — der sitzt! der sitzt! tönt's rings mit diabolischer Freude. Der Getroffene sinkt zu Boden, erhebt sich aber bald wieder auf ein Knie und fleht mit zitternd erhobener Hand um Gnade. Der Sieger läßt stolz seinen Blick über die Sitzreihen hingleiten; die Hände der Zuschauer bleiben gesenkt und erheben sich nicht; die Menge will den Tod des Verwundeten. Der Unglückliche muß nun auf den Knieen liegend die Spitze des gegen ihn gezückten Degens mit eigener Hand ergreifen und sich auf die Kehle setzen, um sich so selbst den Tod zu geben. Schallender Jubel und Händeklatschen begleitet eine jede solche Exekution. Die Sieger aber verlassen mit jauchzendem Beifall durch die porta sanavivaria den Kampfplatz.

Die Gladiatorenkämpfe sind beendet; zahllose Leichen bedecken die Arena; in das Freudengeschrei der elektrisirten Menge mischt sich das Röcheln des Todes. Doch was sehen wir? Gierig stürzen vornehme Patrizier und zerlumpte Bettler über die klaffenden Wunden der Leichen und schlürfen, wie vom Vampyrdurst gequält, das warm hervorquillende Blut. Grausiges Schauspiel! Es sind Epileptische, die in eitelm Wahne glauben, sich durch frisches Menschenblut von „der schweren Noth" heilen zu können; ein Wahn, dem selbst Aristoteles und Plinius huldigten, ein Wahn, der noch nicht ausgestorben, wie sich erst jüngst bei der Hinrichtung des Raubmörders Nolte zu Hanau gezeigt; — so fest wurzelt Vorurtheil im Leben des Volkes!

Die Arena ist gesäubert; aber das Knarren der Maschinen und Knurren der Bestien unter derselben deutet auf Vorbereitungen zu neuer Ueberraschung hin. Als Zwischenspiel dient Mucius Scävola, der berühmte Römerheld, dessen Geschichte in Aller Gedächtniß fortlebt, dessen Gesinnung aber längst im Römervolke ausgestorben. Ein Sklave wird von Soldaten an eine glühende Kohlenpfanne geführt. Sein Widerstreben ist vergebens. Die auf die Brust gezückten Schwerter zwingen ihn, seine Hand lebendigen Leibes in der Gluth zu versengen. Sehet, er zittert — er wankt vor markerschütterndem Schmerz; er droht umzusinken. Da legt eine Fackel Brand an sein geschwefeltes Kleid — die tunica incendialis —; der Aermste flammt auf in greulicher Lohe.

Indem wir noch erbeben vor diesem furchtbaren Autodafé, ändert sich plötzlich die Scene. Da es dunkel geworden, flackern wie auf einen Wink Tausende von Fackeln. Die Arena wandelt sich wie mit einem Ruck in Hügel und Wald. Die Fechter sehen sich nach allen Seiten von hundert Löwen-, Tiger- und Pantherrachen angefallen, welche durch das Geschrei der Menge, aber mehr noch durch die Pechkörbe, welche den Wald der Arena erleuchten, zu furchtbarster Raserei getrieben sind. Eine wilde, grausige Jagd beginnt — wie noch kein wilder Jäger je sie gejagt.

Doch kürzen wir ab. Alles ist todt; Menschen- und Thierleichen bedecken in wüstem Durcheinander den Kampfplatz. Nur die Fackeln leben noch und einige Alpenbären und wenige Löwen Numidiens und lauern auf frische Beute. Was

will der Sklave, welcher, ſcheu umherſehend, mit ängſtlichen Grimaſſen auf die Arena gedrängt wird? Er muß zur Beluſtigung des Volkes ein Ei auf ſeiner flachen Hand zwiſchen den lauernden Beſtien dahintragen. Er erreicht ſpringend und balancirend glücklich das andere Ende und rettet Haut und Leben unter dem ſchallenden Gelächter der Zuſchauer.

Doch ihre Blutgier iſt noch nicht geſättigt. Der Ruf: bestiarios! Thierkämpfer! ertönt von allen Sitzen. Es ſind keine mehr in Bereitſchaft; deſto lauter wird das fordernde Geſchrei. Da tritt ein Bote zum Kaiſer. Auf einen Wink verkündet der Herold, daß eben der Biſchof Ignatius, der ſich ſelbſt Chriſtophorus, Chriſtusträger, nenne, von Antiochien her angelangt iſt, um durch die Zähne und Klauen der Löwen die Strafe für ſein Verleugnen der Götzen und Bekennen des Gekreuzigten zu erleiden. Ein ehrwürdiger Greis tritt mit verklärtem Antlitz auf die Arena; ſein Auge ſtrahlt von himmliſcher Beſeligung. Selbſt den Löwen der Wüſte flößt dieſe überirdiſche Erſcheinung Ehrfurcht ein; ſie ſchmiegen ſich, freundlich mit dem Schweife wedelnd, zu ſeinen Füßen. Erſt die Aufforderung des Heiligen, der mit der Ruhe eines höhern Weſens die Beſtien lächelnd anſchaut — erſt die Aufforderung des Heiligen: „ihn wie Korn mit ihren Zähnen zu mahlen, damit er ein reines Brod Chriſti werde", gibt denſelben Gewalt über ſeinen Leib und über ſein Leben. Ein Doppelſprung — und der Biſchof hat ausgekämpft — die Martyrkrone iſt ſein! Die Geſchäftigen, welche mit Schwämmen ſein Blut ſammeln und in goldene Phiolen ausdrücken und ſorgſam die gröbern Knochen aufleſen, welche die Löwenzähne verſchonten, ſind fromme Chriſten aus Antiochia, der aſiatiſchen Metropole, welche den Heiligen nach Rom begleiteten, um Zeugen ſeines Heldentodes zu ſein und ſich ſeiner Reliquien mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu bemächtigen.

Aber horch! Welch ein Plätſchern der Waſſer, welch ein Rauſchen der Wogen ſchlägt an unſer Ohr? Oeffnet vielleicht die Rache des Himmels wie bei der Sündfluth die Schleuſen der Erde, um ein ſo verkommenes Geſchlecht vom Erdboden zu vertilgen? Keineswegs. Der Kanal des Amphitheaters hat ſich aufgethan und ſetzt die Arena unter Waſſer. In den Fluthen wälzen ſich 36 gewaltige Krokodile und beppelt ſo viele Nilpferde. Barken, mit Fechtern und Harpunirern bemannt, ſtoßen von allen Seiten ab, und nun gibt's ein Kämpfen und Streiten, ein Zappeln und Platſchen, ein Winden und Wogen auf der Waſſerfläche im bunteſten Durcheinander. Hier wird ein Ungeheuer getroffen und fährt unter lautem Gebrüll durch die Wellen, dort ein Kahn umgeſtürzt. —

Hier unterbricht ſich Profeſſor Kayſer mitten in ſeiner Erzählung oder Reverie; denn er wird durch einen Schuß aufgeweckt, der ihn in die moderne Wirklichkeit zurückruft; er eilt aus den Trümmern dem weſtlichen Eingang zu und findet hier den franzöſiſchen Poſten, einen Elſaſſer, mit dem er noch kurz zuvor gemüthlich geplaudert, am Boden liegen, ſich windend vor Schmerz, ſeine abgeſchoſſene Muskete neben ihm. Das meuchleriſche Stiletto eines Italianiſſimo hatte ihn, aber glücklicherweiſe nicht tödtlich, verwundet. So muß das Koloſſeum auch jetzt noch ſeine Opfer haben.

Das Koloſſeum (in verderbter Schreibart Koliſeum), ſo genannt von dem Koloß des Nero, der am Eingange deſſelben nach dem Forum hin ſtand, früher das flaminiſche Amphitheater, wurde unter Veſpaſian zu bauen begonnen; doch kam unter deſſen Regierung nur das untere Geſchoß zu Stande. Das zweite Stockwerk fügte ſein Sohn und Nachfolger Titus hinzu und feierte das Einweihungsfeſt ſchon im Jahre 80. Das dritte und vierte Stockwerk, wohin ähnliche Treppenanlagen wie im Erdgeſchoß leiteten, führte Domitian, der Nachfolger des Titus

und Vespasians zweiter Sohn, aus, den Riesenbau endlich vollendend. Alles war zum Zwecke der furchtbar großartigen Schauspiele, deren blutige und oft scheußliche Einzelnheiten wir oben mit Professor Kayfers Worten geschildert haben, auf's Sinnreichste und Kunstvollste eingerichtet. Zum Zweck der Seegefechte konnte die Arena unter Wasser gesetzt werden, vermittelst eines Kanals, welcher mit einem mächtigen, aus dem Aquäduckt des Claudius gespeisten Wasserreservoir in Verbindung stand; unter der auf Mauern ruhenden und wahrscheinlich durch einen Bretterboden gebildeten Arena waren die verschiedenartigsten Einrichtungen, wahre Wunder von Maschinerie, getroffen, um die wunderbarsten und überraschendsten Erscheinungen hervorzubringen, z. B. das plötzliche Hervortreten eines Waldes, den gleichfalls mit heranfgeschnellte reißende Thiere in großer Anzahl brüllend und in wilden Sprüngen durcheilten. Auf der obersten Terrasse befanden sich die Matrosen der kaiserlichen Flotte, welche das Zeltdach zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne auszuspannen hatten. Dieses gewöhnlich aus Wolle, zuweilen aber auch aus Seide bestehende Zeltdach wurde an erzbeschlagenen Masten befestigt, welche durch das Hauptgesims gesteckt wurden. Zwischen den steinernen Sitzen, die mit weichen Kissen und Polstern belegt wurden, ragten Metallröhrchen hervor, aus denen Parfümerien, vielleicht um feineren Nasen die aus der Arena heraufdampfenden Blutgerüche weniger empfindlich zu machen, wie feiner Thau herabrieselten. Mit diesen sinnreichen Einrichtungen und mit der ganzen Größe seiner Erscheinung verband das Gebäude, dessen Baumeister unbekannt geblieben ist, zugleich die reichste künstlerische Schönheit; so waren z. B. in den Eingängen des zweiten und dritten Stocks gewaltige Marmorstatuen aufgestellt, deren Piedestale noch in den Ruinen bemerkbar sind.

Im Mittelalter diente das Kolosseum den römischen Baronen als Festung, deren Besitz sie sich unter einander, z. B. die Frangipani und Annibaldi, gar oft streitig machten. Während des Exils der Päpste wurde der gewaltige Drei-Kaiserbau als Steinbruch benutzt, aus dem man das Material zum Bauen und Kalkbrennen schöpfte; Klemens XI. ließ sogar die untern Bogengänge zumauern und zur Gewinnung von Salpeter mit Dünger füllen. Erst Benedikt XIV. that der weiteren Zertrümmerung des Gebäudes dadurch Einhalt, daß er es religiösen Zwecken weihte, rings um die Arena sogenannte Stationen errichtete und in der Mitte derselben ein mächtiges Kreuz aufpflanzen ließ. Die via crucis wird noch jetzt jeden Freitag abgehalten. Pius VII. und Leo XII. haben mächtige Streben aufführen lassen, um die Umfassungsmauer zu stützen, und der jetzt regierende Papst, Pius IX., wies bedeutende Summen aus seiner Privatschatulle zum Zwecke von Restaurationen an.

So ist mithin in letzter Zeit das Mögliche geschehen, um die Riesentrümmer, die einen so blutgetränkten Ramm einschließen, künftigen Geschlechtern zu erhalten. Auch noch in ihrer jetzigen Gestalt erwecken sie Bewunderung, Erstaunen und bei der Rückerinnerung an die entsetzlichen Schauspiele, die in ihrem Innern gefeiert wurden, auch ein geheimes Schaudern. Namentlich ist letzteres bei Fackellicht oder bei Vollmondschein der Fall, wo der Wechsel von Schatten und Licht noch greller kontrastirt als im vollen Tageslicht und eine rege Phantasie die dunkeln Winkel und Höhlen sich mit den geisterhaften Schatten Derjenigen belebt denken kann, welche als Schlachtopfer grausamer Lust den Binnenraum mit ihrem Blute tränkten und deren Schmerzens- und Todesseufzen, vermischt mit dem Wuthgeheul würgender Thiere, an diesen Mauern emporschlugen, während jeder Schmerzensschrei von den Sitzplätzen her vom Volke mit tollem Jubel begrüßt und übertönt wurde.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Ventnor auf der Insel Wight.

Of all the british isles it holds the highest place
And evermore hath been the great'st in Britain's grace.

So sang vor zweihundert Jahren Michael Drayton von der Insel Wight, als sie noch, die vom Schaum des Meeres Geborne, in jungfräulicher Anspruchslosigkeit die Macht ihrer Reize entfaltete. Ist damals schon obiges Dichterwort eine Wahrheit gewesen, wie viel mehr läßt sich dasselbe jetzt von ihr sagen, nachdem die Schöne die volle Strafe ihrer Popularität bezahlt hat, nachdem sie dermaßen zur Löwin der Söhne Englands verzogen worden ist, daß ihr jeglicher natürlicher Reiz, jedwede Naivität abhanden gekommen ist. Kein noch so verborgenes Winkelchen ist unentdeckt geblieben vor dem lüsternen Auge des Touristen, kein lieblicher Platz mehr, nach dem nicht ein englischer Bau- oder Gartenkünstler seine Hand ausgestreckt hätte. Gruppen und Haine ehrwürdiger Laubbäume verfallen der Art, um Reihen weißfarbiger Häuser Platz zu machen, die bewachsenen Abhänge werden geebnet, neu bepflanzt und in Terrassen verwandelt, von jedem einzelnen Hügel ergänzen die phantastischen Zinnen und Thürmchen einer neuen Villa, oder einer Cottage, oder eines Castles, und auf den sich durchkreuzenden Straßen, Wegen und Pfaden, welche wie Maschen eines Netzes diese wohlkultivirten Schönheiten gefangen halten, drängt sich die Welt der Sommertouristen, der Sonntagsjäger, der Hochzeitsreisenden, der Invaliden, der Müßiggänger und aller anderen Menschengattungen, welche zeitweilig ihre Wohnsitze zu verändern pflegen.

Dr. Johnson pflegte jede Insel ein „Gefängniß" zu nennen, „strongly guarded by the seas". Obwohl man von einem solchen wenig genug auf diesem Eiland empfindet, so ist es doch hinreichend isolirt, die Phantasie zu beschäftigen. Die Meerenge, welche es von dem Mutterlande trennt, ist gerade breit genug, die alltägliche Geschäftswelt auszuschließen. Eine halbstündige Fahrt entführt uns derselben nach einer gänzlich verschiedenen Region. Auch ist die Ausdehnung der Insel — 5 Meilen größte Länge und $2^1/_2$ Meilen Breite — eine so begrenzte, daß der Besucher sich leicht auf ihr heimisch fühlt und sie, als wie seine Domäne, bald in jeder Richtung kennen lernt.

Die Scenerie der Insel Wight ist die wilde romantische der Küste neben der anmuthigen friedlichen des fruchtbaren Hügellandes. Während letzteres so ganz den saftiggrünen parkartigen Charakter ächt englischer Landschaft trägt, flache Thäler mit hie und da schmucken Landhäusern, unter schattigen dichtbelaubten Baumgruppen, oder behaglich aussehenden Farmhäusern auf grünem Plan, umgeben von reichlichen Anzeigen des Wohlstandes und fruchtbringenden Fleißes, oder mit anheimelnden malerischen Dörfchen um alte wettergraue Kirchthürme gelagert, an einem See oder Flüßchen, in dem sich reiche Buchen- und Eichenpflanzungen spiegeln, oder durch die Büsche einen Blick auf den fernen Meeresspiegel gönnend, — während diese Eindrücke unwillkürlich die Erinnerung an längst gesehene und vergessene Ideallandschaften eines Watteau oder Claude wachrufen, so bietet dagegen die Südküste der Insel das wilde bewegte Schauspiel des Kampfes zwischen Meer und Land, das Bild der Zerstörung und Unwirthlichkeit in höherem Grade als irgend eine Küste des Kanals.

Nach diesem Theil der Insel führt uns unser Bild. Es ist ein schmaler Streifen Landes, welcher sich förmlich von den Hügeln losgetrennt hat, denen er angehörte, ein gutes Stück seewärts eingesunken ist und nun, wie sein Name (Undercliff) richtig bezeichnet, eine wilde, wüste Klippenregion bildet, die sich in

620427A

einer Länge von 3—4 Stunden und eine halbe Stunde breit, zwischen Meer und Land erstreckt. Diese auffallende Trümmerbildung ist dadurch zu verstehen, daß im Grund der sich einige hundert Fuß über der See erhebenden Kalkabhänge Lager von blauem Thon sich befinden, welche, leicht zerstörbar, vom Anprall der Wogen ausgewaschen, der Oberfläche die Stütze entziehen und sie zum Einsinken nöthigen, ein Naturprozeß, der noch ununterbrochen vor sich geht, wenn auch so langsam, daß seit Menschengedenken nur wenige Veränderungen wahrnehmbar geworden sind; 1799 ereignete es sich, daß eine ganze Farm von 100 Acker Land mit Häusern und Bewohnern plötzlich, wie durch ein Erdbeben, in Bewegung gerieth und, ein Werk rascher und gänzlicher Zerstörung, sich den vorangegangenen Trümmerhaufen des Undercliff zugesellte. Das Ganze bildet eine chaotische, zu unregelmäßigen Terrassen sich aufthürmende Felsenmasse, welche die eigentliche höher gelegene Küste der Insel vor dem Andrang der Wogen trefflich schützt.

Dieser ungeheure Klippenwall hat auch sein eigenes Klima so gut, wie seine eigene Scenerie. Tiefer gelegen als das Hochland der Insel, dennoch aber über dem Meer erhaben, bietet er gleichzeitig Schutz gegen die Rauheit der Nord- und Westwinde und ist frei von aller Feuchtigkeit. Völlig frei für die Strahlen der Morgen- und Mittagssonne, herrscht dort eine allgemein höhere und gleichmäßigere Temperatur, als im übrigen England. Kein Wunder, daß seine Söhne, welche die halbe Welt nach einem ihnen zuträglichen Klima zu durchsuchen pflegen, sich von jeher für das Undercliff ihrer Insel Wight enthusiasmirten und den Beinamen: das britische Madeira, für keinen unerlaubten Eulogism halten — so schwer es auch für Andere sein mag, die Vorstellungen von der paradiesischen Insel der heißen Zone, von dem ewigen Frühling in ihren Orangenhainen mit dem Grau der von jeglicher Vegetation entblößten Felsen des Undercliff in Verbindung zu bringen.

Indeß hat doch der Ruf von den Wundern seines heilkräftigen Klima's die Leidenden und Genesenden so zahlreich nach diesem öden Küstenstrich gelockt, daß er Sommer und Winter und in seiner ganzen Ausdehnung ein vielbelebter Aufenthalt geworden ist. Der am bequemsten, aber auch malerischst gelegene Ort ist Ventnor — vor vierzig Jahren noch ein Haufe von einem halben Dutzend Fischerhütten, jetzt eine stattliche, aus Hotels, Boardinghäusern, Läden und Kirchen bestehende Residenz reicher Gäste, die es sich angelegen sein lassen, dem fashionablen Brighton eine hoffnungsvolle Konkurrenz entstehen zu lassen.

Schloß Sternberg.

Das schlösserreiche Böhmen hat uns schon einige der schmuckſten Bilder in unser Buch geliefert. Dieses, einer der vornehmsten und am malerischesten gelegenen herrschaftlichen Sitze, darf in der Reihe nicht fehlen. Es ist das Stamm- und Residenzschloß der Grafen von Sternberg, des alten, reichen, angesehenen und historischen Geschlechts der böhmischen Edlen, und ist umgeben von einer Herrschaft, welche drei Quadratmeilen mit 6000 Bewohnern umfaßt. Die Geschichte der meisten dieser Schlösser, so weit sie im Allgemeinen interessiren kann, ist die Geschichte Böhmens überhaupt und diese ist schon öfters in diesem Buche erzählt worden.

SCHLOSS STEINBERG am Rhein

Lithographie [illegible] in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

BERG und KLOSTER SINAI

Lithograph. Institut in Hildburghausen

Digitized by Google

Der Sinai und sein Kloster.

Nach der Höhe zieht es den Menschen fort und fort. Die alten Aegyptier strebten nach dem namenlosen Gebirge im Herzen ihres wunderbaren Erdtheiles, von welchem heute der Schleier noch nicht genommen ist, der es ihnen verhüllte, nach jenem Gebirge, von dem der göttliche Strom herabfließt, welcher seine Quellen verbirgt. Die Indier wallfahren und pilgern heute noch zu den schneeigen Gipfeln des Himalaya hinan, um an der Geburtsstätte des heiligen Ganges zu beten. Auf einem Berge grub Moses zehn Gebote oder vielmehr Verbote in Steintafeln ein, um das Bestehen einer der Rohheit und Gemeinheit, ja der Wildheit entrissenen Menschengesellschaft zu ermöglichen. Auf der Höhe Golgatha's stand das Kreuz des Mannes, welcher den Menschen zuerst Menschenthum lehrte; von der Höhe des Oelberges läßt ihn die Sage verschwinden. Wie wichtig sind doch die Berge für die Menschheit und ihre Geschichte!

Solche Gedanken bewegte eine kleine Reisegesellschaft, welche, es sind erst wenige Jahre her, das Gebirge vor sich liegen sah, dessen Krone eben jener Berg bildet, auf dem einer der größten Menschen des Alterthums die Gesetze ersann, welche noch heute Geltung haben. Die Gebirge des steinigten Arabiens lagen in einer langen, kühngeschweiften und gezackten Reihe vor jener Gesellschaft, welche sich eben anschickte, vom Meere aus die Halbinsel zu betreten, um nach dem heiligen Berge zu pilgern. Wir folgen ihnen, selbst auf die Gefahr hin, theuren Wahn, der noch dazu in der neuesten Zeit auffallend unterstützt wurde, zu zerstören.

Ein kleines Boot landet bei dem Schiffe und ladet die Reisenden ein, an's Land zu kommen. Das Ruder handhabt ein griechischer Bewohner des Städtchens Tor, welcher die Fremden bald in seine dürftige Wohnung bringt, dort geschäftig vor ihnen ärmliche Teppiche auf dem Boden ausbreitet und etwas Speise aufträgt, wie sie in dem armseligen Flecken zu haben ist. Denn Tor selbst ist öde und arm. Was der Mensch dort dem Meere abgewinnt, besitzt er, Nichts weiter. Korallenbänke geben ihm Bausteine zu seinen elenden Wohnungen, Fische Nahrung, und nur wenige Dattelbäume am Saume des Gebirges und ein einziger Brunnen mit ziemlich gutem Wasser setzen ihn in den zur Nothdurft des Leibes nöthigen Geldbesitz. Gleichwohl könnte selbst der Sohn der Wüste nicht anspruchsloser sein, als jene Griechen es sind, welche hier in gläubiger Einfalt allen Freuden des Lebens entsagend auf heiligem Boden ihre Tage verbringen. Ein griechischer Geistlicher steht der schwachen Gemeinde vor; der wichtigste Theil seines Amtes aber besteht darin, den ankommenden Reisenden sogenannte Empfehlungsbriefe auszustellen, welche den Zweck haben sollen, ihnen im Kloster den Eingang zu verschaffen, während sie eigentlich nur einen Erwerbszweig des guten Paters bilden.

Auch die Gesellschaft muß wohl oder übel zum Unterhalte des schlauen Pfaffen beitragen helfen und darf erst, nachdem sie die unerläßliche Steuer entrichtet, den Ort verlassen.

Der Weg führt einem der tieferen Gebirgsthäler zu. Zerschluchtet und zerklüftet zeigt sich das Gebirge dem Auge. Berg reiht sich an Berg, ein Thal verbindet sich mit dem andern; aber Berge und Thäler sind gleich dürftig und arm.

Kein Strom fließt von der Höhe herab, kein fruchtbares Feld breitet sich aus: nur niederes Gestrüpp und Gras bedecken den Boden. Stein an Stein, Fels an Fels, Schlucht an Schlucht: das ist das allgemeine Gepräge der Landschaft. Sie ist ein Sinnbild der bittersten Armuth, und deshalb liegt auch der volle Ernst der Armuth auf ihr. Aber es ist eine edle Armuth, welche dieses Land zeigt. Die geringste Gabe, welche es darbietet, ist duftig: denn alle Pflanzen sind reich an Wohlgeruch, und die größte Gabe, welche es reichen kann, ist eine friedliche: denn die Bäume des steinigten Arabiens sind — Palmen!

Ueber die tiefen Thäler des Gebirges spannt ein ewig heiterer Himmel seine Decke aus. Jede Biegung des Thales entrollt den Wanderern ein Vollgemälde. Das Auge haftet nicht an den steilen verdorrten Wänden, sondern schweift unbewußt an ihnen empor, in der Bläue sich verlierend; aber die Seele findet sich wieder. Das ist die gewaltige Macht der Wüste, deren Wirken Jeder empfinden muß: sie streift den äußeren Tand vom inneren Menschen ab und gibt sich selbst ihm zurück.

Auf ihren Kameelen ziehen unsere Reisenden dahin, an dem herrlichen Serbal, dem wahren Sinai der Bibel, vorüber. Gewaltig erhebt sich dieser mächtige Kegel über das umliegende Gebirge: er zeigt sich der biblischen Sage würdig. Kein Grün schmückt seine Ränder, aber die Sonne weiß gar wunderbare Farben auf dem dunklen Gestein wach zu rufen. Licht und Schatten vereinigen sich, die scharfgezeichneten Wände auszumalen; das Gebirge zeigt einen Reichthum in Farben, welcher ganz unbegreiflich erscheint. Nach dreistündigem Ritte betreten die Pilger das schöne Wadi Hebrahn, und bald gelangen sie zu einer schönen, palmenbeschatteten Quelle, dem Mara der Bibel. Nur kurze Zeit verweilt man, um den Leib an dem Wasser, die Seele an der wundervollen Gegend zu erquicken; dann zieht man weiter. In engen Windungen läuft das Thal zwischen den hohen Granitfelsen, welche dasselbe senkrecht überthürmen, dahin. Der Weg ist uneben und so steinigt, daß die ungeschickten Kameele auf ihm kaum emporklimmen können; dennoch ist dies der einzige gangbare Saumpfad im Gebirge. Das Thal Hebrahn endet an einem Berge, der überstiegen wird, und vor den Blicken liegt das breitere, mit viel Gestrüpp bewachsene Wadi Salafe, in dessen Grunde Araberzelte aufgeschlagen sind. Der König des Gebirges zeigt seine Rückseite noch malerischer und steiler als die, welche man vorhin betrachtet hat. In diesem Thale führt der Weg weiter, zur steinigten Schlucht Abu Tohk, durch welche man auf künstlichen Wegen weiter emporklettert, bis man das Kloster St. Katharine vor sich sieht — ein Gebäude, welches außen einer Festung gleicht und innen einem Gefängnisse ähnelt, auch Gefangene beherbergt — Gefangene an Leib und Seele.

Das Kloster ist ein hohes, großes, fast gleichseitiges Gebäude mit starken Mauern und Schießscharten, aus denen kleine Kanonen hervorlugen. Die Hauptthüre befindet sich etwa 24 Fuß über dem Boden in einem vorspringenden Erker, zu welchem man mit Hülfe eines Flaschenzuges gelangt. Eine andere, kleinere Pforte führt ebener Erde in den gut verschlossenen Hofraum und eine dritte steht mit dem von hohen Mauern umgebenen Garten durch einen unterirdischen Gang in Verbindung.

Die eisenbeschlagene Thüre der Höfe öffnet sich beim Anblick der Pilger, und ein Klosterpfaffe ruft diesen mit heiserer Stimme sein Willkommen herab, zugleich nach Empfehlungsbriefen fragend. Der von dem Pater in Tor ausgestellte Geleitschein wird an einem Seil emporgewunden und für genügend erachtet. Ein zweites starkes Seil setzt sich in Bewegung, um die Gäste aufzunehmen, und langsam schwebt einer nach dem andern in die Höhe.

Das halbe Kloster hat sich versammelt. Man mustert die Fremden vom Kopf bis zum Fuße, beschaut prüfenden Blicks das Gepäck und fragt nach Namen und Herkommen. Wie es scheint, ist man sehr enttäuscht, anstatt erhoffter Engländer nur Deutsche vor sich zu sehen: — warum, sollten diese später erfahren.

Von dem im höchsten Stockwerk gelegenen Fremdenzimmer aus ließ sich das ganze Kloster übersehen; ein Wirrsal von Gebäuden, während verschiedener Jahrhunderte entstanden, von unwissenden Mönchen ihrem jedesmaligen Zwecke gemäß bunt durch einander geworfen, ohne Geschmack, ohne Gleichmäßigkeit, ohne Bequemlichkeit. Nur die Küche allein ist schön, sie ist wenigstens aus einem Stück gearbeitet und vollendet.

Ein der deutschen Sprache mächtiger Klosterpfaffe bot sich zum Führer an und geleitete die Fremden durch das Gebäude. Außer der Kirche wurden noch sechs und zwanzig Kapellen besucht, der Gemälde halber, meist abscheulicher Sudeleien, unter denen aber doch einige Perlen sich finden. Nach dem Gottesdienst war auch die Kirche geöffnet, und alle pfäffische Unwissenheit und Besitzfreude machte jetzt sich geltend. Mit Stolz zeigte man auf die reichen Schenkungen wohlhabender Russen und Griechen, welche zwecklos in der kalten, todten Hand lagen, mit noch größerem Bewußtsein auf einen Sarg, welcher die Ueberreste der heiligen Katharina barg, mit frommer Heuchelei auf eine Kapelle, welche die Stelle des brennenden Busches nicht nur bezeichnet, sondern, falls wir uns recht erinnern, diesen selbst in Form eines alten, dürren Reisigbündels beherbergt. Wunderliche Sagen wurden erzählt, die ganze Lebensgeschichte der Katharina abgesponnen, obgleich diese von nichts Anderem Kunde gab, als von einem Frauenzimmer, welches eine leichtsinnige Jugendzeit durch ein ernstes, überspanntes Siedlerleben im Gebirge zu sühnen gesucht hatte, in einsamer Felsenhöhle gestorben und Jahrhunderte lang von den Anfechtungen leichenschänderischer Thiere verschont geblieben war, bis die frommen Mönche die kostbare Reliquie aufgefunden und an eine ihrer würdige Stelle gebracht hatten. Bewunderungswürdig erschien der Forschungseifer der Pfaffen, welcher für jede in der Bibel erzählte Begebenheit die rechte Stelle aufgefunden und mit dem Zeichen des Christenthums geschmückt hatte; — deshalb sieht man auch auf allen erhabenen Punkten um das Kloster herum Kreuze aufgerichtet, selbst an solchen Stellen, welche nur mit Lebensgefahr erreicht werden können und bei der großen Weltbegebenheit, an welche dies Kloster erinnern soll, höchstens von Engeln besetzt gewesen sein dürften.

Außer der Kirche und den Kapellen gab es im Kloster noch viel zu schauen, vom Refektorium an bis zu der einfachen Zelle, von der durch Esel getriebenen Mahlmühle bis zum Backofen herab, von den Höfen bis zu dem Thurme hinauf, in welchem neben den Glocken auch Bretter aufgehängt waren, welche während der Zeit, wo die christliche Kirche trauert, die Stelle der Glocken vertreten und anstatt der hehren Glockenschläge ein mißtöniges Geklapper vernehmen lassen.

Der nächste Tag wurde zu Ausflügen, zunächst aber zum Besuche des Klostergartens bestimmt. Schon von weitem war dieser freundlich erschienen; sein liebliches Grün, mitten zwischen den rothen Felsenmassen, that dem Auge so wohl, daß das Herz sich schnte, unter den schattigen Laubgängen dahin zu wandeln und sich zu erfrischen an dem klaren Wasser der Felsquellen. Durch den oben erwähnten unterirdischen Gang betrat man diesen stillen Friedensort, welcher zugleich der Friedhof des Klosters ist. Neben einer durch ein Erdbeben zerstörten Sternwarte liegt eine kleine Kapelle mit dem Grabgewölbe, in welches die Gebeine der gestorbenen Mönche eingelegt werden, nachdem ein Grab in der Erde den Leichnam zum Gerippe umgewandelt hat.

Die ganze Gartenanlage zeigt von der Macht des Fleißes über die rohe Natur. Es war wahrlich kein Kleines, der Wüste ein Stückchen urbare Erde abzutrotzen. Hier galt es, zu arbeiten. Die früheren wirr durch einander gelegenen Felsenmassen und Steinwege wurden in Terrassenmauern verwandelt, der von ihnen befreite Raum mit fruchtbarer Erde bedeckt und zu Beeten umgeschaffen. Sorgfältig wird noch heute das Wasser bewacht und gehütet, damit kein Tropfen des so nothwendigen Elements verloren geht. Mit berechnender Sparsamkeit wird täglich nur eine gewisse Menge verbraucht, und so ist es möglich geworden, einen Garten herzustellen. Hohe Cypressen geben demselben ein klösterliches Ansehen; jüngere Stämme dieses köstlichen Baumes werden von Zeit zu Zeit gepflanzt, um die älteren zu ersetzen, deren Holz für das Kloster gebraucht wurde Außerdem baut man in dem Garten Mandeln, Feigen, Stachelfeigen, Orangen. Wein und Gemüse von ziemlicher Güte.

Einen wehmüthigen Eindruck machte es, wenn einer der begleitenden Geistlichen die Fremdlinge auf seinen Namen aufmerksam machte, den er zur Zeit seiner, Ankunft im Kloster in eines der Blätter des Feigenkaktus geschnitten. Die Narben in den breiten Pflanzenblättern sprechen oft von langen, langen Jahren geisttödtender Gefangenschaft: es waren Mönche im Kloster, welche sich schon vor fünfzig Jahren den Anforderungen des Lebens entzogen und fauler, nutzloser Ruhe sich hingegeben hatten.

Vom Kloster aufwärts zur Höhe des Berges führt ein Fußpfad, welchen man den Weg der Engel nennt, weil man sich erlaubt, anzunehmen, daß diese Sendboten des Himmels den Pfad für die frommen Besucher geebnet haben. Wenn dies der Fall, haben die Engel ihr Werk schlecht ausgeführt; denn der Weg ist beschwerlich in hohem Grade. Gegenwärtig soll der Pfad bequemer geworden sein, weil Abbas-Pascha, welcher ein Sommerschloß auf einem der Gipfel anlegen wollte, den Engeln etwas nachhelfen ließ. Ungefähr im Drittel der Bergeshöhe, d. h. etwa 1200 Fuß über dem Kloster, gelangt man zu einer kleinen Ebene, in welcher sich ein Becken eintieft, das jahraus jahrein ein köstliches Wasser enthält. Neben diesem Becken erhebt sich eine prachtvolle Cypresse. Diese freundliche Ebene inmitten der wilden Felsen ist die erste Haltestelle auf dem Wege zum Gipfel. Etwa 500 Fuß weiter oben stehen zwei Kapellen, dem Elias und der Elisa geweiht, wahrscheinlich, weil man gar nicht wußte, wem sonst man sie widmen sollte. Es wird zwar gesagt, daß die beiden Propheten hier vor etwa 3000 Jahren eine Zufluchtsstätte gefunden hätten: allein den Beweis für diese etwas kühne Behauptung bleibt man schuldig. Nach einer ferneren halben Stunde Bergsteigens gelangt man zu dem einen Gipfel, welcher zu einer Höhe von 7000 Fuß hinan reichen soll. Man befindet sich hier in einer erhebenden Felsenwildniß: das Auge überblickt den größten Theil der Gebirge und reicht nach Süden hin bis zu dem Meerbusen von Acaba, dessen tiefblaues Wasser man herausschimmern sieht. Der Lämmergeier und der Steinadler, die eigentlichen Könige des Gebirges, geben hier wohl jedem Wanderer, welcher nicht ganz in die alte Sage versunken ist, noch neuen Stoff zur Betrachtung dieser Höhe. Zwei kleine Bethäuser, ein christliches und ein mohammedanisches, liegen auf diesem Gipfel, zum Zeichen, daß beide Glaubensgenossenschaften an der Stätte Theil haben. Nur Schade, daß mönchische Willkür allein diesen Felsengipfel als den Ort bezeichnet hat, an welchem Moses über seine Grundgesetze nachsann. Nach den übereinstimmenden Urtheilen unbefangener Männer der Wissenschaft ist der Klosterberg gar nicht der wahre Sinai, sondern, wie vorhin bemerkt wurde, der ungleich großartigere Serbal, vor welchem das breite Thal liegt, das in der Bibel unter dem Namen „Wüste Sin" bezeichnet wird. Für

den vorurtheilsfreien Besteiger Sinai's hat also dieser Gipfel nur einen Werth: er bietet einen Standpunkt dar, von welchem aus man einen köstlichen Ueberblick über einen großen Theil der so eigenthümlichen Halbinsel genießen kann.

Mit dieser Wanderung ist alles Sehenswürdige des Sinai erschöpft; denn der Aufenthalt im Kloster gewährt eben nur dem Geschichtsforscher einiges seiner Theilnahme Würdige. Es hat dem Schreiber dieser Zeilen ein Lächeln abgenöthigt, daß einer der berühmtesten und gläubigsten Bibelforscher mit Begeisterung von den Mönchen im Sinaikloster sprechen kann. Dazu gehört eben eine Stellung, wie sie jener Forscher einnahm. Ein Abgesandter des Kaisers von Rußland wird freilich in dem unter besonderem Schutz dieses Monarchen stehenden Kloster ganz anders aufgenommen, als ein gewöhnliches Menschenkind, von dem nicht viel zu erwarten — nicht einmal viel von dem Metall, nach welchem gerade die dem Leben entsagenden Mönche so überaus lüstern sind. Die frommen Bewohner des Klosters am Sinai sind vollendete Griechen geblieben, d. h. sie haben alle Geldgier und die schon vor Jahrtausenden gerügte Treulosigkeit, welche ihrem Volke eigenthümlich ist, auch hier in den Klostermauern beibehalten. Jene große Einfachheit des Lebens, welche die strenge Regel des heiligen Basilius vorschreibt, ist eben nur eine äußerliche. Wohl kasteien die Mönche am Sinai ihren Leib in der lächerlichsten Weise, zur Ehre Gottes, wie sie sagen: für andere Annehmlichkeiten des Lebens aber sind sie keineswegs abgestumpft. Sie essen täglich nur ein Mal warm, und zwar bis auf wenige Tage des Jahres, ausschließlich Mehlspeisen und Gemüse; sie sagen mit geheuchelter Knirschung vor und nach dem Brudermahle endlose Gebete her; sie zeigen sich jedem Besucher ihres Klosters als arme Bedürftige: — aber sie verstehen es auf der andern Seite auch meisterhaft, die Taschen ihrer Besucher zu leeren. Unverschämt sind ihre Forderungen; kein katholischer Pfaffe kommt ihnen hierin gleich. Für die geringste Dienstleistung verlangen sie geradezu ungeheure Summen. Sie fordern reichliche Bezahlung für den gewährten Aufenthalt im Kloster und die paar Datteln und Dattelschnäpse, welche sie reichen (denn sonst bekommt der Fremde Nichts), sie versuchen, dem Pilger Dienste aufzubürden, deren derselbe gar nicht benöthigt, und glauben dann im vollen Rechte zu sein, ihm dafür Geld abzunehmen. Jener Reisegesellschaft wurde mitgetheilt, daß man sicher von ihr für die arme Kirche eine Beisteuer erwarte; man habe sich zwar zum Grundsatze gemacht, diese Beisteuer ganz dem Willen des Pilgers anheim zu stellen, doch dürfe dieselbe nicht unter drei Speciesthaler für den Tag und die Person betragen. Auf diese Weise hatten sie sich ausgerechnet, daß vier Personen für ihren fünftägigen Aufenthalt im Kloster, inbegriffen der zwei Hände Datteln und der zwei Schnäpse, welche gereicht wurden, sechzig Speciesthaler bezahlen müßten. Aber damit war es nicht genug. Man wollte nicht erlauben, daß die Fremden allein auf den in jedem Reisehandbuch wohl beschriebenen, unfehlbaren Weg zum Gipfel emporstiegen, sondern versuchte vielmehr, ihnen zwei alte Pfaffen aufzudrängen, von denen jeder für seine Mühe mit zwei Speciesthaler bedacht werden sollte. Man behauptete, daß zur Bestellung der Kameele für die Rückreise für zwei Boten neue Schuhe oder bezüglich die Summe von einem Speciesthaler für die Person gereicht werden müsse; man verlangte Trinkgeld für den Bruder Pförtner, für den Gärtner und für den Laienbruder, welcher allmorgentlich die Zimmer auskehrte; man zersann sich förmlich den Kopf, um jener Gesellschaft Geld abzupressen.

Die erste Umschau in der armen Kirche hatte die Deutschen gelehrt, daß hier Edelsteine verunnützt waren, von denen ein einziger sie alle zu reichen Leuten gemacht haben würde; die fernere Besichtigung des Klosters hatte in ihnen die feste Ueberzeugung wachgerufen, daß die sogenannte Armuth nur eine schändlich erheuchelte

war, und die nichtswürdige Verhöhnung der im ganzen Morgenlande so heiligen Gesetze der Gastfreundschaft hatte Aller Gemüther auf das Aeußerste entrüstet. Man war im Voraus darauf gefaßt gewesen, es mit Griechen zu thun zu haben: aber die Anmaßung dieser schamlosen Pfaffen überstieg denn doch Alles, was man erwartet hatte. Es überkam die Fremden, die Christen, wieder ein Mal jene Scham vor ihren Glaubensgenossen im Morgenlande, welche so unendlich weit hinter den Mohammedanern zurückstehen; es überkam dieselben aber auch die Lust, die heiligen Bestrebungen der „Männer Gottes" zu vereiteln. Mit gleicher Münze mußte dem heuchlerischen Gezücht verabreicht werden, was ihm gebührte. Man entrichtete, freigebig genug, anstatt der zusammengerechneten 75 oder 80 Speciesthaler, deren fünfzehn für Wohnung und Nahrung und bezahlte damit, nach landesüblichem Gebrauch, etwa das Viersache von dem, was man anders wo gegeben haben würde. Dem armen Kloster aber wurden andere, weit werthvollere Gegenstände zugedacht.

Am vierten Tag nach Ankunft unserer Pilger im Kloster erschien eine Gesandtschaft der Mönche im Zimmer der Fremden und bedeutete diesen, daß es üblich sei, nur drei Tage Herberge zu geben. Es scheine den frommen Vätern, als ob die deutschen Herren Ketzer nicht gewillt seien, den hier gebräuchlichen Regeln, was die Deckung der Verpflegung anlange, sich zu fügen; es scheine, daß man von diesen schmutzigen Fremden höchstens zehn Thaler als Gegengabe für die erhaltene Gastfreundschaft und die unendliche Dienstleistung zu erwarten habe, und deshalb sei beschlossen worden, sich von der Last solcher niedrigdenkenden Leute zu befreien: der fünfte Tag bräche an, und — die Thür des Klosters stände offen.

Diese wohlgesetzte Rede der ehrwürdigen Väter verfehlte leider ihre beabsichtigte Wirkung. Die Pilger nahmen sie mit ruhigem Lächeln entgegen, und die Gesandten schickten sich zum Weggange an. Da erhob sich einer der Deutschen — der Schreiber dieser Zeilen, warum sollte er es verschweigen? — winkte die bereits zum Weggange entschlossenen Mönche zu sich heran und hub die Gegenrede an:

„Ehrwürdige Väter", sprach er, „liebenswürdige Mönche, edle Griechen, gastfreundliche Christen! Geld und gleißnerischen Mammon dieser Erde besitzen wir nicht; denn wir sind arm vor den Augen des Herrn und haben nur so viel, als zur eigenen Nothdurft und Nahrung des Leibes wir bedürfen! Eurem Pförtner, Eurem Gärtner, Eurem dienenden Bruder ist seine Gabe geworden, im klingenden Metall. Wie es unsre Armuth darzuwägen vermochte, haben wir die Genannten zu belohnen versucht; für Eure arme Kirche aber haben wir Euch Geschenke mitgebracht, welchen allen irdischen Werth weit überbieten. Unsre Augen sind geöffnet worden, auf dem Berg; wir haben gesehen, wo Andere nicht sehen; wir haben gefunden, was Anderen verborgen blieb. Ehrwürdige Väter! Seht hier in unsrer Hand drei theure Reliquien, die wir dem Besuche des Mosesberges verdanken: Einen Splitter vom Wunderstabe des Führers der Israeliten, ein Brod, welches er bei sich führte, als er die große Wanderung unternahm und ein Stückchen von der Sandale, mit welche er seine Füße gegürtet hatte. Nehmt sie als hochtheure Gaben auf und achtet sie, ihrem Werthe gemäß. Im Uebrigen sei mit Euch der Friede und die Versicherung, daß unsre Füße nimmermehr wieder diesen Ort betreten werden, daß wir den Staub von unsern Kleidern schütteln wollen, der hier auf sie gefallen. Gehabt Euch wohl!"

Nach dieser ernsten Rede übergab die Gesellschaft wirklich den Splitter eines Stabes, ein Stückchen vertrocknetes Brod, welches allerdings denen sehr ähnelte, die man in Kairo bäckt und etwas Leder, welches der deutsche Diener der Gesellschaft als den am Tage vorher verlorenen Absatz erkennen wollte.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

CAPRI

Photograph Lemmi & Pulfer Co. Lucern

Keine Feder vermag die Blicke zu beschreiben, welche von den dunkeln Augen der frommen Mönche auf uns blitzten; kein Berichterstatter ist im Stande, zu erzählen, welchen Ingrimm eine zweite Gesandtschaft offenbarte, die bestimmt zu sein schien, auf die fremden Ketzer den Fluch der Hölle herabzuschleudern. Man wollte den Reisenden den Ausgang aus dem Kloster verwehren: — er wurde erzwungen; man wollte ihnen keine Kameele leihen: — der dem egyptischen Vicekönig unterthane Befehlshaber mußte sie verschaffen, kraft des Firmahn, welcher das Siegel des Vicekönigs selber trug. Und so reisten die Deutschen, unbekümmert um Fluch und Gift, welche ihnen nachgespieen wurden, ruhig nach Kairo zurück. Auf dem siebentägigen Wege vom Sinai nach Suez begegneten sie nur einem Menschen, einem armen mohammedanischen Kaufmann. Der lud sie freundlich ein, Pfeife und Kaffee mit ihm zu theilen; der fragte nach allen Bedürfnissen, welche die rückkehrenden Reisenden haben möchten und theilte unaufgefordert seinen geringen Vorrath an Brod und Kaffee mit ihnen. Diesem Manne eine Belohnung anzubieten, wäre eine Schmach gewesen; denn der Kaufmann war Mohammedaner, welcher den Ausspruch seines Propheten zu würdigen wußte! „Der Fremdling, welcher eingeht unter dein Dach, ist ein Gesegneter des Herrn, ein Geschenk des Himmels!“

In Kairo wartete der Reisenden bereits ein Abgesandter des Klosters, welcher dem Konsul von dem schamlosen Auftreten der Deutschen berichtet und Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, damit der von den Vertretern des Christenthums auf die Ketzer geschleuderte Fluch schon jetzt auf Erden seine Wirkung thun möchte. Der Konsul aber blieb leider ungerührt: er kannte seine Schutzbefohlenen und kannte die Griechen.

Mit aller Absichtlichkeit hat der Schreiber dieser Zeilen der Wahrheit getreu von den Mönchen im Kloster berichtet; er ist sich bewußt, mit nüchternem Auge beobachtet zu haben und wollte nur Eines bezwecken: er wollte ein getreues Bild des Klosters und seiner Bewohner geben, aber „ohne Heiligenschein.“

B.

Das Felsenthor auf Capri.

L'arco naturale heißt eines der phantastisch traumhaften Felsengebilde, welche an der Westküste von Capri starr und riesenhaft aus der gewaltig donnernden Brandung des tiefblauen Meeres aufsteigen. Dieselbe Felsengruppe, welche in der Tiefe das Wunder der „blauen Grotte“ birgt, trägt auf ihrer Zinne die Ruinen des Tiberiuspalastes, jene schauerlich geisterhaften Ruinen, welche grausige Erinnerungen an die Schrecken der ausschweifendsten Despotenphantasie mit den berauschendsten Eindrücken einer unbeschreiblich schönen Natur und mit den Träumereien von einer orientalischen Märchenwelt mischen.

Danzig.

Eine Festung ersten Ranges und noch immer einer der Haupthandelsplätze an der Ostsee, namentlich für den Getreidehandel, ist Danzig zugleich eine der schönstgelegenen Städte im nordischen Flachlande und nächst Lübeck die interessanteste von allen deutschen Ostseestädten, indem sie mit ihren hohen steinernen Giebelhäusern, imposanten Kirchen und gewaltigen Thoren mehr an eine süddeutsche ehemalige Reichsstadt erinnert als an eine jener mehr nüchternen, regelmäßig gebauten Städte, wie sie in der nordischen Ebene gewöhnlich getroffen werden. Die Straßen sind meist winklig, eng und ordnungslos durch einander laufend; offene Plätze besitzt die Stadt so gut wie gar nicht, und selbst der sogenannte Langmarkt ist nur die Erweiterung einer Straße, der Langgasse, die hier bei einer Länge von 300 Schritt eine Breite von 55 Schritt gewinnt. Gerade hier und in der Langgasse prangen freilich die stattlichsten Häuser, die durchaus nichts Einförmiges, sondern jedes durch verschiedenartiges Detail ihr individuelles Gepräge haben. Störend für das Auge sind jedoch die sogenannten Beischläge, Vorbaue an dem Parterre der Häuser, mit Gewölben und plattem Dach, welches letztere zugleich einen Altan bildet, auf dem die Familiengenossen gern verweilen. Sie sind nicht blos störend für das Auge, sie verengern auch die Gassen und zwingen die Leute, mitten auf der Straße zu gehen; aber sie sind für die einzelnen Familien bequem und ein äußerst gemüthlicher Aufenthalt, und so sind sie geblieben und werden bleiben trotz aller Gegenreden. Gerade an diesen Beischlägen hängt der echte Danziger mit besonderer Liebe, und wohin ihn auch das Schicksal verschlagen mag, immer und überall wird er diese eigenthümlichen Familiensalons vermissen.

Davon abgesehen bildet die Langgasse mit dem Langmarkt eine Prachtpartie, wie sie nur wenige Städte aufweisen können. Hierzu tragen zwei öffentliche Gebäude von bemerkenswerther Schönheit, die auf der Langgasse stehen, wesentlich bei; es sind dies das Rathhaus mit einem der schlanksten und zierlichsten Thürme, die es geben kann, im Ganzen ein gewaltiger Bau, welchen Reisende mit dem alten Herzogspalast in Florenz verglichen haben, und der im 14. Jahrhundert erbaute Artushof, ein Haus von sehr gefälligem Aeußern in gothisch-italienischem Styl, in welchem sich jetzt die Börse befindet. Der Saal im Innern erinnert an den Remter im Schloß Marienburg, indem vier schlanke dunkle Granitpfeiler, in der Mitte in einer Reihe stehend, ein Spitzbogengewölbe von ausnehmender Schönheit tragen. Der stattliche Brunnen vor diesem Gebäude mit großem runden Wasserbecken, in welchem sich eine Gruppe von Erzstatuen befindet, ist gleichfalls eine im Norden selten vorkommende Erscheinung. Schön schließt das Langgassenthor, ein zierliches Gebäude in italienischem Styl, diese Reihe architektonischer Bilder ab.

DARTMOUTH

Photograph lithos in Rhinegrafstein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Unter den gottesdienstlichen Gebäuden ragt namentlich die Marienkirche hervor, ein kolossales Gebäude von dunkelrothem Backstein und finsterem Aussehen, dessen Inneres durch seine Höhe und seine weiten Räume Ehrfurcht einflößt und dessen Thurm von seiner oberen Gallerie eine herrliche Aus- und Umsicht über Stadt und Land gewährt. Wenn es auch zu viel gesagt sein mag, daß diese Kirche, wie wenigstens die Danziger von ihr rühmen, der Größe nach die fünfte auf Erden sei, so ist doch so viel gewiß, daß sie den größten zugerechnet werden muß. Das Kostbarste, was sie birgt, ist jedoch das danziger Bild, eine Darstellung des jüngsten Gerichts, für das, wie die Danziger mit Stolz erzählen, König Friedrich Wilhelm III. umsonst 40,000 Rthlr. bot, um es dem berliner Museum einzuverleiben. Dieser Geldwerth des Bildes mag den Danzigern wohl mehr in die Augen stechen als sein Kunstwerth, denn für die Künste haben sie bisher gerade keinen sehr hervorragenden Sinn an den Tag gelegt, wenn es auch übertrieben sein mag, was ein Schriftsteller über Danzig behauptet, daß nämlich, Koch- und Marzipankünstler und dergleichen ausgenommen, kein Künstler in Danzig gedeihe, und daß man in dieser Stadt im Allgemeinen einen Kälber- oder Rinderbraten mehr liebe als ein Werk der schönen Kunst. Jedenfalls aber hat nicht die Kunstliebe die Danziger in Besitz dieses Bildes gesetzt; denn es wurde im Jahre 1473 von einem danziger Kaperer, Namens Paul Beneke, zur See erbeutet und von ihm der Marienkirche übergeben. Früher schrieb man es den Gebrüdern van Eyck zu, jetzt dem Hans Memling; jedenfalls aber ist es von hohem Werth, weshalb es auch von den französischen Eroberern im Jahre 1807 mit nach Paris geschleppt wurde, von wo es 1816 wieder nach Danzig zurückkam. An ein hier befindliches köstliches Schnitzwerk aus Holz, welches einen Christus am Kreuz darstellt und gleichfalls von der Hand eines unbekannt gebliebenen Meisters herrührt, knüpft sich die auch von Chamisso poetisch behandelte Sage, daß der Meister dieses Christusbildes einen Jünger seiner Kunst an das Kreuz geschlagen und nach diesem wirklichen Vorbilde das Kunstwerk geschaffen habe. In einer andern Kirche Danzigs, der Katharinenkirche, befindet sich das Grabmal des in Danzig gebornen ausgezeichneten Astronomen Hevel.

Was die Umgegend betrifft, so hat ein wunderlicher preußischer Gelehrter des vorigen Jahrhunderts in einer besondern Schrift nachzuweisen gesucht, daß nicht in Asien und nirgendwo anders, sondern nur in der Umgegend von Danzig das adamitische Eden gelegen haben könne. Das ist nun freilich eine seltsame Phantasiegrille; aber richtig ist es, daß die Umgegend von Danzig eine sehr anmuthige ist und viele interessante Punkte bietet; möge man nun die herrliche Lindenallee nach der Vorstadt Langfuhr hinaufwandeln, oder seine Schritte in's Jöschkenthal und auf den Johannisberg oder nach der Höhe des Karlsberges oder nach dem reizend gelegenen Kloster Oliva und von da weiter nach dem Badeort Zoppot lenken. Fehlt auch der Gegend die Erhabenheit und Großartigkeit der eigentlichen Gebirgsnatur, so bieten doch die Hügel, die, wie der Karlsberg und der Johannisberg, sich bis zu 300 Fuß Höhe und darüber erheben, neben den anmuthigsten Anlagen auch die herrlichsten Aussichten, und was den Alpengegenden fehlt, das besitzt wieder Danzig in seiner Nähe, den Anblick der offenen See, über deren endlose, auf- und niederwallende Masse namentlich die Westerplatte in der Nähe des Forts Weichselmünde eine entzückende Ansicht gewährt.

Mit so interessanten und charaktervollen Städten wie Danzig geht es uns übrigens wie mit interessanten und charaktervollen Persönlichkeiten: eine Beschreibung ihrer äußeren Physiognomie genügt uns nicht; wir wollen lieber etwas von ihrer innern Entwickelung wissen. Und Danzig hat eine reiche

Geschichte. Zuerst in einer Urkunde von 1198 als Gdansk vorkommend, war sie längere Zeit wechselvollen Schicksalen unterworfen, bis sie endlich im Jahre 1310 unter die Oberherrschaft des deutschen Ordens gerieth, dem gegenüber sie jedoch immer durch ihren Reichthum, durch trotzigen Stolz und zähe Energie ihre Autorität aufrecht zu erhalten wußte, besonders seitdem sie, etwa gegen Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts, dem Bunde der Hansa beigetreten war. Allmälig gestalteten sich die Verhältnisse der Stadt zu dem Orden freundlicher, und als sie in Folge der Niederlage des Hochmeisters Ulrich von Jungingen bei Tannenberg (1410) in Gefahr kam, von den Polen erobert zu werden, hielt sie mit anerkennenswerther Treue zum Orden, der ihr jedoch diese Anhänglichkeit schlecht lohnte und sich mancherlei Bedrückungen und Willkürlichkeiten gegen sie erlaubte. Die Danziger, namentlich der würdige und hochherzige Bürgermeister Konrad Letzkau, vertheidigten ihre Rechte und Privilegien mit größtem Muth; als aber die Beeinträchtigungen und ungerechtfertigten Prätensionen des Ordens kein Ende nehmen wollten und sein Ansehen immer mehr sank, sagte sich die Stadt gänzlich von ihm los und erwählte im Jahre 1454 den König Kasimir von Polen zu ihrem Schutzherrn, der ihr die wesentlichen Rechte eines Freistaats zugestand. Die Stadt hatte ihr eigenes Gesetzbuch, die danziger „Willkür", und ein fast 16 Geviertmeilen großes Gebiet, schlug ihre eigene Münze mit des Polenkönigs Bildniß, hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf den Reichstagen und bei Königswahlen. Ein Glied des Raths, mit dem Titel Burggraf, repräsentirte die Oberhoheit des Königs von Polen. Aber lang und blutig waren die Kämpfe, die sie zur Erstreitung des neuen Zustandes mit dem Orden zu bestehen hatte, und auch mit den auf die mächtige Stadt neidischen Polen fehlte es im Laufe der Jahre nicht an Reibungen. Diese Kämpfe und gleichzeitig die durch die steigende Gewerbekultur Englands und der Niederlande, durch die Entdeckung Amerika's und die Umschiffung des Kaps bewirkten Veränderungen im allgemeinen Handelsverkehr thaten ihrem bisher so mächtig blühenden Handel empfindlichen Abbruch, doch nicht in einer Weise, um ihre Machtstellung gefährden oder ihren Stolz beugen zu können.

Wie wenig dies der Fall war, bewies die Stadt, als sie dem zum König von Polen erwählten Stephan Bathori die Anerkennung und seinem Nachfolger, dem Könige Stephan, die Huldigung versagte. Es kam nun im Jahre 1571 zu einem hartnäckigen Kampfe mit dem Könige von Polen, in welchem, wie Geschichtschreiber mit Recht hervorheben, Danzig einen Heldenmuth, eine Ausdauer und Klugheit entwickelte, die an die denkwürdigsten Thaten älterer und neuerer Zeit erinnert. Die Danziger verloren zwar während dieses höchst denkwürdigen Krieges ihre tapfersten Befehlshaber, die Obersten Hans Winkelbruch von Köln und Georg von Schweidnitz, und den heldenmüthigen Anführer der schottischen Söldner, Robert Gurlay, schlugen aber die Streitkräfte des Königs, welche die Stadt und Weichselmünde bedrängten und beschossen, wiederholt, so daß der König die von Sachsen, Brandenburg und andern Fürstenhäusern angebotene Vermittelung annahm und einen für die Stadt ehrenvollen Frieden schloß.

Ihren hartnäckigen, unbeugsamen Muth bewies die Bevölkerung Danzigs auch noch im 18. Jahrhundert, als die Stadt (1734) von den Russen und Sachsen unter dem Feldmarschall Münnich belagert wurde und dafür gezüchtigt werden sollte, daß es sich für den König Stanislaus Lescinsky erklärt und ihn in seinen Mauern aufgenommen hatte. Obschon alle Hülfe von auswärts, auf die man gerechnet hatte, ausblieb, widerstand doch Danzig dem Bombardement und dem Angriff der Russen aufs Heldenmüthigste. Nicht weniger als 4430 Bomben

waren seit dem 30. April bis zum 9. Juli, wo endlich die Kapitulation zu Stande kam, in die Stadt geschleudert, 1500 Menschen getödtet oder verwundet, fast 1800 Häuser zerstört und, außer dem Artushof, dem Rathsthurm, der Bartholomäi- und St. Jakobskirche alle öffentlichen Gebäude beschädigt worden.

Diese Belagerung schlug dem Wohlstand und der politischen Machtstellung der Stadt tiefe Wunden, und ihre politische Bedeutung sank unter dem Druck der sich gleichzeitig ausbildenden Ueber- und Alleingewalt der auf Absolutismus und Militärdespotismus gegründeten Monarchien, welche die geschworenen Feinde jeder selbständigen Bürger- und Volkskraft waren, bis zu einem kaum wahrnehmbaren Schatten herab. Und auch dieser Schatten war verschwunden, als nach der ersten Theilung Polens das danziger Territorium von dem preußischen eingeschlossen und dadurch die Lebensadern der Stadt gänzlich unterbunden und abgeschnitten wurden. Es war daher eine Wohlthat für Danzig, als es bei der zweiten Theilung Polens an Preußen fiel, allerdings nicht ohne Widerstand, denn das Volk, wahrscheinlich von den regierenden Familien aufgestachelt, griff zu den Waffen, und es entspann sich ein Kampf, der nach wenigen Tagen mit der Unterwerfung der Stadt endete. Am 4. April 1793 zogen die preußischen Truppen mit klingendem Spiel und militärischem Pomp ohne weitere Störung in die vier Stadtthore ein, und am 7. Mai huldigte Danzig seinem neuen Herrn. Einige der stolzesten Kaufherren, welche entschiedene Preußenfeinde waren und bisher am Ruder der Stadt gesessen oder Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten geübt hatten, wanderten grollend aus, unter ihnen Heinrich Floris Schopenhauer, der Vater des bekannten pessimistischen Philosophen Arthur Schopenhauer und Gatte der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, geborne Trosina. Die alten Einrichtungen wurden unter der preußischen Verwaltung, so weit sie mit dieser verträglich waren, beibehalten; für alle, bei der damaligen Weltlage kaum noch nennenswerthen Nachtheile, die aus diesem Wechsel hervorgingen, wurde die Stadt reichlich durch die Vortheile entschädigt, die ihr die Einverleibung in einen mächtigen wohlorganisirten Staat gewährte, und Danzig gelangte unter Preußens milder Herrschaft zu einer Blüthe, die zwar derjenigen zur Zeit der Hansa nicht gleichkam, die sie aber später nicht wieder in gleichem Maße erreicht hat. –

Zunächst wurde die Stadt in die Katastrophe Preußens von 1806 mit verwickelt und die Leidenszeiten, welche sie in den Jahren 1807—14 durchzumachen hatte, gehören zu den schlimmsten, die sie je zu bestehen gehabt hat. Am 21. Oktober war die erste Kunde von der Niederlage bei Jena und Auerstädt in Danzig eingetroffen und hatte die Bevölkerung in Angst und Schrecken gesetzt. Nachdem das hohenlohe'sche Corps kapitulirt und Stettin, in welchem wie in fast allen preußischen Festungen damals ein feiger Kommandant befehligte, sich dem Feinde fast ohne Widerstand, ja fast ohne einen Versuch dazu ergeben hatte, füllte sich Danzig mit Flüchtlingen an und fast in einem Zuge fuhren Tag und Nacht durch die Thore Fremde von allen Klassen und Ständen, darunter Generäle, verwundete Offiziere, zersprengte Soldaten; schon zogen viele Wagen, beladen mit den königlichen Kassen und andern Effekten durch. Um die Stadt nahm die Verpallisadirung und Ausbesserung der Werke ihren Anfang, womit nachher, mit immer zunehmender Kraft Tag und Nacht fortgefahren wurde. Seit dem 12. November fingen die Einmärsche der Truppen an, welche während der mit Gewißheit zu erwartenden Belagerung die Garnison der Stadt bilden sollten, so daß nach und nach ihre Stärke sich mit den später eintreffenden Russen allmälig auf die ansehnliche, aber für die weitläufigen und damals noch mangelhaften Befestigungen Danzigs kaum ausreichende Streitmacht von 21,000 Mann belief. Beängstigende,

auf das Schlimmste vorbereitende Proklamationen folgten mit den Demolirungen der Vorstädte.

Bald begannen Schaaren von polnischen Insurgenten die Umgegend von Danzig zu bedrohen und zu verwüsten, und obschon ein über dieselben am 27. Januar 1807 erfochtener bedeutender Vortheil und die Nachrichten von einer siegreichen Schlacht (der bei preußisch Eylau) die Gemüther wieder hoben, so wurden die dadurch angeregten Hoffnungen doch sehr bald niedergeschlagen, als man mit Bestimmtheit erfuhr, daß das aus Franzosen, Badnern, Sachsen und Polen zusammengesetzte Belagerungscorps unter Anführung des Marschalls Lefevre im Vorrücken begriffen sei, als alles zum völligen Abbruch und der Einäscherung der Vorstädte vorbereitet wurde und die unglücklichen Bewohner von hier und den nahgelegenen Ländereien in die Stadt flüchteten. Am 11. März brannten die Vorstädte, von den Belagerten angezündet, wirklich; die Vorposten der Feinde standen bereits in der letzten Hälfte der Allee; Plänkeleien mit kleinem Gewehr, untermischt mit einzelnen Kanonenschüssen, währten den ganzen Tag hindurch; aber zugleich erfolgte von der einzig noch offenen Nehrungsseite die erwünschte und fröhlich begrüßte Ankunft des von den Danzigern allgemein geliebten und verehrten neuen Gouverneurs, des Grafen von Kalckreuth. In diesem letzten Stadium des Krieges, hier in Danzig wie früher schon bei preußisch Eylau, entwickelten die preußischen Befehlshaber eine des alten preußischen Kriegsruhms würdige Energie und Standhaftigkeit, die bis dahin während des ganzen Krieges nur Blücher gezeigt hatte. Zu diesen tapfern und umsichtigen Befehlshabern gehörte der General Rouquette (bezeichnend genug vom Volke „Ruckwez" genannt) allerdings nicht; denn dieser ließ am 20. März fast ohne Widerstand und auf eine unbegreifliche Weise den Feind in die Nehrung übergehen. Zu Lande war nun alle Kommunikation über Pillau mit Königsberg, der Armee und der Regierung abgeschnitten und selbst zu Wasser die Korrespondenz und sogar der Succurs sehr erschwert.

In der unvergeßlichen Nacht vom 23.—24. April begann das feindliche Bombardement. Alles suchte zu flüchten. Viele hatten sich schon längst in anderen Orten eingemiethet; mehrere zogen in ihre schon erbauten Bombenhäuser, oder errichteten sich schnell dergleichen von künstlich über einander gestapelten eichenen Planken; andere blieben in der Stadt in bombenfesten Kellern; einige Muthigere und der größte Theil der Armen in ihren gewöhnlichen Wohnungen. Diese Beschießung der Stadt, reichlich wiedervergolten von den äußern und selbst innern Wällen am Jakobs- und Legethor, war eine sehr heftige und der angerichtete Schaden allenthalben, besonders auf der Altstadt, ein sehr großer. Die Garnison hielt sich, selbst nach dem Zeugnisse der Feinde, ungemein tapfer, machte während dieser Zeit mehrere Ausfälle mit Erfolg und schlug mehrere nächtliche Angriffe unter beiderseits starkem Menschenverlust zurück.

Aber es war kaum noch für drei Tage Pulvervorrath vorhanden, der Hagelsberg kaum noch haltbar, die Besatzung bis auf 7000 Mann geschmolzen und dem Sturm drohenden Feinde, der mit dem sich schon in der Nähe befindenden Corps von Mortier über 50,000 Mann stark war, nicht mehr gewachsen. Auf Entsatz war nicht zu rechnen. Eine englische Corvette von 24 Kanonen, welche sich auf der Weichsel mit Gewalt die Durchfahrt nach Danzig mitten unter dem Kugelregen von beiden Ufern des Stromes eröffnen wollte, war auf den Grund gerathen und dem Feinde in die Hände gefallen. „Das ist Danzigs Grabstein!" rief Kalckreuth, auf das schon von den Franzosen besetzte Schiff zeigend, in tiefer Bewegung aus. Am 21. März war schon ein Parlamentär in der Stadt gewesen. Der französische Befehlshaber hatte schwere Bedingungen gemacht, die abgeschlagen

waren; nun hatte der Feind mit einem sturmähnlichen Anprall die letzte Kraft der Besatzung prüfen wollen und sie bewährt befunden: da ward er geneigt zu billigeren Bedingungen und darauf war wieder ein Parlamentär, der Sohn des Marschalls Lefevre, am Thore. Man einigte sich über einen Waffenstillstand und am Sonnabend darauf, am 23., wurde die Kapitulation geschlossen, durch die sich die Besatzung einen ehrenvollen Abzug erkämpft hatte. So endigte das Kriegsleiden der Stadt nach einer elfwöchentlichen tapfern und hartnäckigen Vertheidigung; die Zahl der mehr oder weniger zerstörten Häuser wurde auf 600 angegeben. Die beiderseitigen Truppen sollen an Gefallenen, Verwundeten und durch Krankheiten Hingerafften während dieser Zeit nicht weniger als 30,000 Mann verloren haben.

Die preußischen Truppen hatten bei der Vertheidigung Danzigs allerdings bewiesen, was sie trotz der dem preußischen Heerwesen damals anhaftenden Mängel unter guter Aufführung leisten könnten; aber daß es schon zu jener Zeit unbefangene Beobachter gab, welche in die Unhaltbarkeit der hinter der Zeit zurückgebliebenen Zustände des preußischen Heerwesens Einsicht hatten, beweist unter Anderem folgende Betrachtung eines Zeitgenossen: „Das ist das Unglück der preußischen Armee, daß man auf Kleinigkeiten mit Strenge sah und das Wesentliche vernachläßigte. Mochte ein Bursche übrigens noch so ein braver Kerl sein, noch so viel Soldatengenie und Muth und Unternehmungsgeist haben; putzte er nicht nach der Regel, saß der Zopf nicht, wie es vorgeschrieben war, übersah sein Geist, zum Vaterlandshelden geschaffen, eine Kleinigkeit an den Montirungsstücken, so regnete es Prügel erst vom Korporal, nachher vom gnädigen Lieutenant, und der „Mensch", der da, wo es gilt, vielleicht Wunder gethan, sich in der französischen Armee vielleicht bis zum Marschall emporgeschwungen und den gnädigen Herrn Lieutenant tief unter sich erblickt hätte, der wurde um elende Kleinigkeiten durchgeblänt, und seine Liebe zum Dienst und sein Patriotismus wurde — erschlagen. Ich will meinen uralten, edeln Namen nicht weiter führen, wenn es nicht wahr ist, daß die preußische Armee ewig geschlagen werden muß, so lange zum Offizier nichts weiter gehört, als mit einem elenden von geboren zu sein; so lange der Rohrstock und nicht das Genie die Kompagnie regiert, so lange nicht jeder Bursche in der Kompagnie sich fühlt und es weiß, daß sein Genie, sein Talent, seine Kenntnisse, sein gutes und musterhaftes Betragen ihm Ansprüche auf die höchsten militärischen Würden geben". Und an einer andern Stelle bemerkt er: „Man schläft auf den Lorbeeren des siebenjährigen Krieges einen tiefen Schlaf; man modificirte nichts nach dem Geist der Zeit; man ließ es zu, daß die Aufklärung allenthalben ihre Fackel hintrug, und tappte immer in der Dämmerung. Das Militär, ungesittet und roh und aufgeblasen, wie es aus den Kadettenhäusern kommt, stellte sich allenthalben obenan hin; je höher es sich hinstellte, je sichtbarer wurden seine Erbärmlichkeiten. Der Bürgerstand ging ihm an Kenntniß, feiner Bildung und Humanität weit, weit voraus, und doch ließ der Staat dieses Bessere von jenem Schlechteren unter die Füße treten". Das Benehmen des preußischen Militärs mit dem französischen vergleichend, sagt unser Skizzist von 1808 dann noch: „Man muß gestehen, das französische Militär, das sonst wohl Ursache hätte, sich etwas breit zu machen, geht weit bescheidener seinen Weg; aber es hüllt sich dafür in sein Verdienst!"

Mit den Leiden der Belagerung waren aber begreiflicherweise die Leiden der Bevölkerung nicht zu Ende. Es folgten die Einquartierungen für 20,000 Mann französischer Truppen und für eine Menge Marschälle und Generäle, die nun auf kürzere oder längere Zeit ihren Aufenthalt in Danzig nahmen, und die berüchtigten Acquisitionen an Getreide, Wein, Tüchern, Leinwand, Leder u. s. w. Auch wurde der Stadt eine Kontribution von nicht weniger als 20 Millionen

Francs auferlegt. Napoleon erſchien am 1. Juni ſelbſt in Danzig. Viele hofften von ſeiner Anweſenheit irgend welche Erleichterung; ſie hofften, es werde der kaufmänniſchen Deputation gelingen, Napoleons eiſernes Herz zu erweichen und ihn zu bewegen, daß von den exorbitanten Geldforderungen ein mehr oder weniger beträchtlicher Theil nachgelaſſen würde. Aber Napoleon benahm ſich gegen die Deputation der Kaufmannſchaft brüsk, wie er dies bei allen Gelegenheiten, wo es ſich um Geld handelte, zu thun pflegte, ſprach ſich über Preußens Politik in den niedrigſten Ausdrücken aus, ja machte es ſogar den danziger Kaufleuten in rückſichtsloſeſter Weiſe zum Vorwurf, daß ſie die preußiſche Beſatzung durch Geld und dergleichen unterſtützt hätten.

Der tilſiter Frieden war geſchloſſen und enthielt mit Bezug auf Danzig folgenden Artikel: „Die Stadt Danzig mit einem Gebiete von zwei Lieues im Umkreiſe wird in ihrer vorigen Unabhängigkeit unter dem Schutze Sr. Majeſtät des Königs von Preußen und Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen hergeſtellt und nach den Geſetzen regiert werden, nach denen ſie regiert wurde, als ſie aufhörte, ihr eigener Herr zu ſein.“ Leider konnte die Stadt ihrer ſcheinbaren Unabhängigkeit nicht froh werden, da ſie franzöſiſcher Waffenplatz und unter der militäriſchen Verwaltung eines franzöſiſchen Gouverneurs, des Generals Rapp blieb, eines Mannes, der unter den franzöſiſchen Generälen nicht der ſchlechteſte war, ſogar manche gute Eigenſchaften hatte, aber im Ganzen doch aus demſelben Holze geſchnitzt war, wie alle napoleoniſchen Marſchälle; er war, wie die meiſten von ihnen, von mangelhafter Geiſtesbildung, durch das rohe Soldatenleben verderbt, hochfahrend, genuß- und bereicherungsſüchtig. Eine gewiſſe äußere Artigkeit und Galanterie war freilich auch ihm, wie allen Franzoſen, eigen. Dieſe Artigkeit erſtreckte ſich aber begreiflicherweiſe nicht auf Fälle, wo Geld und Dienſte gefordert wurden. Von Selbſtregierung konnte unter dieſen Umſtänden nicht die Rede ſein. „Danzig regieren“, ſagt ein Zeitgenoſſe, „hieß in dieſer Unglückszeit nichts Anderes als Geld ſchaffen.“ Die Stadt litt ſehr durch die fortwährenden Kontributionen, durch freiwillige wie gezwungene Anleihen, die ſich faſt jeden Monat wiederholten, durch die Verpflegungskoſten für die ſtarke franzöſiſche Garniſon, durch die Ausgaben für die Anlegung neuer Forts und die Verſtärkung der alten und durch die Folgen des Kontinentalſyſtems, der Danzigs Hauptnährungszweig, den Handel mit England, zu Grunde richtete. Alles dieſes vermehrte die Schuldenlaſt der Stadt zu einer ſchwindelnden Höhe. Dabei war jede freie Meinungsäußerung unterdrückt oder wurde aufs ſtrengſte geahnt; Kirchen und andere öffentliche Gebäude wurden für die Bedürfniſſe der Armee in Beſchlag genommen und die zwangsweiſe Veranſtaltung von officiellen Feſtlichkeiten zu Ehren franzöſiſcher Siege oder des franzöſiſchen Kaiſerhofes mußten Danzig's Patrioten mit tiefſtem Schmerz erfüllen.

In das Jahr 1812 fällt namentlich die Verſtärkung und Erweiterung der Feſtungswerke, wodurch Danzig zu einer der erſten Feſtungen umgewandelt wurde; denn als Schlüſſel der Weichſel und ſelbſt Polens ſollte Danzig in dem bevorſtehenden Kriege mit Rußland zu einem Hauptmilitärdepot und Hauptſtützpunkt dienen. Mindeſtens der ſechste Theil des franzöſiſchen Heeres, welches nach Rußland zog, kam durch Danzig. „Ihr Einmarſch,“ bemerkt Blech, „glich, wie im Preußiſchen ſo auch hier, einem feindlichen Einfall. Dabei Antipathie Aller gegen Alle, beſonders erklärter Haß der Deutſchen, Spanier, Italiener gegen die Franzoſen und ihren Kaiſer, aber doch wunderbar zuſammengehalten durch Eine Kraft, durch den Gegendruck des Ganzen gegen Einen rebelliſchen Theil.“ Am 7. Juli traf auch Napoleon ein und ertheilte verſchiedenen Deputationen Audienz. Ein Senator wagte ihm vorzuſtellen: „Sire, nous succombons sous

le fardeau de nos charges", worauf der Kaiser mit der höhnenden Frage erwiderte: „Wie viel Fuß Tiefe hat noch Ihr Fahrwasser?"

Doch der Hochmuth ist seinem Falle immer am nächsten, wenn er den höchsten Gipfel erreicht hat. Die französischen Marschälle, die so übermüthig in Danzig aufgetreten waren, kamen im Winter in ganz anderer Gestalt zurück. Die Bevölkerung von Danzig aber sah einer neuen Schreckenszeit entgegen. Am 31. December zeigte ein Tagesbefehl an, daß Danzig sich in Belagerungszustand befinde; Rapp war entschlossen, die Stadt, deren Widerstandsfähigkeit in Folge neu hinzugefügter Festungswerke jetzt eine bedeutend stärkere war als früher, bis aufs äußerste für seinen Kaiser zu vertheidigen; die Besatzung wurde durch Truppen, die man aus Magdeburg und Spandau herbeizog, bis auf 30,000 Mann verstärkt, während die Bevölkerung sich lichtete, indem Jeder, der es möglich machen konnte, aus der Stadt flüchtete. Schon Ende Januars 1813 begann die Einschließung und Beschießung der Stadt durch ein russisches Corps, das später durch 8000 Mann preußischer Landwehr unter dem General Dohna verstärkt wurde. Eine Reihe blutiger Ausfälle und Angriffe fand Statt, die an Zahl und Energie zunahmen, als nach dem Waffenstillstande vom 24. August der Herzog Alexander von Würtemberg den Oberbefehl über die Belagerungsarmee übernahm und, seit Anfang Septembers, ein englisches Geschwader sich von der Seeseite genähert hatte und gemeinschaftlich mit den Landbatterien die Stadt und Festung beschoß. Nachdem frühere Kapitulationsbedingungen als für die Franzosen zu günstig die Genehmigung des Kaisers Alexander nicht erhalten hatten, sah sich Rapp genöthigt, die Festung unter der Bedingung zu übergeben, daß am 1. Januar 1814 alle Polen und Deutsche in ihre Heimath entlassen würden, am 2. aber alle Franzosen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere Rußlands abgeführt zu werden. Diese Belagerung dauerte gerade so viele Monate als die frühere Wochen, und die Leiden und Verheerungen, die durch sie über die Stadt verhängt wurden, übertrafen noch die vom Jahre 1807 bei weitem. 309 Häuser und Speicher brannten während dieser entsetzlichen Zeit nieder, 1115 Gebäude wurden beschädigt, Krankheiten und Seuchen herrschten und Theuerung und Hungersnoth hatten einen furchtbaren Grad erreicht: Pferdefleisch war schon eine leckere Kost; man mußte sich mit weit Ekelhafterem begnügen; an Brod war kaum noch zu denken, und Hand- und Kaffeemühlen wurden benutzt, um das wenige vorhandene Getreide zu mahlen. Viele Menschen waren den Hungertod gestorben.

Mit dem 3. Februar 1814, dem Tage, an welchem Danzig unter Preußens Oberherrschaft zurückkehrte und die alte Verfassung wieder hergestellt wurde, kam für die Stadt wieder eine bessere Zeit; sie hat sich seitdem, besonders in Betreff innerer Verbesserungen, bedeutend gehoben, obschon der Handel, hauptsächlich in Folge des russischen Absperrungssystems, nicht die volle Blüthe wieder erlangen konnte, in welcher er während der frühern Periode der preußischen Herrschaft bis zum Jahre 1807 stand.

Schloß Babelsberg.

In der Nähe von Potsdam, am linken Ufer der Havel, auf dem Babels- oder Babertsberg prangt das neue preußische Königsschloß, ein von den Spuren der Stadt entlegener und, wie unser Bild ahnen läßt, von Waldesdunkel umschatteter und melancholischer Romantik undufteter Fürstensitz.

Im Jahre 1826 gab der damalige Prinz von Preußen dem verstorbenen Schinkel den Auftrag zum Entwurf einer „kleinen Sommerresidenz" bei Potsdam. Schinkel führte den Befehl aus, doch war aus dem kleinen Sommersitz unter seinen Händen ein stattliches Schloß entstanden. Als ein großer Theil davon bereits ausgeführt war, starb Schinkel und die Vollendung wurde dem Hofbauraath Persius übertragen, mit der Bestimmung, den ursprünglichen Plan noch zu erweitern. Der vollendete Theil der ursprünglichen Anlage wurde bereits mehrere Jahre bewohnt, als (1844) der Erweiterungsbau unter Persius' Leitung begonnen wurde. Aber auch diesem war es nicht vergönnt, die Vollendung seines Werkes zu erlebeu: er starb, als es erst zur Hälfte gethan war. Nun wurde Professer Strack mit einer Revision und vollständigen Umarbeitnug des ganzen Bauentwurfs beauftragt, um die dreifach verschiedene Anlage des Schlosses — denn man hatte abermals eine Erweiterung beschlossen — in einen harmonischen Zusammenhang zu bringen. Außer diesem hatte Strack auch die Dekoration der innern Räume und die ganze wohnliche Einrichtung zu bestimmen, mit deren Ausführung der Hofbaumeister Gottgetreu betraut wurde. Beide entledigten sich ihrer Aufgabe mit großem Geschick. Nachdem der achteckige Thurm, das Verbindungsglied des älteren Baues mit dem neueren, vollendet war, schritt das Schloß seiner Vollendung rasch entgegen. An jenen achteckigen Thurm, dem architektonischen Mittelpunkt des Ganzen, lehnt sich der prachtvolle Saalbau an, welcher an Kunstwerken reich ist. Die Wandtäfelung ist mit herrlichen Schnitzwerken geziert, der mächtige Marmorkamin, mit den 12 Kurfürsten-Statuen aus dem Haus Hohenzollern, gilt als ein Meisterwerk Dankbergs, von origineller Komposition ist die Gallerie, welche um das obere Stockwerk herumläuft und von seltenem Werth sind die Möbel, welche diesen Saal zieren. Im Allgemeinen gewährt die im reinsten Styl der englischen Schlösser des 16. Jahrhunderts, im sogenannten normannischen Tudorstyl, durchgeführte architektonische Ornamentik des Innern ein Bild der vollendetsten Harmonie und in der Lösung dieser Aufgabe, die Bedürfnisse des modernen Geschmacks mit der Reinheit der gothischen Form zu versöhnen, haben die Erbauer eine hohe Meisterschaft bekundet.

Die Geschichte dieses Fürstenschlosses ist demnach nur noch eine Geschichte seines Baues. Die Geschichte seiner Schicksale deckt noch der Schleier der Zukunft; aber voll Hoffnung richtet ein großes der Freiheit würdiges Volk seinen Blick auf diese Mauern, voll Hoffnung, daß ihre Bewohner der finstere Geist fliehen möge, welchem diese mittelalterlichen Zinnen ihre Form entlehnt haben. Die Hoffnung ist zum Vertrauen geworden, seit mit Englands Königstochter eine Anwartschaft auf erleuchtete Regierungsgrundsätze, wie sie die erste Nation der Erde beherrscht, in Babelsberg eingezogen ist und sich Preußens Thron zugesellt hat.

BABENSBERG

Lithograph. Anstalt in Schweinfurt

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

STRASSE in NEAPEL

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Ein Tag in einer Straße von Neapel.

Von einem Balkon der Toledostraße, dieses Lebensnervs Neapels, der Pulsader einer herrlichen Stadt von $^3/_4$ Millionen Bewohnern, und dazu der schönsten Straße aller Städte Süditaliens, schauen wir hinab auf ein buntes Durcheinander stets wechselnder Erscheinungen; der Glanz ihrer Läden, das endlose Geräusch der sie durchfahrenden Karossen, das nie rastende Geschrei der Ausrufer wirkt verwirrend auf die Sinne. Wir fragen nach dem Anfang und Ausgang dieses aufregenden Schauspiels. Ein Blick auf einen Tag dieses Straßenlebens mag uns seinen Knäul entwirren. Wenn im Sommer die ersten Strahlen der Sonne den Vesuv mit seiner bläulichen Rauchwolke vergolden und über der Stadt noch die Schleier der Morgendämmerung liegen, beginnen die ersten Wanderer in Begleitung schmuckloser Karren die Straße zu betreten. Es sind das Contadini (Bauern), die der unästhetischen Beschäftigung obliegen, die nächtlicher Weile aus den Häusern geworfenen „immondizie", Unrath aller Art, der aus Mangel gewisser sehr nothwendiger Orte hier zu Lande der offenen Straße übergeben wird, auf ihre Karren zu laden und zur Stadt hinauszufahren. Diese Contadini, die sich in solcher Weise um die Straßenreinigung verdient machen, sind Miethlinge verschiedener Privatgesellschaften, die aus dieser Aufsammlung des Auswurfs nicht geringe Vortheile ziehen. Kaum daß die Straße ihre erste Toilette mit dem Verblassen des Morgensternes vollendet hat, so tauchen schon verschiedene andere Gestalten des erwachenden Neapels in ihr auf. Die oft vier Stock hohen Paläste mit ihren flachen Dächern, auf denen meist Blumen und kleine Gärten mit Orangen-, Lorbeer- und Oleanderbäumen stehen, treten mehr und mehr aus den letzten Nebelvorhängen der Nachtschatten hervor. Auf die Balkone wagt sich indeß noch Niemand, denn der Seewind weht um halb fünf Uhr früh meist so kühl durch die nach dem Meere zu ausgehenden Straßen, daß die verzärtelten Bewohner der Paläste der stolzen Toledo es vorziehen, noch unter ihren seidenen Steppdecken, bei verschlossenen Jalousien, von den Freuden des vergangenen Abends zu träumen. Aber unten auf der Straße schlagen schon fliegende Kaffeewirthe ihr leicht bewegliches Lager auf. Auf kleinen Kohlenpfannen, die sie auf das Lavatrottoir stellen, wärmen sie in mächtigen Blechkannen das Lieblingsgetränk aller Südländer und wischen dabei honoris causa an einigen alten Tassen mit ihren langen Schürzen von äußerst zweideutiger Farbe herum, um durch diese Bewegung den vorüberwallenden Bettlern und Lazzaroni, die jetzt ihre Schlafstellen unter den Kirchenportalen verlassen, ihre dienstwillige Bereitschaft zu erkennen zu geben, die Magen dieser Signori mit duftendem Mokkasaft zu erwärmen. Gegen die bescheidene

Ausgabe von nur einem Grano (etwa $2^1/_2$ Pfennige) kann jeder dieser Gentlemen nach seinem Schlummer auf hartem Marmorpfühl sich das Vergnügen gewähren, eine tazza di caffe, fresca, fresca, wie sie der fliegende Caffétier anpreist, zu schlürfen. Welch groteske Figuren sammeln sich da an der Ecke des durch seine demonstrationssüchtigen Besucher so berüchtigt gewordenen Caffé d'Italia (das General Lamarmore, der Bombardeur von Genua, während des jetzigen Belagerungszustandes hat schließen lassen). — Vor der noch verschlossenen Eingangsthür dieses mit jedem Luxus ausgestatteten Caffé's hat ein Kaffeeschenk der Plebaglia Posto gefaßt und um seine Kohlenpfanne ein beträchtliches Publikum von zerrissenen und zerlumpten Herren und Damen gesammelt, die ungeduldig darauf warten, daß eine der die Runde machenden drei Tassen mit dem köstlichen Frühtrank ihre danach lechzenden Lippen netze. Doch die charakteristischen Physiognomien dieser ersten Gäste, auf denen das dolce far niente so drastisch eingeprägt ist wie immer auf der Alabasterstirn einer trännerischen Lady der old city, verschwinden allmählig und ein anderes Publikum drängt sich um den ambulanten Kaffeeschenk, nämlich Früchte- und Gemüsehändler, die jetzt in die Stadt kommen, um zeitig einen guten Standpunkt zu gewinnen, und Wasserträger, die die Häuser um diese Stunde mit Trinkwasser zu versehen beginnen. Diese Klasse der Bevölkerung will schon höher hinaus. Sie begnügt sich nicht mit der einfachen Tasse Kaffee, sondern schlürft auch ein bicchier di rum (ein Gläschen Rum) dazu und mancher kauft sich auch für einen andern Grano ein Stück pane dolce (süßes Brod), das unserem Pfefferkuchen in Geschmack und Farbe nicht unähnlich ist. Darüber wird es sechs Uhr und nun beginnt von allen Seiten ein regeres Leben zu erwachen. Die Jalousien öffnen sich und die Balkonthüren knarren in ihren Angeln und wer die Neapolitaner und Neapolitanerinnen der besseren Gesellschaft in ihrer Morgentoilette betrachten will, braucht um diese Stunde nur einen Spaziergang durch die Toledostraße zu machen. Alle Läden, die eßbare oder trinkbare Artikel feil haben, gehen jetzt auf und füllen sich sehr bald, denn der Neapolitaner hat immer guten Appetit, vom Morgen bis zum Abend, und geht ihm dieser ab, so weiß er sich rasch mit einem Fläschchen Ricinusöl (oglio di ricino) zu helfen und damit das politische Gleichgewicht seiner Magennerven wieder herzustellen. Esel und Maulthiere mit Früchten und jeder Art vettavaglie (Lebensmitteln) bepackt erscheinen immer häufiger und stimmen mit ihrem häßlichen Geschrei ein so greuliches Konzert an, daß es nur noch durch das singende Geschrei oder besser gesagt Kreischen ihrer Führer übertroffen werden kann. Auch die Ausrufer beknnden jetzt, was ihnen der Himmel in seinem Zorn und zur Marter ihrer Mitmenschen für kreischende, schnarrende, nervenerschütternde Sprachorgane verliehen hat. Allerorts lassen sie ihre schrillenden Rufe vernehmen, die so sehr geeignet sind, zarter gebaute Ohren in Verzweiflung zu setzen. Daß die Herren Stiefelputzer jetzt alle irgend strategisch geeigneten Punkte der Straße besetzen, um ihr Augenmerk auf alle ungeputzten Schuhe und Stiefel zu richten und mit Ungestüm darüber herzufallen, um ja recht viele Fußbekleidungen noch in Glanz zu versetzen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. In demselben Maße, als die Sonne heißer zu scheinen beginnt, nimmt das Leben und die Rührigkeit auf der Straße zu. Um sieben Uhr früh ist das Geräusch der Karossen schon fast unerträglich und die Passanten haben bereits auf den Trottoirs nicht mehr Platz, sondern sehen sich genöthigt, sich durch Esel, Maulthiere, Rinder, Kühe, Pferde und Wagen auf dem Fahrwege hindurchzudrängen. Ja, auch Ziegenheerden erscheinen jetzt, um der stolzen Toledostraße zu all ihren übrigen Ingredienzien auch etwas Idyllisches zu verleihen. Hin und wieder hält eine solche Heerde vor einem Kaffeehause an, einer der Cammerieri tritt beim Klang der

Heerdenglöcklein heraus und macht eine Milchbestellung bei dem in Felle und Lumpen gehüllten Hirten, der dieselbe sofort effektuirt, indem er die eine oder andere seiner Ziegen auf offener Straße melkt. Die Herren von der Polizei, guardie di pubblica sicurezza genannt, mit einer Art kurzen römischen Schwerts und dem Revolver bewaffnet, haben so viel zu thun, um in dem Chaos der Wagen und Karren ein Schin-einanderverfahren zu hindern, daß sie sich nicht darum kümmern können, auf die Taschendiebe zu achten, die, höchst gentlemanlike gekleidet, jetzt in dem Gedränge ihre reiche Ernte zu halten beginnen. Um acht Uhr fangen die Cammerieri an aus den noblen Kaffeehäusern Kaffee und Chokolade auf Bestellung in die Häuser zu tragen, denn der Italiener findet es hier, wo die Frau Gemahlin sich nicht gern mit dergleichen befaßt, praktischer, das Frühstück für sich und Familie, falls er nicht etwa selbst viele Dienerschaft hat, außer Hause bereiten zu lassen. Er überläßt es jedoch Madame, ihren Kaffee oder ihre Chokolade allein einzunehmen und zieht es für sich vor, in's Kaffeehaus zu gehen. Das Caffé ist in ganz Süditalien der eigentliche Foyer jeder geselligen Unterhaltung und daher der Zerstörer jedes häuslich-geselligen und Familien-Lebens. Da es dem Neapolitaner keineswegs darauf ankommt, den Tag über ein Halbdutzendmal Kaffee zu sich zu nehmen, so macht er jeden Besuch, jedes Geschäft, jede Zusammenkunft im Kaffeehause ab. Das ist der Ort, wo er immer Bekannte, Freunde und Unterhaltung vorfindet und wo er deshalb, ohne seine Börse wesentlich erleichtern zu müssen, einen großen Theil des Tages und fast jeden Abend zubringt. Die Kaffeehäuser stehen daher, mit Ausnahme der Stunden der Siesta von zwölf bis drei Uhr Nachmittags, nie leer. In ihnen treibt sich Alles, der Herr wie der Diener, pêle-mêle durcheinander, doch gibt es auch Kaffeehäuser, die gewissen Klassen von Besuchern fast ausschließlich angehören, so das Caffé Angelis den Kaufleuten, das Caffé d'Europe den Offizieren und Schiffskapitänen, das Caffé d'Italia den Mitgliedern der Actionspartei und Freunden des bekannten freisinnigen Journals Popolo d'Italia, das Caffé Greco den vielen in Neapel ansässigen Neugriechen ꝛc. Um neun Uhr früh wird der Verkehr noch stärker, denn nun mischen sich unter die Menge alte und junge Damen, die in die Messe eilen. Die meisten tragen die Schleier zurückgeschlagen, denn sie sind hübsch und wollen bewundert werden, und da es sonst wenig Gelegenheit zu geselligem Verkehr gibt, so bieten die Kirchen fast die einzigen zur Anknüpfung von Bekanntschaften und Rendezvous geeigneten Orte. Kein Wunder, daß sie von der heißblüthigen Jugend viel besucht werden. Im Duft des Weihrauchs erscheint ja jede hübsche Mädchenphysiognomie als ein Engels- und Madonnenantlitz. Die fliegenden Buchhändler haben unterdeß schon lange einen Theil des Bürgersteigs in Beschlag genommen, um dort auf an die Häuser gelehnten schmucklosen Brettertischen die Erzeugnisse der neuesten Literatur und die gesuchtesten Journale auszulegen. Voran eine Biographie Garibaldi's mit seinem Bildniß, das jedem Neapolitaner, der sich aus der Bourbonenwirthschaft nur ein Fünkchen Menschenwürde gerettet hat, das Herz allezeit höher schlagen und ihm den Refrain des beliebten Volksliedes:

Viva, viva Garibaldi,
Ché ciò dato la libertà!

unwillkürlich auf die Lippen treten läßt.

Neben Garibaldi steht die von einem Moderato geschriebene Geschichte des großen Grafen Cavour, der zu früh für Italien starb, um noch den Bürgerkrieg von seinem Vaterlande abzuwenden. Victor Emanuel dagegen wird seltener gesehen; er ist ein weniger gesuchter Artikel; natürlich! verstand er es doch bei seinem Aufenthalt

in Neapel nicht, die Herzen dieſes ſo leicht für Liebe wie für Haß entzündlichen Volkes zu erobern. Statt ſich dem Volke leutſelig zu zeigen, ritt und fuhr er nie ohne Escorte, genau wie es früher die Bourbonen eben auch thaten, und kümmerte ſich mehr um Jagd und andere Divertiſſements als um die mannigfachen Leiden eines Volkes, das ihn nur zu ſeinem Könige ausgerufen hatte, damit er in Rom auf dem Kapitol throne und die Trikolore über das geſammte einige Italien wehen laſſe. Neben dieſen Büchern fehlen aber nicht, in kraſſem Kontraſt, Schmutzſchriften mit obſcönen Bildern offen aufgeſchlagen, die keine Polizei anderswo unangefochten laſſen würde. Nicht weit vom fliegenden Buchhändler ſitzt oder liegt vielmehr auf dem Straßenpflaſter ein altes, häßliches Weib. Sie hat ihren Fuß, an dem eine eiternde Wunde ſichtbar iſt, entblößt und dazu ſchreit ſie ſo ſchrillen, markerſchütternden Tons: „Misericordia!“ wie eine der zu ewiger Qual verdammten armen Seelen in Dante's Hölle. Es iſt ein überaus häßlicher Anblick, der mehr Abſcheu und Ekel als Mitleid erweckt und der ſich leider in den Straßen Neapels nur zu oft wiederholt. Die Sonne ſteigt höher und höher und ihre Strahlen werden immer verſengender. In dem Menſchengewühl der völkerwimmelnden Toledoſtraße herrſcht eine mit Staub und Dunſt jeder Art erfüllte erſtickende Atmoſphäre. Aber noch, es iſt halb elf Uhr, ſchreit und rennt Alles durcheinander, als ob die ewige Seligkeit davon abhinge, nur recht viel Lärm und Getümmel zu machen. Da ertönt Muſik. Ein Bataillon Nationalgarde marſchirt durch die Straße, in ihren geſchmackvollen braunen Waffenröcken und der hübſchen, recht militäriſchen und doch ungezwungenen Haltung. Während ſie vor dem Caffé d'Italia vorüberſchreiten, rufen die dort verſammelten Patrioten aus vollſter Kehle: „L'inno, suonate l'inno!“ (die Hymne, ſpielt die Hymne!) und dies gefällige Muſikkorps der Nationalgarde läßt ſich nicht lange bitten und ſpielt ſofort die beliebte inno garibaldino (Garibaldihymne); da öffnen ſich alle Fenſter, Alles eilt auf die Balkone und klatſcht in die Hände und von allen Seiten tönt der volle wohlklingende Ruf: „Viva Garibaldi, viva l'Italia, viva la Guardia nazionale!“ Bald darauf ſchlägt es zwölf Uhr Mittags und faſt wie mit einem Zauberſchlag entleert ſich die eben noch ſo überfüllte Straße. Alles zieht ſich in die ſchattigen kühlen Steinhäuſer zurück und überläßt es den jetzt ſenkrecht niederfallenden glühenden Sonnenſtrahlen, die Straße allein unſicher zu machen. Wer um ein Uhr noch darin herumſpaziert, iſt gewiß kein Neapolitaner, ſondern ein Fremder. Von ein bis drei Uhr iſt die Phyſiognomie der Straße daher ziemlich einförmig und ſtill. In den Läden ſchlafen die Verkäufer und unter den Marquiſen ſtattlicher Ladenfenſter oder unter Mauervorſprüngen und Portalen, die Schatten gewähren, liegt der Lazzarone behaglich auf dem Straßenpflaſter ausgeſtreckt und hält gleichfalls ſeine Sieſta. Auch der fliegende Buchhändler und der Aquajicolo überlaſſen ſich in der ſicheren Ueberzeugung, daß es jetzt ſelbſt den Dieben zum Stehlen zu heiß iſt, auf ihren kleinen Rohrſtühlen unter einem mächtigen alten Regenſchirm ſitzend, ſüßem Schlummer. Die ſo am hellen lichten Tage träumende Palaſtſtraße macht auf den Fremden, namentlich wenn er ihr geräuſchvolles Treiben in den Frühſtunden geſehen hat, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Während Alles ſchweigt, ſcheinen die Steine zu reden und von dem furchtbaren 15. Mai 1848 zu erzählen, wo Ferdinand II., grauenhaften Angedenkens, hier die von ihm ſelbſt provocirte Revolution niederwarf, um einen Vorwand zum Verfaſſungsbruch zu gewinnen. Damals floß das von ſeinen Schweizern, Garden und Lazzaroni vergoſſene Bürgerblut ſtromweis auf dem Lavapflaſter. Aus allen Häuſern und Paläſten, ja ſelbſt aus den Kirchen erſcholl Kampf- und Wehegeſchrei. Was nicht unter den Bajonetten der feilen Schweizerſöldner fiel, wer der Mißhandlung und

Entehrung durch die königlichen Garden entging, der fand sein trauriges Ende unter dem Dolchmesser der den Truppen, wie die Hyäne dem Panther nachschleichenden Plebaglia, die vom König zur Belohnung ihrer Treue Mord- und Plünderfreiheit erhalten hatte. Jetzt lächelt die Sonne über andere, neue Bewohner der Toledo, die garstigen, großen Blutflecken sind längst abgewaschen, nur die Erinnerung ist geblieben und das blutige Blatt in der Geschichte von Neapel, auf der auch diese königliche Frevelthat neben vielen anderen verzeichnet steht. Aber jetzt schlägt es drei und die Leute fangen wieder an, sich zu ermuntern. Die Trattorie (Speisehäuser) füllen sich und die Popolani (Kleinbürger) in diesem oder jenem Vico (kleine, enge Nebenstraßen der Toledo) setzen sich wohl auf der Straße zu Tisch und laden den vorübergehenden Freunden, natürlich nur aus Höflichkeit, ein, an ihrem aus Maccaroni, Salat und irgend einer Fleischspeise bestehenden Mahl Theil zu nehmen. Auf der Mitte des Tisches glänzt die große volle Caraffa mit dunkelrothem Wein. Solch ein Mahl auf der Straße sieht sich recht lustig an und man sieht an ihm, daß wer in Neapel nur arbeiten will, dort auch einen guten Tisch findet. Da naht aber ein düsterer Zug, der von Leuten aus dem Volke mit vielen äußeren Zeichen des Schmerzes umgeben und begleitet wird: es ist das Leichenbegängniß einer Zitella (Jungfrau). Voran schreiten einige Dutzend in blaue und schwarze Kittel gekleidete Männer mit schwarzen Matrosenhüten. Alle tragen kleine schwarze Fähnchen und da es lauter kleine, alte, häßliche Leute sind, so sehen sie wirklich recht wie Leichenraben aus und gewähren einen Anblick, bei dem man Grauen empfinden könnte. Ihnen folgen Chorknaben mit dem Kreuz und den brennenden Kerzen, dann Priester und Mönche, und endlich die im offenen Sarge getragene weißgekleidete Zitella, mit einer Fülle von Blumen geschmückt. Das braune Gesichtchen zeigt noch immer Spuren von Schönheit, aber die todesstarren Züge, dem Blicke so vieler fremder Beschauer preisgegeben, bilden einen sonderbaren Kontrast zu dem wiedererwachenden Leben der Straße. Hinter dem Sarge schreiten Leidtragende und Leute aus dem Volke, die sich das Ansehen geben, als ob ihnen der Tod der Jungfrau entsetzlich zu Herzen ginge, namentlich sind es ältere Frauen, die sich vom Uebermaß ihres Schmerzes hinreißen lassen, sich in den aufgelösten langen schwarzen Haaren reißen und laute Seufzer und Klagen ausstoßen. Auf den Balkonen stehen Herren und Damen, die vor der fremden Todten sich verneigen und fromm bekreuzen. Aber der Zug eilt vorüber und im nächsten Augenblick schon denkt Niemand mehr an das junge Mädchen, das in ihrer Blüthe vom Schnitter Tod so unbarmherzig gemäht worden ist. Dort in dem kleinen Liqueurladen, der mitten unter den übrigen eleganten Läden den Bedürfnissen der niederen Klassen Rechnung trägt, schleppt jetzt ein Mann in Hemdärmeln ein Fäßchen vor die Thür, in dem er durch Drehen und Schlagen aus wirklichem Schnee und Ziegenmilch Eis für's Volk zur Erfrischung bereitet. Ein Gläschen für einen Grano ist Niemand zu theuer und wenn es auch nicht wie das in den Kaffeehäusern fabricirte und wirklich ausgezeichnete „gelata“ schmeckt, so erfrischt es doch und selbst Leute aus besseren Ständen verschmähen es nicht, im Vorübergehen davon zu schlürfen. Der Verkehr wogt mit den zunehmenden Schatten wieder lebhafter und rühriger durch die Straße. Die Leute eilen in die Caffé's, um sich dort für den Abendspaziergang vorzubereiten. Um diese Zeit, zwischen vier und fünf Uhr, ist es, wo das beliebte Volksblatt: „La Democrazia“ erscheint, das zerlumpte Jungen mit lauter Stimme: „a Democrazia“ ausrufen, — für einen Grano —, denn mehr darf eine Zeitung hier nicht kosten, wenn sie populär werden soll. Mit kreischendem Geschrei kommen die Jungen die Straße heruntergelaufen, Jeder sucht dem Anderen zuvor zu kommen. Feste Abonnenten haben

hiesige Zeitungen nur sehr wenige; die meisten Nummern werden durch die sie ausschreienden Colporteurs verkauft. Unterdeß wird es sechs Uhr Abends und nun gewinnt es den Anschein, als ob ganz Neapel seine Bewohner und Karossen in die Toledostraße geschickt habe. Der Tumult ist so arg, daß es Fremden um diese Zeit vorkommt, als ob sie sich mitten in einer Revolution befänden. Aber was für ein Durcheinander an bunten Scenen findet auch jetzt hier statt! Dort an dem Caffé d'Italia arretiren zwei Guardie di pubblica sicurezza einen Patrioten, weil er sie, als der Eine ihm im Gedränge auf die Hühneraugen getreten, mit dem Titel: carogne poliziesche (Polizeigesindel) beehrt hat. Nicht weit davon findet ein anderer Auflauf statt, weil irgend eine zu erfinderische Phantasie einen Aufstand in Ungarn, Polen oder sonst wo im Geiste zu Stande gebracht und gläubigen Ohren erzählt hat. Etwas weiter ab davon sind zwei Fiaker an einander gerathen und hauen gegenseitig unter tausend Verwünschungen mit den Peitschen auf ihre Pferde los nach dem alten Grundsatz: „schlägst Du meinen Juden, schlage ich Deinen Juden." Plötzlich ertönt der Ruf: „Al ladro, al ladro!" (dem Räuber nach!). Ein ertappter Taschendieb wird von der Menge verfolgt. Wehe ihm, wenn ihn die Volksjustiz erreicht, denn ein paar Messerstiche wären ihm sicher, aber im Gewühl und Gedränge entgeht der Schuldige leicht und nun mag sich Jeder in Acht nehmen, daß ihn nicht etwa ein Camorrist oder Helfershelfer des Diebes selbst anpackt. Die liebe Polizei kommt hier wie anderswo gewöhnlich zu spät. Die Balkone füllen sich nunmehr mit weißgekleideten Damen, die die Abendkühle genießen wollen. Bis zum Einzuge Garibaldi's pflegten die Damen in der kurzen Dämmerzeit sich gern mit erhobenem Zeigefinger zu begrüßen. Von Haus zu Haus, von Balkon zu Balkon wurde dies verhängnißvolle Zeichen gewechselt, was nichts anderes als „Italia una" bedeutete. Dies Zeichen lehrten die Mütter ihre Kinder bevor diese noch sprechen konnten. — — Die Gaslaternen werden jetzt angezündet und werfen seltsame Reflexe über die einzelnen Scenen des Straßengewühls. Vor dem Caffé Angelis sammelt sich eine große Menschenmenge, um den Tönen einer Zitter zu lauschen, die darin von einem bildschönen Mädchen geschlagen und ihrer silberhellen Stimme begleitet wird. Lauter Beifall ertönt, denn sie singt das bekannte garibaldinische Kriegslied:

Addio, mia bella,
L'armata se ne va etc.

Alles Kriegerische findet hier zuverlässig Beifall, denn die gesammte italienische Nation hat das richtige Vorgefühl, daß sie ohne heiße Kämpfe sich nicht völlig einigen, nicht zur Ruhe und zum Genuß ihrer Siege und Freiheit gelangen werde.

Später Abends pflegen in der Toledostraße einige tief verschleierte, schwarz gekleidete Damen zu erscheinen, die die Vorübergehenden mit zitternder Stimme um ein Almosen ansprechen. Dies verhüllte Elend hat etwas um so Rührenderes an sich, als es nach Stimme und Gestalt meist Jugend und Schönheit verräth. Diese „anständigen Bettlerinnen", welche vor jeder unehrenhaften Anerbietung sofort schen fliehen, sind gezwungen, für ihre kranken oder darbenden Angehörigen um ein Almosen zu flehen, das sie für sich selbst zu fordern nie wagen würden. Wie mögen ihnen die lustigen Klänge in das Herz schneiden, die aus den Caffé's und den Trattorien ertönen! — Nach neun Uhr beginnt es stiller zu werden, und um zehn hat die Straße das Ansehen jeder andern großen Stadt um diese Zeit. Dagegen füllt sie sich halb elf Uhr wieder mit neuem Leben, denn um diese Stunde gehen die Vorstellungen in San Carlo und dem Fenicetheater zu Ende. Ein Menschenstrom wogt wieder auf kurze Zeit durch ihre hell erleuchtete Palastreihe, und das

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Auge des Freuden haftet gern auf den zahlreichen weißgekleideten Frauengestalten, die der Nachtscene einen so eigenthümlichen Reiz verleihen. Von den Dächern und Balkonen lächeln die üppig-süßen Düfte der Orangenbäume und Blumen herab und der südliche sternbedeckte Himmel wünscht eine felicissima notte. Der Menschenstrom ist vorübergezogen, die öffentlichen Lokale leeren sich, die Lazzaroni suchen sich auf den Trottoirs und unter den Kirchenvorbauen eine kostenlose Schlafstelle und nach des Tages vielfachem wilden Lärm zieht tiefe Stille durch die ganze Stadt. Die Fittige der Nacht wehen so lau und schmeichelnd, und laden auch mich zum Schlummern und Träumen ein und in Neapel, dem Stück vom Himmel gefallenen Paradieses, träumt sich's so süß.

E. R.

Die Schloßbrücke in Berlin.

Es wird wenige Städte in Europa geben, deren Kern aus einem Komplex so imposanter und zugleich so bedeutungsvoller Gebäude, Monumente und Räume bestände als die preußische Hauptstadt. Mitten inne liegt das gewaltige Königsschloß, diese zwischen den Schloßplatz und den Lustgarten mitten hineingeschobene Steinmasse, als Symbol der Fürstenmacht. Gegenüber erhebt sich, die Künste repräsentirend, die griechisch heitere, herrliche Façade des Museums. Die Religion wird durch die allerdings die Konkurrenz mit den übrigen weltlichen Prachtbauten nicht sehr glücklich bestehende Domkirche vertreten. Das Zeughaus mit seinen Trophäen, das zunächst in den Gesichtskreis des Beschauers fällt, mahnt uns an die militärische Machtfülle Preußens. Ihm reihen sich unmittelbar die Gebäude der Singakademie, der Universität und der Akademie der Künste an, und gegenüber der Universität erhebt sich das Opernhaus, das die eine Langseite, wie das Bibliothekgebäude die andere Seite des Opernplatzes bildet. Wissenschaft, bildende Kunst, Tonkunst, Schauspielkunst, Regierungskunst, Kriegskunst — sie alle haben hier in nächster Nachbarschaft ihre Tempel.

Auf den weiten Zwischenräumen, von der langen Brücke an gerechnet, wo sich das majestätische Standbild des großen Kurfürsten erhebt, bis zum Denkmal des großen Friedrich, irrt der Blick von Monument zu Monument. Nicht mit Unrecht bemerkte der Franzose A. Geffroy vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes" über den Prospekt, den Berlin von der langen Brücke bis zum brandenburger Thore bietet: „Es ist vollkommen richtig, daß man in Berlin die scharfe Luft eines großen Landes wittert. Schon in der äußern Physiognomie der Stadt prägt sich die Macht und der Ehrgeiz eines solchen aus. Dieser verschwenderische Reichthum an Denkmälern, welche am Ausgang der Linden wie auf dem alten römischen Forum angehäuft sind, diese Säulen, diese unzähligen Statuen, diese Säulenhallen, diese Triumphthore, diese Fresken mit anspruchsvollen und dunkeln

Allegorien, endlich diese prächtigen Museen, dies Alles ist, vielleicht, von einem reichen Parvenu hervorgebracht, aber von einem Parvenu, der sich seinen Platz erobert hat und der eben so viel Zukunft für sich in Anspruch nimmt, als andere sich auf ihre Vergangenheit zu gute thun. Charlottenburg, Sanssouci und Potsdam bieten den gleichen Anblick."

Die beiden schönsten Plätze innerhalb dieses denkmalreichen Centrums der preußischen Hauptstadt, der Zeughausplatz und der Lustgarten, werden durch die gleichfalls als Denkmal und Kunstwerk hervorragende Schloßbrücke verbunden, welche in den Jahren 1822 bis 1824 nach einer Zeichnung von Schinkel aus Stein erbaut wurde, an Stelle einer frühern Brücke aus Holz, die den seltsam prosaischen Spottnamen der Hundebrücke führte. Die jetzige Schloßbrücke ist 156 Fuß lang, nimmt die ganze Breite der Straße von 100 Fuß ein, und enthält in der Mitte eine Durchfahrt mit Aufzugsklappen. Die zwei massiven Bogen sind von großen Werkstücken aufgeführt; das Geländer ist aus gegossenem Eisen und stellt nach Schinkel'schen Zeichnungen in arabeskenartigen Ausfüllungen mythische Wassergeschöpfe, Delphine und Tritonen dar. Die acht massiven, durch Piedestale erhöhten Würfel aus geschliffenem Granit, je vier zu beiden Seiten, waren von Anfang an dazu bestimmt, Marmorgruppen zu tragen, zu denen Schinkel selbst die Idee angegeben hatte; doch bedurfte es noch einer langen Reihe von Jahren, ehe sie zur Ausführung kamen und auf den ihnen bestimmten Würfeln aufgestellt wurden. Diese Marmorgruppen gereichen der Stadt sehr zur Zierde, aber wie man weiß wegen ihrer Nacktheit den Prüden zum Aergerniß.

Diese Statuen, 8 Fuß hoch und von verschiedenen Künstlern ausgeführt, stellen in einem Cyclus das Leben des Kriegers in idealer und antiker Weise dar; sie sind mithin gleichfalls dazu bestimmt, Sinnbilder des preußischen Kriegsruhms zu sein. Die Gruppe an der Ecke neben dem Kommandantenhause (von dem Bildhauer Emil Wolf) zeigt Nike, die Siegesgöttin, wie sie den Knaben durch Geschichtsunterricht zu seinem künftigen Beruf als Vertheidiger des Vaterlandes begeistert und ihm die auf eine Tafel geschriebenen Namen der berühmtesten Kriegshelden vorhält. Die folgende Gruppe (von dem Bildhauer Schievelbein) stellt Pallas dar, wie sie den Jüngling im Gebrauch der Waffen unterrichtet und ihm die speerwerfende Hand führt. In der nächsten Gruppe (von A. Möller) erblicken wir Pallas Athene, wie sie dem Krieger zu ernstem Kampfe mit der Rechten ein Schwert reicht und ihm den Sieg verheißt, indem sie in der Linken eine Victoria mit Palmzweig und Lorbeerkranz hält. Die folgende Gruppe (von Drake) zeigt Victoria, die den Sieger krönt, indem sie ihm einen Eichenkranz über das Haupt hält, während er das Schwert in die Scheide steckt. Diesen Gruppen gegenüber befinden sich auf der andern Brückenseite: an der Ecke zunächst dem Zeughause Victoria (von Wichmann) den Verwundeten aufrichtend; sodann Pallas, dem Krieger in die Feldschlacht folgend und ihn mit der emporgehobenen Linken ermunternd (von Albert Wolf); weiter Pallas, den Krieger im Kampf unterstützend, indem sie, selbst den Speer werfend, ihn mit ihrem Schilde schützt (von Bläser); endlich als letzte Gruppe Iris, wie sie den tödtlich Getroffenen, dem im Sterben das Schwert entsinkt, in ihren Armen empfängt, um ihn zum Olymp emporzutragen (von Wredow).

Kein Zweifel, daß durch diese Reihe von Marmorgruppen, rein künstlerisch genommen, ein herrliches Verbindungsglied zwischen der architektonischen Pracht des Lustgartens und des Zeughausplatzes hergestellt ist, und daß die Gruppen schön und sinnig gedacht und mehr oder minder vortrefflich ausgeführt sind; indeß erscheinen die Anspielungen zu antik symbolisch, um dem Volke ohne Kommentar

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

verständlich zu sein, und eigentlich volksthümliche Bedeutung werden sie daher auch nie erlangen können. Und was man auch zu Gunsten ihrer Nacktheit sagen mag, und ob auch der berliner Dichter Hesekiel singt:

Schmach auf eurer Töchter Sitten,
Wenn sie daran Schiffbruch litten!

so läßt sich doch fragen, ob in unsern an den Anblick des Nackten nicht gewöhnten Zeiten und unter unserm rauhen Himmel, dessen Einflüsse ohnehin dem Marmor sehr bald verderblich zu werden pflegen, es sehr empfehlenswerth sei, nackte Gestalten im Freien und an einem der betretensten Verkehrswege offen hinzustellen. Mit allen Kunstwerken, in denen wir die Griechen nachahmen, können wir ja die alten Hellenen, die doch allein das für solche gräcisirende Kunstwerke empfängliche Publikum abgeben würden, nicht aus ihren Gräbern auferwecken. Ist es doch für unser Hyperboräerthum hinlänglich bezeichnend, daß das berliner Volk diese an sich so herrlichen Marmorgruppen mit Vorliebe „Puppen" genannt hat.

Die Externsteine im teutoburger Wald.

Wo die Natur ungewöhnliche Gebilde geschaffen hat, da war von je der Mensch bemüht, sie mit dem Schleier des Geheimnißvollen zu schmücken. Die Götter und die Geister mußten da ihre Lieblingssitze aufgeschlagen haben, die Sage ließ sich da am liebsten nieder, der Glaube erbaute hier seine Altäre und der Aberglaube lockte hieher die Schaaren der Frommen, um sie in Masse auszubeuten. Es ist nicht nöthig, daß die Geschichte die Denktafel einer großen That an sie befestigt, die Tradition ist mächtig genug, ihnen für weite Kreise einen unverwischbaren Nimbus zu sichern.

Solche vielgefeierte Naturgebilde sind die Externsteine unweit Horn, einem Städtchen im Fürstenthum Lippe-Detmold. Ihre Lage zwischen vielbesuchten Orten führt ihnen fortwährend so zahlreiche Gäste zu, daß das Universum nicht umhin kann, ihnen eine ausführliche Beschreibung zu widmen. Sie liegen oder erheben sich vielmehr eine Stunde von dem Badeort Meinberg, zwei kleine Stunden von Detmold, drei Stunden von dem Badeort Lippspringe, vier Stunden von Driburg, sieben Stunden von Pyrmont, und die Heerstraße von dem vier Stunden entfernten Paderborn in das lippische Land führt mitten durch sie hin.

Den Namen Externsteine tragen fünf große Sandsteinfelsen, die wie ungeheure, durch irgend eine Naturkraft von einander getrennte Trümmer einer Riesenmauer erscheinen und die Das, was sie scheinen, sicherlich auch sind, nur daß diese Mauer nicht von Menschenhänden gebaut war. Betrachten wir nämlich das teutoburger Waldgebirge näher, so unterscheiden wir an demselben drei ziemlich parallellaufende Gebirgsketten von wesentlich verschiedener Formation. Die östlichste

derselben besteht aus Muschelkalk, die mittlere aus Quadersandstein und die westliche aus Kreidekalk. Am östlichen Ende der mittlern Kette nun finden wir jene lange Reihe isolirt stehender Felsbrocken, deren man wohl dreizehn zählen kann, von denen jedoch nur die fünf größten, die, eng zusammenstehend, eine imposante Gruppe bilden, als die eigentlich sogenannten Externsteine gelten.

Auch dieser Name ist bezeichnend für die Lage und Gestalt derselben. Der teutoburger Wald heißt zum Theil, oder überhaupt im Munde der Bewohner jener Gegend Osning oder Osnegge (woher auch Osnabrück den Namen hat), und da die mächtigen Steine wie Sterne aus ihrem Wald hervorglänzten, so bezeichnete sie der Volksmund nach seiner Weise als Eggesterensteine, Eggesternsteine, d. h. Sternsteine an der Egge, woraus nach und nach das „Externsteine“ zusammengezogen worden ist.

Der Hügel des Osning, an dessen nordöstlichem Ende die fünf Felsthürme sich erheben, heißt Knickenhagen. Der merkwürdigste derselben ist zugleich der äußerste, bis zu dessen Fuß der Spiegel eines neugegrabenen Teichs sich ausdehnt. Dieser Koloß erreicht eine Höhe und Breite von ungefähr 125 Fuß und in ihm ist nicht nur eine Kapelle ausgehauen, sondern er ist auch mit einem der ältesten Werke der deutschen Bildhauerkunst, einer Kreuzabnahme, geschmückt. Die Kapelle ist 36 Fuß tief, 11 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Neben ihr ist ein andrer Raum ausgehauen, welcher 12 Fuß lang, 6 Fuß breit und mit einem Fenster versehen ist. Dieses Fenster und die Thür zur großen Kapelle sehen wir neben der Kreuzabnahme. Der Thür gegenüber zeigt sich im Innern der Kapelle auf dem ebenen Boden ein Becken von $1^3/_4$ Fuß Tiefe und $4^1/_2$ Fuß Breite, das ganz gut als ein Taufbecken gelten kann, in welches man hineinstieg. Biegt man um die Ecke des Felsens, wo die Kreuzabnahme steht, herum, so kommt man zur Thür einer zweiten Höhlung von 10 Fuß Länge und 8 Fuß Höhe, die mit der großen Kapelle zusammenhängt und als Seitenkapelle bezeichnet wird. Links neben dem Eingang zu derselben ist die Figur des Apostels Petrus in den Felsen gemeißelt, an dem Schlüssel in der Hand zu erkennen.

Kehren wir jedoch auf die Vorderseite und zur Hauptzierde dieses Externsteins zurück, welche selbst Goethe einer ernstlichen Beschauung und Besprechung würdigte: zum Bildhauerwerk der Kreuzesabnahme! Die ganze Darstellung zerfällt in zwei Abtheilungen, eine untere und eine obere. In der untern ist der Sündenfall zu erkennen, Adam und Eva von der Schlange umwunden; in Beziehung zu dieser stellt dann der obere die Erlösung von der Erbsünde durch den Kreuzestod dar. Um unseren Lesern Goethe's Urtheil verständlich zu machen, müssen wir folgende entlehnte Schilderung des Bildwerks vorausgehen lassen: „Zur Rechten des Kreuzes steht Joseph von Arimathia, welcher mit Nicodemus den Leichnam des Gekreuzigten sich erbeten hatte, auf einem so zierlich und schön gezeichneten Stuhl, wie er auch heute nicht geschmackvoller erdacht werden könnte. Joseph hat den Leichnam eben vom Kreuze losgemacht und hält dasselbe noch mit dem rechten Arme umschlungen. In seinem Antlitz prägt sich tiefes und wehmüthiges Nachsinnen aus. Links hat Nicodemus die schwere Last des Heilands auf sich genommen, und neben ihm steht, vorgebeugt, in langem schöngefaltetem Gewande, die Madonna. Leider ist das sehr beschädigte Bildwerk gerade an dieser Stelle am härtesten mitgenommen; das Haupt der Maria fehlt ganz. Ihr gegenüber, auf der rechten Seite des Kreuzes, steht der treue Jünger Johannes, ebenfalls in langem Gewande mit gutem Faltenwurf. Ueber dem linken Arm des Kreuzes erscheint Gott der Vater; er trägt die Seele des Heilands als Jesuskindlein angedeutet an der Brust und hält zugleich mit der Linken eine Siegesfahne, während die Rechte wie segnend

nach unten ausgestreckt ist. Unmittelbar neben Gott dem Vater zeigt sich die Sonne als weinender Engel, ihr entsprechend rechts der Mond, beide mit herabhängenden geschmackvoll drapirten Schleiern und sich die Thränen abwischend". — Goethe sagt hierüber: „Die Komposition des Bildes hat wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Der den Leichnam herablassende Theilnehmer ist anständig, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilands an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt".

Dieses kurze Urtheil aus solchem Mund wird genügen, um unsere Leser zu überzeugen, daß die Externsteine auch in künstlerischer Beziehung einen Besuch und die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. —

Der nächste Stein gleicht einem hohen Thurm, und er ist nicht blos ausgezeichnet durch seine Gestalt, sondern als Träger einer zweiten größeren Kapelle, der sogenannten oberen, weil sie in der Höhe des Felsen angebracht ist. Um sie zu ersteigen, müssen wir uns zum dritten Stein begeben, der bedeutend niedriger, als der zweite ist. Auf seine Höhe führt eine schon in den ältesten Zeiten gehauene Treppe und von da gelangen wir auf einer zierlichen eisernen Brücke, einem Werke der neuesten Zeit, hinüber zum zweiten Fels und in die Nähe des Eingangs der obern Kapelle. Diese ist 18 Fuß lang und 10 Fuß breit; ihre Herstellung mag eine ziemlich halsbrechende Arbeit gewesen sein. Besonders Sehenswerthes bietet sie außerdem nicht.

Zwischen dem dritten und seinem Nachbar, dem etwas höheren vierten Stein sehen wir die Straße, welche Paderborn und Horn verbindet. Dieser Stein ist ausgezeichnet durch ein amboßförmiges Felsstück von ungefähr 5 Fuß Länge, welches von der geneigten Koppe des Felsens auf die Straße herabdroht. Weil nun die Sage es verrieth, daß dieser Felsbrocken die Bestimmung habe, einst eine lippische Gräfin zu erschlagen, so ist solchem Frevel sorglich vorgebeugt worden, indem die edle Fürstin Pauline ihn, als sein Herabwerfen nicht gelang, mit Klammern befestigen ließ.

Am höchsten von allen Externsteinen ragt, wegen seiner hohen Lage, der fünfte empor und schließt die interessante Gruppe ab. Unmittelbar hinter ihm beginnt der Wald des Knickenhagens.

Das Alter der Externsteine haben die Geologen zu bestimmen; doch nehmen diese es mit ein paar tausend Jahren nicht so genau; dagegen belehren sie uns über deren Ursprung; sie halten diese Eggesterensteine für die Trümmer eines Sandsteinlagers, das hier von gewaltigen Fluthen ausgewaschen, zerrissen und durchbrochen worden sein soll, wie wir schon oben angedeutet haben.

Die Geschichtsforscher dieses Landes weisen mit Stolz nach, daß man bei den Externsteinen die Altäre zu suchen habe, an welchen die siegenden Germanen die gefangenen Römer der Hermannsschlacht den Göttern geopfert hätten. Nicht weniger ist man geneigt, hier die Stätte zu sehen, wo die germanische Wahrsagerin Velleda gewaltet; auch die Irmensäule versetzte man wenigstens in die nächste Gegend, und Karl der Große soll hier das niedergetretene Volk der Sachsen bekehrt und damit die ersten Dragonaden im fränkischen Reiche begangen haben.

Die erste Urkunde über die Externsteine lautet vom Jahre 1093. Sie waren damals das gemeinschaftliche Eigenthum von drei Brüdern, deren einer, Imico, schließlich durch Schenkung in den alleinigen Besitz derselben gekommen war. Dieser vermachte sie im genannten Jahr dem zu Ehren der Apostel Petrus und

Paulus gestifteten Kloster Abdinghof in Paderborn. Von da an wurden sie in den Dienst der Kirche gezogen. Die Herstellung der Skulpturarbeiten verlegt man in die Zeit von 1100—1115, in welch letzterm Jahre, nach einer im Jahre 1838 von Bandel entdeckten Inschrift neben der Thür der untern Kapelle, „Der Bischof Heinrich von Paderborn dieses Heiligthum eingeweihet" haben soll. Der einträgliche Wunderglaube wird von der Priesterschaft hier bald in Flor gebracht worden sein, denn die Externsteine wurden berühmte und vielbesuchte Wallfahrtsorte.

Aber schon aus dem Jahre 1140 meldet eine Urkunde, daß bis dahin die Externsteine von Mönchen und Einsiedlern bewohnt gewesen, die man dabei betroffen habe, wie sie Raub und Mord verübten und deshalb ausgetrieben und ausgerottet worden seien. Trotz alledem scheint dies dem Gottesdienste keinen Eintrag gethan zu haben, denn erst mit dem Hereinbrechen der Reformation in die lippischen Lande (1538) hörte auch bei den Externsteinen Gottesdienst und Wallfahrt auf, ja so entschieden protestantisch ward sofort das Volk des Landes, daß, als nur 21 Jahre später der Großherzog von Florenz; bei einem Besuche beim lippischen Erbgrafen, die Externsteine um 60,000 Kronen käuflich an sich zu bringen suchte, man den vortheilhaften Handel niederschlug, blos, weil man befürchtete, es möchte dort der katholische Gottesdienst wieder eingeführt werden.

Die Aufmerksamkeit, welche ein fremder Fürst der damals im Lande vielleicht ganz mißachteten Felsengruppe zuwandte, scheint die heimische Theilnahme für sie erst wieder geweckt zu haben. Seitdem, besonders aber seit dem 17. Jahrhundert, begann man mit den Bauten und Verschönerungen, die man heute noch pflegt und welche die Externsteine und ihre Umgebung nicht nur zu einer interessanten, sondern auch zu einer reizenden und Auge und Herz zugleich labenden Wallfahrtsstätte der Freunde deutscher Natur und deutscher Sage und Geschichte erhoben haben.

F. H.

Die Börse in Philadelphia.

Der Tempel Merkurs steht verödet, seit die Furien des Bürgerkriegs ihre Fackeln an den stillen Opferflammen entzündet haben, die so vertrauensvoll und friedlich von den Altären dieses Hauses zum Gott der Kaufleute und Diebe emporstiegen. Und gerade unter dem Dache dieses Friedensbaues keimte die Saat zu dem Hader, über den jetzt die blutigen Würfel fallen. Das Versinken in lediglich materiellen Bestrebungen und Verkennen aller höheren Zwecke der Lebensbestimmung, die Umkehr vom Gottesdienst zu einem ekten Götzendienst war es, welche die sittliche Verderbniß über ein Volk brachte, das nun mit seinem eigenen Blut sich zu läutern hat. Möge ihm die schwere Prüfung das Licht der Erkenntniß bringen! —

Die Börse von Philadelphia ist eine seiner schönsten Bauzierden. Errichtet ward sie von dem vielverdienten Girard (s. XVI. Bd., S. 15) zu einer Bank, die seinen Namen trug. Nach seinem Tode wurde sie dem verwandten größeren Zweck gewidmet, den sie noch erfüllt.

GIRARD'S BANK AND EXCHANGE
PHILADELPHIA

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Universität in Berlin.

Die altpreußische Heer- und Drillmaschine, nicht mehr vom Geiste des großen Friedrich beseelt und in allen Fugen und Schrauben eingerostet, war an dem Unglückstage von Jena, der freilich in gewissem Sinne für Preußen auch ein Glückstag, ein Tag der Wiedergeburt werden sollte, so zertrümmert worden, daß sich später nur noch einzelne kleine Stücke in Ostpreußen vorfanden, die dann allerdings in ihrer Vereinzelung bei Eylau und bei der Belagerung von Danzig ihre Brauchbarkeit unter geschickter Leitung darthaten. Der Friede von Tilsit zertrümmerte dann die preußische Monarchie, die sich mit ihrem Heere ihrer moralischen wie physischen Hauptstärke beraubt sah, und reducirte sie auf die Hälfte des Ganzen. Und auch dieses Bruchstück ihrer selbst blieb noch längere Zeit in der Gewalt der übermüthigen Sieger und von ihnen besetzt, den fürchterlichsten Aussaugungen und den empörendsten Drangsalen und Verhöhnungen preisgegeben. Man fühlte nun die Nothwendigkeit, daß ein neuer Geist geweckt und im Mittelpunkt der Monarchie, in Berlin, concentrirt werden müsse, damit von diesem Lichtherde aus seine Strahlen sich weiter verbreiteten, und so gründete man die Berliner Universität.

Zwar fehlte es in Berlin bereits nicht an wissenschaftlichen Anstalten und wissenschaftlichen Kräften, die eine gute Grundlage für den Auf- und Ausbau einer Universität hergeben konnten; ja schon seit Friedrichs des Großen Tagen konnte Berlin gewissermaßen als die geistige Hauptstadt Deutschlands und namentlich Norddeutschlands gelten. Allerdings gehörten gerade die größten deutschen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts nicht Berlin an, oder doch nur vorübergehend, aber Berlin war der Sitz der Aufklärung in politischen wie in religiösen Dingen; nirgends war es erlaubt, freier zu denken und zu sprechen; die Bevölkerung war intellektuell regsam und lern- und wißbegierig; Privatvorlesungen, wie die von Fichte, Schleiermacher, den Gebrüdern Schlegel, wurden von den höchstgestellten Männern und Frauen zahlreich besucht, und eine Menge geistig belebter Kreise hatten sich gebildet, in denen Fragen der Kunst, Literatur und Wissenschaft, ja auch wohl politische und religiöse Fragen in lebhafter und anregender Weise erörtert wurden. Selbst die Mängel der socialen Zustände, die zum Theil mit fehlerhaften oder veralteten Einrichtungen in Staat und Kirche zusammenhingen, wurden nirgends so lebhaft gefühlt und besprochen, als in den Berliner Salons. Die Censur war gegen das gedruckte Wort verhältnißmäßig liberal; das gesprochene Wort hatte gar nichts zu fürchten; es war im besten Sinne des Worts frei wie der Vogel in der Luft, und die keckſten Meinungen, die schärfſten kritischen Ausstellungen konnten sich zu Tage wagen, ja sie durften auf um so größern Beifall rechnen, je verwegener sie waren.

Der Gedanke, in einer so geistig lebendigen Stadt eine Universität zu gründen und die schon zahlreich vorhandenen wissenschaftlichen Anstalten und Hülfsquellen in einer Haupt- und Mutteranstalt zu concentriren, lag nahe, aber erst in den Tagen des Unglücks sollte der Plan, wenn auch auf etwas anderer Grundlage, zur Reife kommen. Man fühlte das Bedürfniß, durch verbessernde Umgestaltung und Wiedererneuerung im Innern sich ein geistiges Uebergewicht in Deutschland zu gründen und der erste deutsche Staat in intellektueller Hinsicht zu werden.

Dies hat Niemand schlagender ausgedrückt als der König Friedrich Wilhelm III. selbst, der zwar kein Mann der Initiative war, aber wo man ihm den Anstoß zu etwas Tüchtigem und Richtigem gab, mit seinem gesunden Menschenverstande das Vortheilhafte eines zweck- und zeitgemäßen Vorschlags bald erkannte, ihn im richtigen Sinne auffaßte und zu seiner Ausführung bereitwillig die Hand bot. Als nämlich die Professoren Schmalz und Froriep nach dem Frieden von Tilsit dem Könige in Königsberg die Bitte vortrugen, die Universität Halle nun über die Elbe und zwar nach Berlin als dem geeignetsten Ort zu verlegen, sagte der Monarch: „Das ist recht! das ist brav! der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Nachdem man das Soldatenschwert hatte senken müssen, griff man zum Schwerte des Geistes, dieser oft nur unsichtbar wirkenden, aber schärfsten aller Waffen. Gerade dieser Waffe war Napoleon, der Mann der Gewalt, trotz seines militärischen Genies und seiner zahlreichen, kriegsgeübten und tapfern Truppen nicht gewachsen. Er hatte in Frankreich den Geist in Ketten geschlagen, und er konnte demzufolge dem in Deutschland und namentlich in Preußen erwachenden und sich gegen ihn erhebenden Geiste keine Armee geistiger und moralischer Kräfte gegenüberstellen. Napoleon haßte die Männer der Idee, die von ihm sogenannten „Ideologen“, aber noch mehr als er sie haßte, fürchtete er sie. In seinem eigenen Lande hatte er sie durch alle Mittel der Gewalt unterdrückt; in Deutschland stand diese Macht um so furchtbarer gegen ihn auf im vollen Rüstzeug moralischer und geistiger Impulse und idealer Demonstrationen. Zu dieser heiligen Legion stellte gerade auch die Berliner Universität ihr mächtiges Kontingent.

Im Allgemeinen fand der Gedanke begeisterte Zustimmung, und die hervorragendsten Männer traten für ihn in die Schranken. Darunter auch Schleiermacher, welcher in seinem im Jahre 1808 veröffentlichten „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne“ nachzuweisen suchte, daß der wissenschaftliche Geist nicht aristokratischer, sondern demokratischer Natur sei, daß eine in der Hauptstadt neu zu errichtende Universität der volksthümlichen Sache unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Staats einen starken Rückhalt geben, daß die neue Anstalt sich ein weiteres Gebiet unterwerfen werde, als die jetzigen Grenzen des preußischen Staats bezeichneten, und daß die Bestimmung des preußischen Staats von dieser Seite her einen festen und sichern Haltpunkt gewinnen werde.

Im Uebrigen trat ein für die beabsichtigte neue Schöpfung günstiger Umstand ein, der in anderer Hinsicht als ein für die Monarchie ungünstiger betrachtet werden muß. Der Minister Freiherr von Stein mußte bekanntlich in Folge französischen Einflusses im Jahre 1808 aus dem Ministerium treten; Graf Dohna erhielt nun das Ministerium des Innern, und Wilhelm von Humboldt, der bisherige preußische Gesandte in Rom, ward am 20. Februar 1809 in diesem Ministerium Direktor der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht. Stein war ein großer Patriot, ein energischer Charakter, in seiner Art auch ein bedeutender Staatsmann, aber im Grunde doch ein wenn auch liberal gefärbter Hochtory und

am wenigsten ein Mann der freien Wissenschaft; schon seine in späterer Zeit sich immer einseitiger gestaltenden religiösen Anschauungen hätten sich mit dem Geiste freier Forschung, der gerade auf dieser Universität vertreten werden sollte, schwerlich gut vertragen. Dagegen war W. von Humboldt der geeignetste Mann, um das Werk in liberaler echt wissenschaftlicher Größe zu fördern und auszubauen. Humboldt, ein Staatsmann von „perikleischer Hoheit des Sinnes", Philosoph, Aesthetiker, Kunstfreund und gelehrter Forscher, war für eine solche Aufgabe wie geschaffen; ihm zumeist verdankt man es, wenn die Berliner Universität von vornherein das Gepräge einer wissenschaftlichen Centralanstalt im größten Style erhielt und die Pflanzstätte freier Forschung und freien Denkens auf allen Gebieten wurde. Im Sommer 1809 schrieb er: „Man muß auch am Rande des Abgrunds das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe." Diesen, eines praktischen Staatsmanns, eines festen Charakters und eines liberalen Gelehrten würdigen Grundsätzen gemäß steuerte er auf sein Ziel los mit der ganzen ihm eigenen Entschiedenheit, aber auch mit der ihm gleichfalls eigenen Klugheit, mit der er alle kleinen und großen Hindernisse hinwegzuräumen wußte, die seine Geduld und Seelenstärke oft genug auf eine harte Probe stellten.

Auf Wilhelm von Humboldt's Betrieb ward noch zu Ende des Sommers 1809 den vier Lehrern, Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte, die Erlaubniß ertheilt, im Palais des Prinzen Heinrich von Preußen, das man wegen seiner Räumlichkeiten und seiner vortrefflichen Lage inmitten der schönsten öffentlichen Gebäude und Plätze Berlins zum künftigen Universitätsgebäude ausersehen hatte, im nächsten Winter gewissermaßen versuchsweise öffentliche Vorlesungen zu halten; die wirkliche und förmliche Eröffnung der Hochschule sollte erst ein Jahr später folgen. Auf Grund einer Kabinetsordre ward nun eine „Kommission zur Einrichtung der Universität" niedergesetzt, die aus Uhden, Süvern und Schleiermacher bestand und zu der auf W. von Humboldt's Wunsch auch andere sachkundige Männer hinzugezogen wurden. Hierauf begann man das Heinrich'sche Palais zu Hörsälen einzurichten. Das Lektionsverzeichniß wies 58 Docenten auf, darunter die berühmtesten Lehrer, die glänzendsten Namen der deutschen Wissenschaft, unter ihnen Schleiermacher, Fichte, Wolf, Böckh, Savigny, de Wette, Hufeland, Gräfe, Klaproth, Marheineke und viele andere. Am 15. Oktober 4 Uhr Nachmittags im Jahre 1810 versammelten sich auf Einladung des Rektors Schmalz die Dekane und mehrere Professoren zum ersten Male in der Aula. Der Rektor verpflichtete die Professoren durch Handschlag an Eidesstatt zum Gehorsam gegen den König und zur Treue im Beruf; prunkende Aufzüge und pomphafte ceremonielle Feierlichkeiten fanden nicht statt. Friedrich Wilhelm III. war überhaupt kein Freund solcher öffentlichen Schaustellungen, wenn dadurch Ereignisse gefeiert werden sollten, welche bürgerlicher Art waren und keine Entfaltung militärischen Pomps gestatteten; außerdem lebte man in keiner Zeit der Freude; man mußte sich überall auf's Knappste behelfen und alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden suchen; endlich erschien es wohl auch gerathen, durch zu glänzende und zu sehr in die Augen fallende Feierlichkeiten die Aufmerksamkeit Napoleon's nicht allzusehr rege zu machen. Ohnehin betrachtete dieser sicherlich die junge Schöpfung mit nicht sehr günstigen Augen; er konnte es unmöglich gern sehen, wenn die Zahl der Pflanzstätten deutscher „Ideologie" wieder um eine vermehrt würde, und zwar in der Haupt- und Centralstadt der preußischen Monarchie selbst; er mußte in ihr ein neues Bollwerk an der Festung des deutschen Geistes erkennen, um diesen gegen die französischen Usurpationen

kräftiger vertheidigen zu können. Die nationale Bedeutung, welche gerade diese Schöpfung hatte, konnte einem Manne von so scharfem politischen Blicke wie Napoleon unmöglich entgehen. Da die Universitäten in fast allen übrigen deutschen Ländern unter französischer Kontrole standen, so war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die patriotische deutsche und besonders preußische Jugend in Berlin zusammenströmen und die neue Hochschule für die Wissenschaft zugleich auch eine Hochschule für den deutschen Nationalsinn, den Franzosenhaß und den preußischen Patriotismus werden würde. Befand sich doch Fichte unter den Lehrern, der schon vor Errichtung der Universität in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation dem gallischen Geiste den Krieg erklärt hatte.

Ihre nationale Bedeutung hat die Berliner Hochschule dann auch im Jahre 1813 bewiesen; man kann von ihr mit Recht sagen, daß sie den Befreiungskrieg recht eigentlich mitgemacht habe. Der Aufruf des Königs bewirkte eine wahre Verödung der Hörsäle; die Studirenden eilten zu den Fahnen, und die Zahl der Immatrikulirten schrumpfte im Sommer 1813 auf ein Häuflein von 28 zusammen. Ein Professer schloß seine Vorlesungen mit den Worten, er hoffe im nächsten Sommer nur vor Krüppeln zu lesen. Auch viele Lehrer der Hochschule zogen mit in's Feld; andere, wie Fichte, der im Jahre 1813 in der Universität seine feurigen Reden „über den Begriff des wahren Kriegs" hielt, Schleiermacher, Marheineke, Buttmann und Niebuhr mußten sich an den Exercierübungen des Landsturms genügen lassen. Zwar bilden die späteren Schmalz'schen Händel, von demselben Manne ausgehend, der sich um die Gründung der Universität unleugbar große Verdienste erwarb, und die Verfolgung der burschenschaftlich, d. h. deutsch-patriotisch Gesinnten, eine traurige Episode in der Geschichte der Berliner Hochschule; auch hat es in den neuesten Jahren nicht an Versuchen gefehlt, die Lehren der Reaktion auch auf dem Katheder einheimisch zu machen; daß aber die Berliner Universität dem Geiste, in dem sie begründet wurde, treu geblieben ist, hat sie erst neuerdings bei verschiedenen Gelegenheiten dargethan durch das Organ ihrer Lehrkräfte, unter denen das sowohl wissenschaftlich als politisch-freisinnige Element bei weitem das Uebergewicht behalten hat. Der Franzose A. Geffroy sagte noch jüngst in der „Revue des deux mondes" mit Recht: noch jetzt sei die Berliner Universität ein Herd intellektueller und moralischer Thätigkeit, „plus ardent que tous ceux des autres universités allemandes"; diese Hochschule hat nicht aufgehört, ein treuer Abdruck des deutschen und namentlich des preußischen Geistes und der unbefangenen Geschichtsforschung zu sein, und obschon sie einige ihrer größten Namen verloren hat, zählt sie noch heute neben Archäologen, Sprachforschern und Hellenisten wie Gerhard, Lepsius, Böckh und Bopp Geschichtsforscher wie Ranke und Raumer und freisinnige Politiker wie Gneist, Virchow und Droysen. Eingedenk ihrer glänzenden Wirksamkeit in Vergangenheit und Gegenwart und einer hoffentlich gleich ruhmvollen Zukunft entgegensehend, hatte daher die Universität Berlin ein vollkommenes Recht, in den Tagen des 14. bis zum 18. Oktober 1860 die Jubelfeier ihres 50jährigen Bestehens zu begehen und bei dieser Gelegenheit die öffentlichen Feierlichkeiten, die bei ihrer Einweihung im Jahre 1810 fehlten, im großartigsten Festistyle nachzuholen.

H. Marggraff.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Das KRÖLL'sche ETABLISSEMENT in BERLIN

Lithograph. Institut in Hildburghausen

Kroll's Etablissement in Berlin.

In der Nähe des Thiergartens und theilweise von demselben begrenzt, erhebt sich ein Palast von mächtigen Dimensionen, worin die Göttin der Lust, die Fee des Vergnügens schon seit langen Jahren ihren Sitz aufgeschlagen hat. Eine schattige Baumallee, die des Abends hell erleuchtet wird, führt uns zu dem Zauberreich und in die Gärten Armidens. Unterwegs begegnen wir zahlreichen Wanderern, jungen Dandy's, mit gescheitelten Haaren und sorgfältig gepflegten Bärten, schlanken Gardelieutenants, blasirten Gesandtschaftattachées, gemüthlichen Spießbürgern, reichen Rentiers, Handlungscommis, welche gern den Baron spielen, neugierigen Fremden und über Alles staunenden Kleinstädtern, vornehmen Nichtsthuern und pfiffigen Abenteurern aller Art, falschen Spielern und — Taschendieben. Noch gemischter ist das weibliche Publikum, welches meist in elegantester Toilette erscheint, Damen aus der besten Gesellschaft, dicke Schlächter- und Bäckerfrauen mit ihren rothwangigen Töchtern, reizende Loretten und Repräsentantinnen der Demimonde mit verführerischem Lächeln und herausfordernden oder schmachtenden Blicken. Sie Alle haben nur ein Ziel; sie wollen sich amusiren und nirgends amusirt sich der Berliner besser als — bei Kroll.

Herr Kroll selbst lebt nicht mehr; er war ein geborener Breslauer und in seiner Art ein genialer Mann, aber wie den meisten Genie's fehlte es auch ihm immer an Geldmitteln. Schon in seiner Vaterstadt hatte er ein ähnliches Etablissement geschaffen, das dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten bei seiner Anwesenheit in Breslau so gut gefiel, daß er den Schöpfer desselben einlud, nach Berlin zu kommen und ein derartiges Vergnügungslokal daselbst zu gründen. Herr Kroll folgte dieser königlichen Aufforderung und erbaute mit Hülfe seines gnädigen Beschützers nach den Plänen des Baurath's Knoblauch im Jahre 1843 einen Zauberpalast, wie ihn die Residenz nie zuvor gesehen und weder London noch Paris aufzuweisen hatte. Ganz Berlin war entzückt und kein Mensch konnte ferner auf Bildung Anspruch machen, der nicht bei Kroll gewesen war. Eine wahre Völkerwanderung wälzte sich an jedem Sonntag durch den Thiergarten nach dem neuen Etablissement, man schlug sich um die Plätze, man bezahlte doppelte Preise, um nur Eintritt zu erhalten, man bewunderte die kolossalen Räume, die Pracht der Einrichtung, die von Gold schimmernden Säle, die geschmackvollen Arrangements, die herrliche Musik, die reizenden Feste und Bälle; man amusirte sich mit einem Worte „gottvoll." Aber trotzdem kam Herr Kroll nicht aus seinen ewigen Geldverlegenheiten heraus, die Tageskosten waren ungeheuer, Bedienung und Beleuchtung verschlangen Unsummen. Der Bau war mit geborgtem Gelde geführt

worden, das den Gläubigern hoch verzinst werden mußte. Nach und nach stumpfte sich auch der Reiz der Neuheit ab und wenn auch der Besitzer mit unerschöpflichem Talent immer wieder frische Hebel und Zugmittel in Bewegung setzte, so überwogen doch die größeren Ausgaben die noch so bedeutenden Einnahmen und die Zahl der Gläubiger wuchs mit jedem Tage. Vielleicht, ja gewiß wäre es ihm endlich noch gelungen, durch seine rastlose Thätigkeit alle Schwierigkeiten zu besiegen, wenn ihn nicht der Tod mitten in seinen Kämpfen hinweggerafft hätte.

Er hinterließ jedoch eine erwachsene Tochter, die den Geist des Vaters geerbt zu haben schien. Das junge Mädchen führte mit kräftiger Hand und mit männlicher Willenskraft das kolossale Unternehmen und zwar mit entschiedenem Glücke fort, so daß der alte Ruf des Kroll'schen Etablissements unter ihrer Leitung eher noch vermehrt als vermindert wurde. Doch „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand", und wenige Stunden oder Viertelstunden waren hinreichend, den ganzen Prachtbau in Schutt und Asche zu verwandeln. Die Weihnachtszeit pflegte für die Besitzerin die glänzendste Ernte zu bringen; das Lokal wurde täglich von Tausenden besucht, die gekommen waren, die berühmten Ausstellungen des Hoftapeziers Hiltl zu besuchen, der mit Hülfe von Leinwand, Gaze und Pappe ein Feenreich schuf und die reizendsten Bilder der Phantasie verwirklichte. Durch einen Zufall fiel ein Funke in diese leicht entzündlichen Stoffe, ein Blättchen des Zauberwaldes fing Feuer und die Flamme verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit von Baum zu Baum, klomm die künstlichen Felsen von Pappe empor, ergriff die Wolken von Gaze und breitete sich in zwei Minuten über den riesigen Saal vom Boden bis zur goldenen Decke aus. Gluth und Rauch stieg zum Himmel auf und verkündigte den Bewohnern der Stadt den furchtbaren Verlust. Von allen Seiten eilte man zu Hülfe, aber die so reich genährte Flamme spottete aller Anstrengungen; in wenigen Stunden war der Prachtbau zerstört, die herrlichen Säulen und die goldgeschmückten Decken zusammengebrochen, die Götterbilder zerstört, die kolossalen Spiegelwände zertrümmert, die riesigen Gaskronen geschmolzen und zerschmettert. Nur die öden geschwärzten und zum Theil geborstenen Mauern blieben stehen; Schutt und rauchende Trümmer war Alles, was von dem Feenpalast übrig blieb, beleuchtet von der bleichen, winterlichen Februarsonne und umstanden von Tausenden, die herbeigeströmt waren, um zu helfen oder das entsetzliche Schauspiel anzustarren.

Wohl wäre jeder Andere verzweifelt und hätte den Muth verloren, aber Auguste Kroll ließ sich von ihrem furchtbaren Mißgeschick nicht niederschmettern. Obgleich sie kaum mehr gerettet hatte, als das nackte Leben, so faßte sie schon in den nächsten Tagen den festen Entschluß, das Etablissement neu und in einer noch schönern Gestalt wieder aufzubauen. Sogleich ging sie an's Werk, indem sie eine selbst für einen Mann bewunderungswürdige Energie entfaltete. Ihr Schicksal fand die größte Theilnahme; sie benutzte die vorhandene Stimmung und machte es möglich, daß noch vor Ablauf eines Jahres sich das Kroll'sche Etablissement in seiner jetzigen Gestalt wie ein Phönix aus seiner Asche erhob. Leider war es aber der Besitzerin nicht vergönnt, die Früchte ihrer Anstrengungen und den Lohn ihrer Mühe auf die Dauer zu genießen. Die durch den Neubau nur noch vermehrte Schuldenlast hatte eine solche Höhe erreicht, daß die gerichtliche Subhastation sich nicht länger aufhalten ließ; in deren Folge ging das Grundstück in andere Hände über.

So viel zur Geschichte des Etablissements. Treten wir nun in das Innere, indem wir durch das Eingangsthor schreiten; im Vorübergehen einen flüchtigen Blick auf die hohe Vorhalle und den mit großer Eleganz ausgestatteten sogenannten

„römischen Saal" werfen. Aus diesem gelangt man durch eine Art Vorzimmer in den großen „Königssaal," der 120 Fuß lang, 90 Fuß breit und 60 Fuß hoch ist und bequem 3000 Personen fassen kann. In demselben befindet sich auch das zierliche Theater, auf dem täglich, außer bei besondern festlichen Gelegenheiten, von einer eigenen Schauspielergesellschaft meist Lustspiele, Possen, aber zuweilen auch italienische und deutsche Opern aufgeführt werden. Rings um diesen Saal zieht sich eine Reihe von Logen, die mit dem ausgesuchtesten Comfort, mit Sammtfauteuils, Divans und Spiegeln in Goldrahmen versehen sind. Decke und Wände starren von goldenen Arabesken und Verzierungen, von Bildern berühmter Künstler, Statuen und Karyatiden. Das Auge wird von der Pracht förmlich geblendet, besonders wenn die 1500 Gasflammen der Kronen und Kandelaber ihr helles Licht darüber ausgießen. — Dicht an den Königssaal stößt noch der „Rittersaal", der besonders für kleinere geschlossene Privatgesellschaften benutzt wird und sich durch seine reizende Dekoration auszeichnet, außerdem ist noch ein besonderes Speisezimmer vorhanden. — Unter diesen Räumen erstreckt sich der sogenannte „Tunnel," ein unterirdischer Vergnügungsort, fast so groß wie der kolossale Königssaal, aber natürlich weit niedriger und einfacher, in manchen Beziehungen jedoch noch gemüthlicher, da in dieser Unterwelt die „kühle Blende" statt des theuren Champagners, die „Schinkenstulle" statt der Straßburger Gänseleberpastete herrscht und die oben verpönte Cigarre hier geduldet wird.

An das Gebäude stößt der schöne Garten mit seinen alten Bäumen, schattigen Lauben und der langen Verranda, unter der im Freien gewöhnlich gespeist wird. Wasser und Feuer, die beiden feindlichen Elemente, bieten sich hier die Hand zu zauberhaften Lichteffekten. In den rauschenden Springbrunnen spiegeln sich die hüpfenden Gasflammen und aus den Marmorbassins steigen künstliche Blumen empor, deren Kelche sprühende, leuchtende Feuergarben und Feuerblüthen bilden. In einer lauen Sommernacht, wenn die Wasserkünste rauschen, der silberne Mond durch die dunklen Wipfel der alten Bäume schimmert und sein magisches Licht mit den tausend und tausend Gasflammen vereint, wenn die elegante Damenwelt in glänzender Toilette durch die breite Mittelallee schwebt, schillernde Libellen und geheimnißvolle Nachtfalter in verschwiegene Laubengänge locken, wenn dazu die berauschenden Klänge des Orchesters schallen und bald ein Straußscher Walzer in wirbelnden Rhythmen auffauchzt, bald eine Bellinische Melodie in süßer Melancholie ertönt; dann erfährt man erst, welch ein Zauber in diesen Räumen herrscht und warum sich der Berliner nirgends so gut amusirt, wie — bei Kroll.

Von Zeit zu Zeit werden hier sogenannte „italienische Nächte" veranstaltet, an denen sich besonders unsere weibliche Demimonde betheiligt, während das Herrenpublikum größtentheils unserer jeunesse dorée angehört. Unter der schwarzen Halbmaske und dem verhüllenden Domino bergen sich oft die größten Schönheiten der Residenz; zuweilen benutzt auch eine Frau aus der feineren Gesellschaft das willkommene Incognito und mischt sich unter die bunte Gesellschaft. Es fehlt da nicht an piquanten Abenteuern, an interessanten Begegnungen und manches reizende Kapitel aus den berliner Mysterien spielt bei Kroll. Der Romanschreiber findet hier den reichsten Stoff und kann die besten Sittenstudien machen. — Jene blendende Erscheinung im rothseidenen Domino, die einer Fürstin gleicht und deren Toilette Alles überstrahlt, war vor Kurzem noch ein Blumenmädchen, das Bouquette auf der Straße feil hielt. Ihre Mutter ist eine arme Wäscherin, ihr Vater ein ehrlicher Holzhauer, der im Schweiße seines Angesichts arbeitet, während die Tochter unter den Linden oder in der Leipziger Straße ein prächtiges Hotel

bewohnt und in Austern und Champagner schwelgt. Dort die junonische Gestalt mit dem interessanten, aber bereits etwas verlebten Gesichte war die Gattin eines angesehenen Fabrikanten. Ihre Untreue hat den tüchtigen Mann um den Verstand gebracht. Er sitzt im Irrenhause und sie tanzt bei Kroll. Der junge blasirte Dandy an ihrer Seite erbte von seinen Eltern ein bedeutendes Vermögen, das er zum größten Theile bereits verschwendet hat. Vielleicht schon in einem halben Jahre wird er keinen Heller mehr besitzen und sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Der Stutzer an dem Arm der piquanten Brunette ist ein Commis, der seinen Herrn bestiehlt und wahrscheinlich die kurze Lust und den Rausch der heutigen Nacht im Zuchthaus büßen wird. In einer der comfortablen Logen hat sich ein reicher Russe niedergelassen, der mit vollen Händen sein Geld ausstreut; die schönsten Nymphen drängen sich um ihn, der Champagner fließt in Strömen und fröhliches Gelächter, lautes Jauchzen tönt von den reizendsten Lippen, aber der nordische Krösus langweilt sich, seine Sinne sind bereits abgestumpft und das ganze Leben widert ihn an. —

Weit eleganter sind jedoch die Winterbälle und besonders die Maskenbälle, welche von Zeit zu Zeit das Corps de Ballet in diesen Räumen veranstaltet. Die reizenden Tänzerinnen, die wirklich künstlerisch arrangirten Aufzüge und Quadrillen, die geschmackvollen Toiletten, das heitere Gewühl der bunten Masken, die oft allerliebsten Ueberraschungen gewähren ein eben so unterhaltendes als interessantes Schauspiel. Hier wandelt am Arm eines feisten Mönches eine keusche Nonne, hinter deren Schleier eine wegen ihrer Schönheit bekannte Figurantin sich verbirgt, dort schwebt ein reizendes Gärtnermädchen an uns vorüber und bietet uns mit verführerischem Lächeln ihr Sträußchen an. Zu den Klängen der brausenden Musik tanzen spanische „Matadores" einen originellen Tanz, indem sie malerisch den rothen Mantel um die schwellenden Glieder drapiren. Zwanzig riesige Champagnerflaschen schwanken durch den Saal und stellen sich zur Quadrille an; ihre grotesken Bewegungen bringen das hellste Gelächter hervor. Plötzlich springen die Attrapen und statt des Schaumes stürzen zwölf der reizendsten Nymphen hervor, die noch mehr berauschen als der feurigste Wein. —

Auch das Theater bietet von Zeit zu Zeit eine Fülle von eigenthümlichen Genüssen und Erscheinungen. Die Verwaltung des Kroll'schen Etablissements ist stets darauf bedacht, das Publikum durch Abwechslung und neue Reize herbeizulocken und verfolgt dabei ein wahrhaft kosmopolitisches Princip. Bald wird die Bühne von spanischen Tänzern belebt; die Castagnetten klappern, die Mandoline ertönt und die feurige Andalusierin tanzt den verführerischen Fandango, die schmachtende Madrilena und den sinneberückenden El Ole; bald erscheinen die „Zulu-Kafern," die schwarzen Söhne und Töchter des heißen Afrika's, die Kinder der Natur mit krausen Haaren, weißen Zähnen, blitzenden Augen und Körperformen, die an den Apoll von Belvedere erinnern. Sie machen dem Chinesen Platz, der mit steifem Zopfe und mandarinischer Würde das Vorbild eines Berliner Geheimraths scheint. Aber auch an wirklich bedeutenden künstlerischen Leistungen läßt es das Kroll'sche Theater nicht fehlen; hier entzückten die Leistungen des berühmten Violinspielers Bazzini, der Gebrüder Wieniawski, des kleinen Klavierspielers Napoleon, der, im besten Sinne des Wortes ein Wunderkind, der Liebling unserer Damenwelt wurde. Auch das recitirende Lustspiel hatte besonders in früherer Zeit ausgezeichnete Kräfte aufzuweisen, wie den Komiker Triebler, den bekannten Charakterdarsteller und Lustspieldichter Görner, welche Beide jetzt eine Zierde des Hamburger Stadt- und Thaliatheaters sind.

Der Glanzpunkt des Kroll'schen Etablissements fällt in die Weihnachtszeit, wo Jahr aus Jahr ein die sogenannten Ausstellungen stattfinden. Dann verwandeln sich die schönen Säle in wahrhafte Feengärten und Zauberreiche. Die Wände bekleiden sich mit den reizendsten Landschaften, die uns bald nach der Alhambra, bald nach den Urwäldern Amerika's, bald nach den erhabenen Alpen der Schweiz versetzen. Hier ladet uns ein verschwiegener Kiosk mit rauschendem Springbrunnen zum Verweilen und zum Träumen ein, dort ruhen wir in einer Sennhütte aus und genießen den Anblick des Vierwaldstädter Sees. Ein Schritt und wir stehen in einer chinesischen Pagode, oder gar im Palaste des himmlischen Kaisers selbst, der uns von seinem goldenen Throne gnädig nickt. — — Im Königssaale wird zur Weihnachtszeit gewöhnlich auf dem Theater eine für diese Gelegenheit eigens geschriebene Zauberposse mit großartiger Ausstattung gegeben, die hauptsächlich für das kleine Publikum der Kinderwelt berechnet ist. Da erscheint das holde Rothkäppchen, das vom bösen Wolf gefressen wird, Schneewitchen bei den guten Zwergen, der gestiefelte Kater, der durch seine Klugheit seinen armen Herrn zu einem Prinzen macht, böse und gute Feen, Zauberer und Ungeheuer, wunderschöne Genien mit Rosenkränzen und kleine Engel mit bunten Flügeln, Schlangen, die sich in liebliche Frauen verwandeln, Rasenbänke, die mit den darauf sitzenden Personen davonfliegen, Bauerhütten, die plötzlich zu Palästen werden, und Fürstenschlösser, die zusammenstürzen und unter ihre Trümmer den bösen Tyrannen begraben. — Aber auch im Tunnel ist eine neue Bühne entstanden, auf der freilich nur Puppen spielen, die aber sich der besonderen Gunst des Publikums erfreuen, da dessen Liebling, der lustige „Kasperle", hier sein Wesen treibt und durch seine oft derben Späße und politische Anspielungen die größte Heiterkeit verbreitet. —

Aber auch ernsteren Zwecken dient zuweilen das riesige Lokal; hier versammelt sich der polytechnische Verein, dem unsere Industrie zu großem Danke verpflichtet ist, und feiert sein Stiftungsfest mit sinnigen Reden und heiteren Gesängen. Hier wurde von Tausenden Schiller's Jubiläum in gehobener Stimmung begangen und das Andenken des Dichterheros mit begeisterten Worten geehrt. In jüngster Zeit hielt in den stattlichen Räumen der deutsche Nationalverein seine Sitzung und wo sonst nur leichte Melodien erklingen und das Volk sich ganz der trunkenen Lust überläßt, sprachen jetzt von der Tribune die Freunde des Vaterlandes Worte heiligen Ernstes. — So vereint das Kroll'sche Etablissement in seinen Mauern die poetische und patriotische Begeisterung, die höchste Aristokratie des Geistes und die genußsüchtige Menge, den lebenslustigen Jüngling und den ernsten Mann, den Konservativen und den Liberalen, den bornirten Weißbierphilister und den genialen Denker, die Dame der guten Gesellschaft und das geschminkte Weib aus der zweifelhaften Region der Demimonde, unschuldige Kinder und blasirte Greise — es ist eine Welt im Kleinen, ein Berliner Mikrokosmus, der das ganze Leben der Residenz in einem Brennpunkt zusammenfaßt und wo man sich gerade deshalb vor allen Dingen — amusirt.

Max Ring.

Von Rom nach Aricia.

Auf den waghalsigen Sprung von den Berliner Linden hinaus in den Thiergarten, aus den ernsten Hallen der Aula in den Irrlichterglanz bei Kroll, gönnen wir uns die Erholung eines bequemen wohlthuenden Spaziergangs — aus den vom Scirocco umnebelten Straßen Roms nach dem nahen Albaner Gebirge, wohin eine Unzahl kleiner gastlicher Ortschaften die Rom bewohnenden Müßiggänger und Fremde allsommerlich zur Villeggiatur verlocken, in einer Gegend, welche Winckelmann die „schönste Natur unter der Sonne" nannte, „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchsten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können." Lassen wir uns von unserem kundigen Landsmann Adolph Stahr führen und versuchen, an seiner frischen Schilderung die poetischen Eindrücke eigenen Schauens und Erlebens mitzuempfinden:

„— — Dieses Landleben im römischen Gebirg hat etwas märchenhaft Einschläferndes, den Geist Einspinnendes. Ich fühle mich so vollkommen isolirt und abgeschieden von der ganzen Welt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie noch etwas da draußen vorgehen mag. Erst jetzt habe ich eine Vorstellung davon, wie in dieser Beziehung einem ächten Italiener zu Muthe sein muß. Mein Horazisches Lieblingswort, das „Oblitusque meorum obliviscendus et illis" könnte mir hier zur Wahrheit werden. Dies sorglose, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinsamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchstreifen der kleinen Gebirgsstädte, deren malerische, epheuumrankte Verfallenheit so ruhig und genießlich in der warmen Sommersonne schlummert, wiegt die Seele gleichsam mit in eine schlaftrunkne Ruhe ein, die unsern, von rastloser Thätigkeit und verzehrender Lebensunruhe unnatürlich angespannten Nerven so überaus wohl thut. Das ist die antike Stimmung ausruhender, geschäftsloser Sommerluft, in ruhigen und vollen Zügen von den alten Herren des Orbis terrarum genossen, wie sie die Blätter ihrer Liebeslieder zeigen, welche die Zeit zu uns herübergeweht hat. Propertius' Freund Tullus liegt am Ufer des Tiberis, und trinkt griechischen Wein aus dem Becher, den ihm Mentors Kunst gebildet. Worin besteht sein Thun als in der Freude darüber: „wie so geschwind die leichten Kähne vorübergleiten", und in der Verwunderung: „wie so langsam die schwerfälligen Flöße von der Stelle kommen!"

Durch die Campagna, vorüber an uraltem Trümmerwerk prachtvoller Villen, Grabdenkmäler, Wasserleitungen, mittelalterlicher Thürme, von Heerden umweidet und von Falken umkreist, ging es nach etwa drei Stunden langsamer Fahrt allmälig das Albanergebirge hinauf. Die Campagna ist nach dieser Seite besonders eben, und hier finden sich die meisten Trümmerreste antiker Bauwerke. Auf der nördlichen Seite der Stadt scheint es, als hätten die Wogen der von Norden her anstürmenden Völkerfluthen Alles bis auf die letzte Spur vernichtet.

Zunächst zieht sich in der Richtung quer über die Straße hin eine Reihe von Grabdenkmälern, welche sich einst zur Seite der Via Latina erhoben, deren schnurgrade Richtung sie noch jetzt bezeichnen. Das Eine davon nennen die Antiquare

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

den Tempel der Fortuna muliebris. Zur Rechten der jetzigen Poststraße sieht man die Ausmündung des berühmten Thals der Egeria, über dem sich auf einem Hügel der Tempio di Bacco erhebt, jetzt eine Kirche des heiligen Urban. Der runde, weißgelb schimmernde, zinnengekrönte Thurm zu seiner Linken ist das Grab der Cäcilia Metella. Etwa eine Viertelstunde weiter sieht man die Trümmer ungeheurer Prachtbauten, vom Volke Roma Vecchia genannt. Ihnen gegenüber steht ein kleiner zierlicher Bau in Tempelform auf einem Hügel zur Linken des Weges. „Des Teufels Sessel" (Seggiola del diavolo) nennt ihn das Volk, Templum Salutis die Gelehrten. „Beide mit gleich viel Recht", wie der skeptische Westphal hinzusetzt.

Die jetzige Poststraße läuft zur Seite der alten berühmten Via Appia, die, von der ersteren nur durch das dazwischen liegende Almothal getrennt, sich auf der erhöhten Fläche eines Lavastromes fortzog, welcher in vorgeschichtlicher Zeit aus den vulkanischen Ausbrüchen des Albanergebirgs gegen diejenige Seite der Siebenhügelstadt herniederfloß, wo jetzt das Denkmal der Cäcilia Metella steht. Hat man die Osteria Tavolata und die Poststation von Torre di Mezza Via passirt, so trifft bei der Osteria delle Fratocchie die alte Appische Straße mit der neuen Poststraße zusammen, und geht mit derselben vereint nach Albano hin aufwärts. Immer weiter und schöner wird die Aussicht. Zur Linken auf den Höhen und am Fuße des Albanergebirgs sieht man Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Rocca di Papa, Pallazuolo und Castell Gandolfo liegen. Zur Rechten beginnt das Meer sich zu zeigen, und die Thürme von Ostia, Fiumicino und Prattica heben sich nebst einer Menge von verstreuten Häusern und Meierhöfen aus der Küstenebene empor. Einzelne Trümmer von Gräbern begleiten die Straße bis zu dem Thore von Albano, wo zur Linken der Straße ein ungeheurer, thurmähnlicher, aus drei Stockwerken bestehender Bau die Reihe derselben abschließt. Die Antiquare haben ihn das Grabmal des Pompejus getauft, der hier auf der Stätte der jetzigen Villa Doria, gleich nach dem Eingange in die Stadt zur Rechten der Straße, seine Villa hatte. Die Ruinen auf dem Hügel der Stadt, dem Meere zugewandt, gehören der alten Zwingburg der mächtigen Savelli, jener stolzen Barone, die einst Albano und die Umgegend beherrschten.

Nach Aricia steigt dann die Straße zuerst aufwärts, vorbei an dem, leider restaurirten Denkmal der Horazier und Kuriazier. Diese Bezeichnung mag immerhin sehr zweifelhaft sein, dennoch machte es mir einen unbeschreiblichen Eindruck, als mir so die romantische Lieblingsgeschichte meiner Knabenzeit hier als ein sichtbares Steindenkmal vor die Sinne trat. In solchen Dingen hat der Zweifel weit weniger Gewalt über die Phantasie als der Glaube. Der Mensch glaubt auch hier, was er wünscht. Und welch ein Wunsch wäre natürlicher als der, die ersten, mächtigen Eindrücke, welche unser Gemüth in der Jugend durch die älteste römische Geschichte empfangen, sichtbar und greifbar vor uns aufleben zu sehn! Das gibt bei mir den Archäologen leichtes Spiel mit ihren Benennungen, und ich glaube an das Grabmal der feindlichen Brüder und des Pompejus, wie an die eherne Wölfin auf dem Kapitol und die Bildsäule des Pompejus, zu deren Füßen Cäsar verblutete, weil es ein Bedürfniß ist, und weil sich das Gegentheil ihrer Echtheit eben so wenig wie diese streng beweisen läßt. Dies Grabmal der Horazier und Kuriazier ist von eigenthümlicher Gestalt. Auf den vier Ecken eines großen Würfels erheben sich vier abgestumpfte Kegel, welche einen größeren in der Mitte haben. Das Meiste ist freilich neuere Restauration. —

Unter den in den Felsen gehauenen Gräbern, an welchen die niedersteigende Straße vorbeiführt, hat sich ein Einsiedler eingerichtet, der an der kleinen Weg-

kapelle Almosen bettelte. Als wir durch Busch und Wald wieder aufwärts stiegen, lag plötzlich Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung ließ es da oben auf seiner grünumkränzten Felsenhöhe in wahrhaft zauberischer Pracht erscheinen. Das Schloß des Fürsten Chigi mit den riesigen Bäumen seines urwaldartig verwilderten Parks bildete mit der gegenüberliegenden, von Bernini erbauten Kuppelkirche und dem graubraunen alterthümlichen Häuserknäuel der Stadt, hier und da noch von alten Mauerzinnen umschirmt, den schönsten Anblick. Tritt man aber durch das verfallende Thor in die Stadt selbst ein, so schwindet ein großer Theil dieses Zaubers. Der unerhörteste Verfall schaut einem überall aus den hohlen Augen halbeingestürzter und verlassener Menschenwohnungen entgegen. Diese Häuser, deren Steinwände meist noch stehen, während Dach und Gebälk, Fenster und Treppen verschwunden sind, hat nicht Feuer verwüstet, nicht ein Erdbeben zerstört, sie sind aus Altersschwäche zusammengesunken, weil die verarmten Bewohner nicht nachbessern konnten, und als diese ausstarben oder auswanderten, Niemand, am wenigsten der besitzende Feudalherr, es der Mühe werth hielt, sich mit einer Herstellung zu befassen. Denn was hier liegt, bleibt liegen. Hier wie in Rocca di Papa sah ich mitten unter den übrigen Häusern solche Ruinen, die schon seit Menschengedenken Ruinen waren, und von denen mir selbst die ältesten Leute nichts zu sagen wußten, als daß sie dieselben nie anders gekannt hätten.

Unmittelbar am römischen Thore zur linken Hand steht ein neuer Palazzo, gelb verputzt, eine Seltenheit in Italien. Es ist das Sommerpalais eines Napoleoniden, des Prinzen Musignano, das einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palast des Prinzen Chigi ist im Innern sehr verfallen, sein Besitzer verarmt. Dieser große stattliche Palast bildet mit der gegenüberliegenden, wundervoll gebauten Kirche, die Bernini's Meisterstück heißen darf, einen schönen geräumigen, viereckten Platz, auf dem zwei prachtvolle Springbrunnen ihre Strahlen plätschernd in die schöngeformten Marmorbecken niederrauschen lassen. Die eine Seite des Platzes nach Rom zu ist offen und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteste Aussicht auf die nahen Waldhügel und die Campagna bis zum Meere hin genießt. An der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Hauptstraße, die sogenannte Via Corriera nach Neapel, der Corso von Aricia, fortzieht, hielt unser Wagen vor einem großen vierstöckigen Hause. Hier wohnt der Priore des Orts, Signor Antonio Martorelli, ein stattlicher, weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künstlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklasse, die hier ihre Villegiatur machen, Wohnung und Kost gibt.

Aber draußen klingen und rauschen die Springbrunnen, glänzt und schimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, schlafen in träumerischem Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des fürstlichen Parks. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengesetzte Gallerie des Hauses, sehe den schwarzdunkeln Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen sich dehnen. Es ist das Meer im Mondesschimmer vom tiefdunkeln Sternenhimmel überwölbt. Alles still, tiefste, friedenvollste Einsamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Goethischen: „Ueberselig ist die Nacht!“

Heliograph. Le Mont de Valdeyghausen

ARICIA

Photograph. Lemercier et Cie Héliogravure

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Eines der [illegible]
Stadt entgegen. [illegible]
durch ihren [illegible]
[illegible] Fort S. [illegible]
mit einem Blick [illegible]

Die vor uns [illegible]
Piazetta, dem [illegible]
St. Marcusplatz [illegible]
erstreckt. [illegible]
Slavoniern [illegible]
vor den Hafen [illegible]
Dogena die Masten [illegible]
der großen vergoldeten [illegible]
Salute und rechts [illegible]
Schlangenlauf durch [illegible]
auch die Kettenbrücke [illegible]
schönen Künste [illegible]
der freundliche [illegible]
Garten an, [illegible] Münzgebäude [illegible]
sogenannten königlichen [illegible] verdeckt wird. Dieser bildet [illegible]
Piazetta, die andere [illegible] Dogenpalast, der uns hier [illegible]
wendete Fronte [illegible] und neben ihm schwingt die „Stroh-Brücke [illegible]
Paglia) sich über einen [illegible] und wer auf derselben stehend [illegible]
zwischen dem Dogenpalast und dem Gefängnißpalast, der [illegible]
Rechten abschließt, hinzuschaut, genießt den traurigen Anblick der [illegible]
„Seufzerbrücke“.

Aber noch Etwas zeigt uns das Bild, hoch über dem Dogenpalast [illegible]
Marcusthurm mit dem Engel auf der Spitze hervor, und dort hinauf [illegible]
Umgang dieses [illegible] 332 Fuß hohen Glockenthurms [illegible]
kirche), begleitet [illegible] um mit uns auf [illegible] und das [illegible]
gebiet der [illegible]
[illegible]

Die Riva degli Schiavoni in Venedig.

Eines der liebsten Bilder meiner Erinnerung bringt mir dieses gelungene Blatt entgegen. Die Stadt der Ueberraschungen bietet kaum eine größere, als sie durch ihren ersten Empfang Jedem bereitet, der von der See her und namentlich beim Fort S. Nicolo in die Lagunen kommt: ihm zeigt Venedig sein Herrlichstes mit einem Blick, und das Imponirendste davon gibt unser Bildchen wieder.

Die vor uns sich ausdehnende Riva ist die breite Uferstraße, welche von der Piazetta, dem mit den beiden hohen Granitsäulen geschmückten Vorplatze des St. Marcusplatzes, sich bis in die Nähe der öffentlichen Gärten (Giardini pubblici) erstreckt. Wir befinden uns vor unserem Bilde mitten auf der Riva, die von den Slavoniern ihren Namen hat, zur Linken breiten sich die Lagunen aus, welche hier den Hafen von Venedig bilden. Wir sehen im Hintergrunde links von der Dogena die Masten der Schiffe. Rechts von dem breiten Thurm der Dogena mit der großen vergoldeten Kugel erheben sich die Kuppeln der Kirche St. Maria della Salute und rechts von ihr beginnt der große Kanal (Canale grande) seinen Schlangenlauf durch das ganze Venedig, das er in zwei Theile scheidet. Wir sehen auch die Kettenbrücke, die über den Kanal gespannt ist und zur Akademie der schönen Künste mit ihren vielbesuchten Kunstsammlungen führt. Näher grüßt uns der freundliche Gasthof der Luna, vor diesem deuten Baumreihen den königlichen Garten an, dieser stößt an das Münzgebäude, dessen Anblick uns durch den sogenannten königlichen Palast verdeckt wird. Dieser bildet die eine Seite der Piazetta, die andere bildet der Dogenpalast, der uns hier die den Lagunen zugewendete Fronte zeigt, und neben ihm schwingt die „Stroh-Brücke" (Ponte della Paglia) sich über einen Kanal, und wer auf derselben stehend, in den Kanal zwischen dem Dogenpalast und dem Gefängnißpalast, der unser Bildchen zur Rechten abschließt, hineinschaut, genießt den traurigen Anblick der weltberüchtigten „Seufzerbrücke".

Aber noch Etwas zeigt uns das Bild: hoch über dem Dogenpalast ragt der Marcusthurm mit dem Engel auf der Spitze hervor, und dort hinauf, auf den Umgang dieses „Campanile" (des 332 Fuß hohen Glockenthurms der St. Marcuskirche), begleiten uns unsere Leser, um mit uns auf Venedig und das Aussichtsgebiet des Thurms herabzublicken. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt und wie viel sie Häuser und Menschen und Kanäle und Brücken hat, das lernen heutzutage schon die kleinen Kinder aus dem alten Engelmann in der Schule; was da droben zu sehen und zu denken ist, steht nicht in dem Buche.

Die Besteigung des Thurms ist dem Wanderer sehr bequem gemacht, es ermüden uns nicht steile Treppen, sondern ein Estrichpfad geht die vier Seiten des

Baues entlang allgemach aufwärts, so daß Napoleon bis zur Glockenhalle emporgeritten sein soll. Wir begeben uns noch, auf der Wendeltreppe zwischen den großen alten ehrwürdigen Glocken des St. Marcus, die so manches erschütternde oder glänzende Schicksal der Republik ein- und ausgeläutet haben, hinauf zum freien Umgang. Hier zeigen sich unserem ersten Blick zwei Herrlichkeiten der Erde, nach deren Anschauen sich Millionen Menschen ihr ganzes Leben lang vergeblich sehnen: die Alpen und das Meer. Ueberwältigend ist der Bilderreichthum, der von allen Seiten auf uns eindringt, das Auge kommt in tausend Verlegenheiten, wohin zuerst sich wenden, und man thut wohl daran, erst mehre Male den Gang um alle vier Seiten des Thurms zu machen, ehe man die Einzelmusterung dieses Riesenpanorama's vornimmt. Das Einzelne darf uns aber nur nicht verirren, es würde uns zur Aufstellung eines puren Namensregisters zwingen; uns muß das Hervorragendste genügen.

Wir schauen zuerst nach Sonnenaufgang. Zu unsern Füßen breiten die zwei vornehmsten Prachtbauten Venedigs sich aus: wir blicken auf die Kuppeln, Dächer, Thürmchen und Altane der Marcuskirche und in den Hof und auf die Riesentreppe des Dogenpalastes. Wer Zeit dazu hat und das richtige Wissen, um die Bilder der Vergangenheit dieser beiden Gebäude an sich vorübergehen zu lassen, der kann lange den Kopf auf die Hand stützen und wird schließlich nichts mehr sehen von all der Herrlichkeit um sich, denn in der That, was hier das Schicksal vollbracht und was der Menschen guter und böser Geist in Thaten geleistet, ist wohl fähig, uns Alpen und Meer vergessen zu machen. Dort saßen sie, die Männer des goldenen Buchs, in ihrer Herrenburg, im Rathe und zu Gericht, und beherrschten von Venedigs Festland bis nach Dalmatien und Morea und Candia und Cypern die seekundigen Völker; die Schätze des Orients mußten an ihnen vorüber auf ihrem Wege zu den Völkern des Nordens und legten reichen Tribut vor den gestrengen Herrschern nieder; siegreiche Feldherren und Seehelden beugten sich vor den Gewaltigen in diesem Palaste, und die fürchterlichen Gefängnisse in der ewig dunkeln lagunengetränkten Tiefe, wie unter den Bleidächern erfüllten mit Furcht und Schrecken die üppigste Bevölkerung der Erde. Und drüben, in dem Gotteshaus, das sie mit den aus Kriegen und Handelsfahrten heimgebrachten Kunstwerken von allen Gestaden ihrer Züge schmückten, sangen die willigen Priester ihr Tedeum für jede That der Gewaltigen des Dogenpalastes, ob sie einen immergrünen Kranz an die Ehrensäule Venedigs hing, oder ob die ewige Stille der Lagunen sie bedeckt und die Humanität mit Thränen einen Kerbstrich mehr verzeichnet an der Schandsäule der Verbrechen. — Jenseits der großen und schönen Linien dieser beiden Häuser des Glaubens und der Herrschaft beginnt ein fast wildes Durcheinander von Bauwerk aller Art, Kirchen- und Befestigungsthürme ragen aus einer schwarzbraunen Masse von Dächern und Schlöten, die wie Spielzeug der Kinder launig durcheinander geworfen erscheinen, so wenig Straßenzüge können wir unterscheiden. Das Auge eilt darüber hin und sucht die ruhigeren Punkte. Wir betreten einen uns schon bekannten Boden, wenn wir, rechts über die Piazetta hin und unsere Riva degli Schiavoni entlang, an dem regsten Handel- und Schifferleben und dem lebendigen Treiben des Kleinhandels vorbei, zu den sogenannten öffentlichen Gärten wandeln. Dort lacht uns fröhliches Grün hoher Bäume entgegen. Mitten zwischen den grünen Lagunen, deren kleine Wellen unaufhörlich mit der Sonne liebäugeln, und zwischen den Palästen und Straßenreihen und ferneren Städtchen, Marktflecken und Dörfern, die neben Schiffen, Booten und Gondeln auf der Fluth zu schwimmen scheinen, erfreuen wir uns eines festen Standpunkts, auf welchem Bäume, wirkliche festgewurzelte Bäume hervor-

gewachsen sind. Ja, sogar wirkliche lebendige Pferde sind da zu finden. Ehe im Jahre 1810 dieser große Park von der Riva aus in die Lagunen hineingeschoben wurde, besaß man in Venedig keine anderen, als die ehernen Pferde auf der Marcuskirche und einigen Denkmälern; jetzt können die vielen Venetianer, welche ihre Stadt ihr ganzes Leben nicht verlassen, trotzdem lebendige Pferde sehen. Es ist im Volksgarten eine Reitbahn angelegt, und zwar, wie unser Führer ausdrücklich betont, mit „Sattelpferden". Der Ausblick von den Terrassen des Gartens ist nach allen Seiten immer schön, ob wir uns nach der Stadt hin wenden, oder hinaus nach den inselreichen Lagunen jenseits des nachbarlichen Kastells S. Pietro. Der äußersten Spitze des Volksgartens gegenüber liegt eine kleine Insel, deren Name und deren dermalige Bewohner zusammen eine geschichtliche Ironie aufführen: die Insel heißt St. Helena, und ihre Bewohner sind — die letzten Bourbonen im Exil. —

Lassen wir unsere Blicke von den Baumgruppen des Volksgartens am Rande der Häuserdächer und Lagunen hin nach links schweifen, so gelangen wir, am Kastell S. Pietro vorüber, zu dem weltberühmten Arsenal. Großartig breitet es seine Gebäudemassen aus, aus denen die Wasserflächen zwischen den Werften hervorschimmern. Tempi passati! — Die Geschäfte der Kreuzzüge haben dieses Arsenal zur ersten Rüstzeugstätte jener Zeit erhoben, wo das Leben der ganzen Kulturwelt auf das mittelländische Meer sich beschränkt und wo auf diesem Meere keine Macht fester stand, als die von Venedig; da zogen aus dieser ihrer Wiege jene Flotten aus, mit welchen der greise Enrico Dandolo einst Konstantinopel eroberte und zu den Fahnen der Republik auch die von Candia fügte; jene Flotten, mit welchen ein 130jähriger Krieg gegen Genua geführt wurde, dessen ächt nationale Thorheit an Großartigkeit selbst das Aehnliche in Deutschland übertraf; jene Flotten, welch. in den Blüthentagen der Herrschermacht Venedigs, im 15. Jahrhundert, auch Cypern und Morea der Republik an den Lagunen der Adria unterwarfen. Das war die größte Zeit Venedigs, an sie erinnern noch heute die drei riesigen Flaggenmaste auf dem Marcusplatze vor der Marcuskirche, an welchen einst die Fahnen von Candia, Cypern und Morea, als den von der Republik beherrschten drei Königreichen, die Venetianer mit Stolz und mit Uebermuth erfüllten. Der Gipfel der Macht und des Ruhms war erreicht, das Schicksal gebot sein „Bis hieher und nicht weiter!" und sandte, während der Rausch des höchsten Triumphs der Herrschergewalt die goldenen Herren im Dogenpalaste betäubte, jenes einsame Schiff aus, auf welchem Vasco de Gama jenseits der Säulen des Hercules dahinschwamm, um den neuen Weg nach Ostindien zu entdecken. Venedigs Alleinhandel mit den Schätzen jener geheimnißvollen Länder im fernen Morgenland fiel, und zugleich mit der Abnahme seines längst gewohnten Ueberflusses wuchs die Macht der Türken; es begann der zweite Theil vom großen Leben der Republik: die Vertheidigung des Errungenen. Auch sie ist reich an unsterblichen Großthaten; der verhältnißmäßig kleine Staat (er beherrschte in seiner blühendsten Periode nie über acht Millionen Seelen) nahm den Kampf gegen damalige Weltmächte auf. Aber abwärts ging die Bahn Venedigs, es siechte an äußeren Wunden und inneren Krankheiten dahin, bis der „Republikaner" Bonaparte der tausendjährigen Republik den Todesstoß gab. Die Stadt Venedig war an der Aristokratie abgezehrt, vergeblich verbrannte der letzte Doge, Marini, am 4. Juni 1797 „das goldene Buch" auf dem Marcusplatze und proklamirte die Demokratie; das Schicksal rief: „Zu spät!" — und der Schleier der Ohnmacht sank nieder auf die herrliche Stadt, und im Arsenale faulten die Balken seiner Ruhmeswiege. — Am Thore zum Arsenal steht linker Hand hoch aufgerichtet der Sieges-Löwe von Marathon; er

hatte Griechenlands Untergang geſehen, und zur Zeit ihrer grünſten Lorbeern trugen ihn die Venetianer von ſeiner alten Stätte fort, um mit ihm die Pforte ihrer glorreichen Seeburg zu ſchmücken; dort hat der alte Löwe zum zweiten Male den Untergang eines triumphreichen Volks überdauert. Aber aufrecht ſteht er noch immer, und er iſt ganz der rechte Löwe, der auch einem dritten Volksſieg zum würdigen Schmuck dienen kann.

Wohin ſind wir gerathen? Hat uns doch die Geſchichte erfaßt und vom großen Bilde vor uns abgezogen. Wir verlaſſen das Arſenal. Jenſeits deſſelben ſpielt die grüne Lagunenfluth um reizende Inſeln; da liegt Mazzorbo und gleich daneben Burano, die feſte Stadt von 8000 Einwohnern, und Torcello mit ſeinem prächtigen Dom; näher zur Rechten Lacertoſa, St. Andrea und das neue Lazareth St. Erasmo, dahinter die Tre Porti, von denen rechts das Littorale von Cavallino ſich hinzieht, und weiter hin dehnen die Lagunen ſich aus, welche Palude Maggiore (der große Sumpf) genannt werden, belebt von zahlreichen Fiſcherbarken, und ganz am Horizont glänzen die zackigen Häupter der Alpen, während zur Rechten jenſeits der langen Lido-Inſel ein ſchmaler Streif des Meers herüberſchimmert. Dort bewacht das Fort S. Nicolo die nördlichſte Pforte zwiſchen Lagunen und Meer.

Der ſchimmernde Meeresſtreif lockt mächtig, ihm ſogleich nach Süden zu folgen; aber ein Blick links wirkt noch mächtiger, und ſo wenden wir uns forſcheluſtig dem Norden zu.

Dort feſſelt uns zuerſt die Ferne. Der ſteile Abſturz der Alpen nach Süden verleiht der ganzen Gebirgswelt ein kühneres wilderes Bild, das in der klaren Luft uns täuſchend nahe tritt, bald Häuſer, bald Zacken, bald überhängende Stirnen, bald eiſig-ſchimmernd, bald auf dunkelem Grunde weiße Rinnſale zeigend, ſo reiht ſich's am Horizont entlang, ſchroff abgeſchloſſen von dem darunter ſich ſchmiegenden Lande. Jetzt iſt's lichter Tag. Wenn aber erſt der Abend ſein Roſenlicht auf jene Wände und Spitzen wirft, da will das Auge nicht fort und ſchwärmt der Geiſt in den reizendſten Phantaſien. — Raſch fliegen wir über das Feſtland Italiens heran zu den Lagunen. Dort prangt das volksreiche Murano, deſſen Kryſtallkunſtwerke weltberühmt ſind; näher St. Michael, noch näher St. Chriſtoph, und nun irren wir wieder rathlos über einem fürchterlichen Durcheinander von dunkelrothen und ſchwarzen Dächermaſſen, aus welchem Erker und Thürme, Kuppeln und Pavillons, Schornſteine mit ihrer Poſaunenſturzform und einzelne Brückenbogen zwiſchen Kanaldurchſichten hervortreten, — ein Bild, in welchem wir raſtlos nach Ruhepunkten ſuchen und ſie nirgends finden, als auf den Flächen des großen Kanals, die an einzelnen Stellen hervorleuchten. Sie führen uns auch zur Rialtobrücke mit dem kühnen Bogen und dem regen Treiben über ihm. — Dort, am Rio alto (Rivus altus), haben wir die Anfänge von Venedig zu ſuchen, dort war ſchon im Jahre 809 der Regierungsſitz, dort ſteht die älteſte, 421 erbaute Kirche Venedigs (St. Giacomo di Rialto), kurz, dort athmet man bereits im zweiten Jahrtauſend venetianiſcher Geſchichte. — Gehen wir endlich in nächſte Nähe, ſo erhebt ſich uns gegenüber, jenſeits des Marcusplatzes, der Uhrthurm, denn das Beſitzthum des h. Marcus iſt genau vertheilt: ſeine Kirche hat keinen Thurm und ſein Glockenthurm hat keine Uhr; ſein Uhrthurm zieht eben die Neugierde jedes Fremden wenigſtens ſo lange an, bis er einmal geſehen hat, wie die beiden ehernen Männlein zur Seite der großen Glocke auf der Zinne des Thurms mit ihren ehernen Hämmern die Stunden anſchlagen.

Unter uns breitet der Marcusplatz ſich aus, und ihm zu Liebe wenden wir uns gleich hier gegen Weſten.

Da liegt ſie vor uns, die Piazza grande, das Herz des ſtädtiſchen Lebens von Venedig. Wer die Geſchichte dieſes Platzes ſchriebe, hätte auch den wichtigſten Theil der Geſchichte des Volkslebens von Venedig vor ſich. Hier haben alle großen öffentlichen Akte der Republik ſich abgeſpielt, alle Staats-, alle Volksfeſte erfüllten dieſen Raum mit ihrem Glanze, ihrer Luſt, alle Pracht und Macht des Staats ſah aus den Procuratien auf ſie nieder, der Patriarchen- wie der Dogenpalaſt, die zu beiden Seiten der Marcuskirche liegen, goſſen alle Herrlichkeit ihrer öffentlichen Feſte dort aus, und noch heute verſammelt dieſe Piazza Alles, was Venedig noch den Nachſchimmer des alten Glanzes verleiht, am Tage und bei Nacht auf dem Granit- und Marmor-Getäfel ihres Bodens. Ihr köſtlichſter Schmuck bleibt aber die goldſchimmernde Marcuskirche; ſie feſſelt jedes Auge zuerſt, und der Nordländer, der dieſe geſchichtliche Stätte betritt, fühlt es im Herzen wie eine Weihe heranziehen und ſtaunt über die Alltagsgeſichter, mit denen die Eingeborenen dort handeln und wandeln. Und wenn am Abend der dreifache Gaslichterſtrahl aus jeder der 128 Arkaden des Bogengangs, der den 500 Fuß langen Platz von drei Seiten umgibt, ſeine Wirkung beginnt, dann verwandelt ſich dieſer Markt in den größten und prachtvollſten Feſtſaal der Erde, über welchen der dunkle Himmel mit ſeinen Millionen Sternen die ewige Decke wölbt. So mächtig iſt dieſe Lichtwirkung, daß der Widerſchein am Himmel für Jeden ſichtbar iſt, der ſich Venedig bei Nacht nähert. Hier führen ſchier jeden Abend, zur kräftig ſchallenden Muſik, bald der Militär-, bald der vielen Wanderbanden, Menſchen vieler Länder die größte Polonaiſe auf, — denn ein Luſtwandeltanz iſt es, in den jeder Abendſpaziergang der Menge, die hier durcheinander wogt, durch die Muſik und das in der entzückenden Umgebung ſchwelgende Gefühl wie von ſelbſt verwandelt wird. — Jetzt aber iſt's Mittag und alle Tauben Venedigs flattern zum Mahle, denn auch für ſie iſt der Marcusplatz ein geweihter Ort. Eine Stiftung, glücklicher als die unſers Walthers von der Vogelweide, deſſen Vermächtniß zu einer Schnabelweide für die Pfaffen vergendet wurde, ſpendet noch heute jeden Mittag um ein Uhr den Tauben ein großes Mahl; und wie genau die klugen Thierchen dieſe Zeit wiſſen, wie ſie, je näher der Zeiger jener Stunde rückt, deſto dichter gedrängt die Dächer und Simſe der Procuratien, des Uhrthurms, des Patriarchenpalaſtes und alle Zinnen und Zacken der Marcuskirche bedecken! Es gehört mit zu den ſchönſten Freuden der Piazza, dieſe Fütterung von unſerem hohen Standpunkt zu beobachten. Iſt das Mahl vollendet, ſo erheben ſich die Schaaren und eilen über alle Firſten und Schlöte ihren Heimſtätten zu. Wir aber folgen denen, die ſich gen Weſten wenden, und bleiben mit dem Blick vor der Kirche S. Maria della Salute ſtehen, deren hohe weiße Kuppeln ſich im großen Kanal ſpiegeln. Zur Linken hin ſcheidet der breiteſte aller venetianiſchen Kanäle, die Giudecca, den ſüdweſtlichſten Theil der Stadt ab, und dahinter dehnen die dunklen Lagunen ſich aus, in der Ferne vom Lido begrenzt. Kehren wir zum köſtlichen Anblick der Maria della Salute zurück und folgen der Windung des großen Kanals und ſeiner Prachtpaläſte, ſo gelangen wir, nachdem St. Chiara und St. Marta aus dem Häuſergewirre an unſern Augen vorüber geflogen und wir ſelbſt bis zur nordweſtlichen Richtung vorwärts gedrungen ſind, zu den Gebäudemaſſen des Bahnhofs. Darüber hin ziehen die Lagunen ihre blaue Fläche zwiſchen Stadt und Feſtland; aber eine Linie glänzt mitten durch ſie hin, und dieſer beſcheidene Strich im Waſſer iſt das Prachtbauwerk der Lagunenbrücke. Ueber 222 Bogen ſauſt das Dampfroß auf ihr dahin, am Fort Malghera und

der Stadt Mestre vorüber mitten in die lombardisch-venetianische Ebene hinein, aus welcher in blauer Ferne die berühmten Euganeischen Hügel herüber winken.

Wir lassen uns jedoch auch von ihren Reizen nicht verlocken, sondern begeben uns auf die vierte Seite unsers Thurms, die uns den Blick nach Süden zeigt. Die großen dunkeln Häusermassen der Stadt liegen zur Linken und Rechten und hinter uns: vor uns öffnet sich das leuchtende Bild der inselreichsten Lagunen und hinterm Lido des ewig herrlichen Meers. Wir eilen im Geiste den Thurm hinab, über die Piazetta zur Riva und springen in die erste beste der vielen Gondeln, deren Führer hier zur Fahrt einladen.

Un die Gundelaschiffla,
Wie schö sen erst die!
Da fährt mer drauf, wie
Auf en Pfitschapfeil hie!

(„Koburger Quäckbrunnle").

Der Abend naht. Wir fahren rasch über die breite Lagunenfläche, die unser Bild uns zeigt, lassen die Insel St. Giorgio links, die lange Insel- und Häuserreihe der Giudecca rechts liegen, und weiter geht's; unter uns das vielgestaltige Leben in der grünen Fluth, wie das schwimmt und kriecht, schleicht und krappelt zwischen den ewig beweglichen zarten Gewächsen des Gewässers! Immer höher steigt der Boden, immer seichter wird die Lagune, oft zischt der Gondelboden auf den langhalmigen Gräsern dahin. Und da steigen um uns herum aus der klaren friedeseligen Fläche St. Maria della Grazia und St. Clemente, St. Spirito und Poveglia, St. Servolo und — halt! hier sind wir — San Lazzaro, das war's, wohin wir strebten: Sei im Geiste noch einmal gegrüßt, ehrwürdige Stätte, wo ich „Tedesco" und „sächsischer Ketzer" in einem Kloster den Hut abzog vor einfachen Mönchen. Ja, in diesen Klosterzimmen muß Jedem wohl im Herzen werden, der in der ernsten Arbeit für die Bildung der Jugend seines Volks etwas Erhabenes, Verehrungswürdiges anerkennt, und so drücken wir freudig dem Manne die Hand, der uns willkommen heißt auf der „Insel der Armenier." — Wir durchschreiten die Gebäude dieses armenischen Klosters. Die Insel bietet wenig Raum mehr, als zum Kloster, seiner Kirche und seinem Garten nöthig ist. Aber dieser enge Raum genügt, um für Armeniens ferne Nation eine geistige Schatzkammer zu bergen, deren Wirksamkeit eine großartige genannt werden darf. Die erste uns aufgethane Thür führt uns in einen Bibliothekssaal, der auch mit Kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen ausgestattet ist. Aber nicht die in der That sehr schöne egyptische Mumie, nicht der ganz vortrefflich erhaltene uralte Papyrus zieht uns an, sondern daß unser erster Blick im ersten Bücherschranke auf Werke, wie „Lndens Geschichte der Teutschen", Goethe's, Schillers, Jean Pauls und vieler anderer deutschen Geistesheroen Werke fällt. Wer hätte die auf dieser Lagueninsel gesucht? Wir forschen weiter und finden, daß diese Armenier-Bibliothek überhaupt die besten Werke der europäischen Nationen in den Originalsprachen enthält. Das würde indeß an sich keine so absonderliche Sache sein. Der eigentliche Werth dieser Bibliothek liegt erst in ihrer Verwerthung. Die fleißigen, gelehrten und aufopfernden Mönche dieses Klosters widmen sich nicht blos der Erziehung der Jugend ihrer Nation; sie sind auch unablässig bemüht, von den Blumen und Früchten der abendländischen Literatur das ihrer Nation Heilsamste ihm in seiner Sprache zu geben, und dazu besitzt das Kloster einen zweiten Schatz: eine vortreffliche Druckerei, welche mit aller occidentalischen und vieler orientalischen Sprachen Schriften versehen ist. So sind diese armenischen Mönche Lehrer, Schriftsteller, Schriftsetzer

und Drucker, Alles in Allem, und Alles zum Heile ihrer viele hundert Meilen von ihnen entfernten armenischen Brüder. Für sie schließen sie sich ab von der Welt, nur das Beste derselben, ihre geistigen Schöpfungen, in ihren Mauern aufnehmend; für sie leben sie wie der Bienenschwarm, der den benachbarten Blumenfrüchten den Stoff entnimmt, aus welchem in der Stille des Stocks auf der kleinen Insel S. Lazzaro der nährende Honig bereitet wird. Auch das einfache Gotteshaus besuchten wir und den Garten des Klosters; aber nachdem das Herz erhoben und beglückt war vom Anschauen so edlen Geistes in der für unsere Anschauung längst veralteten Form, nahm das Auge Alles mit Entzücken entgegen. Mit einigen Erinnerungszeichen der typographischen Fertigkeit der Mönche versehen, schieden wir vom Kloster und eilten wieder der Gondel zu. Sie trug uns zum nahen Lido, dem schmalen langen Schutzwall der Lagunen und Venedigs, gegen die Tücken des Meeres. Zur Linken endet der Lido mit dem starken Fort St. Nicolo, welches die Einfahrt von Triest her beschützt. — An der Stelle, an welcher wir die Insel betreten, ist sie sehr schmal. Nur wenige Schritte stiegen wir die grüne Anhöhe hinan, — da hatten wir's schon erreicht und standen am muschelbesäeten flachen Sandufer des adriatischen Meers. Das Hervorranschen der rührigen Wellen, das Ueberspülen der Uferfläche und das Rollen der Muscheln beim Fliehen der Wellen, das waren die einzigen Laute, die das großmächtige Meer vernehmen ließ. Mir war's nur um die Tausende von Muscheln leid! Ich dachte der Kinderschaaren meiner deutschen Heimat, die ich hieher versetzt wünschte. Welch ein Jubel sollte das Rauschen des Meeres übertönen!

Die Sonne kam dem Horizont eiliger nahe, als ich berechnet hatte. Ich beschleunigte die Rückfahrt, denn in den Lagunen wollt' ich heute, am letzten Abend in Venedig, die Sonne untergehen sehen. Wir erreichten die Giudecca und hier hielt die Gondel. Der Mann des Ruders verstand den bittenden Blick des Fremdlings und schwieg. Das Bild vor uns verdiente diese Andacht. Während Venedigs Paläste, Kuppeln und Thürme zur Rechten im Abendstrahl der Sonne mit unbeschreiblicher Herrlichkeit über der dunklen Fluth leuchteten und Hunderte von schimmernden Fenstern sich in ihr abspiegelten, lag die große Sonnenscheibe, wie schwimmend, am Horizont auf dem Wasser, das plötzlich wie im Schmuck seiner höchsten Feier erschien: ganz wie in gold- und himmelblaue Bänder zerschnitten, spielten die langen Wellenstreifen durcheinander, zu uns heranzuckend mit den vielfach zerschnittenen Strahlen des Widerscheins, die wie lange feurige Spitzen daher züngelten. Das Bild war zu schön, um lange zu währen. Die Sonne macht's kurz dort mit ihrem Untergang; sie scheidet nicht mit nordischem Schmerzenswohlbehagen: sie wendet sich rasch ab und geht. Und so wollen auch wir es heute machen. Scheiden wir doch auf dem Marcusthurme Venedigs von einander. Also: gute Nacht!

F. Hofmann.

Freiburg im Breisgau.

Aus dem Konglomerat von Gebäuden, welche der Beschauer auf unserm Bilde erblickt, ragt schlank, zierlich und feingegliedert der berühmte Freiburger Münster hervor, der mächtig unsere Blicke auf sich zieht und unsere Bewunderung fesselt. Wir könnten zwar Manches über die historischen Schicksale der badischen Kreishauptstadt Freiburg, die mit den Schicksalen des Breisgaues überhaupt zusammenfallen, berichten, von der Zeit ihrer Gründung durch Herzog Berthold III. dem Zähringer (1120) an bis herab auf das Jahr 1848, wo (am 23. April) der badische General Hoffmann den Aufständischen die Stadt mit stürmender Hand abnahm; wir könnten über die seit 1456 hier bestehende katholische Universität und über die mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Anstalten Ausführlicheres mittheilen; oder wir könnten auch vor Allem die prächtigen Umgebungen der an der Treisam, die sich in munteren Bächlein durch die Gassen nach allen Richtungen ergießt, und am Fuße des Schwarzwalds herrlich gelegenen altehrwürdigen Stadt schildern. Aber wenn historische Schicksale, Universität und was zu ihr gehört und landschaftliche Umgebungen auch dazu beitragen, Freiburg zu einer der interessantesten Städte des Großherzogthums Baden zu machen, so ist doch vor Allem der Münster das eigentliche Kleinod der Stadt, diejenige architektonische Merkwürdigkeit, welcher sie ihren Weltruf verdankt. Bei diesem wollen wir auch hier vorzugsweise verweilen.

Der Münster oder Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg wird von manchen deutschen Domen an großartigen Dimensionen, an imponirender Massenhaftigkeit und an ehrwürdigem Aussehen übertroffen; aber er hat den Vorzug, daß an ihm nichts Ruine, nichts unfertig, daß er bis in die kleinsten Details vollendet ist und durch Feuer und Krieg nicht gelitten hat. Was das zarte Verhältniß aller seiner Theile betrifft, so dürfte er kaum von irgend einer andern Kathedrale übertroffen werden. Dieser harmonische Eindruck im Ganzen ist um so merkwürdiger, da auch dieser gothische Bau keineswegs in Einem Zuge fortgeführt worden, sondern das Werk mehrerer Jahrhunderte ist. Von dem alten Chor, der während der Regierung Konrads des Zähringers (1122—1152) erbaut wurde, sind nur noch die Kreuzvorlagen und einiges Andere, z. B. die kleinen niedrigen Säulen im Schiffe zunächst am Chore übrig. Graf Konrad von Freiburg (1236—1272) setzte den Bau fort und zwar kamen unter seiner Regierung das Langhaus, das noch im Todesjahre des Herzogs seine Vollendung erhielt, und der vordere Thurm zu Stande. Dieser scheint daher der erste seiner Art mit durchbrochenem Helm zu sein; denn sollten auch, meint C. L. Stieglitz in seiner „Geschichte der Baukunst", die Meister des Doms zu Köln eher auf die Idee gekommen sein, die

MÜNSTER in STRASBURG

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Helme der Thürme ihres Werkes zu durchbrechen, so hat doch der Thurm des Freiburger Münsters eher vollendet gestanden, ehe noch zu jenen Thürmen, die ohnehin nie ihre Vollendung erreichten, der Grund gelegt war.

Damals fand, theils aus Ehrgeiz, theils aus religiösem Bedürfniß, unter den Fürsten und städtischen Bevölkerungen ein förmlicher Wetteifer in der Errichtung prächtiger Kirchen Statt; an diesem Wetteifer entzündete und entwickelte sich das Genie der Architekten und die Geschicklichkeit der Maurer, Steinhauer und anderer Werkleute, und so kamen kirchliche Gebäude zu Stande, die allerdings Wunder der Baukunst sind und mit welchen alle unsere modernen öffentlichen Bauten, und zwar schon deshalb, weil die neuere Zeit nur ältere Stylformen in eklektischer Weise nachahmt, keinen Vergleich aushalten. Zu bewundern ist namentlich auch die Zähigkeit, welche unsere Vorfahren dabei bewiesen, indem Generationen auf Generationen nicht müde wurden, Gelder zu dem geliebten Bauwerk beizusteuern, und Generationen und wieder Generationen in's Grab sanken, während an Langhaus, Chor oder Thurm munter fortgebaut wurde. Was die Zeitdauer der Erbauung betrifft, so zählen auch die stattlichsten Bauwerke unserer Zeit nur nach so vielen Jahrzehenden, als die Dome des Mittelalters nach Jahrhunderten. Nur zur Ausführung des reichen Schmuck- und Skulpturwerks brauchte man damals eben so viele Decennien, als heutzutage zum Bau einer ganzen Kirche sammt Thurm Jahre gebraucht werden. Einige dieser Dome sind allerdings mehr oder weniger Ruinen geblieben, weil sie selbst für Jahrhunderte zu großartig angelegt waren und noch vor ihrer Vollendung eine Zeit eintrat, wo der alte Glaube, aus dem jene Dome emporwuchsen, und mit ihm der Opfermuth und der alte Kunstgeist mehr und mehr erloschen.

Aber der Münster zu Freiburg ist, wie schon bemerkt, bis zur kleinsten Zuthat fertig geworden, und zwar durch gemeinsame unermüdliche Betheiligung der genannten Fürsten wie der Freiburger Bürgerschaft. Hatte diese schon bisher den Bau durch viele Beiträge und freiwillige Opfer gefördert, so machte sie von der Mitte des 14. Jahrhunderts an noch viel großartigere Anstrengungen, um das Werk auszubauen und zu jenem Prachtbau umzugestalten, der die Hauptzierde ihrer Stadt und ein Gegenstand der Bewunderung für Alle ist, welche sowohl für architektonische Größe als für architektonische Zartheit und Harmonie Sinn und Verständniß haben. Thurm und Langhaus und Vorderseite standen bereits in aller Pracht da; nur der alte, unter Herzog Konrad erbaute Chor entsprach diesem Glanze nicht. Wohl mochten Kunstverständige aus Straßburg, Köln und andern Orten nach Freiburg gekommen sein, welche die Freunde der Bürgerschaft über ihren Münster mit kritischen, wegwerfenden Bemerkungen über die Unansehnlichkeit des alten Chors dämpften. Der Ehrgeiz der Bürgerschaft wurde dadurch geweckt und sie beschloß, einen neuen, des ganzen Baues würdigen Chor zu errichten, zu dem dann auch, nach einer Inschrift am Chore, im Jahre 1354 der erste Stein gelegt wurde. Der Bau rückte jedoch nur langsam fort, und obgleich man sich um das Jahr 1471 wieder zu neuer und erhöhter Thätigkeit empor raffte, so dauerte es doch immer noch eine geraume Zeit, ehe der Chor eingeweiht werden konnte, was endlich im Jahre 1513 geschah. Wenige Namen der ausgezeichneten Baumeister jener Zeit sind auf uns gekommen; den Werkmeister des Chors im Freiburger Münster kennt man jedoch, Dank einer Vertragsurkunde desselben mit dem Rath zu Freiburg, die sich erhalten hat. Es war Hans Niesenberger von Graiz. Trotz dieses späteren, dem Uebrigen trefflich angepaßten An- oder Umbaues macht das Ganze dennoch den Eindruck eines in sich Vollendeten, und mit Recht bemerkt Gustav Schwab: „Plan und Kräfte wirkten bei dem Freiburger Münster mehr

als wo im Einklang und schufen ein Werk, das unter die ersten Zierden des deutschen Vaterlandes zu rechnen ist."

Zunächst nehmen, abgesehen von dem zierlich prächtigen Thurm, der untere Theil des Thurmes und das Portal die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch. In der vordern Thurmmauer befindet sich das äußere säulenreiche Portal, das bis zur Spitze seines Bogens offen ist und in seiner Giebelverdachung eine Vertiefung mit schönen Hochbildern hat. Eine Vorhalle zieht sich von hier nach dem innern Hauptportale, das wie die Vorhalle und die Thür mit dem reichsten Bildwerk geschmückt ist. Ueber dem Haupteingange erhebt sich der Thurm, an dem namentlich der gefällige Uebergang aus dem Viereck in das Achteck und die pyramidale Spitze, deren durchbrochene Steinarbeit sich fast mit feingearbeitetem Filigranwerk vergleichen läßt, bewundert werden. Namentlich beim Durchschimmern des Mondes macht diese zierliche Pyramide einen fast zauberhaften Eindruck. Von der untern Gallerie steigt man auf einer Wendeltreppe von 56 Stufen auf die Plattform, den schönsten Standpunkt auf dem ganzen Thurm, und von hier auf 70 weiteren Stufen zur oberen Gallerie, um die durchbrochene Arbeit in der Nähe in bewundernden Augenschein zu nehmen und der schönen Aussicht zu genießen, obschon Viele derjenigen den Vorzug geben, welche sich von dem nahe bei der Stadt in mäßiger Höhe sich erhebenden Schloßberg eröffnet.

Was das Langhaus betrifft, dessen Gewölbe von 12 Pfeilern, 6 zu jeder Seite, gestützt wird, so möge hier nur auf dessen Hauptzierde, die gemalten Fenster, hingewiesen sein, deren älteste bis in das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Das Glas ist durch und durch gefärbt und stückweise zusammengesetzt, und die Umrisse der Figuren sind von innen aufgetragen und eingebrannt. Daher das lebendige Farbenspiel und die unzerstörbare Haltbarkeit dieser Glasmalereien, die, wie Kenner versichern, in dieser Hinsicht von keinen andern in der Welt übertroffen werden. Diese, so wie die Kapellen im Langhause und viele alte Denkmäler verkünden die Meisterschaft der altdeutschen Künstler in jedem Zweige der Kunst.

Das Gewölbe des Chors bildet ein kunstreiches netzförmiges Gewebe, und weist durch die künstlichere Struktur der Wölbungen und durch die phantasiereicheren Ausschmückungen der Fensterbogen auf die spätere Zeit seiner Entstehung hin, wogegen die feierliche Größe der Anordnung und die ernste wohlthätige Harmonie der älteren Kunst vermißt wird. Doch auch so erweckt der Chor Bewunderung, obschon die Glasgemälde, die ihn schmücken und deren ausgezeichnetstes nach einer Zeichnung von Hans Baldung gefertigt ist, trotz der phantasiereicheren Erfindung und der richtigeren Zeichnung nicht ganz dieselbe zauberhafte Wirkung hervorbringen, als die im Langhause; denn das Glas ist hier nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiß, und die Farben sind nur auf beiden Flächen eingebrannt, weshalb auch gegen die Wetterseite hin ganze Theile abgefallen sind. Außerdem sind noch mehrere Gemälde von Hans Baldung aus Gemünd in Schwaben, die den Altar zieren, zwei Gemälde von Hans Holbein in der südlichen Kapelle des Chors oder der sogenannten Universitätskapelle, und unter den Denkmälern besonders das Steinbild Bertholds V. († 1228) beachtenswerth.

Wir Neuern errichten keine Dome mehr wie der Freiburger, weil wir nicht mehr dieselbe religiöse Begeisterung, dieselbe Ausdauer und denselben Opfermuth besitzen wie unsere Vorfahren, weil es unsern Baumeistern an der dazu gehörigen genialen Erfindungskraft und Kombination und unsern Werkleuten für gewisse Details die Geschicklichkeit der frühern fehlt. Die Politik, möchte man sagen, sei mehr und mehr unsere Religion geworden, und so wollen wir noch zum Schlusse eines trefflichen Mannes gedenken, der lange Jahre bis zu seinem Tode (1840)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

BAY VAN RIO

[illegible] Lithographie [illegible]

in Freiburg lebte und wirkte und einen andern Dom, den Dom des deutſchen Liberalismus, durch Rede und Schrift mitbegründen und ausbauen half. Wir meinen den berühmten Geſchichtſchreiber und Kammerredner Karl von Rotteck, der mit einer unermüdlichen Ausdauer, von der Regierung verfolgt und unter oft ſehr ungünſtigen Verhältniſſen, die Sache des badiſchen Konſtitutionalismus in der erſten badiſchen Kammer Jahre lang verfochten hat. Ihm haben ſeine dankbaren Mitbürger und Geſinnungsgenoſſen in Freiburg ein Denkmal errichtet, welches ſpäter in einem jener nicht ſeltenen Augenblicke des Wahnſinns, von denen die Reaktion ſich zuweilen überraſchen läßt, entfernt wurde, jetzt aber wieder aufgerichtet iſt.

H. Marggraff.

Rio de Janeiro.

(Eine Reiſeerinnerung.)

Es war an einem Mainachmittag, als wir in die Bai von Rio einliefen. Bei der Einfahrt erheben ſich auf beiden Seiten, gleich den Säulen eines Thores, kegelförmige Granitberge mit mancherlei ſonderbar geſtalteten Kuppen und Hörnern, von denen zwei gepaarte Spitzen die beiden Brüder, eine andere der Papageienſchnabel genannt wird. Einer der Berge im Süden heißt wegen ſeiner Form der Zuckerhut (Pao d'Açucar), den Schiffern eine treffliche Landmark; es iſt eine faſt ganz nackte Granitmaſſe von ungefähr tauſend Fuß Höhe. Gegenüber liegt das kleine, aber wohlbefeſtigte Fort St. Cruz. Nachdem man das breite Felſenthor paſſirt, erweitert ſich die Bai, und nun eröffnet ſich ein Amphitheater, welches an mannigfaltig imponirenden Reizen kaum ſeines Gleichen auf Erden finden möchte. Im Hintergrunde waldige, an einander gekettete Kuppen und Spitzen, an den Ufern romantiſche Felspartien mit maleriſch zerſtreuten Landſitzen und Häuſergruppen, ferner die üppige Vegetation der ſchlankſtämmigen Kokospalmen, der Pinien, Aloeen und Cactus, dann, ſo weit das Auge reicht, grüne Eilande emportauchend aus dem Waſſerſpiegel, der von unzähligen Kähnen und Gondeln belebt wird, endlich der Hafen mit ſeiner reichen Maſtendekoration und der prächtige Aquadukt der Hauptſtadt; dazu die Beleuchtung der Abendſonne, welche zum Abſchiedsgruß das azurene Firmament mit Purpurſtreifen und die Häupter der Berge mit Roſenkränzen ſchmückte: gewiß, Alles dies müßte ſelbſt den roheſten Menſchen mit Entzücken erfüllen. — Wir waren eine halbe Stunde unterhalb der Stadt vor Anker gegangen; weiter einzulaufen, ehe die Zollbeamten uns viſitirt hatten, war uns nicht vergönnt. Schnell kam die tauſendäugig funkelnde Nacht: da ſtieg plötzlich ein weit ausgebreitetes Heer von Raketen und Schwärmern über der Stadt in die Lüfte, mit Knallen und Puffen zerplatzend; Donnerſchläge weckten das Echo der Felſen; die hochgelegenen Klöſter San Bento und San Antonio, die Tempel, die Häuſer und Paläſte entzündeten ſich in grünen, blauen und rothen Feuern und Flämmchen — ein in der That feenartiger Anblick, deſſen Zauber noch durch den Kontraſt des dahinter liegenden dunklen Gebirges erhöht wurde. Muſik und Jubel

erscholl nah und fern von dem fröhlichen Volke, welches gerade ein Fest feierte. Der sich erhebende Landwind trug zur Erhöhung des Genusses bei, indem er würzigen Duft von Orangen und anderen blühenden Gewächsen über die See wehete, und erst spät bewältigte der Schlummer den Aufruhr wonniger Gefühle.

Am andern Morgen gingen wir an's Land. Die auf einer dreieckigen Landzunge in Westen der Bai gelegene Stadt mit ihrer Umgebung und ihren weißgetünchten Häusern und Kirchen hatte vom Schiffe aus ein anziehendes großartiges Ansehen, Wohlhäbigkeit und Sauberkeit versprechend: aber eine nähere Beschauung verscheuchte die Täuschung. Die langen engen Straßen sind mit Schmutz und afrikanischen Schwarzen angefüllt, welche wir schon überall auf den im Hafen schwimmenden Booten und Kanoes als Bemannung bemerkt hatten. Fast nackend, schwitzend unter ihrer Arbeit und ihren Lasten, verbreiten diese Tausende von Sklaven einen starken unerträglichen Geruch. Zu den dunkelen Gestalten der Neger und Mulatten, welche fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, bilden die übrigen gewöhnlich weiß gekleideten Bewohner den grellsten Gegensatz, und wenn die brennende Mittagssonne die letzteren verscheucht, so sieht man nur Schwarze. Die Häuser sind äußerst fest, meist von Granit aufgeführt, in der Regel zweistöckig und weiß angestrichen, mit flach gesenkten Dächern, Balkonen und Bogengängen, unter denen die Waaren auf's Zierlichste zur Schau gestellt sind. Die Kaufläden, deren Thüren und Fenster den Tag über meist offen stehen, scheinen von Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen bedient zu sein. Besonders zahlreich sind die Venda's, wo man Lebensmittel verkauft. Die langen Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, so daß die Häuser große viereckige Massen bilden. Sie sind nicht nur eng und schmutzig, sondern auch schlecht erleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Stadt von Gebirgen des herrlichsten Granits umgeben ist. Die Neustadt erstreckt sich in nordwestlicher Richtung und wird von der Altstadt durch einen sehr weit ausgedehnten Platz, den Campo de Santa Anna, geschieden. Unter mehreren schönen Kirchen ist eine der bedeutendsten Nossa Senhora da Gloria, welche auf einer gerundeten Höhe in die See ragt. Die kaiserliche Kapelle zeichnet sich durch Glanz aus. Bänke, Stühle und Kanzeln findet man in den Kirchen nicht, für die seltenen Predigten wird eine Eilkanzel aufgeschlagen. In der sogenannten Negerkirche steht ein schwarzer riesiger Götze, den die Neger anbeten. Zu den übrigen bemerkenswerthesten öffentlichen Gebäuden gehört die Münze, das Opernhaus, das Theater, die Bibliothek mit fast hunderttausend Bänden, das naturhistorische Museum, das am Campo de Santa Anna erbaute schöne Oberhaus (Camara dos Senadores), am Hafen das Kloster San Bento und die Abtei San Thereza auf einem Hügel neben der Wasserleitung, die eine gute deutsche Meile lang ist und nach der Stadt zu mit prächtigen Reihen doppelter Bogen endigt. Der sogenannte Schloßberg, Norro de Castello, mitten in der Stadt, gewährt eine reizende Aussicht auf diese selbst, sowie auf die Bai und das Gelände jenseits derselben mit der Stadt Nitherohy oder Praia Grande im Vordergrunde und dem hoch emporragenden Orgelgebirge zur Linken.

Rio ist die volkreichste Stadt Südamerika's und zählt 210,000 Einwohner. Diese scheinen angelegentlich darnach zu streben, ihrer Stadt einen europäischen Anstrich zu geben. Die früher gebräuchlichen charakteristischen Trachten sind verschwunden. Kamm und Mantille werden nur noch von einigen, meist farbigen alten Weibern getragen; auch der aufgestülpte Hut und die goldenen Schnallen sind abgelegt. Jetzt kleiden sich beide Geschlechter nach französischer Mode, und bei beiden bemerkt man eine bedeutende Vorliebe, sich mit Edelsteinen zu schmücken. Mit Musik beschäftigt man sich sehr eifrig, und das Pianoforte findet man fast überall in den

besseren Häusern. Früher war die Guitarre das Lieblingsinstrument, wie noch immer im ganzen Innern des Landes. Da Rio die Hauptstadt des Reiches ist, wo die meisten europäischen Staaten ihre Gesandten halten, so herrscht hier in der feinen Welt ein glänzenderes Leben, als man vermuthen möchte, und die Gesellschaften und Bälle, die Oper und das Theater nehmen die Aufmerksamkeit ebenso sehr in Anspruch, als in anderen großen Städten. An heiteren Abenden findet man zahlreiche Spaziergänger auf der öffentlichen Promenade (Passeio publico), einem großen Garten mit schattigen Gängen. Auch der anderthalb Meilen von der Stadt entfernte botanische Garten wird viel besucht. Die vom Eingang aus hinanführende Allee besteht aus fichtenartigen Keulenbäumen (Casuarina), welche ungeheuren Schachtelhalmen gleichen. In der Mitte des Gartens sieht man mehrere Gruppen von Bambusrohr mit ziemlich fünfzig Fuß hohen Stämmen. Auch gedeihen dort schon Zimmet- und Gewürznelkenbäume, so wie einige große Brotfruchtbäume. Auf einem Stücke Landes stehen die Theepflanzen, die von dem Großvater des jetzigen Kaisers aus China eingeführt wurden; doch entsprach der Erfolg nicht den Erwartungen. — Von den vielen hier ansässigen europäischen, namentlich englischen und deutschen Kaufleuten bewohnen die meisten Landhäuser in den Vorstädten. Besonders bevorzugt ist in dieser Art der anmuthige, ein halb Stündchen entfernte Ort Botafogo, dessen Häuser an dem Ufer einer stillen, fast ganz von hohen Bergen umschlossenen Bucht liegen. Unmittelbar hinter den Häusern und fast darüber hangend erhebt sich der gegen zwei tausend Fuß hohe merkwürdige Berg Corcovado, von welchem zwei Drittel seiner östlichen Seite einen senkrechten Abhang bilden.

Wir unternahmen einen Ritt nach San Christovao, der Sommerresidenz des Kaisers. Der Weg von der Stadt dorthin ist sehr belebt und mit den reizendsten Landsitzen garnirt, die meistens von Kaufleuten aus der Stadt bewohnt werden. Die „Kinta", der kaiserliche am Schlosse angrenzende Garten, ist schön angelegt und das gigantische tropische Wachsthum in demselben dem Europäer höchst imponirend. Am selben Tage sahen wir vor dem Münzgebäude auf offener Straße in einem großartigen transportablen Ofen eingelöste Staatsschuldscheine, für eine Million Dollars an Werth, verbrennen, wobei kontrastweise das Feuer von armselig aussehenden Negersklaven geschürt wurde; — hier zu Lande beiläufig nur ein politisch-finanzielles Manöver der Regierung, um die gutmüthigen Brasilianer in einem wohlthuenden Wahne vom guten Zustande der Staats-Finanzen zu erhalten; das verbrannte Papier soll nicht ein Viertel des angegebenen Werthes betragen.

Sonntags besuchten wir einen der beliebtesten Spaziergänge der Brasilianer, einen am Strande angelegten Garten mit Terrasse, an welcher sich die Brandung der Bai unaufhörlich bricht. Schlechte Harmoniemusik sollte die Leute anziehen und belustigen. Der größte Theil der brasilianischen Aristokratie schien anwesend zu sein; man sah reiche Anzüge sowohl bei Männern als bei Frauen, aber wenige schöne Formen und die gelbliche Hautfarbe der Brasilianer ließ uns von der gepriesenen Schönheit ihrer Züge wenig bemerken.

Die ganze Bai von Rio, ungefähr sechszehn deutsche Quadratmeilen umfassend, ist von einem wundervollen Gebirgsgürtel umgeben, über welchem man noch die gezackten Umrisse eines höheren, des „Orgelgebirges", erblickt. Gegen hundert Inseln, fast alle mit Gärten und Häusern geschmückt, schwimmen auf diesem Bassin; unter andern die Ihla do Gubernador, vier Quadratmeilen groß mit Städten, Dörfern, Kaffeeplantagen und Urwäldern; die Ihla de Paqueta, über und über mit Landhäusern angebaut, u. a. Auf der weiten Wasserfläche wimmelt es von Fahrzeugen, von dem größten man of war bis zum kleinsten Negerkanoe herab; Dampfschiffe und Galeeren kommuniciren mit den Hauptinseln und besuchtesten

Plätzen; kleinere Ruderboote mit Schutzzelten gegen die Sonne fahren ununterbrochen zwischen der Stadt und den benachbarten Orten. Rio selbst liegt auf der Südseite des Hafens. Von den umliegenden Befestigungen und selbst von der nahen Insel Cobras hat die Stadt wenig Schutz zu erwarten. Der belebteste Landungsplatz ist am Campo de pinza, dem kaiserlichen Palaste gegenüber.

Der Palast selbst, früher ein einfaches Kaufmannshaus, ist geräumig, entbehrt aber gänzlich der Pracht, die man in den Wohnungen kaiserlicher Abkömmlinge aus dem Hause Braganza suchen würde. In der Mitte des Platzes ist ein Brunnen mit gutem Wasser, um den, wie um den Eingang der kaiserlichen Wohnung selbst, fortwährend Haufen von müßigen Sklaven, beinahe von allen Kleidungsstücken entblößt, in Schmutz und Elend umher kauern. Rechts vom Palaste gelangt man in die rua direita, eine ziemlich lange und breite Straße, in welcher das Zollhaus, die Bank, die Hofapotheke und die Wohnungen mehrerer Konsuln sich befinden. Die dortigen Häuser sind die stattlichsten, sämmtlich mit Altanen und breiten Thüren versehen, welche fast beständig offen stehen, um den Luftzug zu befördern. Doch auch diese Straße ist so schmutzig gehalten, daß es unmöglich ist, in Mitte derselben zu gehen, wo aller mögliche Unrath aufgehäuft wird. Die meisten Straßen sind nach dem in denselben vorherrschenden Handel oder Gewerbe benannt: in der rua di sabon sind z. B. die Schuhmacher, in der rua do ouvidor die Goldarbeiter ꝛc. Letztere ist die schönste von allen und Abends der Corso der haute volée; sie zeichnet sich aus durch ihre prächtig assortirten, meist englischen und französischen Luxusläden, unter denen besonders diejenigen anlocken, in welchen unter Leitung von Französinnen junge Mädchen wunderschöne Blumenbouquete und Kränze aus den bunten Federn der prächtigsten brasilianischen Vögel zusammensetzen. — Der Hotels ist nur eine geringe Anzahl, aber diese sind ziemlich gut und meist von Franzosen gehalten; das besuchteste und großartigste ist wohl Hotel Pharoux (nahe am Landungsplatz und am kaiserlichen Palaste), in welchem zu unserer Zeit die niedliche Nichte des Hausbesitzers mit bekannter französischer Anmuth die Honneurs machte; das cercle de commerce, ein französisches Kaffeehaus in der rua direita, ist der demnächst besuchteste Ort.

Rio besitzt auch einige Spitäler, deren aber keines seinem Zwecke entspricht, sowohl was die innere Einrichtung, als auch die ärztliche Pflege in denselben anbelangt. Das „Hospital de la Misericordia“ ist ein finsteres Gebäude, dessen lange Säle, zu beiden Seiten Bett an Bett, unter rothen Decken die Kranken zur Schau bietend, einen unangenehmen Eindruck auf den Besucher machen; diese Einrichtung stammt übrigens noch von zweihundert Jahren her, und ein neues, fast fertiges Hospital verspricht billigen Ansprüchen besser zu genügen. Das „Hospital San Lazaro“ in St. Christovao, für Lepröse und skorbutische Kranke bestimmt, ist wo möglich noch trauriger anzusehen, denn es entbehrt jeglicher Spur von Reinlichkeit, Pflege und Wartung; es ist notorisch, daß Viele hinein-, aber Keiner lebend oder geheilt herauskommt. Viele erliegen der Elephantiasis, dieser abscheulichen Krankheit, welche am häufigsten bei den Negern anzutreffen ist — erklärlich, da sie ihre Entstehung schlechter Nahrung und Wohnung verdankt, sowie der Einwirkung der Hitze und Kälte, des Meerwassers und des heißen Sandes, dem die Neger durch das Gesetz, barfuß zu gehen, zumeist ausgesetzt sind.

Das Theater soll im Allgemeinen ziemlich gut sein; wir wohnten nur einer Aufführung der Oper „Barbier von Sevilla“ bei, welche nach unseren Begriffen schlecht genannt werden mußte; der Abend wurde aber für uns interessant, indem er uns den Kaiser Don Pedro II. zu sehen Gelegenheit gab. Mit vornehmer Verbeugung nahm er in seiner Loge Platz, in welcher er gleichsam wie auf einem

Präſentirteller ſeinem Volke ſich zeigte, das jedoch ſich wenig um ihn zu kümmern ſcheint, denn ſeine Gegenwart erregte nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Der Kaiſer hat ein ausdrucksloſes Geſicht, iſt von faſt deutſchem Ausſehen, blondem Haar, großer Statur und ſtarkem Körperbau. Ein ſechsſpänniger Wagen in Begleitung von ſechszig Mann Kavallerie führten ihn aus dem Theater nach dem Schloß zurück.

Auffallend lächerlich erſcheint dem Fremden das braſilianiſche Militär wegen ſeiner ſaloppen Haltung, ſchlechten Montirung und der ſonderbaren Miſchung der Weißen und Schwarzen in den Reihen; auch ſcheint die Disciplin unter demſelben nicht weit her zu ſein, denn ich traf ſelbſt am kaiſerlichen Palaſte die Schildwachen mit Gewehr bei Fuß und ungenirt ihre Cigarre rauchen. Mehr Sorgfalt ſoll auf die Artillerie verwendet werden; ſie beſitzt eine ſchöne, geräumige Kaſerne auf der „piaca de la Imperatrix“. Die Kavallerie, eine Art Dragoner, hat viel Aehnlichkeit mit der bayeriſchen Landgensd'armerie, iſt ſchlecht beritten und ebenſo ſchlecht gemuſtert. Am netteſten ſieht noch die Marine aus, welche viele Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen hat, und beſonders elegant ſind die Marine-Eleven equipirt.

Die Neger ſind in Rio ſehr zahlreich und machen wohl die Hälfte der Bevölkerung aus; ſie werden meiſtens von der afrikaniſchen Küſte hereingeſchmuggelt, ſind ſämmtlich Sklaven und außer jeglichem Schutz des Geſetzes; ſie ſind nur nothdürftig gekleidet und gehen alle barfuß. Man findet unter ihnen ſchön gewachſene, kräftige junge Leute und Mädchen, ſelbſt Schönheiten mit zarten Gliedern, aber die rohe Behandlung, ſchlechte Nahrung und ſchwere Arbeit machen ſie bald zu Krüppeln und man trifft wenige alte Neger an, die nicht mit einer ekelhaften, inkurablen Krankheit behaftet wären. Sie tragen die ſchwerſten Laſten auf dem Kopfe und es iſt höchſt intereſſant, wenn auch dem Gefühle zuwider, einem ſolchen Zug „Laſtneger“ beladen auf der Straße oder am Ufer der Bai zu begegnen: ſie laufen ſtets im Trab beim Tragen ihrer Laſten und laſſen dabei beſtändig in unverſtändlichen, abgebrochenen Tönen eine Art Geſang hören, der ihnen zur Aufmunterung zu dienen ſcheint. Sie arbeiten faſt immer barhäuptig, und fürchten die Kühle mehr als die Hitze. — Der Neger fürchtet ſeinen Herrn, verachtet ihn aber zugleich; er iſt im Allgemeinen ſtolz und zeigt ſich auch ſo gegen ſeines Gleichen; beſonders gibt es einige Stämme, welche ſich für vornehmer halten als die andern, und obgleich ſelbſt Sklaven, doch bei ihres Gleichen in einem beſonderen Anſehen ſtehen. Am verächtlichſten, ſelbſt für die Neger, ſind die „Miſchlinge“, deren es unzählige Varietäten gibt. Auf der Straße muß jeder Neger dem Weißen ausweichen, und wird im Allgemeinen vom Portugieſen ſehr unmenſchlich behandelt. Abends um acht Uhr ertönt die ſogenannte „Negerglocke“, und ſpäter iſt es keinem Herrn mehr erlaubt, ſeinen Neger aus dem Hauſe über die Straße auszuſchicken, bei zehn Dollars Strafe für den Herrn und Einkerkerung — ja oft auch körperliche Züchtigung — des ausgeſandten Negers.

Die Braſilianer ſelbſt bedienen ſich gegen die Fremden ziemlich gaſtfreundlicher Formen; in eine Familie eingeführt, wird man von dem Hausherrn oder der Hausfrau mit den Worten: „esta su casa, señor! (dies iſt dein Haus, Herr!)“ bedeutet, daß man in demſelben beliebig ein- und ausgehen kann und wird man ein für alle Mal zu den Mahlzeiten geladen; — doch würde man bald Mißfallen erregen, wollte man von dieſer Höflichkeit einen mehr als beſcheidenen Gebrauch machen.

Auch wir folgten dieſer Klugheitsregel und kehrten von unſeren Ritten und Beſuchen bald in unſere Wohnung und nach vierzehntägigem Aufenthalte in Rio an Bord unſeres Schiffes zurück. Aber die Ausſicht von unſerer Venda herab

auf das Meer, die weißumsäumten Inseln, bleibt unserem Gedächtnisse tief eingeprägt. Unser letzter Ritt vor Sonnenuntergang galt der Wasserleitung — (eine der schönsten und zugleich nützlichsten Zierden der Stadt, im vorigen Jahrhundert unter Leitung von niederländischen Baumeistern aufgeführt und 1740 vollendet, bringt sie das Wasser vom Corcovado nach Rio); die Stadt vor und unter den Augen ausgebreitet, — zu beiden Seiten Hügel und Thäler, Berge und Schluchten mit einander abwechselnd, von der üppigsten Vegetation bedeckt und allenthalben mit prächtigen Landhäusern oder Kirchen geschmückt, hinter welchen eine Reihe von Bergen bis zum Pic des Corcovado und Gavia sich ränbert, — Alles von den glühenden Farben der untergehenden Sonne erleuchtet, — die tropische Luft von den mannigfaltigsten Wohlgerüchen erfüllt, — die Umrisse der entfernteren Gebirge sich röthend, — der abenteuerliche Pao de Açucar am Eingang des Hafens immer dunkler sich abzeichnend, — die weißen Festungswerke ringsum von den Höhen niederschimmernd, — die Kriegsschiffe, welche eben ihre Flaggen einziehen und den schwindenden Tag mit Musik und Schüssen salutiren, — dieses Alles zusammenwirkend, welch ein wunderbar ergreifendes Gemälde! — Jedem fühlenden Menschen muß es einen für das ganze Leben unauslöschlichen Eindruck zurück lassen!

Schloß Karlstein in Böhmen.

Berühmt, wie keine andere böhmische Burg, ist dieses herrliche, auf schroffem Kalkfelsen in einsamem Waldkessel gelegene Schloß Kaiser Karls IV. Der Vandalismus des dreißigjährigen Kriegs und nach ihm die nicht geringere gegen alles Alterthümliche wüthende Geschmacks-Barbarei des achtzehnten Jahrhunderts hatten es dem Verfall preisgegeben, bis die Kaiser Franz I. und Ferdinand mit schweren Summen ihm den alten Glanz und Schmuck zurück erkauften. Erst vor Kurzem ist die umfassende Restaurirung beendet worden. Die Pracht der inneren Ausstattung und die Festigkeit der Mauern, welche sie verwahren, wetteifern. Geschnittene Edelsteine bilden die Schlußsteine der 13 Fuß dicken Kreuzgewölbe, deren Wände von geschliffenen Jaspisen und Karneolen sind, bedeckt von 130 lebensgroßen Bildnissen der Heiligen; statt des Glases enthalten die Fenster Halbedelsteine in vergoldetes Blei gefaßt, vergoldete Truhen stehen in kostbaren Schreinen, welche einst die Reliquien und Schätze des Kaisers Karl bargen, daneben sein selbst gezimmerter Betschemel und das Tabernakel, in welchem die böhmische Krone aufbewahrt wurde. — Was nützt es? Alle Verschwendung von Kunst und Gold frischt doch die verblichenen Herrlichkeiten der vergangenen Zeit nicht auf, welche einst diese Stätte bewohnten. Unser Geschlecht mag den neuen Firniß anstaunen, aber über das eitle Thun wird es lächeln und sich der Sysiphusarbeit freuen.

Kalkgraph Institut in Hochbergkasse

Schloß K[illegible]

SCHLOSS KARLSTEIN im BÖHMEN

Lithographie Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

BERGSTURZ bei GOLDAU

BERESTURE DEI GOLDAU

[illegible]

Goldau und der Lowerzer See.

Das majestätische Alpengebände, ein Resultat der gewaltigsten Erd-Umgestaltungs-Prozesse, bietet uns, wie wir es heute sehen, nur Ruinen seiner einstigen Gestalt und Größe dar. Alle jene malerischen Felsengruppen, die als jäh aus ewigem Schnee aufsteigende „Hörner" und „Stöcke" oder als breite, waldumsäumte Kalk- und Dolomit-Wände die Thäler eingrenzen, waren einst, in der vorhistorischen Zeit, eine einzige zusammenhängende Masse von gewaltiger Ausdehnung. Erdbeben und Gaserplosionen zerstörten aber die gigantischen Höhenzüge und wurden Veranlassung, daß einzelne Theile des Gebirges wieder in's Innere unseres Planeten zurücksanken; so zerrissen die zerstörenden Kräfte der Natur das mächtige Alpengebände dermaßen, daß jene weit klaffenden Spalten daraus entstanden, die die Menschen heute als fruchtbare und milde Thalgründe bewohnen.

Indessen auch diejenige Periode im Entwickelungsgange unseres Erdkörpers, welche wir gegenwärtig mit durchleben, war schon unendlich oft Zeuge schrecklicher Ereignisse, die den festen, wie für Ewigkeiten geschaffenen Riesenban der Alpen in seinen Grundfesten erschütterten und umfangreiche Ablösungen des Gebirges zu Thal sandten.

Eine der furchtbarsten und jüngsten Katastrophen dieser Art war der Bergsturz bei Goldau am 2. September 1806.

Dieses freundliche stille Dörfchen lag zwischen dem, seiner Aussicht halber weltberühmten, vielbesuchten Rigi und dem Roßberge in dem mehre Stunden langen Lowerzer Thale.

Die ganze Gegend gehört jenem Theile der historisch-klassischen Schweiz an, innerhalb dessen das schlichte Hirtenvolk seine ersten Spartaner-Kämpfe für Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes schlug, — jenem Theile, in welchem der durch Schillers hohes Heldenlied verherrlichte Urahn aller Gebirgsschützen, Wilhelm Tell, lebte. Dort jene Felsenzinken in des Thales Hintergrunde sind die Mythenstöcke, an deren Fuße Schwyz, der alte Flecken, liegt, von dem die Volkssage geht, daß es der älteste Ansiedelungspunkt der Schweiz sei und diese darum ihren Namen davon hergeleitet habe. Ganz nahe dabei, an den Gestaden des vielbuchtigen Vierwaldstätter-See's, gruppiren sich malerisch die Häuser von Brunnen und diesen gegenüber liegt, an den Abhängen des Selisberges, die stille, geheiligte Bundeswiese des Grütli, wo die ersten Eidgenossen schwuren:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren:
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Dieses innige Vertrauen, dieser Freiheitsmuth und diese Einheit, wenn es den gemeinsamen Interessen galt, halfen dem kleinen, unscheinbaren Häuflein, daß es erstarkte und wuchs und groß wurde und seit fünf Jahrhunderten als selbstständiger Staatenbund in Mitte der brausendsten Zeitkämpfe sich erhalten konnte. Welch ein Vorbild für jene Länder, die durch Einheit stark und mächtig sein könnten, während sie, durch kleinliche Rücksichten und beschränkten Lokal-Patriotismus uneinig und darum schwach, ohnmächtig, der Spielball fremder Laune, volksfeindlicher Politik sein müssen! —

Ueberspannt dann unser Blick die Seebreite zum anderen Gestade, so erreicht das Auge die an des steilen Arenberges Felsenwand geschmiegte Kapelle auf der Tells-Platte. Hier war's, wo der Befreier seines Volkes, der tollkühne Tell, bei wildem Sturm des Ungewitters und hochgehender Wogenbrandung dem Kahn entsprang, mit welchem Landvogt Geßler den Schützen wollte gen Küßnacht fahren und verwahren lassen, „wo weder Mond, noch Sonne ihn bescheinen sollten."

Und würden dann noch wenig Schaufelschläge des Dampfers uns an das nahe liegende Ende des Seebusens tragen, wo Flnelen, der Landungsplatz der Gotthardsstraße, liegt, dann wäre in einigen Minuten auch jene denkwürdige Stätte erreicht, an welcher im Flecken Altdorf der Vater Tell mit bebender Hand, mit blutendem Herzen einen Apfel von des eigenen, lieben Kindes Haupte schießen mußte auf den Befehl des Tyrannen, der des Volkes uralte heilige Rechte mit höhnender Willkür zu Boden trat.

Den Landvögten unserer Tage ist der Schütze Tell eine unbequeme historische Figur und darum bestrebt sich die servile Kritik, den Apfelschuß als ein Märchen aus der Geschichte hinweg zu eskamotiren. Aber der Freiheitsheld lebt im Herzen seines Volkes! was vermag gegen solch ein Heimathsrecht spitzfindige Stubengelehrsamkeit?

Genug! Wohin das Auge schaut, ringsum sind's Punkte, die Deutschlands größter Dichter schon in unseren Jugendjahren uns vor das Seelenauge führte.

Auch die Ufer des Lowerzer See's, die unser Bild im Mittelgrunde zeigt, erinnern an den Helden Tell. Als er, dem Kahn und der drohenden Haft entronnen, zur „Hohlen Gasse" bei Küßnacht eilte, wo er dem Dränger der Unschuld, dem Feinde des Volkes den tödtenden Pfeil in's Herz sandte, da führte ihn der Weg über Lowerz und Goldau. In jenen Tagen standen beide Dörfer noch auf dem Grunde und Boden, auf dem die ersten Ansiedler dieser Gegend sich niedergelassen hatten. Jetzt deckt hoher Gebirgsschutt das große gemeinsame Grab, in dessen Tiefe fast ein halbes Tausend Menschen in einem Augenblicke gebettet wurden.

Mit dem Gefühl der Bangigkeit betritt der fremde Wanderer das große Trümmerfeld, durch welches sich der Weg von Arth am Zuger-See über Neu-Goldau zum Rigi emporwindet. Unwillkürlich tritt ihm der furchtbare Augenblick des Verschüttungs-Momentes in seiner ganzen entsetzlichen Größe vor die Seele, wenn er die Stunden lange Sturzbahn am Roßberge erblickt, über welche die Felsenmassen jagenden Laufes herabstürmten in's Thal.

Ursache des schrecklichen Ereignisses war, wie beim Zertrümmerungs-Prozesse des Gebirges überhaupt, das Wasser. Es ist und bleibt der gleiche zerstörende Faktor, welcher hier als strömender Regenguß die entwaldeten Berge abspült und die geringen Erdreste, in welchen Pflanzen gedeihen könnten, als dicke Schlammströme zu Thal sendet, — oder dort als geschmolzenes Schneewasser in die Felsenrisse eindringt, gefriert und durch die ausdehnende Kraft der Eiskrystallisation die Spalte nach und nach immer mehr erweitert, bis der abgesprengte Steinkörper, das Gleichgewicht verlierend, in die Tiefe fällt, — oder an noch anderen Stellen als

eingedrungenes und angesammeltes Wasser die geneigt liegenden Gesteinsschichten so lange unterwühlt und auflöst, bis diese endlich ihrer festen Basis beraubt und, durch das Gesetz der Schwere gedrängt, gleichfalls hinab rutschen oder stürzen. Dies letztere war bei der Verschüttung von Goldau der Fall.

Der ganze Sommer des Jahres 1806 war regnerisch gewesen und gegen das Ende des August und in den ersten Tagen des September hatte ein eigentlicher, ununterbrochener Landregen seine überströmenden Urnen über der Schweiz geleert. Schon mehrfach waren die Bewohner des Lowerzerthales durch lautkrachende Lufterschütterungen davon in Kenntniß gesetzt worden, daß droben an den Höhen des Roßberges theilweise Felsenablösungen erfolgt sein mußten. Aber der Bewohner des Gebirges, an außerordentliche Erscheinungen dieser Art gewöhnt, die den Flachländler in Angst und Schrecken jagen würden, achtet solcher Andeutungen zu wenig und mißachtet nicht selten die Gefahr, die ihn kurz darauf umkommen läßt.

So auch hier. Sorglos befanden sich die Einwohner der Dorfschaften Goldau, Busingen und Lowerz, deren Wohnungen und Ställe weithin durch's Thal und an den Bergeshalden zerstreut lagen, in ihren Häusern und nur wenige derselben im Freien, als kurz vor fünf Uhr Abends ein dem Blitzeinschlagen ähnlicher Donnerknall, der, tausendfach vom Echo wiederholt, nicht enden zu wollen schien, die ganze Bevölkerung ringsum aufschreckte. Alles, was laufen konnte, eilte den Thüren und Fenstern zu, um zu sehen, welch außerordentliche Begebenheit Ursache des den Boden erschütternden Geräusches gewesen sei. Aber hier war es zu spät, um zu sehen und zu beobachten. Der ganze Berg schien lebend geworden zu sein; denn Wiesen, Bäume, Wälder, Felsen rutschten und stürzten, eine immer größere und beschleunigtere Fallkraft annehmend, dem Thale zu, so daß nach wenig Sekunden der ganze über eine Wegstunde einnehmende Abhang des Roßberges ein in Staubwolken gehülltes, wildherabjagendes Chaos zeigte, das unter unbeschreiblichem, das Gehör fast zerschmetterndem Spektakel dem Thale mit Blitzesschnelle zueilte.

An Rettung zu denken war hier überflüssig; dennoch mag die Volksmenge das Mögliche versucht haben. Wenigstens von Einzelnen weiß man, daß sie mit knapper Noth dem gräßlichen Tode entflohen und später Berichte über Das geben konnten, was ihnen zu erblicken und zu unterscheiden möglich gewesen war.

Als die Glocke zu Arth fünf Uhr schlug, lagen 457 Menschen, zahlreiche Viehheerden und einige hundert Häuser, Scheunen und Ställe unter dem Steinmeer erschlagen und begraben, welches heute das vielbesuchte Trümmerfeld von Goldau bildet. —

Es ist dies nicht das einzige Riesengrab, welches im Alpengelände liegt; die ältere Geschichte berichtet von Bergstürzen, welche Plurs im siebzehnten Jahrhundert und größere Städte, wie das römische Tauretunum mit noch zahlreicherer Bevölkerung verschütteten.

Es sind gräßliche Momente, die in geringerem Umfange und in minder gemein-gefährlicher Weise sich alljährlich in den Alpen wiederholen. Aber sie schrecken den Gebirgsbewohner nicht ab, die gefährliche Stätte zu verlassen, wo der Todeskeil fortwährend dräuend ob seinem Haupte hängt; vielmehr hebt und kräftigt und stählt es seinen Muth, der Gefahr stündlich offen in die Augen zu schauen und macht ihm die Heimath noch um einmal so lieb, als wenn er völlig sorglos in den geschütztesten Winkel der Erde gebettet wohnte.

Berlepsch.

Pisa.

Eine der ältesten, berühmtesten und glanzvollsten Städte des so städtereichen Italiens ist Pisa. Schon im Alterthume gegründet, erwarb es sich doch erst im Mittelalter durch den Unternehmungsgeist und den Freiheitssinn seiner Bürger Macht und Ansehen, und schwang sich schnell zu einer gebietenden Stellung empor, vor der selbst die nächsten Nachbarn, wenn auch grollend, geraume Zeit sich beugten. Wie andere Städte jener Zeit gab auch Pisa sich eine republikanische Verfassung und machte sich bald durch den Muth seiner Söhne nahe und fern einen gefürchteten Namen. Gleich den Venetianern hatte es oft blutige Kämpfe mit den Sarazenen zu bestehen, aus denen es jedoch siegreich hervorging. Während derselben fielen die Inseln Sardinien und Korsika, sowie die Balearen in die Hände der Pisaner, welche, diese glücklichen Tage ihrer Macht klug benutzend, mehrere Kolonien in der Levante gründeten und selbst dem stolzen Genua die Herrschaft auf dem Mittelmeere streitig machten.

Die Zeit dieser ruhmreichen Entwickelung Pisa's begann schon früh im Mittelalter und dauerte bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Seine größte Blüthe fällt in die Zeit vom elften bis Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Die Einwohnerzahl der sich immer mehr an beiden Ufern des Arno ausbreitenden Stadt stieg in jener Zeit auf 150,000 Seelen, während die Gesammtbevölkerung Pisa's gegenwärtig kaum mehr als einige zwanzig Tausend zählen mag. Prachtvolle Paläste und herrliche Kirchen erhoben sich in reicher Anzahl über das marmorne Häusermeer; denn fast ganz Pisa ist aus diesem kostbaren Material erbaut, das in unerschöpflichen Marmorbrüchen des nahen Gebirgszuges gewonnen wird, der in malerischen Formen gegen Ost die überaus fruchtbare Ebene umkränzt.

Mit achtzig Kirchen, von denen mehrere sich durch hohe Schönheit der Architektur auszeichnen, ward die Stadt geschmückt, und diese sind noch heute deren schönste Zierde. Ueber alle diese glänzenden Gotteshäuser aber ragt der gewaltige Dom empor, umgeben von dem Baptisterium, dem Campo Santo und dem runden Glockenthurme, berühmt durch die ganze Welt seiner schiefen Richtung wegen, die beim ersten Erblicken desselben Jeden mit Besorgniß erfüllt.

Hier um den Dom koncentrirt sich die ganze Herrlichkeit Pisa's, dessen Straßen jetzt fast verödet sind, wenn nicht Schaaren von Reisenden, die allerdings in keinem Jahre fehlen, sie durchwandern. Das reichlich zwischen den Marmorquadern sprossende Gras ist der lauteste Zeuge des Verfalls einer Stadt, von deren früherer Macht und Herrlichkeit nur noch ihr Umfang, ihre zahlreichen Paläste, ihre schönen weiten Plätze und ihre vortrefflich gepflasterten Straßen erzählen. Erbauer des Domes von Pisa, der sein Alter bis in das Jahr 1063 zurückführt, war ein griechischer Architekt, dessen Namen man nicht kennt. Das ungeheure Gewölbe des im reinsten byzantinischen Style errichteten Gebäudes wird

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

von vierundſiebzig Säulen aus Porphyr und Granit getragen, die einen wunderbar ergreifenden Eindruck auf den Beſchauer machen, wenn durch die mit reichen Glasmalereien geſchmückten Fenſter die Sonne buntfarbige Strahlen wirft und das ganze impoſante Innere mit magiſchem Dämmerlicht erfüllt. Eine Menge höchſt werthvoller Gemälde berühmter italieniſcher Meiſter, vornehmlich von Andrea del Sarto, dienen dieſer ſehenswürdigen Kathedrale noch zur beſonderen Zierde. Von großem Kunſtwerth ſind ferner die drei bronzenen Thüren des Domes, welche in erhabener Arbeit und in meiſterhafter Ausführung das Leiden Jeſu darſtellen.

Unmittelbar neben dem Dome feſſelt den Blick der ſchon aus weiter Ferne ſichtbare berühmte ſchiefe Thurm, den ein Deutſcher, Namens Wilhelm, deſſen Heimathland Tyrol war, im zwölften Jahrhundert erbaut hat. Dieſer ganz aus Marmorquadern aufgeführte, völlig runde und ſieben Stockwerke zählende Thurm hat eine Höhe von 168 Fuß, iſt am oberſten, abgeplatteten Rande von dem nämlichen Durchmeſſer wie am Fuße und ſteht ſo ſchief, daß ein Bleiloth, von der Gallerie des flachen Daches herabgelaſſen, volle 15 Fuß von der Grundmauer abweicht. Die Annahme, der genannte Baumeiſter habe mit Abſicht dem Thurme eine ſchiefe Richtung gegeben, hat Mancherlei für ſich, ſelbſt die Form des ſonderbaren Baues. Denn mag man immerhin die meiſterhafte Ineinanderfügung der gewaltigen Marmorquadern bewundern, an denen noch heutigen Tages, nach acht Jahrhunderten, auch nicht der kleinſte Riß zu entdecken iſt, ſo wird man dem Bauwerke ſelbſt den Beinamen eines architektoniſch ſchönen doch mit Recht nicht geben können. Ein runder Thurm, der einen Cylinder von 168 Fuß Höhe darſtellt und noch dazu ſchief ſteht, als hätten unterirdiſche Gewalten ihn von Himmels Höhen herab in die Erde geſchlendert, frappirt und macht uns ſtaunen, ſchön aber iſt er nicht. Demnach dürfte es wahrſcheinlicher ſein, daß die Senkung der Grundmauer nach der einen Seite hin bald nach Beginn des Baues begann, daß aber der Meiſter nach Erforſchung des Untergrundes den Bau weiter zu führen ſich entſchloß, dem trefflichen Material und ſeinem guten Glück vertrauend. Dieſe Annahme gewinnt noch an Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſich an Bologna erinnert, wo ebenfalls ein ſchiefer Thurm von bedeutender Höhe und großer Schlankheit angeſtaunt wird. Wie dem aber auch ſei, der Bau bleibt bewundernswürdig und zeugt von der Kühnheit Deſſen, der ihn ſo zu vollenden wagte. Im oberſten Geſtock hängen mehrere ſchön klingende Glocken, deren Schwingungen das wunderbar feſt konſtruirte Bauwerk nicht zu erſchüttern vermögen. Von der Plattform des Thurmes ſchweift das Auge über die mit zahlloſen Villen beſäeten, herrlich geformten Berge, welche das Bett des Arno begrenzen, über die fieberreichen, aber fruchtbaren Maremmen, durch welche eine Eiſenbahn nach dem drei Meilen entfernten Livorno gelegt iſt, und ruht befriedigt aus auf dem azurnen Spiegel des Mittelmeeres, an deſſen Horizonte einige purpurn glänzende Inſeln auftauchen. Eine derſelben iſt das durch die wunderbaren Schickſale des größten und edelſten Patrioten der Neuzeit berühmt gewordene Caprera, das ehemalige ſtille Aſyl des ruhmlos überwundenen, ſchändlich hingeopferten Garibaldi.

Gegenüber dem Dome erhebt ſich das Battiſterio, auch la Chiesa di S. Giovanni (die Kirche des heiligen Johannes) genannt, deren Erbauer Diotiſalvi hieß. Es ward 1152 vollendet und iſt namentlich ſeiner prächtigen Kuppel wegen, die von den ſchönſten Säulen getragen wird, ſehenswerth. Auch die herrliche Kanzel, ein Werk von Nicola Piſano, verdient eine nähere Betrachtung. Das ſtarke und mehrmals ſich brechende Echo im Battiſterio von Piſa überraſcht den Fremdling, kann aber der Kirche ſelbſt kaum zum Vortheil gereichen.

Zwischen dem Battisterio und dem Dome liegt das sehr umfangreiche, von reich verzierten gothischen Hallen eingehegte Campo Santo, der berühmteste und unstreitig auch sehenswertheste Kirchhof ganz Italiens. Nur verlangt die Besichtigung desselben mehr Zeit, als gewöhnliche Touristen den zahllosen Kunstschätzen, die in Italien aufgehäuft sind, in der Regel zu widmen pflegen. Wer nur die unvergleichlich schönen Freskogemälde in ihrer ganzen Tiefe und Herrlichkeit sich einprägen will, welche rundum das Campo Santo schmücken, und die von den Meisterhänden der berühmten Maler Giotto, Buffalmaeo, Laurati, Antonio Veneziano, Spinello, Memmi und Orgagna herrühren, kann darauf allein schon einige Wochen verwenden. Alle diese Fresken aber werden noch weit übertroffen von den unnachahmlichen lebensvollen Schildereien Benozzo Gozzoli's. Man erzählt sich, daß deren Anblick die drei großen künstlerischen Genien Italiens, Leonardo da Vinci, Raphael und Michel Angelo zu ihren erhabenen Kunstschöpfungen begeisterte. Die Erde dieses Kirchhofs, welcher von gläubigen Katholiken mit großer Andacht betreten wird, ist nicht italischer Boden. Die Pisaner segelten im Jahre 1228 mit einer Anzahl eigens dazu ausgerüsteter Schiffe nach dem heiligen Lande und holten sie aus Jerusalem. In ihr haben seit jener Zeit die berühmtesten und verdientesten Männer der einst so mächtigen Republik ihre Ruhestätte gefunden.

Noch eine andere Merkwürdigkeit Pisa's, nach der jeder gebildete Deutsche sich erkundigt, ist der sogenannte Hungerthurm, die Todesstätte des mit seinen Kindern jammervoll umgekommenen Ugolino Gherardesca. Weniger die dramatische Bearbeitung dieses erschütternden Stoffes durch Gerstenberg ist es, die uns mit eigenthümlichen Empfindungen das finstere Gemäuer betrachten läßt, mit dem man die Geschicke des ehrgeizigen Pisaners in Verbindung bringt, als das berühmte Geschlecht, dem er entstammte. Zwei Grafen Gherardesca, Gherardo und Galvano Donavatico, gehörten zu den treuesten und begeistertsten Anhängern des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen. Wie die Mehrzahl aller Gherardesca waren sie mit Leib und Seele ghibellinisch gesinnt, und brachten Gut und Blut dieser ihrer politischen Ueberzeugung zum Opfer. Sie begleiteten den letzten Hohenstaufen mit nach Neapel und endeten gleich ihm auf dem Blutgerüste. Diese Anhänglichkeit der Gherardesca an die ghibellinische Partei brachte sie in Feindschaft mit mehreren mächtigen Familien Pisa's, welche auf Seite der Guelfen standen, besonders mit den Visconti. Der Streit beider Geschlechter nahm bald eine so ernste Gestalt an, daß die ganze reiche Republik dadurch in zwei einander mit der ganzen Gluth südlicher Leidenschaft sich hassende und befehdende Lager gespalten wurde. Der unheilvolle Ruf „Hie Welf, hie Waibling" war auch das Feldgeschrei in den bürgerlichen Zwisten Pisa's. Diesem Streit, dessen Folgen für die Republik nur verderblich werden konnten, wo möglich ein Ende zu machen, faßte der ehrgeizige und thatkräftige Ugolino Gherardesca, das Haupt der Familie, den Entschluß, die Herrschaft in seiner Vaterstadt an sich zu reißen und verband sich zu dem Zweck mit den Visconti, indem er seine eigene Schwester dem Haupte derselben als Gattin zuführte. Der heimlich entworfene Plan reifte schon seiner Ausführung entgegen, als derselbe entdeckt ward und die genannten Häupter beider Parteien in die Verbannung wandern mußten. Giovanni Visconti, Ugolino's Schwager, starb im Exil, dieser aber, voll Energie, und begierig, an seinen Landsleuten Rache zu nehmen, verband sich jetzt mit den Guelfen in Lucca und Florenz, die stets im Streite mit den Pisanern lagen. Das Glück begünstigte den rachsüchtigen Mann; er besiegte in mehr als einem Treffen die eigenen Landsleute und nöthigte diese dadurch, daß sie Frieden mit ihm

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

TEMPERRUINEN von KARNAK

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Karnal.

[illegible]

schließen und ihn aus der Verbannung wieder zurückrufen mußten. Dies geschah 1276. Allein trotz dieser ihm gewordenen Genugthuung gab Ugolino seine ehrgeizigen Pläne nicht auf. Ganz im Geheimen bereitete er, Patriotismus heuchelnd, Alles vor, bis Pisa mit Genua 1282 in Krieg gerieth. Zwei Jahre schon hatte der Kampf gewüthet, da kam es am 6. August 1284 zur Seeschlacht bei der Insel Malora, die Ugolino durch die absichtliche Flucht der von ihm befehligten Flottenabtheilung, welche auch die ganze übrige Flotte der Pisaner nach sich zog, zum Nachtheile Pisa's entschied. Die ganze Flotte der Republik ward vernichtet und 11,000 Pisaner geriethen in Gefangenschaft. Der ehrgeizige und rachsüchtige Mann aber erreichte vollkommen seinen Zweck. Der gedemüthigte, von allen Seiten durch die Guelfen bedrängte Staat mußte sich dem Verräther in die Arme werfen, damit dieser, welcher befreundet war mit den Häuptern der Pisa feindlichen Partei, durch Unterhandlungen den Untergang der Republik verhindere. Dies gelang auch durch Darbringung empfindlicher Opfer, wobei Ugolino sich selbst der Herrschaft bemächtigte. Seine Gegner traf nun Acht und Verbannung; wer sich ihm widersetzte, ward in's Gefängniß geworfen, das Volk genißhandelt, gefährliche Feinde traf der Dolchstoß gedungener Mörder. Nach mehr als dreijähriger Schreckensherrschaft gab ein solcher Mord, den Ugolino an dem Neffen des Erzbischofs Roger Ubaldini verüben ließ, das Signal zu einer Verschwörung gegen den Tyrannen, an deren Spitze der Erzbischof selbst stand. Auf ein verabredetes Zeichen ließ Ubaldini ganz plötzlich am 1. Juli 1288 die Sturmglocke läuten und den Verhaßten mit zweien seiner Söhne und Enkel nach hartem Kampfe gefangen nehmen. Zum Gefängnisse ward den Unglücklichen der Thurm Gualandi angewiesen, dessen Schlüssel der haßerfüllte Priester in den Arno versenkte, damit sich Niemand den Gefangenen nähern und ihnen Nahrung reichen könne. Alle fünf starben so den Hungertod, der Thurm aber, welcher der Schauplatz dieser grauenvollen Rachethat war, erhielt vom Volke den Namen „Torre di fame".

So erscheint im Licht der Geschichte, ohne Parteinahme des Hasses und entkleidet vom Gewande der Dichtung, jenes dunkle Blatt aus seinem Buch von den italienischen Städtefehden.

Willkomm.

Karnak.

Das von Jahr zu Jahr sich mehrende Reise-Bedürfniß hat die Strecke von dem blumenduftigen Kairo an bis nach Theben zu einer der leichtesten und bequemsten der Welt gemacht. Gegenwärtig durchzieht eine große Menge von Wanderern den mehr als hundert Meilen langen Weg fast mit derselben Leichtigkeit, mit welcher die Sommerreisenden unsern Rhein beschiffen. Eine regelmäßige Dampfschifffahrt ist eingerichtet worden, und während der Reisezeit geht mindestens einmal wöchentlich ein vollgefülltes Boot von Kairo aus nach Oberägypten ab, hält bei allen

Tempeln und bei den größeren Städten am Wege einige Stunden, wirft seine Herde an's Land und setzt seine Reise fort, wenn die schaulustige Menge sich gesättigt glaubt. Selbst am Zielpunkte der Reise, in Theben, wo ein reicher Geist wochenlang Beschäftigung findet, verweilt ein solcher Reisezug nur wenige Tage, — kaum lange genug, um von diesen Wunderwerken der Erde eine Vorstellung so tief in der Seele sich einzuprägen, daß der Eindruck zu einem bleibenden wird.

Das ist die Art und Weise, wie die große Menge gegenwärtig in Aegypten reist. Vor fünfzehn, ja noch vor zehn Jahren war es anders; da war die Wanderung auf dem Nilstrome eine herzerquickende, eine solche, welche ein Daran-gedenken für alle Zeiten, eine Sehnsucht in der Seele zurückließ, welche ich fast ein Heimweh nach dem Nile nennen möchte; — war man doch wirklich heimisch auf dem gewaltigen Strom, war man doch wirklich vertraut mit dem alten, segen-spendenden Gott geworden. In unseren Tagen ist diese Reisedichtung vor der unsere Zeit kennzeichnenden Ueberstürzung gewichen. Früher reiste man wirklich; jetzt jagt man nur noch. Auf dem Dampfschiffe umklingen das Ohr fünf bis sechs europäische Sprachen, macht sich die Mode und die Flachheit breit; auf dem dahinjagenden Boot findet der sinnende Geist kaum mehr Ruhe, sich zu sammeln, das Gesehene in sich zu verarbeiten und zum Bleibenden zu gestalten. Alle Unannehmlichkeiten des Reisens sind jetzt auch in Aegypten bemerkbar geworden. Man hat aufgehört, sich selbst anzugehören und ist der Allgemeinheit verfallen; fade Schwätzer bemäch-tigen sich des Ohres, geckenhaft gekleidete Modenarren beleidigen das Auge, wenn sie in den altehrwürdigen Ruinen umherlaufen; englische Anmaßung und Rohheit gibt den Ton an.

Wie war es früher so ganz anders auf dem Nil! Der neuangekommene Reisende, welcher gar bald freundliche und dienstfertige Landsleute sich zu Freunden erwarb, ging in deren Geleit von Kairo nach dem nahen Bulak hinab, um dort sich ein ihm passendes Fahrzeug zu suchen. Hunderte von Booten lagen am Ufer des Nils, eines schmucker, als das andere, eines, wenigstens nach Versicherung der Schiffsleute, schnellsegelnder, als die übrigen. Zu verhältnißmäßig beispiellos billigem Preise miethete man ein solches Fahrzeug für die ganze Reise, nicht für Tage und Stunden, sondern für Wochen und Monate. Das Schiff wurde zum eigenen Haus, in dem man behaglich schaltete und waltete, mit welchem man das so anziehende und fesselnde Land durchzog. Zwei oder drei Freunde thaten sich gewöhnlich zusammen, und in guter, gleichgesinnter Gesellschaft zog man seines Weges; mit Gleichgebildeten tauschte man Ansichten und Meinungen, und wenn man zurück-kehrte, war das Herz voll von dem Erlebten, und auch der Kopf, welcher jetzt gewöhnlich gar leer bleibt, hatte Etwas gewonnen.

Das dem Nil eigenthümliche Boot „Dahabîe", oder zu deutsch „die Gol-dene", war und ist zu einer Nilreise, wie wir sie meinen, unzweifelhaft das geeignetste Fahrzeug, welches man sich denken kann. Die Einrichtung dieser Segelbarken ist auf dem ganzen Nil dieselbe. Mehr als die Hälfte der ganzen Länge hat das Kajütenhäuschen in Anspruch genommen; der übrigbleibende Theil beherbergt die Mannschaft und das Reisegepäck. Bis zum Mittelmast gehört auch das Deck den Reisenden; es ist mit einem Sonnendach überdeckt, unter welchem man sich aufhält, um Luft und Aussicht zu genießen. Am Vordermast steht die Küche, ein durch einen Bretterkasten vor dem Winde geschützter Kochherd oder eine ordentliche Kochmaschine; zwischen Vorder- und Mittelmast befinden sich die Ruderbänke. Ganz vorn am Bug des Schiffes ist der Sitz des Rëis oder Barkenführers, dem es obliegt, das Fahrwasser zu prüfen; auf dem Dach der Kajüte steht der Mustahmel oder Steuermann, zwischen Vorder- und Mittelmast

ſitzen die der Segel wartenden Matroſen. Auf verhältnißmäßig kurzen Maſten ruhen die langen Raen, an denen dreieckige oder lateiniſche Segel befeſtigt ſind. Der Richtung des Stromes oder bezüglich des Windes entſprechend, müſſen dieſe Segel während der Fahrt häufig gewendet werden, und außerdem läuft man immer und überall Gefahr, aus dem tieferen Waſſer herauszukommen und auf den Grund zu ſtoßen. Deshalb hat bei niederem Niſtande oder bei ſtarkem Winde immer ein Matroſe das Seil zur Hand, mit welchem das Segel angeſpannt wird, um es ſogleich freilaſſen zu können, wenn das Schiff, wie ſehr häufig geſchieht, auf den Grund gefahren iſt. Dann werfen alle Matroſen mit Blitzesſchnelle die wenigen Kleidungsſtücke von ſich, welche ihren gelbbraunen Leib decken, ſchieben die Barke mit manchem Seufzer und unnachahmlichem taktmäßigem Geſtöhn in beſſeres Fahrwaſſer, — und weiter geht die Reiſe.

Solch' eine Fahrt iſt überaus gemüthlich. Man ſchwimmt ganz nach Gutdünken und Belieben auf dem Weltſtrom, iſt vollkommen ſein eigner Herr, ſeine Reiſe auszudehnen oder abzukürzen, wie man will, und was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes unentbehrlich iſt, bietet jeder Ort am Ufer. Der mit Glücksgütern Geſegnete kann ſich unter den Hunderten von Barken diejenige ausſuchen, welche ihm am beſten behagt: er findet ſolche, welche allen europäiſchen Gewohnheiten entſprechend eingerichtet und wirklich koſtbar ausgeſtattet ſind; der Anſpruchsloſere hat mit den drei und vier Zimmerchen, in welche das Kajütenhäuschen getheilt iſt, aber vollkommen genug, falls er es überhaupt verſteht, urſprünglich leere Räume wohnlich zu geſtalten.

Bei Günſtigem Winde jagen die langgeſtreckten Boote unter dem Drucke der beiden großen Segel mit der Schnelle eines Dampfſchiffes dem Strome entgegen und gewähren ſomit die Annehmlichkeit, etwa Verſäumtes nachholen und das rechte Maß der Reiſezeit einhalten zu können. Bei jedem Städtchen wird gelandet, um die Sorgen des Kochs zu verſcheuchen, und der Reiſende gewinnt hierdurch Zeit, alle möglichen Studien über ſeine Umgebung zu machen und fremdländiſches Treiben in ſeiner Urſprünglichkeit zu belauſchen. Zürnt der Wind mit dem alten Nilgott, ſo macht es eben auch nichts aus. Jeder Palmenhain, jede Lache am Ufer, jeder noch mit Waſſer halbgefüllte Kanal gibt dem Reiſenden Gelegenheit, ſein Jagdglück zu erproben. Die Zuckerrohrfelder laden zu gar verlockendem Waidwerk ein, denn in ihnen hauſt das Wildſchwein; die nahe Wüſte rechts und links bietet Dem, welcher zu jagen verſteht, ſogar Gelegenheit, mit den als ſo furchtbar verſchrieenen Hyänen einen Kampf zu wagen; Füchſe, Ichneumons und anderes jagdgerechtes Wild findet ſich in Menge, welchem nachzugehen der Reiſende immer noch genugſame Zeit findet, während das Boot von der Mannſchaft langſam den Fluthen entgegengezogen wird. So befällt Langeweile nur Den, welcher mit ſeiner Zeit nicht umzugehen weiß.

Jedes Schiff ſegelt unter eigener Flagge; dies iſt unumſtößliche Gewohnheit der Reiſenden auf dem Nil. Gar ſonderbare Farben blähen ſich im Winde; denn mancher gute Deutſche trägt kein Bedenken, ſelbſt dem alten Nilgott von der Zerfahrenheit und Zerriſſenheit ſeines Vaterlandes Kunde zu geben und läßt die Farbe irgend eines Kleinſtaates kühn vom Hintermaſte ſeines Schiffes wehen. —

So zieht man aufwärts bis zum erſten Tempel: er ändert alle bisherigen Gewohnheiten des Reiſenden um. Der kühne Nimrod wird zum eifrigen Alterthumsforſcher, der Schmetterlings- oder Käferjäger zum Kunſtjäger. Die wunderbarſten Urtheile werden laut, und die kühnſten Gedanken finden das rechte Wort. Jedermann ſchwärmt für Altägyptenland, und jede Zunge erſchöpft ſich in Ausrufen der Bewunderung.

Endlich winkt das Ziel; beide Ufer des Stromes verkünden es. Ein wahrer Mastenwald deckt den Nil; Boot liegt an Boot; eine Flagge weht über der anderen: die Völker Europa's haben sich hier friedlich geeinigt. Die Gleichgesinnten und Gleichstrebenden rücken zusammen, die Einsiedler legen mitten im Strom auf einer Insel an, die Weltschmerzerfüllten ziehen sich noch weiter zurück.

Und in der That, ein geeigneteres Reiseziel kann es nicht geben! Wer Theben sah, hat von dem alten Aegypten das Großartigste gesehen. Auf diesem gewaltigen Ruinenfelde stehen die Tempel von Luksor, Karnak, Medinet-Habu und Gurnu, die Memnonsäulen, die prachtvollsten Pylonen, welche noch übrig sind; es liegen auch da die Königsgräber. In Theben tritt das ganze alte Aegypten vor das Auge, und Jeder, der noch Empfindung in der Seele trägt, muß hingerissen und bezaubert werden von all der Großartigkeit und Pracht, welche diese vergangene Welt hier offenbart:

Ueber einen von Riesenthoren umgrenzten Raum, in welchem eine große Stadt nicht beengt wäre, liegen die prächtigsten Kunstwerke dieser Erde ausgebreitet, an welchen die Hoffarth und Herrlichkeit der mächtigsten Fürstengeschlechter der alten Welt zwei Jahrtausende gebaut hat, verwüstet, verschüttet und durcheinandergestürzt am Boden; — und zugleich erheben sich aus diesen markerschütternden Trümmerstätten, aus diesem Erdbebengericht der Weltgeschichte die Triumphthore, die 70 Fuß hohen Mauerumwallungen, die Obelisken und ein Wald von Riesensäulen, mit so gerüstetem, zu Hauf geschaartem Stolze, mit einer so überirdisch vereinsamten, gloriosen Majestät in die schweigsamen, ätherreinen, Mysterien hauchenden Lüfte, daß es unentschieden bleiben muß, ob die Jahrtausende Sieger geblieben sind, oder ob ihnen der Mensch in jenen fast übermenschlichen Werken Trotz bieten durfte.

Diese Tempelpaläste, dieser Wald von thurmhohen, neun und zwölf Fuß im Durchmesser haltenden, von oben bis unten mit Skulpturen bedeckten Steinsäulen, mit einem Gebälke aus Steinblöcken von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Länge, auf welchen sich über dem Mittelschiffe von zwölf sechsundsechzig Fuß hohen Säulen noch ein zweites Stockwerk von vierseitigen Pfeilern erhebt; — diese immensen Steinthore, von denen noch fünf an der Zahl aufrecht stehen, mit ihren abgestumpften Pyramiden (Pylonen) in einer Höhe von sechszig und achtzig Fuß; — diese paarweise aufgestellten Granitobelisken und Kolossal-Bildsäulen, die Granitgemächer, der Riesensaal mit 134 Säulen, — alle die Säulenhallen, die Säle, die Sphynxalleen, die siebenzig Fuß hohen pyramidal geneigten Mauerumwallungen mit ihren wundervoll proportionirten Simsen und Bildwerken in Stein, diese unermeßlichen Bauten scheinen nicht mehr die Erzeugnisse von Menschenhänden und sterblichen Kräften, sondern die Thaten und Ideen von Giganten und Titanen, — sie scheinen verwirklichte Fabeln, in Stein übersetzte Mythen zu sein.

Verglichen mit diesen Riesenmassen und Riesenmaßen, mit dieser steinernen Traumwelt von Phantasiebauwerken, deren bloser Anblick die moderne Einbildungskraft erlahmt, vor deren Studium der Bauverstand unserer größten Baumeister in die Pfanne gehauen wird, erscheinen selbst die Kolossalbauten der alten und neuen Römer nur gewöhnlich, bedeutungslos, ja dürftig und klein.

Ja, es liegt und wirkt eine Religion auch in den schönen Künsten, in dem richtig behauenen und zum Ganzen gefügten Steine, in der Mathematik, dem natürlichen Ebenmaß, der Symmetrie und Harmonie der Töne wie der Formen überall. — Ich hatte das längst gelesen, gedichtet und gedacht; aber hier auf Karnak's Bauwundern habe ich es in tiefster Seele im Gewissen empfunden und geglaubt.

Brehm.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bielefeld.

„Hie Welf! — Hie Waiblingen!“ Dieser laute Schlachtruf des deutschen Mittelalters, — der jetzt nur noch in federspitzigen diplomatischen Noten durch die deutschen Kabinette geht — erscholl seiner Zeit auch über die brannen Strohdächer, unter denen die wackern Webersleute des freundlichen Lutterthals in der Grafschaft Ravensburg (im alten Wessego-Gau), schon seit lange mit ihrer Hände Geschick den weitausreichenden Ruhm ihrer Gewebe zu Faden geschlagen hatten. Auch durch die Prosa der Leinen-Industrie spinnt sich der buntschillernde Faden der Romantik. Schwer und blutig waren die Kämpfe, die von der starken Veste Sparrenburg bis hinab in das Thal, bis in den Herd der stillen und fleißigen, wohlhabenden und geehrten, scharf bedrängten Stadt Bielefeld sich hinzogen: die Kämpfe zwischen dem Grafen Ravensberg, dem Waiblinger und dem Grafen von der Lippe, dem Welfen. — Schon hatte dieser das Löwenbanner seines erlauchten Freundes Heinrich auf einem Thurme der Veste des Sparrenberges aufgepflanzt, als der Ravensberger wieder aufstürmte, den Feind vertrieb, das Löwenbanner abriß und die Fahne mit den „Sparren“ seines Wappens aufpflanzte. Die dadurch so getaufte Sparrenburg schaut jetzt nur noch in schönen Trümmern in das reiche, gesegnete Thal und hinüber zu den waldigen Ausläufern des Teutoburger Waldes. Ein neuerer Theil der Burg dient als Gefängniß.

An diese kriegerischen Erinnerungen reihen sich noch andere, jenen Ereignissen gleich nachfolgende, Kämpfe an: Im Jahre 1204 nahm Hermann von Ravensberg auch Theil an dem Kriege, den wieder deutsche Fürsten auf deutschem Boden mit einander führten: an dem Kriege zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben; der Ravensberger kam dadurch in Kampf mit dem kriegerischen Bischof Hermann von Münster und seine Stadt mußte schwer darunter leiden. Der Bischof belagerte und eroberte sie, ließ ihre Mauern niederreißen und sich ein eigenthümliches Denkmal von ihren Bürgern errichten: sie mußten allen in der Nähe der Stadt prangenden Eichen die Köpfe abschlagen. Die guten Bürger trösteten sich indessen nach guter deutscher Art mit dem Gedanken, daß es so doch immer noch besser sei, als wenn es ihre eigenen Köpfe wären. Und trotz all dieser erlebten Drangsale trat Bielefeld 1270 dem großen Hansabunde als reiche und berühmte Stadt hinzu, sendete es schon damals seinen Flachs, seine Gewebe und sein Garn weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Im Jahre 1287 bestätigte Graf Otto III. der Stadt bedeutsame

Privilegien; wohl dieselben, welche später unter dem ehrwürdigen Titel: „Bürgersprüche" gedruckt erschienen. Sie wurden 1326 auf's Neue bestätigt von Otto IX., zugleich mit dem Stadtrecht, das Bielefeld schon früher von Münster angenommen hatte. Des höchsten Aufschwunges erfreute sich die Stadt aber im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, wo ganze Schaaren tüchtiger Weber der Niederländer vor dem Drucke Philipps II. und seiner zwei Nachfolger flohen, sich theilweise in Bielefeld niederließen und hier die Weberei in solchen Flor brachten, daß dieselbe wetteifern konnte mit Gent, Antwerpen, Brügge und anderen weltberühmten Weber-Orten. Bielefelds „Schleier" oder „klare Leinewand" wurden immer stärkere Gewebe seines Wohlstands. Jetzt versendet die mit 10,000 fleißigen Einwohnern bevölkerte Stadt nur an seinem Hemdenleinen und Damast jährlich 70,000 Stück; abgesehen von dem übrigen gröberen Leinen und von seinem reichen Versandt an Flachs und Garn. Außerdem blühen noch Fabriken in Seide, Leder, Tabak ꝛc. —

An den Ursprung Bielefelds knüpft sich eine romantisch-heilige Sage aus dem Jahre 704, vom heiligen Sceibertus, doch ohne allen historischen Grund. Andere Forscher leiten den Namen Bielefeld her von den „Bielen", Beilen, womit die ersten Begründer den Wald fällten, auf dessen Boden sie ihre Wohnungen bauten. Wieder Andere behaupten, er käme von dem alten Heidengötzen Biel her, der hier verehrt sei, und schließlich sagt man: die bei Gründung Bielefelds schon vorhanden gewesenen „Bielen-Höfe" hätten dem neuen Orte den Namen gegeben. Akten des Klosters Corvei sprechen von einer Schenkung „Bilenfeldes" an das Kloster unter seinem Abte Adelgar im neunten Jahrhundert; aber von wem die Schenkung herrühre, ist uns nicht bekannt geworden. — In wissenschaftlicher und religiöser Richtung hat Bielefeld zwei bedeutende Männer gestellt: Gobelin Person, 1414 als Dekan angestellt; ein feuriger, gelehrter Vorbote der Reformation, und Hermann Hammelmann, 1552 Prediger an der Kollegienkirche der heiligen Maria, ein tüchtiger Vorkämpfer der Reformation. — Besondere Merkwürdigkeiten, Kunstgegenstände und Bauten hat Bielefeld keine, wenn man nicht die Grabmäler einiger Ravensbergischen Herrschaften und Paderborner Bischöfe in der gothischen Kirche St. Maria dahin rechnen will. Sehr schön und geschmackvoll aber sind die Parkanlagen des Johannisbergs, und von ihm wie vom Sparrenberg aus, hat man eine köstliche Aussicht auf den wohlthuend freundlichen Ort, auf seine weiten, lachenden Bleichen, auf die rothschimmernden Dächer seiner Weberhäuschen in der Vorstadt und ferner hin auf die hügeligste fruchtbare Ebene, abgeschlossen durch träumerisch aufsteigende Waldeshöhen, die uns magnetisch hinziehen zu den Tannen des Teutoburger Waldes.

Schloenbach.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

[illegible]

Lithograph. Institut in Hildburghausen

Das Loreleylied.

Wer kennt nicht, wie [illegible] lieblich süße Liedchen Heinrich Heine's von der Loreley, der [illegible] auf hoher Felsenspitze [illegible] mit dabei ein Lied singt [illegible] durch seinen Zauber den [illegible] ein [illegible] Weh und [illegible] essen macht? Auf [illegible] Geheimniß um [illegible] Lebens schlich [illegible] Verderben [illegible]

Freilich [illegible] Strom, [illegible] Felsenufern [illegible] Jünglinge [illegible] Felsen [illegible] machen, [illegible] [illegible] [illegible] der Abendsonne [illegible] [illegible] [illegible] Fuß [illegible] bilden. [illegible] [illegible] [illegible]

Der Lurleifelsen.

Wer kennt nicht, wer hat nicht geſungen oder ſingen gehört das eigenthümlich ſüße Liedchen Heinrich Heine's von der Lorelei, der ſchönen Jungfrau, die, auf hoher Felſenſpitze ſitzend, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmt und dabei ein Lied ſingt von ſo „wunderſamer gewaltiger Melodei", daß durch ſeinen Zauber der nur immer nach der Jungfrau hinaufſchauende Rheinſchiffer in ein wildes Weh und dann ſammt ſeinem Nachen in die dunkle Fluth hineingeriſſen wird? Und was hat Heine damit anders ausdrücken wollen als das dunkle Geheimniß des Liebeszaubers, der ſo Manchen, welcher auf dem Strom des Lebens achtlos und träumeriſch dahin rudert, unentrinnbar verſtrickt und in's Verderben zieht?

Freilich mag die Stelle, wo ſich der Felſen der Lorelei oder eigentlich der Lurleifelſen erhebt, in frühern Zeiten, wo noch manches Felsſtück hervorragen mochte, welches jetzt geſprengt und beſeitigt iſt, mehr den Kähnen als den Herzen der Rheinſchiffer verderblich geweſen ſein; denn das Strombett iſt hier ſchauerlich eng und wirbelig, und die Felſen treten ſo nahe an den Strom, daß ſie ihren Fuß faſt unmittelbar in denſelben hineinſetzen und eine wirkliche Felſenklemme bilden. Ja noch ſelbſt jetzt bringt dieſe durch Felsriffe und Sandbänke unſicher gemachte Stelle achtloſen oder des Fahrwaſſers nicht genau kundigen Schiffern und Floßführern Gefahr und wird von ihnen mehr noch gefürchtet als das Binger Loch. Hier wird nämlich der eingezwängte und ſich um den hervorſpringenden Felſen der Lorelei windende und krümmende Strom durch einen langen Grund oder Sand in zwei Arme getheilt. Denjenigen rechts, den ſogenannten Fabian, pflegen nur kleinere Nachen einzuhalten, der linke, der von größeren Fahrzeugen gewählt werden muß, hat eine pfeilſchnelle Strömung, die geradezu gegen tiefliegende Felſen getrieben wird. Indem nun die Stromfluth von dieſen zurückprallt, bildet ſie Wirbel, welche oft die Vordertheile großer Flöße fünf bis ſechs Fuß tief hinabziehen und die Mannſchaft untertauchen, von der dann Mancher, der ſich nicht an die Balken feſt anklammert, nie wieder heraufkommt. Noch im Jahre 1850 ging hier ein Rheinkahn unter, deſſen Wrack lange aus den Wellen emporragte.

Wie ſehr aber auch der Lootſe kleinerer Nachen die Nähe des Lurleifelſens fürchten möge: der Reiſende auf ſeinem ſicher dahinfahrenden Dampfboote erblickt in ihm keinen Gegenſtand des Schreckens, ſondern des poetiſchen und maleriſchen Intereſſes; denn ſchroff und wild ſchauerlich ſteht er in der Felſenklemme, zu der ſich das Rheinthal unterhalb Oberweſels verengt, da, trotzig ſeinen breiten Fuß gegen den Strom vorſchiebend, in brüchigen Maſſen und Geſchieben von Kieſelſchiefer, zwiſchen deren Spalten und Riſſen nur ſtellenweiſe Gräſer und Stauden

als einzige Vegetation hervorragen. Nur sparsames Licht fällt in die Enge; kein Ausgang ist sichtbar; für die Kultur und für menschliche Niederlassungen war hier kein Raum, und nur mühsam drängt sich die Landstraße, durch Pulvergewalt gesprengt, links dicht am Rande des Stromes hin. Hier pflegt das Dampfboot die Böller gegen den Felsen zu lösen, wo dann der Schall, nicht abprallend, sondern gleichsam aus dem innern Schooße der dunkeln Felsmasse aufsteigend, deutlich mehrmals, oft sechsmal zurückhallt. Dies Echo singt freilich in kräftigeren und wilderen Tönen, als die Lorelei gesungen haben soll.

Vielleicht hat der Felsen von diesem Echo seinen Namen und vielleicht haben Diejenigen recht, welche ihn von einem altdeutschen Worte „Lureleien", gleichbedeutend mit „Nachspotten", ableiten, wogegen Simrock über den Ursprung des Namens Folgendes bemerkt: „Der Name Lurlei scheint einen lauernden Felsen zu bedeuten, wobei man an seine als Klippen unterm Wasser verborgenen Füße denken mag, die dem Schiffer gefährlicher sind, als das zu Tage stehende Gestein. Weil er aber die Lurlei (wie die Marlei, die Erpeler Lei — Lei bedeutet Schiefer) heißt, so mag dies, nächst der Stimme des Echo's, die ihm entschallt, die leicht erregbare Phantasie der Rheinanwohner veranlaßt haben, ihn als eine schöne Zauberin zu personificiren."

Uebrigens gibt Simrock selbst zu, daß die Sage zwar möglicherweise Jahrhunderte lang im Munde der Schiffer gewesen sein könne, daß aber die ältern Reisebücher und Sagensammlungen kein Wort von ihr wüßten, und daß auch der Ruhm des Echo's so alt nicht sei, als man glaube. Mit einem Worte, Niemand wußte etwas von der Zauberin Lorelei, ehe Clemens Brentano seine Ballade von der Lorelei, die später zu andern Nachbildungen und auch zu der Heine'schen Anlaß gab, gedichtet und zuerst in seinem bereits 1801 erschienenen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" veröffentlicht hatte. In dem genannten Romane ist die Ballade der Violette in den Mund gelegt und trägt deshalb auch die Ueberschrift „Violettens Lied". Wir sind daher durchaus der Ansicht, daß die Fee Lorelei keine Schöpfung der Volkssage und Volksphantasie, sondern eine Ausgeburt der dichterischen Phantasie Clemens Brentano's ist. Die Anregungen zu seiner Erfindung gaben ihm die schauerlich-romantische Physiognomie des Felsens, das lang nachhallende Echo, der auch von Simrock erwähnte Umstand, daß die Steinmasse seit alter Zeit die Lurlei heißt, endlich der verwandte Klang des Namens Lurlei mit dem Namen Lore oder „Lorle" im Schwäbischen. Aus beiden setzte er den Namen „Lorelei" zusammen, den er, wie die ganze Sage, erfand und in der deutschen Poesie einbürgerte.

Da die Brentano'sche Ballade nur wenig, wenn überhaupt in weiteren Kreisen bekannt ist, so wird es vielleicht manchem Leser nicht unlieb sein, über ihren Inhalt und damit über ihr Verhältniß zu der bekannteren Heine'schen Ballade etwas Näheres zu erfahren. Das Brentano'sche Gedicht beginnt:

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin,
Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr!

Der Bischof läßt die schöne Unheilstifterin vor das geistliche Gericht laden und fragt sie:

. . . . Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?

Die Lorelei antwortet, ihre Augen seien zwei Flammen und ihr Arm ein Zauberstab, und spricht selbst den Wunsch aus, zum Tode verurtheilt zu werden. Der Bischof erklärt, sie habe sein eigenes Herz zur Liebe entzündet, und wenn er den Stab über sie brechen sollte, so würde er sein eigenes Herz entzwei brechen. Aber die Lorelei will sterben, sterben wie eine Christin, denn Derjenige, den sie einzig geliebt habe, habe sie verlassen und sei in die Fremde gezogen. Der Bischof beschließt nun, sie in's Kloster zu schicken, und beauftragt drei Ritter, sie dahin zu bringen. Die Lorelei reitet traurig in ihrer Mitte, und als sie den Felsen erblickt, welcher der Lurleifelsen genannt wird, bittet sie ihre Begleiter, sie für einen Augenblick frei zu lassen; sie wünsche den Felsen zu ersteigen, um noch einmal in den tiefen Rhein zu blicken. Die Ritter geben die Erlaubniß, und das Gedicht schließt:

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach:

„Da gehet ein Schifflein auf dem Rhein
Der auf dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein."

Man sieht, wie abweichend noch diese Ballade von der spätern Heine'schen ist. Bei Brentano ist die Lorelei keine Fee, kein märchenhaftes Wesen, nicht einmal eine Zauberin; sie wird nur für eine Hexe gehalten, weil sie durch ihre Schönheit, die sie selbst beklagt, so viele Männer bezaubert. Ihre Zaubermittel sind, wie sie selbst sagt:

Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde .....

Sie ist sogar eine gute Christin, und statt Anderen den Untergang im Rhein zu bereiten, stürzt sie sich selbst in den Strom.

Viel näher, sowohl was Auffassung als was selbst den Ausdruck und Rhythmus betrifft, steht dem Heine'schen Gedicht eine spätere Ballade von dem Grafen Otto Heinrich von Loeben (Isidorus Orientalis), die schon die Ueberschrift „Lorelei" trägt:

Da, wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Und schauet hinab, hinauf;
Die Schifflein ziehn vorüber —
Schau, Schiffer, schau nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an;
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir;
Glaub nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr! u. s. w.

Hier ſitzt Lorelei bereits als feenhaftes Zauberfräulein, wie bei Heine, auf der Spitze des Lurleifelſens und bethört die Schiffer, die drunten auf dem Rheine fahren, durch den Zauber ihrer Blicke und ihres Geſanges. Auch Joſeph von Eichendorff, der ohne Zweifel ebenfalls die Brentano'ſche Fiktion für eine echte Volksſage hielt, hat eine Ballade von der „Here" Lorelei gedichtet, die aber bei ihm ein Schloß am Rhein beſitzt. Ohne Zweifel hat Heine, der mit den poetiſchen Schöpfungen der deutſchen Romantiker wohl vertraut war, dieſe Balladen ſeiner Vorgänger gekannt. Verliert ſeine Ballade von der Lorelei hiernach einigermaßen etwas von dem Vorzug der Originalität, ſo hat doch keiner, wie er, den rechten Ton getroffen, der in Herzen und Ohr nachzittert, und namentlich hat er den matten Schluß vermieden, welcher die ſonſt ſchöne Loebenſche Ballade um ihre Wirkung bringt. Im Uebrigen knüpft ſich an den Lurleifelſen auch eine wirkliche echte Volksſage, welche Karl Simrock in Verſe gebracht hat: eine Vertiefung im Felſen ſoll nämlich einen Abdruck von der Rückſeite des Satans enthalten.

H. Marggraff.

Hampton Court.

In geringer Entfernung von London, am ſchönen Ufer der Themſe, ſteht dieſes fürſtliche Gebäude. Kein hohes Alterthum zeichnet es aus, wohl aber eine nicht zu beſchreibende Pracht. Schon ſeit längerer Zeit nicht mehr von der königlichen Familie bewohnt, iſt es jetzt dem Beſuche des Publikums geöffnet worden, und von nah und fern ziehen die Beſucher hin, um ſeine Herrlichkeiten, namentlich die reiche Gemäldeſammlung, mit Originalien von Raphael, Titian, Correggio und anderen Meiſtern, zu bewundern. Für den mit der Geſchichte genauer Vertrauten erweckt ſein Anblick jedoch ein von dieſen Aeußerlichkeiten abgeſondertes Intereſſe, weil es der Schauplatz von Begebenheiten war, welche ein treues Bild von der Wandelbarkeit aller menſchlichen Dinge und Schickſale geben. Zunächſt erinnern die alten Thürme und Höfe an jenen großen Mann, welcher ſie erbauen ließ.

Wolſey, der allmächtige Kirchenfürſt, war der Gründer des Palaſtes. Obgleich ein ſtolzer Deſpot, liegt in dem Fluge ſeines Ehrgeizes und in der Größe ſeines Falles doch etwas Erhabenes, welches das Intereſſe feſſelt. Den erſten Napoleon ausgenommen, hat vielleicht nie ein Menſch den Wechſel des Glückes in dem Maße erfahren, wie er.

Als Sohn eines armen Metzgers in Ipswich (1471) geboren, wurde er im Jahre 1504 Kaplan Heinrichs VII., bald darauf Dekan von Lincoln, Biſchof von Towmay, Miniſter Heinrichs VIII., Mitglied des Geheimen Raths, Lord Kanzler, erſtieg bereits 1514 den erzbiſchöflichen Stuhl von York, und erhielt im folgenden Jahre den Kardinalshut vom Papſte. An Fähigkeiten einem Ximenes, Richelieu und Mazarin gleich, übertraf er ſie weit durch ſeinen Glanz und unermeßlichen Reichthum. In ſeinem Palaſte reſidirte er mit mehr als königlicher Pracht, und hielt eine Dienerſchaft von mehr als tauſend Perſonen, unter denen ſich die Söhne vieler adeligen Familien befanden. Wenn er vor der königlichen Familie Meſſe

HAMPTON COURT

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

las, machten sich die höchsten Edelleute eine Ehre daraus, ihm das Waschbecken zu halten. Heinrich VIII. schien besonders Vergnügen daran zu finden, ihn mit Ehren, Auszeichnungen jeder Art und mit Reichthümern zu überhäufen; andere Monarchen folgten diesem Beispiele, und selbst der Papst räumte ihm Vorrechte ein, die nie vor und nach ihm ein anderer Kardinal genossen. Mit eiserner Faust herrschte er in England über Kirche und Staat; die gekrönten Häupter Europa's schmeichelten ihm und bewarben sich um seine Gunst, und im Uebermuthe seines Stolzes pflegte er die bekannten Worte zu sagen: „Ego et rex meus.“ Sein Leben glich fast den Schilderungen der arabischen Märchen. Achtzehn Jahre lang übte er diese Macht, welche in der Gunst des herrischen, blutgierigen Königs für immer fest begründet zu sein schien, und schon streckte er die Hand selbst nach der päpstlichen Tiara aus, als plötzlich sein Stern zu sinken begann, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß auch das werthvolle Geschenk, welches er dem Könige, um ihn zu versöhnen, mit dem prächtigen Palaste von Hampton Court machte, seinen Fall nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die Reformation, welche er in England selbst herauf beschworen, bereitete ihm den Untergang, und seine schöne Feindin, die der protestantischen Kirche geneigte Anna Boleyn, hatte das Ohr des Königs gewonnen und entschied über Wolsey's Schicksal. Traurend läßt ihn Shakespeare rufen:

— Lebe wohl,
Ein langes Lebewohl all' meiner Größe!
Dies ist des Menschen Thun; heut sprießen ihm
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blüh'n sie
Und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck:
Und übermorgen, tödtlich, kommt ein Frost,
Und wenn er wähnt, der gute, sich're Mann,
Die Größe reife, — nagt ihm der die Wurzel
Und fällt ihn so wie mich. Ich trieb dahin
Gleich wilden Knaben, die auf Blasen schwimmen,
So manchen Sommer auf der Ehrsucht Wogen,
Doch viel zu weit; mein hochgeschwellter Stolz
Brach endlich unter mir, und gibt mich jetzt
Müd' und im Dienst ergraut der Willkür hin
Des wüsten Stroms, der ewig nun mich birgt.
Ich haß' euch, eitler Pomp und Glanz der Welt,
Mein Herz erschließt sich neu. O traurig Loos
Des Armen, der an Königs Gunst gebunden!
Denn zwischen jenem Lächeln, so ersehnt,
Der Fürsten Huld und unserm Abgrund, liegt
Mehr Qual und Furcht, als Krieg und Weiber bringen,
Und wenn er fällt, fällt er wie Lucifer,
Der Hoffnung ewig baar — —

Die Geschichte seiner Größe und seines Ehrgeizes ist fesselnd und bezaubernd, aber namentlich durch seinen Fall. Wäre er in der Blüthe der Jahre, mit ungeschwächter Kraft und Macht zu Grabe gegangen, so würde sein Dasein nur als ein von großem Glücke begünstigtes angestaunt werden, ohne in den Herzen der Nachwelt besondere Theilnahme zu erwecken; sein Fall aber erwarb sie ihm. Kein menschliches Leben ist so reich an Licht und Schatten, wie das seinige. Es gleicht einem schönen Sommertage, dessen Klarheit nie enden zu wollen scheint, bis sich urplötzlich der Horizont schwärzt, ein Unwetter hereinbricht, Blitze flammen, Donner rollen, und der Sturm, wenn er vorüber ist, nur eine Scene der Verwüstung zurücklässt.

Wie aber Wolsey groß im Glücke, so war er es auch im Untergange. Mancher Geschichtsschreiber hat ihn zwar im letzten Stadium seines Lebens schwach,

niedrig und kriechend genannt; doch mit Unrecht. Wolsey kannte sich, seinen Gebieter und die Welt. Er wußte, daß die Geschichte seiner Größe immer ein glänzender Punkt in den Annalen des Vaterlandes bleiben würde; aber um ihr die Weihe zu geben, welche manche Sünden und Vergehen sühnen und ihn, einen verwegenen Abenteurer, zum Gegenstande eines dauernden Mitleids machen konnte, — mußte er mit Würde fallen und wenig sterben. Des Königs Gemüth kannte er zu genau, um nicht zu wissen, daß, nachdem dessen Zorn und Habsucht einmal erweckt worden waren, nichts mehr für ihn zu hoffen blieb.

„— Nun, dann ist's aus!
Ich stand auf meiner Hoheit fernster Sprosse,
Und von der Mittagslinie meines Ruhmes
Eil' ich zum Niedergang. Ich werde fallen
Wie in der Nacht ein glänzend Dunstgebild,
Und Niemand mehr mich sehn,"

sagt er mit Shakespeare's Worten, der besser, als irgend ein anderer Mensch, in seinem Herzen zu lesen verstand. Keine Klage über Ungerechtigkeit, keine heftige Aeußerung in Bezug auf den König kam über seine Lippen; demüthig bekannte er, ein Geschöpf seiner Gnade zu sein, und gab willig Alles heraus, was er geschenkt erhalten hatte. Seine Thränen um den Verlust waren natürlich, und sein Kummer um das Schicksal der getreuen Diener, namentlich seines ergebenen Cromwell, war ein versöhnender Zug seines Herzens. Dem königlichen Verbannungsbefehle gehorsam, trat er die damals lange und beschwerliche Reise von London nach York an, aber erreichte nicht mehr das Ziel. In der Abtei von Leicester anhaltend, bat er:

„— O frommer Abt,
Ein alter Mann, vom Staatensturm gebrochen,
Kommt, seine müden Glieder bei Euch ruh'n zu lassen.
Habt Mitleid, gebet ihm ein Fleckchen Erde!"

und endete hier nach wenigen Tagen sein ereignißreiches Dasein.

Auch nach ihm erfuhr in den Prunkgemächern von Hampton Court manches königliche oder ehrgeizige Haupt die Wechsel des Schicksals. Mit Uebergehung Heinrichs VIII., welcher nach Wolsey's Tode hier häufig Hof zu halten pflegte, und seiner Nachfolger, Eduards VI., Maria's, Elisabeths und Jakobs I., die sämmtlich den Palast bewohnten, wollen wir des unglücklichsten aller englischen Könige Erwähnung thun.

Karl I. verlebte hier seine glücklichsten und seine traurigsten Tage. Kurz nach seiner Vermählung kam er mit der jungen Gemahlin, Henrietta, nach Hampton Court, um den Honeymoon dort zu feiern, da die Pest ihn von London vertrieben hatte. Neunzehn Jahre später flüchteten Beide abermals dahin, aber unter sehr veränderten Umständen, denn eine noch schlimmere Pest, — der Bürgerkrieg, war ausgebrochen. Durch seinen Starrsinn und seine Anmaßungen hatte Karl die Unterthanen der Empörung zugeführt, und mußte jetzt vor der Wuth des seinen Palast Whitehall in London umlagernden Volkes entfliehen. Die Königin, an aller Rettung verzweifelnd, verließ herzlos den unglücklichen Gemahl und floh nach Frankreich, und Karl sah sich vom Sturm der Rebellion umbraust. Jahre verflossen unter diesen bürgerlichen Kämpfen, während deren die Hallen von Hampton Court öde und leer standen, und als Karl wieder dahin zurückkam, war seine Lage noch traurigen, als vorher. Die Krone war seinem Haupte entfallen, seine königliche Würde nur noch ein Schatten, und die getreuesten Anhänger hatten ihn verlassen, während das wüthende Volk nach seinem Blute schrie.

Die nächste Scene in dem großen politischen Drama, welches hier spielte, zeigt uns Oliver Cromwell, den Zerstörer der Monarchie, den Verräther der Republik. Er, einer der befähigtsten Männer aller Zeiten und der größte Hypokrit, der jemals ehrgeizige Pläne unter dem Deckmantel der Religion verbarg, war jetzt Herr von Hampton Court. Hier hielt nunmehr der Mann, der laut verkündet hatte, daß Gott der Herr ihn berufen und abgesandt habe, die Monarchie mit allen ihren Eitelkeiten, Thorheiten und Verbrechen zu vernichten, seinen Hof mit mehr als königlichem Glanze. Er durfte hier zwei seiner Töchter mit Männern aus dem höchsten Adel Englands vermählen; aber hier sah er auch sein Lieblingskind, Mistreß Claypole, verscheiden, welche ihn auf ihrem Sterbelager noch anflehte, den mit Blut getränkten und mit Treulosigkeit besäeten Weg zu verlassen und reuig umzukehren. Diese Worte drangen ihm tief in das Gewissen und erfüllten seine Brust mit Schrecken. So beklagenswerth Karls Lage gewesen war, als er zum letzten Male durch die Säle des Schlosses schritt, so war die von Cromwell gegen das Ende seines Lebens doch noch unendlich trauriger. Außerhalb von Mörderhänden bedroht, und im Innern vom Gewissen gepeinigt, das ihn mit der Stimme seiner abgeschiedenen Lieblingstochter unaufhörlich verfolgte, fand er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er endlich, vom Fieber geistiger Qualen verzehrt, und von einer Todesfurcht erfüllt, die er früher im Donner von zwanzig Schlachten nie empfunden hatte, nach längerem Siechen den Geist aufgab.

In demselben Maße, in welchem die zwei vorigen Bilder düster waren, ist das nächstfolgende und letzte, welches wir dem Leser vorführen wollen, empörend. Cromwells Macht war geschwunden, wie ein Traum, die Republik war untergegangen, die Monarchie wieder hergestellt, und Karl II., der Verbannte, der Sohn des unglücklichen Monarchen, dessen Kopf unter dem Henkersbeile gefallen war, — der Mann, den das Unglück nicht weiser hatte machen können, der gleichgültig gegen die Opfer und Leiden geblieben war, welche die Freunde seines Vaters gebracht und erduldet hatten, und gewissenlos durch seine Lebensweise die Gefühle Derjenigen mit Füßen trat, die ihn freiwillig auf den Thron seiner Väter zurückberufen hatten, — zog mit dem Uebermuthe, der Frivolität und Sittenverderbniß des damaligen französischen Hofes in Hampton Court ein, um sich dort, von den verworfensten und lasterhaftesten Kreaturen umgeben, allen Ausschweifungen der niedrigsten Art zu überlassen. Allein die Wiedervergeltung blieb nicht aus. Karl fiel ein Opfer seiner Excesse, und sein ihm ähnlicher Bruder, Jakob II., der letzte männliche Stuart auf dem englischen Throne, wurde aus dem Lande vertrieben.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die Tuders und Stuarts sind bis auf den letzten Sprößling erloschen, ihre Tyranneien, Grausamkeiten und Ausschweifungen sind verschmerzt, und an ihrer Stelle herrscht jetzt auf dem englischen Throne eine Familie deutschen Ursprungs, unter deren Scepter das Land ein Palladium der Freiheit geworden ist.

Möchte die Sonne Englands, die der wahren bürgerlichen und religiösen Freiheit, auch bald über unser deutsches Vaterland aufgehen und ihm die fest begründete Einigkeit, das konsolidirte, durch keine inneren Spaltungen der verschiedenen Stämme getrennte Nationalgefühl geben, das nirgend kräftiger und selbstbewußter lebt, als in der Brust unserer Stammverwandten auf jener glücklichen Insel!

Die zahllosen Sehenswürdigkeiten des Palastes zu beschreiben, ist nicht unsere Absicht; Handbücher geben darüber Aufschluß. Nach dem Könige Wilhelm III., welcher viel zu seiner Vergrößerung beitrug, hat nur Georg II. noch abwechselnd dort residirt, die späteren Herrscher aber nicht mehr.

Dubois.

Genua.

Die alte herrliche Dogenstadt Genua, dies oberitalische Neapel, die sich amphitheatralisch in einem Halbkreis längs der ligurischen Küste hin prachtvoll erhebende Meerstadt, die ihre Bewohner mit Recht „La Superba“ nennen, die kühn am Bergrücken des Apennin in malerischem Durcheinander und Uebereinander emporsteigenden Palastgassen, bringen beim ersten Blick auf den Beschauer den Eindruck jenes mächtigen Emporstrebens hervor, das einst die Republik Genua den sie gewaltig überragenden Gebirgszügen abgesehen zu haben scheint. Die schönste Ansicht der Stadt, namentlich zur Zeit der Abenddämmerung, hat man von der Villa Negri, dem Standpunkt unsers Zeichners, aus, von wo herab man Genua und in weitem, schimmernden Umkreis Gebirg und Meer überschaut. Von diesen rosendustigen Terrassen aus schweift das Auge in trunkener Lust über die Stadt der Paläste, deren Architektur an Großartigkeit und gediegener Pracht nicht ihres Gleichen hat, über den Hafen mit seinem bewimpelten Mastenwald und über das weite in lichtem Grün, rosa, violett und azurn im Glanze der scheidenden Sonne traumhaft schimmernde Meer. Treten wir in die Stadt selbst ein, so verlieren wir uns freilich sehr bald in ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, die oft treppenartig bergauf und bergab steigen und von denen nur die wenigsten für Wagen zugänglich sind. In der Enge dieser Straßen geht leider nur zu viel von dem Eindruck verloren, den die mächtige Architektur der Stadt mit ihrer wunderbaren Fülle von Marmorpalästen, Vorhallen, Säulenhöfen und Statuenschmuck hervorbringen müßte, wenn dies nicht Alles so sehr zusammengedrängt wäre.

Ein nicht geringeres Gedränge großartiger imponirender Erscheinungen bietet der Blick auf die Geschichte der alten ruhmreichen Stadt, die nicht nur im Mittelalter den Namen Italiens mit Glanz umgab, sondern auch auf die neueste Entwicklung des Königreichs Italien einen tiefgehenden Einfluß ausübte, die nicht nur des Columbus, sondern auch Mazzini's Wiege war.

Die Gründung Genua's verliert sich in das Nebelgrauen der Vorzeit. Ihre ersten Bewohner waren die streitbaren Ligurer, die erst zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege den Römern unterworfen wurden. Während der Stürme der Völkerwanderung kam Genua erst an die Longobarden, dann an die Franken, als aber das Reich Karls des Großen zerfiel, ward Genua frei und theilte bis zum elften Jahrhundert das Schicksal der in Freiheit schnell emporblühenden lombardischen Städte. Eine Hauptquelle des hohen Aufschwungs der genuesischen Republik war der beträchtliche Handel, den sie noch vor Venedig mit der Levante trieb. Mit ihrem zunehmenden Reichthume suchte sie sich, dem Gravitationsgesetz

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

aller Staaten folgend, auch auf dem Festlande mehr und mehr auszudehnen, kam darüber aber zu Anfang des zwölften Jahrhunderts mit der Schwesterrepublik Pisa in Streit und führte mit ihr zweihundert Jahre hindurch blutige Kriege, die ihr Corsika und Elba einbrachten und die Zerstörung des nur wenige Stunden von Pisa entfernten Hafens dieses Staates herbeiführten. Im Jahre 1174 besaß die Republik Genua bereits Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille und fast die ganze Küste der Provence. Heiße Kriege führte sie mit Venedig um die Herrschaft des Mittelländischen Meeres, die erst 1381 durch den Frieden von Turin beendet wurden. Bis zum Jahre 1475 besaßen die Genuesen auch die Stadt Kaffa in der Krim, die bis auf den heutigen Tag die Trümmer der von ihnen angelegten mächtigen Bauten aufweist. Aber an der Blüthe der Republik begann der Hader zwischen Aristokraten und Demokraten zu nagen und Aufstand auf Aufstand im Innern bereitete langsam, aber sicher ihren Verfall vor. Der von 1339 an auf Lebenszeit gewählte Doge besaß zu geringe Macht, um der fortwährenden Bürgerzwietracht zu steuern und so kam es, daß Genua sich wiederholt fremder Herrschaft unterwarf. Mitten im Strudel beständiger Unruhen ward indeß die St. Georgsbank (Compera di San Giorgio) gegründet, die unter allen Kämpfen fortdauerte und lange Zeit ein Hort unerschöpflicher Finanzkraft war. Bis Andrea Doria 1528 die Unabhängigkeit Genua's wieder herstellte, hatte dies während der Kriege Karls V. und Franz I. bald unter spanischer, bald unter französischer Herrschaft gestanden. Doria, den Fiesko vergeblich zu stürzen trachtete, gründete eine aristokratische Verfassung, die bis zum Ende der Republik dauerte. Die beständigen Unruhen hatten Genua um alle seine auswärtigen Besitzungen gebracht. 1684 mußte sich der Doge sogar vor Ludwig XIV. in Versailles beugen und 1746 eroberten die Oesterreicher die alte Seerepublik, da sie sich im Erbfolgekriege ihren Gegnern angereiht hatte, doch dauerte die Freude dieses Besitzes nicht lange, indem ein Volksaufstand schon im nächsten Jahre die Kaiserlichen wieder aus der Golfstadt vertrieb. Als über Frankreich die Stürme der Revolution losbrachen, da sank auch die gebrechliche aristokratische Wirthschaft in Genua zusammen und dies erhielt am 6. Juni 1797 von Bonaparte eine neue Verfassung und den Namen einer ligurischen Republik. Ewig denkwürdig wird die Belagerung Genua's, die es 1799 unter Massena so heldenmüthig bestand, in den Annalen der europäischen Kriege bleiben. 1805 ward Genua Frankreich einverleibt und seine bereicherte Bank aufgehoben, 1814 aber besetzten es die Engländer und stellten seine frühere aristokratische Verfassung wieder her, der Wiener Kongreß aber vereinigte es unter dem Titel eines Herzogthums mit dem Königreich Sardinien.

Seit dieser Zeit gewinnt es erst an allgemeinerem Interesse, indem es fortan der Hauptsitz aller italienischen Bewegungsmänner und so zu sagen der Stapelplatz für die Idee italienischer Freiheit und Einheit wurde. Das Jahr 1821 sollte in dieser Beziehung für Italien und für Genua epochemachend werden. Die damalige Lage Italiens war überaus traurig. In Neapel tyrannisirten die Bourbonen, in Rom führte Pius VII. ein wüstes Gewaltregiment. In Toscana, Lucca und Modena herrschten Fürsten, denen Metternich als das *a* und *o* der Regierungskunst den österreichischen Korporalstock anempfahl, die Lombardei und Venetien seufzten unter dem Druck einer antinationalen Regierung. Im Königreich Piemont aber trieb der schwachsinnige Victor Emmanuel I. mit schlimmen Räthen und Jesuiten sein Unwesen, und glaubte in seiner ungeheuren Beschränktheit, sein Volk glücklich zu machen, indem er ihm alle jene heilsamen Einrichtungen, welche die französische Herrschaft eingeführt, entzog und Alles wieder so herstellte, wie es im Mittelalter gewesen war. Der arme Mann glaubte, sein Volk würde sich die Lippen für ihn

wund beten, während tausend Flüche ihn täglich laut und leise umschwirrten und seine väterliche Seele allen Dämonen der Hölle empfahlen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Italien an's Conspiriren dachte, um sich des Joches all der Tyrannen, die aus dem Garten Europa's ein großes Gefängniß machen wollten, zu entledigen. Die in den Abruzzen und den Bergen Kalabriens entstandene geheime Gesellschaft der Carbonari verbreitete sich mit reißender Schnelle über die ganze Apenninenhalbinsel und bald sollten ihre ersten Früchte zum Vorschein kommen. Durch Deutschland, Polen, Frankreich, Spanien und Portugal zog damals eine gemeinsame revolutionäre Strömung. Auf der Pyrenäenhalbinsel hatten die Liberalen gesiegt; Italien wollte nicht hinter ihnen zurückbleiben. Im Neapolitanischen erhob ein Häuflein Patrioten den Ruf: „Viva Dio, il Re e la Costituzione!", der General Pepe verlangte an der Spitze seiner Truppen in Avellino die Konstitution und der König Ferdinand beschwor sie am 13. Juli, um sich dann in Laibach gegen seine eigenen Unterthanen zu verschwören und die Oesterreicher zur Vollstreckung der Aufhebung der von ihm königlich beschworenen Verfassung einzuladen. In der Lombardei, Parma, Modena und der Romagna sah man gespannt auf Piemont, um seinem Beispiel zu folgen, und die piemontesischen Patrioten, die auf den mit ihnen verschworenen Prinzen von Carignano, den nachmaligen König Karl Albert, vertrauten, ließen nicht lange auf sich warten. Schon waren die Oesterreicher unter Frimont gegen Neapel in Anmarsch, da bemächtigten sich die Verschworenen (meist höhere Offiziere) an der Spitze von regulären Truppen der Citadelle von Alessandria und proklamirten die Konstitution. In Ivrea, Pinerolo, Carmagnola und Asti ward die Trikolore aufgepflanzt; Victor Emmanuel floh von Moncalieri nach Turin, auch dahin begleitete ihn die Revolution; er befahl dem General Civaegna, gegen die Rebellen in Alessandria zu marschiren, erhielt aber zur Antwort: „Mein Blut gehört dem König, aber ehe ich das meiner Mitbürger vergieße, zerbreche ich meinen Degen." Da dankte Victor Emmanuel ab, ernannte Karl Albert zum Regenten und flüchtete nach Nizza. Eine Stunde später flatterte auf der Citadelle von Turin die Trikolore.

Karl Albert schwankte, ob er sich an die Spitze der Revolution stellen und sich mit ihrer Hülfe die ihm angebotene Königskrone von Italien aufsetzen solle. Aber die Ereignisse schritten rasch vorwärts, Oesterreich zeigte sich entschlossen, die italienischen Hoffnungen in Blut zu ersticken und Karl Albert verzweifelte an seinem Glück. Da er keine Konstitution proklamirte, so ward das Volk mißtrauisch und erhob sich gegen ihn in Genua und Novara. Ein großer Entschluß hätte noch Alles ändern können, aber Karl Albert zog es vor, aus Turin zu fliehen und an der Sache des Volkes zum Verräther zu werden. Die Erhebung Piemonts wurde niedergeworfen und Genua füllte sich mit geflüchteten Rebellen, — denn diesen Ehrennamen bekommen jedesmal die Patrioten, wenn sie verrathen oder besiegt wurden.

Da, am 21. April 1821, wandelte ein zwölfjähriger Knabe mit seiner Mutter durch die Strada Nuova in Genua. Dieser Knabe sah mit Betrübniß die traurigen Mienen der vielen unheimlich aussehenden Männer, die jetzt ängstlich die Ankunft neuer Schiffe abwarteten, um nach Spanien zu gehen und dort im Kampfe um die Freiheit eines fremden Landes ihr eigenes Vaterland, das sie ausgestoßen, zu vergessen. Es näherte sich ein gebräunter, bärtiger Mann, mit energischen Gesichtszügen und einem Blick, in dem ein tiefer Schmerz brannte, breitete ein weißes Taschentuch aus, und flehte: „Pei proscritti d'Italia." Die Mutter des Knaben warf einige Münzen in das Tuch und der Verbannte ging weiter, um seine Bitte bei Anderen zu erneuern. In jenem Augenblick leuchtete

in der Seele des Knaben, wie Enrico Montagio ſchreibt, die tiefe Sehnſucht auf, für Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Jener Knabe war der im Jahre 1809 in Genua geborene Giuſeppe Mazzini, der geiſtige Begründer der italieniſchen Einheit, über den eine politiſche Gegnerin, die berühmte Fürſtin Belgiojoſo, noch kürzlich urtheilte: „Die Schriften Mazzini's haben in hohem Grade dazu beigetragen, in der italieniſchen Jugend jenen Geiſt erhabener Hingebung, vollendeter Selbſtverleugnung und heroiſchen Opfermuthes zu wecken, den nur tief edel angelegte Seelen einzuflößen vermögen. Keiner hat ſo viel und ſo wirkſam geſprochen wie er, und ſeine Schriften und Thaten haben Italien zu dem gemacht, was es jetzt iſt.“ —

Zehn Jahre ſpäter ging eines Tages ein junger Ingenieuroffizier mit mehreren anderen Offizieren durch die Hafenbefeſtigungen derſelben Stadt und ſprach ſich freimüthig und laut über die Ereigniſſe in Frankreich aus. Es war der junge Graf Camillo di Cavour. Seine Reden wurden ſeinen Oberen hinterbracht und er nach Fort Bard in Verbannung geſchickt, er kam um ſeinen Abſchied ein und erhielt ihn, worauf er wieder nach Genua, ſeinem Lieblingsaufenthalt, zurückkehrte. Damals ſchrieb ihm eine Freundin ihr Bedauern über die Ungnade, in die er bei Hof gefallen; Cavour erwiderte: „Ich danke Ihnen, Frau Marquiſe, für das Intereſſe, welches Sie an meiner Ungnade nehmen, aber glauben Sie mir, ich werde nichts deſto weniger meinen Weg machen. Ich habe Ehrgeiz, ungeheuren Ehrgeiz, und wenn ich Miniſter ſein werde, hoffe ich ihn zu rechtfertigen, da ich mich in meinen Träumen als Miniſter des einigen Italiens ſehe.“ — Die Träume Cavours ſollten in Erfüllung gehen. — Er verließ ſein Vaterland, um dieſelbe Zeit, wo der mittlerweile verbannte Mazzini in Marſeille den berühmten Geheimbund des „jungen Italiens“ (Giovine Italia) gründete, der die geiſtige und materielle Wiedergeburt des italieniſchen Volkes vorbereitete.

In Karl Alberts Lande beſaß damals Jeder die vollkommene Freiheit zu ſein, was er wolle und könne, vorausgeſetzt, daß es ihm nicht einfalle, Republikaner ſein zu wollen. Die Lectüre des von Mazzini redigirten, heimlich in Italien eingeſchmuggelten Journals: „La Giovine Italia“ behielt ſich Karl Albert ebenſo zu eignem Gebrauch vor, wie ſeine herrliche Faſanerie zu Stupinigi. Gegen das Leſen jenes Blattes und das Wilddieben der Faſane beſtanden gleich ſtrenge Geſetze, da aber Geſetze nie vor ihrer Uebertretung ſchützen, kurſirte das Giovine Italia ſo gut im Reich, als ſich gewiſſe Gourmands regelmäßig an den Faſanen des Königs delektirten, nur mit dem Unterſchied, daß die Turiner mehr nach den Faſanen, die Genueſen mehr nach den Artikeln Mazzini's trachteten.

Da beſtieg Pius IX. den päpſtlichen Stuhl und begann unter dem Jubel Italiens den Weg der Reformen freiwillig zu betreten. Er zündete, ohne es zu wollen, die Fackel der Revolution an. Sicilien ſtand auf; überall regte es ſich; am 7. Februar 1848 langte eine Deputation aus dem ſtürmiſch erregten Genua in Turin an, die vom Könige die Errichtung der Nationalgarde und die Vertreibung der Jeſuiten verlangte, der Gemeinderath von Turin folgte dieſem Beiſpiel und am 8. Februar erließ Karl Albert das Statut, am 23. März die berühmte Proklamation an die Lombarden und Venetianer, denen er zu Hülfe zog, um die ſchon einmal an ihm vorübergegangene Königskrone von Italien ſich zu erobern. „L'Italia fara da se“ war das Feldgeſchrei der erwachten Nation geworden. Doch nach kurzem Siegeslächeln folgten ſich die Niederlage von Cuſtozza, der Waffenſtillſtand von Salasco und der traurige Tag von Novara. Vergebens ſuchte Karl Albert den Tod. Mit gebrochenem Herzen betrat er den Weg freiwilliger Verbannung. Da, im Moment, wo die Sache Italiens durch die Monarchie ver-

loren schien, stand Genua auf, um sie wo möglich durch die Republik zu retten. Es bildete sich eine provisorische Regierung, die den äußersten Widerstand organisirte und die lombardische Legion in ihre Mauern aufnahm; Reta, Avezzana und Merchio stellten sich an die Spitze der Aufständischen, nöthigten den Militärkommandanten, die Stadt zu räumen und bemächtigten sich nach einem blutigen Kampfe mit den königlichen Carabinieri der Darsena. Der Bürgerkrieg erhob sein Haupt und der vor Vergießung von Bürgerblut niemals zurückbebende General Alfonso Lamarmora ward mit seiner Division, der einzigen, die gegen die Oesterreicher nicht im Kampfe gewesen war, beordert, die Republikaner in der Hauptstadt Liguriens zu bekämpfen. Der General marschirte durch jene Berge, die er vor wenigen Tagen erst auf dem Marsch gegen die Oesterreicher durchmessen, und unterwarf nach zweitägigem heftigen Kampf Genua.

Ein Glück für Italien war es, daß Victor Emmanuel II. nicht das gleichzeitige Beispiel der übrigen Fürsten Europa's nachahmte und „den Verhältnissen Rechnung tragend" die Verfassung Piemonts aufhob oder illusorisch machte. Vielmehr gelang es Cavour, die Wunden, die der unglückliche Krieg geschlagen, zu heilen und in ganz Italien „moralische Eroberungen" zu machen. Durch seine kluge Berechnung wehte die italienische Trikolore siegreich auf den Mauern Sebastopols, durch ihn wurde der italienische Schmerzensschrei auf dem pariser Kongreß 1856 zur brennenden Weltfrage angefacht; durch ihn ward das französisch-italienische Bündniß und die Reihe von Siegen vorbereitet, die in ganz Europa der Reaktion einen so empfindlichen Stoß versetzt.

Aber Nizza und Savoyen bezahlten leider die französische Hülfe, die sich gebrüstet hatte, für die Idee zu kämpfen; wieder schien es, als ob Italien nur den Namen seines Herrn gewechselt; — da faßte Mazzini den kühnen Entschluß, in Sicilien den Aufstand gegen die Bourbonen zu organisiren, damit ein nationaler Kampf die nationale Einigung herbeiführe.

Mazzini kam selbst, obwohl das Todesurtheil noch über ihm schwebte, heimlich nach Genua, wo er, nachdem in Palermo die Campana della Gancio zu früh ertönt, mit Garibaldi zusammentraf und ihn zur Unternehmung seines kühnen Argonautenzuges nach Marsala bestimmte. Das Gerücht von den Vorbereitungen zu dieser Expedition drang bald nach Turin. Der König war anfänglich unschlüssig, ob er sich dem tollkühnen Unternehmen widersetzen solle, allein Cavour brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß es für ihn nur vortheilhaft ausfallen könne, denn entweder werde Garibaldi, der furchtbare Hausdämon Italiens, und mit ihm die unruhigsten Köpfe der ganzen Monarchie, zu Grunde gehen, und dann sei ja die italienische Regierung für immer der zuweilen recht fatalen Pressionen der Ultraliberalen ledig, oder — und dies sei bei der Lage Neapels gar nicht unmöglich, — der gewaltige Sohn des Volkes siegte und setze damit dem Könige eine Doppelkrone auf. Daß Garibaldi durch seinen eventuellen Sieg nicht übermüthig werden und daß nicht mazzinistische Velleitäten dann in ihm erwachen möchten, glaubte Cavour mit Recht nicht besorgen zu müssen. Auf diese Verwendung hin hatte Victor Emmanuel II. gegen die Ausführung des Zuges Garibaldi's nichts mehr einzuwenden.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai 1860, es war eine herrliche italienische Frühlingsnacht, sammelte sich das kleine kaum tausend Mann betragende Heer bei Quarto, einem kleinen Dorfe an der ligurischen Ostküste, nur wenige Miglien von Genua entfernt. Garibaldi's Plan war vollkommen geglückt. Birio und Castiglio, zwei seiner kühnsten Offiziere, hatten sich mit einem Häuflein entschlossener Freiwilliger in den Hafen von Genua begeben und sich da der beiden

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

der Gesellschaft Rabattino angehörenden Dampfer bemächtigt, die sich jetzt dem Gestade von Quarto näherten, um die Waffengenossen aufzunehmen. Um vier Uhr früh war die Einschiffung beendet und die beiden Dampfer steuerten mit ihren neuen Argonauten lustig ungekannten Gestaden und der Zukunft Italiens zu.

Nach der Abfahrt Garibaldi's ging in Genua erst recht ein kriegerisches, bewegtes Leben und Treiben an, denn es wurde fortwährend für den nöthigen Nachschub und neue Expeditionen geworben. Aus allen Häusern und Palästen hing die Trikolore, überall klangen kriegerische Nationallieder und überall begegnete man rothen Blousen, der Uniform, welche die italienische Jugend anlegte, um für die theuere madre patria zu bluten. Welch namenloser Jubel tönte in Genua wieder, als die Nachricht von der Landung in Marsala, der Schlacht bei Calatafimi, der Einnahme von Palermo eintraf! Nun wollte Keiner mehr zurückbleiben, wer Jugendkraft und Liebe zur Freiheit in sich spürte. Selbst von Deutschland, Ungarn, Frankreich und anderwärts eilten feurige junge Männer herbei, um ihr Eisen im heiligen Kampf für die italienische Unabhängigkeit zu erproben, um es dann einst um so gewuchtiger für Freiheit und Recht in der Heimath schwingen zu können. Garibaldi drang, wie bekannt, siegreich bis Capua vor, und der dies schreibt, war so glücklich, einem Theil seiner Siegeslaufbahn zu folgen.

Es war eine herrliche Zeit, das Morgenroth der Freiheit lachte mit Zauberschein in alle jungen Herzen, und wie Sirenengesang lockte uns der Ruf: „Viva l'Italia, viva la libertà, viva Garibaldi“ in den Todeskampf. Garibaldi und sein sieggewohntes Heer wollten Capua in Sturm nehmen, aber da traf ein Gebot Victor Emmanuels den großen Nizzarden: Capua nicht eher anzugreifen, bis er mit der piemontesischen Armee eintreffen werde. Garibaldi gehorchte; er ahnte nicht, daß ein Italiener später im Parlament den Hohn gegen ihn schleudern würde, daß die piemontesische Armee die Garibaldianer vor Capua vor dem Untergang gerettet habe. Doch, das ist die bekannte Dankbarkeit der Könige, die Garibaldi im August dieses Jahres auf dem Hügel von Aspromonte noch näher kennen lernen sollte!

Wie sich das Schicksal Italiens nun wenden wird? Der mächtige Wille eines einigen, großen Volkes, das eine lebendige todesmuthige Jugend besitzt, wird darauf Antwort geben, das ist mein Glaube. Cavour sah im Sterben die Trikolore auf dem Kapitole wehen, Mazzini, der große Sohn Genua's, arbeitet rastlos auf Erfüllung dieses Traums, Garibaldi, der Leu Italiens, lebt noch. Einst wird kommen der Tag, wo die schweren Vierundachtzigpfünder in den Hafenwerken von Genua den Endsieg der italienischen Einheit und Freiheit mit donnernder Stimme verkünden werden. Das walte Gott! —

Eduard Rüffer.

Die Marxburg.

Gleich als wollte der Rhein dem Wanderer, der auf seinem Rücken hinabgleitet, eine Frist der Erholung von den mannichfachen und gewaltigen Eindrücken geben, welche er auf der hochromantischen Strecke von Kaub abwärts empfangen, wendet sich unterhalb Boppard der edle Strom, der bis dahin in nordwestlicher

Richtung geflossen, plötzlich gen Osten, durch eine zwar fruchtbare, aber ziemlich einförmige Hügellandschaft, welche wohl geeignet ist, dem von einer so großen Menge überraschender Scenen überwältigten Geiste Ruhe zu gewähren. Doch nicht lange dauert die geschenkte Frist: kaum eine halbe deutsche Meile weit ist der Lauf des Stromes ostwärts gegangen, so wendet er sich wieder in die alte Richtung zurück und alsbald thut auch vor dem Blicke des Wanderers auf's Neue romantisches Land sich auf. Als imposanter Markstein desselben tritt ihm, auf hohem Felsensockel über dem traulichen Städtchen Braubach thronend, eine mächtige Burgveste entgegen, die einzige noch in ihrem ursprünglichen Zustande vollkommen erhaltene und bewohnte Burg am Rhein: die einst zu Hessen-Darmstadt gehörige, jetzt nassauische Veste Marxburg, eigentlich Marksburg, von ihrem Erbauer Johann (Sohn des Landgrafen Ludwig V.) so genannt nach dem Evangelisten Markus.

Wie dieser dazu kommt, zu einem derartigen Bauwerk seinen Namen herzuleihen, das lassen wir ununtersucht. Vielleicht hat sein Begründer an den Löwen gedacht, welcher bekanntlich dem zweiten Evangelisten als Symbol beigegeben ist, und die Veste hat die Furchtbarkeit und Unbezwinglichkeit des Königs der Thiere haben sollen. Wir wissen nicht, wie weit sie diese Eigenschaften äußeren Feinden bewährt oder zu bewähren Gelegenheit gehabt. Jetzt, wo sie den Händen biederer herzoglich nassauischer Invaliden anvertraut ist, dürfte ihre Unbezwinglichkeit zu den überwundenen Standpunkten gehören und furchtbar wird sie Niemandem sein als den eigenen Landeskindern ihres Herrn, die das Unglück haben sollten, wegen staatsgefährlicher Handlungen in die Hände der Göttin mit den verbundenen Augen zu fallen.

Die so keck und lustig in Gottes freie Himmelsluft hinausragende Veste dient nämlich auch zu einem Verwahrungsort für herzoglich nassauische Staatsgefangene, die mit diesem Aufenthalt ganz zufrieden sein könnten, wäre ihnen an Gottes freier Himmelsluft ein eben so großer Antheil vergönnt, wenn schon nicht wie den Mauern und Zinnen der Veste, so doch wie den Invaliden, die sie bewachen. Allein die Erfahrungen, die man anderwärts im lieben deutschen Vaterlande hinsichtlich der Behandlung politischer Gefangenen gemacht, lassen vermuthen, daß jener Antheil auf ein Maß eingeschränkt und dieses mit einer Zuthat von Peinigungen versehen sein wird, wodurch der Veste die Eigenschaft der Furchtbarkeit reichlich gesichert ist.

Wenn der Reisende den Rheinstrom herabgefahren ist, an den Herrlichkeiten des Rheingaus und all den Stätten vorüber, welche von dem reichen Segen des Nassauer Ländchens zeugen, und er nun hier, bei Betrachtung der einen so malerischen Anblick gewährenden Marxburg, von ihrer hochnothpeinlichen Bestimmung hört, muß sich ihm unwillkürlich die Frage aufdrängen: wie kann es in einem so kleinen und dabei von Gütern des Himmels überschütteten Lande überhaupt einen Anlaß zu einer solchen Bestimmung geben? Hier muß ja die Zufriedenheit selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben — wie kann es da Zufriedene, wie Empörer gegen die Staatsordnung geben? Und wer nun vollends das frohmuthige und treuherzige Volk kennt, das da zwischen Rhein und Höhe, Main und Westerwald wohnt, der wird kaum glauben können, daß ein „Staatsgefangniß" hier zu Lande etwas anderes als ein bloßer Luxusartikel sei.

Frage die Welle, Wanderer, die zu deinen Füßen rauscht, an wie vielen schönen und blühenden Ländern sie vorübergerollt, und frage die Flüsse, die von rechts und links ihre Wogen den Fluthen des Rheins vermählen, ja frag' alle Flüsse und Bäche, die von deutschen Gebirgen herab dem Meere zuströmen, ob sie eine Quadratmeile deutschen Landes bespülen, die, und sei sie noch so reich vom

Himmel geſegnet und von noch ſo guten Menſchen bewohnt, nicht zu Zeiten ihre „Staatsverbrecher“ hervorgebracht. Das Naſſauer Ländchen iſt darin weder vor anderen deutſchen Ländern voraus, noch hinter ihnen zurück. Wie viel ungerathene Söhne muß demnach die Mutter Germania haben, wenn ſie auf jeder ihr zugehörigen Quadratmeile in einem Menſchenalter auch nur einen Staatsverbrecher zählt! Fragſt du ſo, ſo wünſchen wir dir, die hehre Mutter erſchiene dir leibhaftig und zeigte dir ihr ernſtes, aber ſicher nicht von Schaam, ſondern von Zorn und Schmerz gerötheten Antlitz, und ſagte dir, wie ſie auf die meiſten dieſer Schmerzensſöhne mit mütterlichem Stolze blickt, denn ihr Verbrechen ſei ihre große Liebe zu ihr gewesen.

Ja, wenn von deutſchen Staatsgefangenen in der Geſchichte der neueren Zeit die Rede iſt, ſo ſind damit größtentheils ſolche gemeint, welche nicht vergeſſen konnten, daß es einmal ein großes einiges deutſches Reich gegeben, und die die Wiederherſtellung dieſes Reiches erſtrebten, dadurch aber mit den beſtehenden Verhältniſſen, den zur Souveränetät gelangten Einzelgewalten in Konflikt geriethen. Man könnte die Waſſer des Rheines und aller deutſchen Ströme dunkelroth färben mit dem Blute Derer, welche auf dieſe Weiſe zu Märtyrern ihrer Ueberzeugung geworden. In einem alten Verſe heißt es:

„Es gibt in Deutſchland keine Stadt,
Kein Dörflein, deſſen ſtille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Worin ein Freiheitsmärt'rer ruht.“

Eben ſo könnte man ſagen, daß es in Deutſchland keine Gerichtsmark gebe, die nicht eine alte oder neue Frohnveſte hat, welche zeitweilig Männer barg, die um ihrer Liebe zum großen deutſchen Vaterlande willen Verfolgung erlitten.

So weckt der Anblick der ſtattlichen Veſte, welche urſprünglich doch wohl, gleich ihrer Nachbarin Rheinfels, eine „Warte am Rhein“ gegen den raubſüchtigen Franzmann ſein ſollte, und als ſolche jeden vorüberziehenden Deutſchen mit einem Gefühl freudigen Stolzes erfüllen müßte, eine Kette trauervoller Erinnerungen. Und doch wäre derſelbe Anblick wiederum geeignet, über dieſe Erinnerungen einen mildernden Schimmer zu breiten, wenn man annehmen dürfte, daß den zahlreichen Opfern der Beſtrebungen für ein einiges Deutſchland wenigſtens die Wohlthat eines beſondern Staatsgefängniſſes zu Theil geworden wäre, wie es die Marxburg iſt. Allein es iſt nur zu bekannt, daß in unſern Tagen in den meiſten deutſchen Ländern die politiſchen Gefangenen den gemeinſten Verbrechern gleich in die Zuchthäuſer geſperrt und hier der ganzen herabwürdigenden Behandlung unterworfen wurden, welche man den Elendeſten unter den Gefallenen der menſchlichen Geſellſchaft angedeihen läßt.

Der Unterſchied zwiſchen gemeinen Verbrechen, die in der Regel aus ſittlicher Verdorbenheit hervorgegangen ſind, und den politiſchen Vergehen, die mit der höchſten ſittlichen Würde gepaart ſein können, liegt auf der Hand; und in der That iſt dieſer Unterſchied auch von allen geſitteten Völkern dadurch anerkannt worden, daß man die Schuldigen beider Kategorien ſtreng von einander geſondert und einer ganz verſchiedenen Behandlung unterworfen hat. Nur in Deutſchland hat der Parteihaß oder ein ſtrafrechtlicher Doktrinarismus ſich ſo weit verirrt, ſie untereinander zu werfen, und in Jedem, der ſich aus, wenn auch vielleicht mißverſtandenen, patriotiſchen Motiven gegen die beſtehende Staatsordnung vergangen, einen mit Dieben und Mördern auf gleicher Stufe ſtehenden Verbrecher zu erblicken. So ſahen wir nach dem Niederwerfen der revolutionären Bewegungen zu Gunſten der deutſchen Reichsverfaſſung im Jahre 1849 in vielen deutſchen Ländern die

Zuchthäuser ſich mit Tauſenden von politiſchen Gefangenen bevölkern; ſo ſahen wir den edlen deutſchen Dichter Gottfried Kinkel im Zuchthauſe zu Naugard im Züchtlingskleide ſpinnen, und wenig fehlte, daß dem erhabenen Volksmann, der Zierde des preußiſchen Richterſtandes, dem Obertribunalsrath Waldeck, ein fein geſponnenes Bubenſtück der Reaktion daſſelbe Schickſal bereitet hätte. — So ſahen wir in Baden Hunderte von Männern aus den beſten Familien, deren ſittlicher Wandel ohne Tadel war, im Büßergewande allen Qualen des pennſylvaniſchen Syſtems im neuen Männerzuchthauſe zu Bruchſal preisgegeben. So ließ das königliche Sachſen Patrioten wie Heubner, Beuzler, Röckel und andere Männer von Geiſt und Bildung und der edelſten Geſinnung in den durch die drakoniſche Strenge ihres Syſtems bekannten Zucht- und Arbeitshäuſern von Waldheim und Zwickau ſchmachten und den ſchwerſten gemeinen Verbrechern gleich halten. Haarſträubend ſind die Geſchichten, welche aus den Erlebniſſen der unglücklichen Opfer dieſer Vermiſchung politiſcher und gemeiner Straffälligen, beſonders in den ſächſiſchen Strafanſtalten, in die Oeffentlichkeit gedrungen. Sie ſind ein trauriges Zeugniß der Verwirrung aller ſittlichen Begriffe, der hohnſprechenden Verleugnung des Volksgewiſſens und der geſunden Vernunft, die nun und nimmermehr eine ſolche Gleichſtellung politiſcher Fehltritte mit den aus niedriger Geſinnung fließenden Verbrechen gutheißen kann. Die Geſetze der Moral ſind ewig, die politiſchen Einrichtungen wechſeln beſtändig; der Dieb, der Mörder, der Meineidige waren Verbrecher vor dreitauſend Jahren, wie ſie es heute ſind und nach Jahrtauſenden noch ſein werden; die ſtaatlichen Einrichtungen ſind ihrer Natur nach in fortwährender Umbildung begriffen und ihre Aenderung geht oft ſo ſchnell vor ſich, daß morgen ſchon veraltet iſt, was heute noch für unantaſtbar gilt, und daß das, um deſſen Erſtrebung willen einer heute ſtrafbar erſcheint, über Jahr und Tag zu Recht beſteht. Das ſollte man bedenken, und daraus das Unſinnige und Ungerechte, ja ſelbſt Staatsgefährliche einer Gleichſtellung der politiſchen Gefangenen mit den Uebertretern der ewigen Geſetze der Moral erkennen.

In erhabener Ruhe ſtrömt der Rhein am Fuße der Marxburg vorüber; lauſchen wir nach den trüben Erinnerungen, die dieſe weckte, der freundlicheren Kunde, die er aus den deutſchen Landen bringt, an denen er bis hierher vorübereilte. Die Gefängniſſe ſind dort jetzt leer von politiſchen Gefangenen; nach den Jahren der Rache und Reaktion iſt ein neues Leben erwacht und der Geiſt der Freiheit und des Strebens nach dem einigen deutſchen Vaterlande regt wieder ſo mächtig die Schwingen, wie vor der böſen Zeit. Hoffen wir, daß er gepaart mit der Beſonnenheit eines durch die Erfahrung klug gewordenen Volkes ſich weiter und breiter entfalte und Alles, was in den Beſtrebungen jener Gefangenen berechtigt und heilſam war, zur Verwirklichung führe. Dann werden hoffentlich keine Staatsgefangenen mehr, weder hinter dieſen, noch hinter anderen, düſterern Mauern ſeufzen. Es lebe das einige, freie deutſche Vaterland! —

Ein „Staatsgefangener.“

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

CHARLESTON.

Chartum.

Die Geschichte des Sudahn beginnt erst in unseren Zeiten; alles Vorhergeschehene ist durch das Blut von tausenden der Habgier und Rache Geopferter ausgewischt worden. Nur die Ueberlieferung zieht sich noch wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch und gibt Kunde von den glücklicheren Tagen unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fungi; sie berichtet von jenen Zeiten, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreisten, wo dort noch ein eigener König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikke und das der Berber und Halfai, wo die Eingeborenen von Sennaar, Rosseyes und Fassokl noch ihre Häuptlinge wählten und sie mit der königlichen Würde bekleideten, wo Kordofahn noch unter dem milden Scepter Dar-el-Fuhrs stand; sie erzählt von schwarzen Frauen, die einst schwere goldene Ringe in Nasen und Ohren, an Händen und Füßen trugen; sie gibt Kunde von einer Vergangenheit, in welcher auch der dunkle Mensch in seiner Heimath sich seines Lebens freuen durfte.

Dies ist anders geworden. Ostsudahn wird jetzt von der Türkei beherrscht und ist, wie man frech genug zu sagen wagt, der „Civilisation" zugänglich geworden. Die Erinnerung an die alten Tage des Glückes dunkelt nur noch im Gedächtniß Weniger; seit dem Jahre 1820 aber lebt die Geschichte in Aller Munde.

Auf jene Jahre müssen wir einen Blick werfen, ehe wir uns mit den schwarzen Bewohnern des Sudahn und ihrer Hauptstadt bekannt machen. Mohammed-Ali's Herrschaft in Egypten schien mit der Niedermetzelung der Mamelucken erst neu gegründet, aber auch gesichert zu sein. Vollkommene Ruhe gab es jedoch noch nicht im Lande; es erhob sich vielmehr ein Kampf des Muthes, der Rache und Verzweiflung gegen unverhältnißmäßige Uebermacht, schändlichen Verrath und gemeine Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mamelucken waren gefallen, meuchlings gemordet, unbesiegt; aber noch lebte ihre tapfere Kriegerschaar. Aus ihrer Mitte wählte sich diese neue Führer, und, zu schwach, den siegreichen Heeren des Emporkömmlings zu widerstehen, zogen sich die Krieger nach Nubien zurück in der Absicht, dort ein neues von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mohammed-Ali's Truppen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Ibrihm, Sats und andere Festungen der Mamelucken wurden belagert und erobert, obgleich die Belagerten den Siegern nur ihre Leichen überließen. Weiter und weiter zogen die Verfolgten sich zurück nach dem Innern Afrika's, und das siegreiche Vordringen der Türken und Egypter führte diese zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der egyptische Bonaparte früher nie gestrebt hatte. Aber dieses Vordringen wurde auch die Quelle namenlosen Elendes für mehrere Völkerschaften, welche sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glückes zu erfreuen gehabt hatten.

Bis zum letzten Augenblicke hatten die Mamelucken für ihre Unabhängigkeit gekämpft und die Nubier, in deren Land sie geflüchtet waren, mit in diese Kämpfe verwickelt, ohne daß dieselben wußten, wie sie zum Kriege kamen. Sie mußten sich mit den Fremdlingen verbünden; denn deren Feind drohte auch ihnen. Aber der neue Bund brachte ihnen keinen Segen. Weiter und weiter drangen die egyptischen

Truppen vor. Von den schwächlichen Barabra konnten sie nicht aufgehalten werden: der Abel Nubiens, die tapferen, sieggewohnten und siegesstolzen Scheikie mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen.

Auch sie, die immer Siegenden, sollten besiegt werden. „Blutfeld" heißt noch heute die Ebene beim Dorfe Korti, wo die braunen Männer (1820) gegen die Fremdlinge stritten, und lebendig noch denken die Nachkommen des Unglücks ihrer Väter. Ein tapferes und heldenmüthiges, aber ungeregeltes, nur mit Schwert und Lanze bewaffnetes Kriegervolk trat einem Heere gegenüber, dessen Waffe das jenen noch unbekannte Feuergewehr war.

Mit ihren Kindern waren die Frauen den Männern nachgezogen in die Schlacht, um sie durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebet den Sieg für sie zu erflehen; auf ihren Armen hoben sie die Kinder empor, sinnbildlich andeutend, daß die Schlacht gekämpft werde für Haus und Herd, für Weib und Familie.

Der Kampf begann. Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Egypter in die tapferen Reihen der Nubier, furchtbar dröhnte der Donner; eine jener Schreckensscenen wiederholte sich, wie sie ungebildete, halbwilde Völker schon oft erlebt: die armen Nubier mußten zum ersten Male die furchtbare Gewalt des Feuergewehrs erfahren. Wohl erreichten die Tapferen die Geschütze, wohl hieben sie die Mannschaft zusammen und richteten dann ihre Schwertstreiche auf die metallenen Rohre, weil sie in den Geschützen belebte Wesen, todbrohende Ungeheuer zu sehen vermeinten, wohl stritten sie mit einem Muthe, welcher der Freiheit würdig gewesen wäre: — nicht die ruhmvollste Tapferkeit, sondern die Uebermacht der Waffen entschied den Sieg. Von namenlosem Entsetzen erfaßt, rottenweise niedergeworfen durch die eisernen und bleiernen Todesboten, ergriffen die braunen Männer die Flucht.

Das Wehegeschrei der Frauen übertönte das Kampfgebrüll; Verzweiflung erfaßte auch sie; aber ihr stolzes Herz beugte sich nicht vor dem tückischen Ueberwinder. Krampfhaft drückten sie das Theuerste, was ihnen geblieben, ihre Kinder, an's Herz, und zu Hunderten stürzten sie sich in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend.

Den Uebrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrte ihnen öde und dürre Wüste entgegen, die ihnen keinen Zufluchtsort bot: sie hätte ihnen den Tod gebracht, vor dem sie sich flüchten gewollt; sie wären verschmachtet in der Oede, wenn sie ihr Vaterland verlassen hätten. Deshalb blieben sie an der Stätte ihrer Kindheit, und die stolzen Freien beugten den Nacken unter das Joch der Unterdrücker.

Nunmehr war die Unterjochung eine vollendete Thatsache. Ganze Völker hörten auf Völker zu sein. Ueber die fruchtbaren Felder jagte der Gluthwind der Wüste seinen vernichtenden Flugsand; die Häuser der Gemordeten verfielen, die Städte verödeten: und auf den Trümmerhaufen des früheren Wohlstandes erwuchs ein sklavisches Geschlecht. Unaufhaltsam drang der Eroberer weiter; der frühere Vernichtungskrieg war zu einem Raubzuge geworden. Es galt nicht mehr, Völker zu bekriegen: es galt nur noch, sie zu bestehlen. Gold und Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern waren es, welche lockten; mit solcher Münze bezahlte man den Krieger. Die Königreiche Halfai und Sennaar waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert; weiter im Süden winkte die Goldernte. Aber es war für jetzt nicht rathsam, auch bis dahin vorzudringen. Man mußte den Truppen, welche ohnehin schon zu weit von ihrer Heimath entfernt waren, einen festen Punkt errichten. Die Wahl desselben war äußerst glücklich.

Da, wo der unterste Gebirgsstrom, der Bahhr el Asrakh, seine trägen Fluthen mit den trüben Wassern des weißen Flusses vermischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm ist die Hauptstadt der Königreiche des Sudahn hervorgegangen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Strohhütten für die Soldaten oberhalb des eigentlichen Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Ufer des blauen Flusses. Häufige Brände, welche den größten Theil der Strohhütten mehrmals in Asche legten, zwangen zum Baue von Lehmgebäuden. Man errichtete eine Wohnung für den Befehlshaber der Truppen und zahlreiche Gefängnisse zur Bändigung der noch widerspenstigen Eingeborenen. Dann gründete man eine Moschee und endlich eine Kaufhalle in der Nähe des Gotteshauses. Um diese Gebäude herum hat sich das heutige Chartum aufgebaut.

Seine außerordentlich günstige Lage am Vereinigungspunkte zweier Weltstraßen hat der Stadt einen gewissen Wohlstand verliehen. Seitdem die nunmehr zu Sklaven gewordenen Sudahnesen faule Ruhe den früheren Kämpfen vorziehen, hat der Handel die ihm nöthige Sicherheit erhalten können und in Chartum sich einen Mittelpunkt geschaffen, von welchem aus ungeheure Strecken durchzogen und im Sinne des Kaufmanns beherrscht werden.

Chartum beweist durch seine heutige Gestalt noch deutlich, daß die Willkür einzelner seiner Einwohner die Straßen und Häuser schuf, und daß der ordnende Sinn, welcher die Anlage einer neuen Stadt gesitteter Völker kennzeichnet, im Sudahn gänzlich fehlt. Von einer Regelmäßigkeit der Anlage ist keine Rede. Zwar münden mehrere Straßen auf dem Vereinigungspunkte des Gesammtlebens, dem Bajar, aus, allein sie sind nur deshalb zu Hauptstraßen geworden, weil andere fehlen. Dieselben verzweigen sich in so viele Gäßchen und Winkel, daß man deutlich sieht, wie nur der Zufall ihnen eine Bestimmung gegeben hat. Die Stadt wächst noch ziemlich bedeutend, aber immer in derselben Weise.

Wenn man sich Chartum vom weißen Flusse aus nähert, nimmt es sich nicht eben vortheilhaft aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstand der Ströme kann man sich zu Schiffe nur auf dem blauen Flusse der Stadt nähern. Bei weitem der größere Theil der Ankommenden aber langt anstatt auf einem Boot im Strome auf dem Rücken des Wüstenschiffes an und endet seine eigentliche Reise dann gewöhnlich am linken Ufer des weißen Flusses, von welchem aus er sich und sein Gepäck erst überschiffen lassen muß. Der letztgenannte Strom bespült nur während seines höchsten Standes einen Damm, welchen man zum Schutz gegen seine Fluthen gezogen hat; während der eigentlichen Reisezeit ist er eine gute sechstel Meile von der Stadt entfernt, und in seinem früher schlammigen Bette erhebt jetzt die Durrah ihre hohen rohrartigen Halme. Durch diese Felder zieht man auf stanbigem Wege dahin und gelangt nun auf eine öde, schmutzige und stanbige Ebene, aus welcher die graue Stadt sich emporhebt. Die Umschau gewährt hier ein sehr trauriges Bild. Nur die frischen Gärten am unteren Ende der Stadt und hart an dem Ufer des blauen Stromes erfrischen das Auge. Nach dem Innern des Landes zu schweift der Blick über eine dürftige Steppe mit spärlichem Baumwuchs; nach Süden hin gewahrt man einige wegen der sie umstehenden Mimosen freundlich erscheinende Dörfchen; sonst sieht man blos Sand und den Spiegel des Flusses; denn die Wälder, welche früher bis nach unten reichten, sind bereits niedergeschlagen. Die Stadt Chartum selbst erscheint als eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechselung, über welche sich kaum ein Minaret erhebt. Neuerdings haben der Pascha und einige Europäer größere Wohnungen errichtet; aber auch diese sind verhältnißmäßig dürftig und arm zu nennen, falls man nicht den innerafrikanischen Maßstab anlegen will.

Ungleich freundlicher sieht die Stadt vom rechten Ufer des blauen Flusses aus, und diese Stelle ist es denn auch, welche unser Zeichner sich zu seinem Standpunkte erwählte. Dann blickt man zunächst auf den Strom mit seinen Barken, deren Menge von Jahr zu Jahr wächst, sieht auf die Gärten und zwischen die Häuser, welche um so malerischer erscheinen, je baufälliger sie sind.

Mit Ausnahme der Amtswohnung des Statthalters und einiger wenigen anderen Gebäude sind alle Häuser Chartums sogenannte Tankha, d. h. einstöckige, aus Lehmmauern bestehende Konstruktionen mit plattem Dache. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, zumal, wenn sie einem Türken, Kopten oder Araber gehört, welchem die Sitte gebietet, den weiblichen Theil seiner Hausgenossen vor Aller Augen zu verbergen. Die Wohnungen der Vornehmen sind selbstverständlich höher und größer, als die der gemeinen Leute, haben auch eine ziemlich große Anzahl von sogenannten Zimmern, besitzen Ställe und andere Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart wenig oder nicht von den Erdhütten, in denen die Aermsten hausen.

Der Fremde oder Reisende, welcher nach Chartum kommt, ist froh, wenn er unter den Tankhas eine findet, die wenigstens nicht alle Nachtheile solcher Wohnungen besitzt. Selbstverständlich bekommt der Neuangekommene allemal die schlechteste Wohnung, weil die besseren bereits in den Besitz der Kundigeren übergegangen sind. Der Hausherr bietet seinem Abmiether Nichts, als die vier nackten Wände und etwa eine Bank; alles Uebrige muß der Miether schaffen, und wenn dieser nun ein unpraktischer Gesell ist und nicht schon in Egypten sich für solche Fälle vorbereitet hat, kommt er oft recht schlecht weg oder muß theures Geld zahlen, um die unwohnliche Behausung sich wohnlich zu gestalten.

Die erste Arbeit, welche der neue Miethsmann zu übernehmen hat, besteht darin, sein Haus von dem inwohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunklen Orte beherbergen zumal während der Regenzeit Hornissen, große Spinnen, Skorpionen, Eidechsen, namentlich Geko's und sehr häufig auch Vipern. Auf der Reise bis Chartum hat man sich schon so an dergleichen Gewürm gewöhnt, daß man niemals die nöthigen Vorsichtsmaßregeln vergißt; allein es ist doch unangenehm, sich in solcher Gesellschaft zu wissen, und man untersucht und säubert deshalb jedes neue Haus mit großer Sorgfalt.

Die Häuser haben noch andere Mängel. Man bewohnt Chartum gezwungen eigentlich nur während der Regenzeit; die übrige Zeit des Jahres lebt man so viel als möglich außerhalb der Stadt, in der Strohhütte eines benachbarten Dorfes, im Zelte, auf Reisen. Die Regenzeit vereinigt die Menschen, wie unser Winter, obgleich sie den Frühling über das Land bringt. Chartum hat während ihr stets bedeutend mehr Einwohner, wenigstens Weiße, als sonst.

Die Sudahnesen sind ein Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften. Sie bilden gewissermaßen ein Uebergangsglied von den dunklen Aethiopiern zu den eigentlichen Negern, und wirklich sind sie als eine Mischlingsrace zwischen beiden zu betrachten. Mehrere dunkelfarbige Araberstämme, welche von der jenseitigen Küste des rothen Meeres herübergekommen sein mögen, haben ebenfalls Antheil an diesem Volke gehabt und ihm vor allem die Sprache verliehen. Außer den Weißen, zu denen wir die Türken, Griechen und übrigen Europäer, die Juden und Egypter zu rechnen haben, finden wir in Chartum ansässig: die eigentlichen Landeseingebornen oder Nachkommen der alten Fungi, Araber und Aethiopier, sodann Nubier, Abyssinier, sowohl Tigrisch, als Amharisch redend, Gallas und die Vertreter oder bezüglich Nachkommen von vier oder fünf Negervölkern, als z. B.: Dahrfuhri, Schillnk, Tinkha, Takhale, Fassokle und andere. In ihren Sitten

und Gebräuchen ähneln sich diese Leute fast sämmtlich und auch hinsichtlich des Leibesbaues und der Gesichtsbildung sind sie sich ziemlich gleich, mit alleiniger Ausnahme der Neger, welche noch durchaus ihr eigenthümliches Gepräge bewahrt haben.

Alle Sudahnesen sind durchgehends wohlgebaute Menschen. Sie sind mittelhoch oder groß, kräftig und im Stande, bedeutende Leibesanstrengungen zu ertragen. Die Männer sind, mit Ausnahme der Hassaníe, schöner, als die Frauen; letztere gelten in vielen Städten, z. B. gerade in Chartum, als häßlich, — der Europäer würde sie abschreckend häßlich nennen. Ihr Schädel zeigt noch nicht das Gepräge des Negerschädels; er ist noch rund, die Stirne hoch, die Nase noch ziemlich vorstehend, die Lippe wenig aufgeworfen, der Backenknochen nicht besonders vortretend. Ihr Leib hat weder die unförmliche Breite einiger Negerstämme, noch die grauenvolle Hagerkeit anderer; ihre Glieder sind kräftig und voll, Hände und Füße verhältnißmäßig klein, bei den Frauen sogar äußerst zierlich. Die Färbung der Haut ist ein dunkleres oder helleres Braun, vom Lichtbronzebraun an bis zum dunkelsten Chokoladenbraun, ja selbst bis zum Schwarz der Neger; die Haut ist sammtig und namentlich bei Frauen von einer überraschenden Weiche und einem ganz eigenthümlichen Glanz, welcher durch die wiederholten Einreibungen mit Fett noch besonders erhöht wird.

Charakter und Sitten der Sudahnesen haben seit der Unterjochung des Landes viel von ihrem eigenthümlichen Gepräge verloren; vollständig umgewandelt aber sind sie deshalb noch nicht. Der Charakter der Sudahnesen unserer Tage ist der aller halbwilden, aber doch durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Glaubenslehre schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Im Grunde genommen sind sie kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei all ihrer Armuth immer bereit, einen Dürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie sind ehrlich, halten ein gegebenes Wort, bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigenthum, achten ihre Eltern und lieben ihre Kinder, ehren jede Meinung und lassen den Fremden glauben, reden und handeln, was und wie er will. Sie sind nicht tückisch, nicht hinterlistig, aber — und das ist die Kehrseite ihres Wesens — die Sudahnesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu, liederlich; sie sind heftig, leicht reizbar: kurz, sie vereinigen die sonderbarsten Gegensätze in sich. Genügsam, wie wenig andere Menschen, sind sie wiederum sehr ausschweifend, treu in der einen Hinsicht, sind sie untreu in einer andern. Wollten wir sie nach unseren Ansichten beurtheilen, wir müßten sie für sittlich sehr tiefstehende Menschen erklären.

Aber wir thäten Unrecht, wenn wir sie für sittenlos hielten. Die Sudahnesen thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun und üben das Böse, ohne eigentlich zu wissen, daß es böse ist. Ihre Begriffe von gut und böse sind ganz andere, als die unsrigen. Sie entschuldigen nicht nur einen Betrug, einen Diebstahl, einen Mord, sondern sie halten ihn sogar für eine des Mannes würdige That. Jemanden zu belügen oder zu betrügen, erscheint ihnen ein Sieg der geistigen Ueberlegenheit über die Beschränktheit des Andern, ein Mord Nichts, als die Befriedigung ihrer Rache oder unter Umständen auch eines Bedürfnisses. Vor der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich, und Mord und Todtschlag kamen alle Tage vor. Die Betheiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; ihre Könige bekümmerten sich wenig oder nicht um die Fehden ihrer Unterthanen. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie erkennen gelernt, daß Mord und Todtschlag ver-

ſchiedene Dinge ſind. Der Sudahneſe hielt früher den Tod ſeines Feindes entweder für eine gerechte, wohlverdiente Strafe oder aber für eine mit dem Raube bedingte Nothwendigkeit, welche er leicht entſchuldigen zu können glaubte. Himmel und Hölle haben unſeren Leuten nie den Kummer gemacht, wie uns, und eigentliche Reue über ein Verbrechen kommt bei ihnen kaum oder nicht vor. Mohammedaner dem Namen nach, kennen ſie kaum die Geſetze des Islam, und glauben genug zu thun, wenn ſie einigen Formeln genügen, — ganz ſo, wie unſere Mucker auch thun, nur mit dem großen Unterſchiede, daß dieſe die Bedeutung ihres Glaubens vollſtändig erkannt und verſtanden haben.

Die ſchlechten Eigenſchaften der Sudahneſen ſind zumeiſt auf Rechnung ihrer Heimath, auf die Einwirkung ihres Klima's zu ſetzen. Daß der braune Mann faul iſt, liegt in ſeinen Verhältniſſen: er arbeitet nur, wenn er muß. Aber er braucht ſo wenig und ſein Vaterland iſt ſo geſegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Der Sudahneſe iſt liederlich, weil ſein Beſitzthum niemals ſo groß iſt, daß der Verluſt deſſelben ihn unglücklich machen könnte, weil es ihm ohne beſondere Mühe raſch wieder gelingt, ſich ein neues Beſitzthum zu erwerben. Er iſt ſinnlich, weil das Klima, die Pracht der Tropen alle ſeine Sinne erregt; er iſt ausſchweifend, weil er dem augenblicklichen Genuß fröhnt, ohne ſchlimme Folgen deſſelben für möglich zu halten; oder, wenn ſie wirklich eintreten, an die Urſache zu glauben. Dazu erlaubt ihm ſeine Glaubenslehre, ſein Leben nach ſeiner Art und Weiſe zu genießen; denn in dem Ausſprüche, welchen jeder Mohammedaner auf der Lippe und im Herzen trägt: „Gott iſt barmherzig!“ liegt eine Entſchuldigung jedes Fehls. Den furchtbaren Gott, welchen die Starkgläubigen unſerer Zeit den Schwachſinnigen unſeres Volkes vormalen, kennen die Mohammedaner nicht: ſie kennen nur einen Gott unendlicher Milde, Gnade und Barmherzigkeit. Sie meinen, daß dem reuigen Sünder auch dann noch die Pforten des Paradieſes erſchloſſen werden, wenn die Reue im Augenblick vor dem Sterben über ihn kommt, wenn er noch vor dem Ende bezeugt, daß er ein gläubiger Mohammedaner iſt; — warum ſoll er ſich alſo mit Arbeit quälen, warum mit Bußübungen: er lebt ſich und ſeinen Freuden. Deshalb ſind Genußſucht und Leichtfertigkeit die gemeinſame Eigenſchaft aller Sudahneſen: — ſchließen ja doch die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Haſſanîe vor ihrer Heirath einen ganz beſonderen und ſicherlich merkwürdigen Vertrag mit dem Manne ihrer Wahl; verlaugen ſie doch von ihm, daß er ihnen jeden dritten Tag ohne Widerrede geſtatte, ihren „Keif“ oder ihr Wohlbehagen nach eigenem Belieben ſich zu ſuchen. Zwei Drittel und ein Drittel (Diltéin wa dilt) heißt dieſer Vertrag, und unter jenen Stämmen iſt er allgemein im Gebrauch.

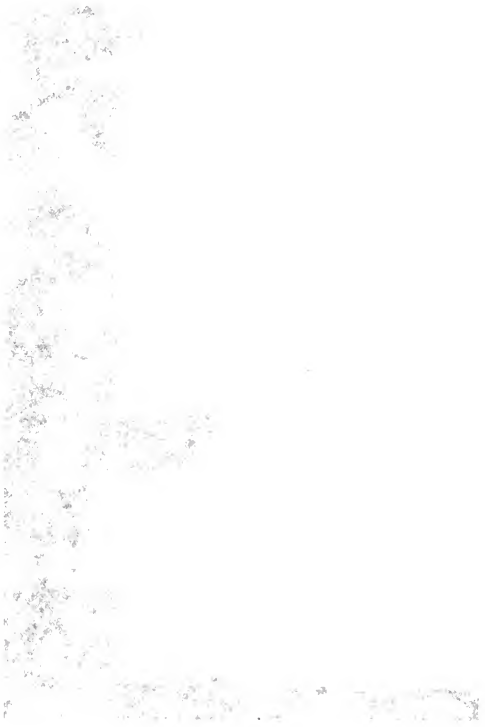
So leichtfertig, freidenkend und duldſam in Glaubensſachen der Sudahneſe aber auch iſt, ſo abergläubiſch zeigt er ſich. Zauberer und Hexen, Menſchen, welche Nachts in Hyänengeſtalt umherlaufen, oder bei Tage in ein Nilpferd ſich verwandeln, Orakelſprüche von Wahrſagerinnen, gute und böſe Geiſter, Geſpenſter, der Teufel und ſeine hölliſchen Geſellen und dergleichen Bilder eines krankhaften Wahns ſpuken arg in dem Kopfe des braunen Naturſohnes herum und laſſen ihn oft genug die lächerlichſten Handlungen begehen. Er iſt eben ein Kind von Charakter, welches ſich bald fürchtet, wo es keine Urſache hat, bald knabenhaft ſeines Muthes ſich brüſtet. Er iſt ein Kind, welches dem Augenblicke lebt und von ſeinen wechſelnden Eindrücken ſich zu Dieſem oder Jenem hinreißen läßt. Ein grenzenloſer Leichtſinn und der raſch auflodernde Jähzorn ſind die Urſachen ſeiner Laſter, der Mangel an Bildung iſt der Grund ſeiner Schwäche.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

KÖNIGL. SCHLOSS in WARSCHAU

Lithographie Institut in Hildburghausen



Aber dieser nach unseren Begriffen lasterhafte und schwache Halbwilde ist ein viel besserer Mensch, als derjenige Südsahneſe, welcher durch Reisen oder sonstwie mit gebildeteren Völkern zusammenkam; denn von diesen bringt er keineswegs die Tugenden und Vorzüge, sondern regelmäßig die Laster und das Bewußtsein derselben mit nach Hause.

Viel ließe sich noch erzählen von diesen Leuten, ihrem Wesen, ihren Sitten, Viel von dem Leben der Europäer, Manches von dem Handel, welchen Chartum betreibt, Grauenvolles von den Sklavenjagden, welche von Chartum ausgehen und hier zum Abschlusse kommen ꝛc. — doch dafür ist hier nicht der Ort. Es genügte uns, Chartum und seine eigentlichen Bewohner zu skizziren, und mag das Bild auch ein noch so mangelhaftes sein, seine Farben sind vom Schreiber dieses der Natur entlehnt, treu und wahr. Brehm.

Das königliche Schloß in Warschau.

Eine entthronte Königin, eine Niobe unter den Königssitzen Europa's, steht das zur Kaserne herabgesunkene Königsschloß von Warschau am Ende der weithin sich ausbreitenden Stadt, dieses fieberhaft pulsirenden Herzens eines Volkes, das nicht leben und nicht sterben kann; so blickt es vom hohen Ufer hinab in die grollende Weichsel und über Praga's Wälle weit hinaus in die sarmatische Ebene, den weiten Leib dieses Volkes, das Jahrhunderte lang von ihm aus die Richtung seines Lebens empfing. Nirgends so weit wie nach Osten hin sichtbar, gegen die Lande der Moskowiter, wo fern zwischen Wolga und Oka das mächtige Moskau vor ihm zitterte und am Dnepr das reiche Smolensk sich in Gehorsam vor ihm neigte, scheint es, wenn das Abendroth seinen Scheitel vergoldet, von der Erinnerung an jene Zeiten der Hoheit und Herrlichkeit umschwebt zu sein, oder auch von Scham und Zorn erglüht, weil der Moskowiter in den Straßen der Polenstadt sich herrisch geberdet, und drüben auf den Festungswällen der moskowitische Soldat neben dem drohenden Feuerschlunde steht, jeden Augenblick bereit, ihn gegen die Stadt zu entladen, falls sie ein Zeichen neuen Lebens gäbe.

Es gibt der Stätten viele auf Erden, die an den Wechsel irdischer Größe mahnen. Die Ruinen von Ninive und Palmyra — die Pyramiden Egyptens — der Halbmond der Moslim auf der Sophienkirche in der Stadt Konstantins des Großen — die verfallenen Tempel von Hellas — die Denkmäler der einstigen Weltherrschaft in der ewigen Stadt — die Alhambra in Granada — die Straße der Inka's in Peru — die Schloßruine von Heidelberg — die Trümmer der Kaiserburg auf dem Kyffhäuser — sie alle rufen dem denkenden Wanderer ein sta viator! zu und bringen ihm ernste, erschütternde Betrachtungen auf. Aber nirgends tritt der Geist der Weltgeschichte furchtbarer an den Menschen heran, als hier vor dem ehemaligen Herrschersitze eines Reiches, das fast vor unsern Augen zerschlagen ward.

Als vor drittehalb hundert Jahren der Grundstein zu diesem Königsbau gelegt wurde, bespühlten die Wellen der Weichsel kein anderes als polnisches, unabhängiges

polnisches Land; alles Volk, das von den Karpathen bis an die Ostsee, von der Netze bis an den Dniepr und die Düna wohnte, gehorchte der polnischen Krone, und als der Urheber dieses Baues, Sigismund III. aus dem Hause Wasa, wegen des falschen Demetrius mit dem Czaaren der Moskowiter in Krieg gerieth, erlag dieser der polnischen Uebermacht und das Zeichen des weißen Adlers ward auf den Mauern des Kreml aufgepflanzt. So schien der Bau König Sigismunds bestimmt, die Akropolis eines Reiches zu werden, das, dem großen deutschen Reiche an Ländergebiet weit überlegen, eine ewige Vormauer gegen das Hereindringen des asiatischen Despotismus und Sklavensinns in das europäische Kulturleben bildete und jene in den Grenzen ihrer Heimath gebannt hielt.

Aber diese Bestimmung ward weder von den Herrschern noch von dem Volke Polens begriffen — und dieses Verkennen und Versäumen einer weltgeschichtlichen Aufgabe war die erste Ursache, daß das große Polenreich von der Erde verschwunden ist.

In der Anlage des warschauer Königsschlosses ist diese verhängnißvolle Abkehr der polnischen Politik von ihrer weltgeschichtlichen Mission gewissermaßen symbolisch angedeutet. Dieses Schloß hängt nämlich durch eine Reihe von Korridoren mit der Kathedrale von St. Johann in der anstoßenden Altstadt zusammen, ähnlich wie in Dresden das Residenzschloß mit der katholischen Hofkirche. Diese Verbindung des Königsschlosses mit der katholischen Kathedrale entsprang aus der eifrigkatholischen Gesinnung seines Erbauers, die auch innerlich Kirchenthum und Königthum mit einander vermischte und zu der traurigsten Mißregierung führte. Mitten in seiner Siegeslaufbahn gegen Rußland ließ er sich von seinem Glaubenseifer verleiten, das Schwert gegen die eigenen nichtkatholischen Unterthanen zu kehren, um sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Trotz der von ihm beschworenen Verfassung, welche allen Polen ohne Unterschied des Bekenntnisses freie Religionsübung und Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniß gewährleistete, wagte er es, die Nichtkatholiken zu bedrücken und zu verfolgen, zerstörte dadurch den innern Frieden und schwächte das Reich.

Die Strafe folgte auf dem Fuße. Sigismund war Erbe der schwedischen Krone. Als nun sein Vater, der König von Schweden, mit Tode abging, reiste er zwar dorthin und ließ sich krönen; kaum war er aber nach Polen zurückgekehrt, so ward er von den protestantischen Schweden, um seines finstern Katholicismus willen, des Thrones verlustig erklärt und sein Oheim, der Herzog von Südermanland, als Karl IX. darauf erhoben. Dieser gerechten Strafe folgten bald noch andere, leider auch für sein Volk verderbliche Schläge. In jenem zweiten Kriege mit Rußland, in welchen er um des falschen Demetrius willen verwickelt wurde und in dem er siegreich bis an die Hauptstadt des Moskowiterreiches vordrang, fand er sich in seinem Siegeslauf plötzlich dadurch gehemmt, daß die zum großen Theil akatholischen Stände seines Reiches ihm zur Fortführung des Krieges die Mittel weigerten, hauptsächlich wohl aus Besorgniß, daß er sie später gegen sie selbst brauchen möchte. So konnte er weder die Unterwerfung der Russen vollenden, noch durfte er an die Wiedereroberung seines Erbreiches Schweden denken; ja, er war nicht einmal im Stande, zu verhindern, daß sich die Moldau zum selbstständigen Staate konstituirte, und mußte sich sogar von seinem Neffen Gustav Adolf von Schweden Kurland und Polnisch-Preußen entreißen lassen. Im Süden empörten sich die dort vorherrschenden Bekenner der von ihm gleichfalls bedrückten griechischen Kirche und ohne des großen Hetman Johann Zamoyski tapfern Beistand wäre das Reich schon damals zerfallen. Kein Wunder, daß der in seinem heiligsten Recht verletzte Adel von tiefem Mißtrauen und Unmuth gegen einen

solchen König erfüllt ward. Verfassungsmäßig stand dem Adel in allen Fällen, wo die Verfassung durch den König verletzt wurde, das Recht der bewaffneten Insurrektion zu. Von diesem Rechte machte er jetzt Gebrauch und bildete die erste jener Konföderationen, welche nachmals eine so wichtige Rolle in der polnischen Geschichte spielten.

So ward durch Verletzung der verfassungsmäßigen Geistesfreiheit der erste Grund zu dem Untergange Polens gelegt und der Verbindungsgang zwischen der Kathedrale und dem Königsschloß von Warschau steht als ein warnendes Denkmal einer dem Geiste der Weltgeschichte widerstreitenden Staatskunst da. Ein Königthum, das sich mit dem Kirchenthum identificirt und wider den Geist der Freiheit kriegt, gräbt sich sein eigenes Grab.

Kaum fünfzig Jahre stand Sigismunds III. Königsbau, da mußte er schon einmal herniedersehen auf ein machtloses, geschlagenes, unter fremde Hand gedemüthigtes Reich. Auf dem polnischen Throne saß damals — nach dem Ausgange des dreißigjährigen deutschen Krieges — wieder ein Wasa, Sigismunds III. zweiter Sohn, Johann II. Kasimir V. Der war nicht nur wie sein Vater ein eifriger Anhänger der römischen Kirche, sondern sogar ein Priester derselben, ein Kardinal und Jesuit, und wähnte sich als solcher ganz besonders berufen, das Reich des Statthalters Christi für die Verluste, die es in Deutschland erlitten, in Polen zu entschädigen. Wie sein Vater brach er die Verfassung und verfolgte die Nichtkatholiken. Da erhoben sich die unirten Griechen Südpolens unter Bogdan Chmielnicki zur Vertheidigung ihrer Glaubensfreiheit, und fanden bald starke Bundesgenossen an den nicht minder in ihren Gewissen bedrängten Kosaken, dieser treuen Vorhut Polens gegen die wilden Tartaren; in Strömen floß das Blut an den Ufern des Dnjepr und Brand und Verwüstung verheerten das Land. Für Schweden, dessen Schaaren nun in Deutschland keine Beschäftigung mehr hatten, war dieser neue Glaubenskrieg eine erwünschte Gelegenheit, seine kampfgewohnten Krieger auf's Neue zu beschäftigen und die in Deutschland so einträglich gewesene Rolle von Beschützern der Religionsfreiheit weiter zu spielen. Während der Kampf im Süden wüthete, fiel Karl Gustav von Schweden von Norden her in das Land. Da erzitterte der Pfaffenkönig hier in seinem festen Schloß, und als der Schwede unaufhaltsam vorwärts drang, gab jener in feiger Flucht Thron und Land preis. So war es möglich, daß Karl Gustav fast ohne Schwertstreich die Hälfte von Polen eroberte und bis Krakau vordrang, und ganz Polen wäre verloren gewesen, hätte nicht eine Menge Patrioten, alles Unrechts vom Throne vergessend, noch in der elften Stunde eine Konföderation zur Vertheidigung des Landes geschlossen. Freilich wäre es Sache des Reichstages gewesen, für die Rettung des Reiches einzutreten; aber so verderblich war die Saat des Hasses, welche der eidbrüchige und fanatische König ausgestreut hatte, in einzelnen Gemüthern aufgegangen, daß ein einstimmiger Beschluß, wie er nach der Verfassung allein gültig war, nicht zu Stande kam. Ein Landbote, Peter Sicinski, bediente sich — zum erstenmal in einer so verhängnißvollen Frage — des liberum veto und gab damit ein furchtbares Beispiel für künftige Zeiten. Doch rettete die Konföderation der versöhnlichen Patrioten diesmal das Land. Die Schweden wurden zurückgedrängt und aus Warschau vertrieben, ja sie hätten wohl ohne allen Vortheil das Land räumen müssen, wäre es ihrem König nicht gelungen, mit dem großen Kurfürsten von Brandenburg ein Bündniß zu schließen. Die vereinigten Schweden und Brandenburger lieferten den Polen vor den Thoren von Warschau eine dreitägige Schlacht, in welcher jene endlich nach schrecklichem Blutvergießen das Feld behaupteten. Johann Kasimir floh nach Lublin und gab von Neuem das Land preis; doch die

Konföderirten setzten den Kampf muthig fort, und als bald darauf Brandenburg sich von der gemeinschaftlichen Aktion mit Schweden lossagte, letzteres dagegen selbst von Rußland in Ingermanland angegriffen wurde, willigte dasselbe endlich, um den Preis von Esthland und Livland für sich selbst und der Oberhoheit über Preußen für Brandenburg, in den Frieden. Das war der berühmte Friede von Oliva, welcher Polen seine ganzen Ostseeprovinzen kostete. Aber dieses Opfer befreite Polen nur auf einer Seite von Bedrängniß. Inzwischen war der Hetman der Kosaken ganz von Polen abgefallen und hatte sich Rußland in die Arme geworfen, das ihn schützend aufnahm. Um deswillen war auch mit dem Czaaren der Krieg wieder entbrannt, der noch volle sieben Jahre wüthete, und obgleich im Ganzen das Kriegsglück auf Polens Seite war, doch nur mit einem neuen Länderverlust für dieses endete: es mußte Smolensk, Czernigow, Severien und die Ukraine bis an den Dniepr an Rußland abtreten.

So war, durch eines wahnbethörten Königs Schuld, Polen um einen ansehnlichen Theil seines Gebietes, um seine Lage am Meer und dadurch um die Hauptquelle seines Wohlstandes gebracht. Doch so empfindlich diese Verluste für das Reich waren, sie kommen kaum in Betracht gegen den innern Verfall, welcher durch den königlichen Jesuiten herbeigeführt worden. Die religiösen Verfolgungen hatten die treuen Kosaken zur Auswanderung getrieben, und diese hatten nicht weniger als eine Million Gefangene mit sich fortgeführt. Die aus diesen Verfolgungen entsprungenen Kriege hatten drei Millionen Menschen durch die Schärfe des Schwertes, Hunger und Seuchen dahingerafft; ganze blühende Städte und Dörfer waren vom Erdboden verschwunden und das ganze Land war verarmt. An die Stelle der vordem allgerühmten polnischen Gesittung war eine allgemeine Verwilderung getreten. Dazu kam um noch die fortzeugende Kraft der bösen That des Eidbruchs von Seiten des obersten Hüters der Gesetze — das war vielleicht die unheilvollste aller Wunden, die dem Polenvolke geschlagen worden, eine Wunde, von der es nie wieder genas und an der es endlich zu Grunde ging. Durch den Eid- und Verfassungsbruch der Könige aus dem Hause Wasa war Treue und Glauben im öffentlichen Leben untergraben, und die Verfassung Polens war von der Art, daß sie ohne unverbrüchliche Treue von allen Seiten nicht bestehen konnte und zur heillosesten Verwirrung führen mußte.

Es ist eine weit verbreitete, in neuerer Zeit selbst in freisinnigen Kreisen geltend gemachte Ansicht, daß der Verfall des Polenreiches hauptsächlich auf die Rechnung seiner oligarchischen Verfassung und den Druck des polnischen Adels auf die niederen Volksklassen zu bringen sei. Diese Ansicht beruht auf einer argen Verkennung der Verhältnisse. Allerdings gab die polnische Reichsverfassung dem Adel und der Geistlichkeit ein bedenkliches Uebergewicht im Staate, besonders durch den Ausschluß der übrigen Volksklassen von den politischen Rechten, namentlich auch vom Rechte der Königswahl und durch das liberum veto, vermöge dessen jeder einzelne Senator oder Landbote das Zustandekommen eines Gesetzes vereitelu konnte. Allein die glorreiche Herrschaft der Jagellonen und selbst die Regierung Stephan Bathory's von Siebenbürgen, welcher vor den Wasa's den polnischen Thron innehatte, hatten bewiesen, daß mit einer solchen Verfassung recht wohl zu regieren und selbst Großes auszurichten war. Trotz dieser Verfassung gehörte Polen bei der Thronbesteigung des ersten Wasa zu den bestverwalteten, blühendsten und mächtigsten Ländern Europa's. Hätten die Wasa's und ihre Nachfolger im Geiste der Jagellonen oder Stephan Bathory's, d. h. mit Freisinn und unverbrüchlicher Heilighaltung des Volkspalladiums, der Verfassung, das Regiment geführt, der ritterliche Geist der Nation würde Hand in Hand mit dem verfassungstreuen Königthum das Reich

durch alle Stürme der Zeit geleitet haben, und wie diese Nation bis zum Erlöschen des Jagellonenstammes die weltbewegenden Ideen auf sich wirken ließ, so daß alle freien religiösen Anschauungen Eingang und Schutz bei ihr fanden, so würde sie mit der Zeit sich immer mehr geläutert und ihre Verfassung von innen heraus zeitgemäß umgestaltet haben.

Dabei soll der polnische Adel nicht von aller Schuld freigesprochen werden. Hätte er die weltgeschichtliche Bestimmung seines Volkes klar erfaßt gehabt, so hätte er sich auch durch die ärgste Treulosigkeit seines Königs nicht so weit bringen lassen, die Pflichten gegen das Vaterland zu versäumen. Er würde, sowie ein äußerer Feind sich gegen seinen König erhob, sich um diesen geschaart, jenen zurückgetrieben und dann den König zu Beobachtung der Verfassung gezwungen haben.

Als das Reich nach dem schwedisch-russischen Kriege verarmt, zerrüttet und entsittlicht war, hätte ein Herrscher von ganz besonderer Weisheit und Tugend dazu gehört, um ihm wieder aufzuhelfen. Es galt, die entfesselten bösen Geister des Glaubenshasses, des Mißtrauens und Ungehorsams, der Treulosigkeit und Verwilderung zu bannen und vor Allem die Achtung vor der Verfassung wiederherzustellen. Nur wer dies vermochte, konnte Polen retten. Das Schicksal versagte ihm einen solchen Retter; denn wenn auch Johann Kasimir nach dem Friedensschluß mit Rußland abdankte, und sich in ein französisches Kloster vergrub, so wandelten doch seine erwählten Nachfolger mehr oder weniger in denselben Wegen der Thorheit und mehrten die Verwirrung, statt ihr Einhalt zu thun, bis endlich die Zerrüttung und Schwäche so weit gedieh, daß das einst so gewaltige Reich ein Spielball und zu allerletzt eine gefundene Beute seiner raubgierigen Nachbarn wurde.

So steht das Königsschloß von Warschau in all seiner Pracht und Hoheit als ein trauriges Denkmal der Verschuldung des Königthums an dem Untergange Polens da, und zwar um so mehr, als um den Bau desselben gerade diejenigen Könige das meiste Verdienst haben, welche dem Lande mit am meisten geschadet: Sigismund III., der ihn begann; August II. von Sachsen, welcher ihn erweiterte, und Stanislaus August Poniatowski, der ihn vollendete. Ja, es liegt eine grausame Ironie darin, daß der letztere, der noch alle Sorgfalt auf die Vollendung des Baues verwendete, nur noch ein Schattenkönig, die Kreatur einer gekrönten Ehebrecherin und der größten Feindin des Landes und schließlich der Todtengräber seines eigenen Reiches war.

Es ist hier nicht der Ort, die ganze Jammergeschichte der allmäligen Abschlachtung Polens durch die drei Nachbarmächte zu betrachten; wir dürfen sie in ihren Hauptzügen als bekannt voraussetzen, sowie wir nicht nöthig zu haben glauben, den Abscheu des Lesers vor einem Verfahren aufzustacheln, welches Karl von Rotteck bezeichnet als „die größte, kühnste, entsetzlichste, von jeder möglichen Beschönigung durchaus entblößte Verletzung der Völker- und heiligsten Menschenrechte, zehnfach niederschlagend durch den Mißbrauch rechtlicher Formen und friedliebender Worte, ein Gewebe von Gewalt und Hinterlist, beispiellos in der Geschichte seit der Römerzeit, und wenn auch die hunnischen und vandalischen Greuel an physischem Uebel nicht erreichend, doch moralisch gewürdigt nach Ursprung, Motiven und Umständen, unendlich schrecklicher als sie." Weit entfernt sind wir auch davon, durch den bei der Betrachtung des warschauer Königsbaues sich uns aufdrängenden Hinweis auf die schwere Verschuldung der polnischen Könige von dem Begründer dieses Baues an, der gerechten moralischen Würdigung des Verfahrens der Polenschlächter Eintrag zu thun. Aus jener Verschuldung floß für diese auch nicht ein Gran Recht und ihre Handlungsweise bleibt gebrandmarkt für alle Zeiten.

Da blickt der stolze Königsbau hinein in die einst so froh belebten Straßen der königlichen Stadt. Wo sonst der Edelmann des Landes auf leichtem Renner lustig dahin flog, reitet jetzt der Kosak, der verstoßene Sohn Polens, im russischen Schergendienst einher. Verächtlich zieht er an den Kirchen einer Religion vorüber, deren Verfolgungssucht seine Väter aus der lieben Heimath trieb. Vielleicht ist er der beneidenswertheste von Allen, die hier wandeln. Wenn in den geheiligten Stätten, die er um ihrer selbst willen keines Blickes würdigt, immer der Geist der Duldung und Liebe gewaltet hätte, so wäre er nicht hier als der Scherge des Zwingherrn, sondern vertheidigte noch wacker die Grenzen des Landes gegen denselben. O Ihr, die Ihr jetzt zu den Kirchen wallt, gekleidet in Trauer um das erwürgte Vaterland, die Ihr Euch an den Altären Eurer Heiligen in Schmerzen windet, und um die Wiederherstellung Eures Vaterlandes betet, möchtet Ihr armen unglücklichen Kinder Polens eingedenk sein der Grundquelle Eures Wehs! Wir fürchten, Ihr seid es nicht; wir fürchten, Ihr wandelt in den Wegen, auf welchen Eure Könige Euch in das Verderben geführt. Dieses Anklammern an die römische Kirche, diese Bigotterie, die Euern Vätern fremd war, sie rettet Euch nicht von Euern Ketten, sie beschwört das Polenreich nicht aus dem Grabe herauf. Ist es Euch wirklich um die Freiheit, um die Wiederherstellung Eures Vaterlandes zu thun, so müßt Ihr Euch mit ganzer Seele an den Geist der neuen Zeit, den Geist der Freiheit anschließen; nur bei ihm ist Heil. Blickt auf zu Euerm Königsschloß und merkt auf seine Warnung!

Welche Thaten geschahen in unsern Tagen im Angesicht dieses Schlosses, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln! Es ist kein Zoll breit Landes weit umher, der nicht mit dem Blute edler Polen und ihrer Feinde getränkt wäre. Welche furchtbaren Kämpfe tobten drüben um Praga's Wälle, und welche Großthaten antiken Heldenthums verherrlichten die Hütten und Paläste Warschau's! Es war Alles umsonst, weil das Heldenthum nicht beseelt und getragen war vom Geiste des Jahrhunderts, von dem Geiste wahrer Freiheit.

Auch in den jüngsten Tagen sahen wir das alte polnische Blut wieder aufschäumen, sahen wir den polnischen Heldengeist wieder aufzucken gegen seine Dränger — aber es waren ungereimte Verschwörungen, zwecklose Demonstrationen und wahnsinnige Meuchelmordversuche. Hinter all diesen Zuckungen standen Priester; alle hüllten sich in Weihrauch und Rosenkranzgeflüster, in katholische Mystik — ein Zeichen, daß der Geist des Jahrhunderts auch noch jetzt keine erheblichen Fortschritte gemacht bei Denen, welche vorzugsweise an der Wiedergeburt Polens zu arbeiten wähnen.

Noch kein Volk ist durch die römische Kirche frei geworden; Polen wird es durch sie auch nicht werden. Zum warschauer Königsschloß soll der Pole wallfahrten und auf die Lehre achten, welche ihm die Geschichte hier predigt. Er soll brechen mit einer verderblichen Vergangenheit und mit der Erinnerung besserer Zeiten dem frischen Zuge einer neuen Zeit folgen. Er soll inne werden, daß ein neuer Schöpfungsodem durch die ganze nordosteuropäische Welt geht und soll ihm alle Schleußen seines Innern öffnen. Unaufhaltsam bricht sich der Geist der Freiheit im Reiche seines Zwingherrn Bahn, alte tausendjährige Satzungen stürzen ein und „neues Leben blüht aus den Ruinen" — es ist ein Gähren und Weben, ein Wandeln und Werden wie am Anfang eines neuen Weltalters: das sollen die Polen verstehen und sich bereiten zur Theilnahme an der allgemeinen Verwandlung, die auch ihnen die Freiheit mit der Wiedergeburt bringen wird, wenn sie sie nicht selbst, vom römischen Wahn verblendet, von sich stoßen. —

A. P.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

[illegible]

Reichenhall in den salzburger Alpen.

Noch zu keiner Zeit eilte die Reisewelt in so dichten Schaaren den Bädern zu, als gegenwärtig. Es steht dies im Verhältniß zu der allgemeinen Reiselust und zur Bequemlichkeit der Reisegelegenheiten. Mehr als der Süddeutsche besucht der Norddeutsche fern entlegene Badeorte und er ist es eigentlich, welcher ihr Modepublikum ausmacht. So sieht man Jahr für Jahr Kuranstalten emporblühen, die bis vor Kurzem nur spärlich belebt waren; wo sonst idyllische Ruhe träumte, herrscht jetzt der Geist der Spekulation und geht mit der Lebendigkeit des Verkehrs Hand in Hand.

So in Reichenhall, welches von 500 Gästen sehr bald auf 2500 gestiegen ist. Hier herrscht ein reges Treiben, in welchem sich der Gebildete nicht mehr vereinsamt und von der Kultur, dieser süßen Gewohnheit des intelligenten Daseins, abgeschnitten fühlt; wohl aber genießt er stärkende Ruhe und Kräftigung am Busen der Natur.

Zwei schöne Wege führen den ankommenden Touristen nach Reichenhall. Der eine verläßt bei dem kleinen Salinenstädtchen Traunstein hinter dem Chiemsee und am Rande des Gebirges bereits die Wien-Münchener Eisenbahn und schlängelt sich als romantische Fahrstraße durch ein schroffes Gebirgsthal über Inzell nach Reichenhall. Der Weg bietet zwischen den beiden letzten Punkten überraschende Reize; doch schöner präsentirt sich das Ziel unserer Reise für Denjenigen, welcher auf der vorgenannten Bahnstrecke bis Teisendorf oder Salzburg weiter geht, um von hier aus zu Wagen den beliebten Badeort zu erreichen.

Er fährt auf dieser Tour gleichsam in einen anmuthigen hohen Bergkessel hinein und was er endlich vor sich sieht, ist das lockende Gemälde der Wirklichkeit zu unserem getreuen Bilde.

Die blaugrünen Bergsprossen des Hohen-Staufen und Dwieselberges lagern sich zur Rechten: im fernen Hintergrunde blicken auf derselben Seite die beiden Spitzen vom Sonntagshorn, die Hochwächter des Panorama's, hervor. Die Mitte des Hintergrundes nimmt der seltsam geschwungene Gipfel des Müllnerhorns mit dem weiter zurückgedehnten Rücken des Nistfeichthorns ein. Links daneben öffnet sich eine lichtblaue perspektivische Schlucht; das Thal von Loser mit einem Blick auf die Loferer-Steinberge. Die linke Bergwand, welche sich in ihrer Verkürzung an den Vordergrund anschließt, ist der Dreisesselkopf, das Lattengebirge und der Untersberg. So ist der Umkreis vollendet bis auf eine kleine Strecke, welche im Rücken unseres Standpunktes den Ausgang in die salzburger Ebene zeigen würde.

In Mitten jenes Gebirgskranzes liegt auf einem hügeligen grünen Wiesengrund in malerischer Gruppirung Reichenhall, von einigen Villen und Bergschlößchen romantisch umgeben. Die neuen freundlichen Häuseranlagen, die wir zunächst sehen, und denen sich das Kurhaus und das Gradirwerk anreihen, bilden das eigentliche Badestädtchen Achselmannstein. Es hängt als ein späterer Stadt-

theil unmittelbar mit Reichenhall zusammen. Hier labt die freiere Aussicht, die frischere Luft und es ist zum Aufsuchen einer Wohnung die angenehmere Stätte.

In früheren Tagen gab es nur am entgegengesetzten Ende des Thals, dicht am Fuße des Müllerhorns, eine kleine, jetzt noch bestehende Sool- und Mineralanstalt Kirchberg. Doch man würde unrecht thun, dem dortigen Bergquell andere Eigenschaften zuzuschreiben, als die wohlschmeckender Reinheit. Nicht jede kleine kokette Quellennymphe ist zugleich eine wunderthätige Göttin Hygea — wohl aber möchte sie's sein, und da die Aerzte Männer sind, gelingt es ihr öfter, durch ihr lockendes Wellengeplauder zeitweise zu fesseln.

Erst im Jahre 1846 wurde Achselmannstein gegründet und besonders waren es Berliner Aerzte, die ihm zahlreiche Patienten zusendeten und Ruf verschaffen halfen. In der That ist die hiesige Soole der Edelquelle zur vorzüglichsten auf der ganzen bekannten Erde zu rechnen. Sie enthält circa 24 Prozent Salzgehalt, sonst keinerlei die gute Wirkung störende chemische Bestandtheile und ist verhältnißmäßig reich mit freier Kohlensäure geschwängert, welche eine belebende Reaktion auf das darniederliegende Nervenleben der Haut ausübt. Die praktische Einrichtung der Bäder kommt ihr zu Hülfe, bei der man Gesundheit und Reinlichkeit der Eleganz vorgezogen hat.

Um wie viel mehr jedoch als dieser Quell mit all seinem wohlthätigen Heilstoff leistet in dieser Gegend der Hochgenuß der Natur und ihre verjüngende Alpenluft, in welcher die Brust genöthigt wird, tiefer zu athmen und voller den Strom der balsamischen Atmosphäre auf der grünen Berghalde und im rauschenden Tannenwald einzusaugen! Hier liegen die Wunder der Medizin, welche im Sonnenkuß das frohe Thal und die hoffende Menschenseele beleben und mit ihrer Stärkung die vielgepriesenen Salzausdünstungen am tröpfelnden, finsteren Gradirwerk beschämen. Hinab in die heimlichen Wiesengründe und malerischen Felsenschluchten — hinauf auf die lachenden Hügel und blauwinkenden Bergeshäupter, wer noch Kraft zum Steigen in sich fühlt, damit diese Kraft sich mehre und der erfrischte Geist den trägen Körper mit hinaufziehe zur Freiheit und Weite einer reinen heiteren Umschau! Dieser Lebensmuth ist der Gipfel unseres Daseins, den wir von Zeit zu Zeit rüstig erklimmen müssen, damit wir uns nicht selbst verloren gehen.

An solchen Wirkungen wird jedes Alpenbad seine Rivalen in Mitteldeutschland, oder gar in der flachen Ebene weit übertreffen. Durch diese Erfolge auch ist Ischl das erste Soolbad der Welt geworden und seitdem dort die Modesaison der Wiener Aristokratie und das Hereinmaleins der raffinirten Gastwirthe eine unnatürliche, ja bösartige Theurung in die Unschuld der Natur hineingezaubert hat, nimmt Reichenhall mit Recht den zweiten Platz unter den Soolbädern ein. Man kann berechnen, daß es in wenigen Jahren an Frequenz Ischl überlegen sein wird.

Um so fühlbarer wird dagegen der Mangel guter Gasthäuser mit wünschenswerthen Mittagsmahlzeiten und die Anlage öffentlicher Spaziergänge und eines Parks, damit die vielen leidenden Patienten sich auch in der Nähe schattiger Gänge zu erfreuen haben. Der Garten des Kurhauses ist ein engherziges Institut, der kühle Weg am Gradirwerk für Brustkranke ein zuziges Terrain. Wen seine Füße aber weiter tragen, oder wer die der Pferde häufig zu Hülfe rufen kann, wird in entfernteren Ausflügen paradiesische Erquickungen finden. Hat ein Bewohner des Flachlandes noch niemals die Alpen gesehen, so bietet sich ihm hier eine bequeme Anschauung ihrer Zauber dar. Wir brauchen das nahe Salzburg und Berchtesgaden mit dem gletscherzerrissenen Watzmann und dem smaragdgrünen Königssee wohl nur zu nennen, um in der Erinnerung unserer Leser eine Fülle oft beschriebener Naturschönheiten zurückzurufen.

Aber auch weniger bekannte Punkte bieten ähnliche Genüsse dar. Die Saalach, ein brausendes Bergwasser, durchströmt den Grund von Reichenhall. Wir wandern den grünen Wellen entgegen und treten mit Entzücken in das großartige, nach Loser führende Bergthal ein. Wald- und Wiesenfrische rings umher beleben den wechselvollen Anblick und die steilen Kalksteinwände der 7000 Fuß hohen Reitalp senken sich drohend links am Wasser herab. Das aufsteigende Thal führt uns nach dem kleinen Oertchen Unken und von dort nach der Schwarzbergklamm.

Ist auch die Phantasie schon auf dem romantischen Schattenpfad am Unkenbach und an dem Eibel-Wasserfall lebhaft beschäftigt gewesen, so erreicht doch ihre Ueberraschung vor dem mächtigen Felsenthor der genannten Schwarzbergklamm den höchsten Grad. Der brausende Bach hat sich hier tief eingewühlt in eine enge düstere Spalte weicher Kalkfelsen, deren gigantische Wände sich hoch oben drohend in einander wölben. Im schauerlichen schwarzen Grunde toben die wilden Wasser und zerschellen schaumspritzend am Gestein. Nur dann und wann zeigt in der Höhe eine schmale Oeffnung das blaue Himmelslicht, magisch zitternd blitzt es an den feuchten Wänden hinab und zwischen beiden, zwischen dem Lichte da droben und dem Abgrund drunten schreiten wir auf einem schwebenden Holzsteg durch den fürchterlichen Engpaß dahin. Es ist beängstigend, sich der Treue dieser schlüpfrigen Holzbretter anzuvertrauen, die sich oft unter der Last des Wanderers biegen. Doch muthig weiter und hinauf zu den Stufen am Ende der Schlucht! Sie heben uns auf die Schultern der Felsen, deren Eingeweide wir so eben noch prüften, und eine kleine Brücke lenkt den schwindelnden Blick noch einmal hinab. Drunten herrscht todwinkende Oede und finstere Haft; hier droben aber sind Freiheit, Sonnenlicht und Vogelsang und was das Beste ist, dicht daneben ein Garten des gastlichen Forsthauses, wo der Schatten alter Weimuthskiefern einen lockenden Platz zu Ruhe und leiblichen Genüssen bietet. — Ein Weg über den Felsen leitet später wieder auf den alten Pfad nach Unken zurück und ein rascher Wagen des Gastwirths führt uns noch nach Reichenhall. —

In dämmernder Morgenstunde finden wir uns wieder in dem dicht bei Reichenhall gelegenen Dorfe Großgemain zusammen, denn es gilt heute, den Untersberg, den Grabhügel deutscher Sagen, zu erklimmen.

Das Volk in der hiesigen Gegend nennt schon seit altersgrauen Zeiten diesen Berg den „Wunderberg.“ In der That wird die Phantasie mächtig erweckt durch seine eigenthümlichen Schluchten, Grotten und Marmorhöhlen, die das gewaltige Terrain zerreißen. Schon seit den Römerzeiten ist dieses Terrain bekannt; ebenso in einer späteren Geschichtsepoche. Oft und gern besuchte Kaiser Karl der Große seinen Freund, den Erzbischof Arno von Salzburg, und der berühmte Held verkehrte häufig in dieser Gegend. Die Sage versetzte den deutschen Herrscher deshalb nach seinem Tode in die glänzenden Marmorgemächer des Untersberges. Doch dieser Geisterbann dauert nicht ewig, er endet mit und durch eine Befreiung Deutschlands. Drunten in einem gothischen Marmorthronsaal, an einem Marmortische, die Krone auf dem Haupt und dieses in die Hand gestützt, sitzt die mächtige schlafende Schattengestalt des Kaisers. Ritter und junge thatenlustige Helden umgeben ihn, kunstsinnige Zwerge schmieden Waffen, und Alle harren seines Erwachens. Es erfolgt einmal in jedem Jahrhundert, dann muß ein Zwerg hinaussteigen aus dem Berg und spähen, ob der schon zweimal abgehauene Birnbaum auf dem Walserfelde noch nicht zum drittenmal neue Zweige schlage und die Gnomen müssen des Kaisers Bart messen, ob er endlich dreimal den Tisch umspanne. Treffen diese Zeichen nicht zu, so versinkt der Kaiser seufzend in neuen Schlummer. Doch es herrscht keine lautlose Stille im Berge,

denn regt es sich draußen im Zeitengange der deutschen Geschichte, so stürmt es auch drinnen; die Helden schlagen die Waffen aneinander und von Zeit zu Zeit brechen einige heraus; man sieht Reiter auf feurigen Rossen durch die Lüfte jagen, stumme Züge von Mönchen schreiten in feierlicher Prozession zum Dome von Salzburg und kehren nach nächtlichem Gottesdienst beim Morgengrauen wieder in den Berg zurück. Gnomen und Kobolde necken den Hirten und schöne blondgelockte Frauen in weißen Gewändern ziehen den Wanderer durch holden Gesang in die Felsenklüfte hinab, um ihn Jahre lang in süßen Zauberschlaf zu versenken.

Kommt aber endlich die Zeit, wo der verstümmelte Baum wieder blüht, und der Bart des Kaisers seine Länge erreicht hat, dann zieht der neue Herrscher Deutschlands mit seinen thatendurstigen Heldenschaaren aus dem Wunderberg hervor, er schlägt die große Schlacht am Rhein und seine weise Kraft bringt dem deutschen Reiche die freie langersehnte Einheit.

So endet die Sage und wir sind an ihrer Hand auf den Gipfel des Berges geklommen. Die entzückende Gebirgspracht von hundert Riesenspitzen umlagert den Gesichtskreis. Drunten im Nebel liegt die Tiefe. Ueber St. Gilgen die Gebirge von Steiermark und Oberösterreich, der Tauern mit dem Großglockner und den salzburger Alpenketten; bei Loser wieder die riesigen Steingebirge und links von Ischell die gesegneten bayerischen Gefilde. —

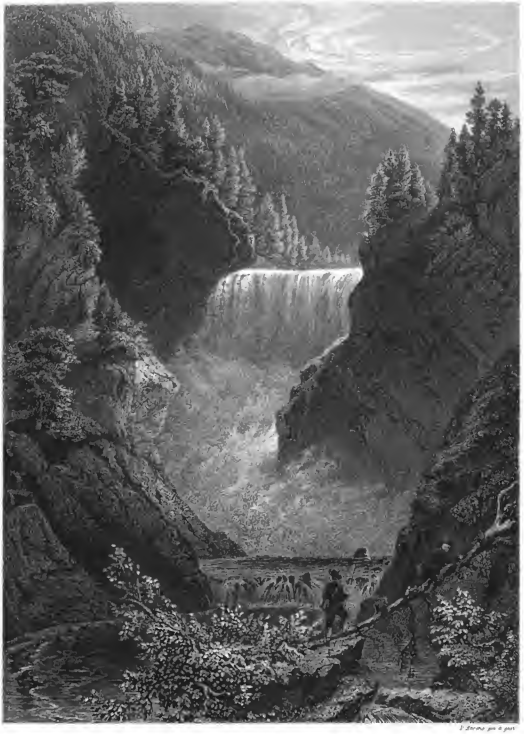
Wie wir das Alles in trunkener Freude erblicken, wie wir dieses schöne Gebiet unsers großen gemeinsamen Vaterlandes übersehen, da begreifen wir den Ernst der Befreiungssage vom deutschen Kaiser im Untersberg und glauben an die Nothwendigkeit ihrer Erfüllung. Der Kaiser ist die in den Bann geschlagene schlafende Kraft Deutschlands, welcher in der Stille endlich der Bart der Mannheit und des Selbstbewußtseins wachsen wird. Diese schlafende Thatkraft bindet tausend andere Kräfte Deutschlands gegen ihren Willen, die reisigen und die jugendlichen Helden des Kaisers. Der Zwerg, der prüfende Verstand, muß nachsehen, ob die Zeit erfüllt ist und der fruchtbringende Baum auf der Walserhaide, „der Baum der Einheit", sich wieder zu neuem Leben erholt hat.

Möge jene schlafende deutsche Kraft unsern Lebensruf erhören, den wir von der Hochwacht der deutschen Alpen erschallen lassen! Möge sie bald zum Heil erwachen, gleichviel, ob sie ein befreiender Herrscher sei oder eine herrschende befreiende Idee!

Otto Banck.

Der Stuibenfall.

Im Lechthal, vier Stunden von Hohenschwangau und eine halbe Stunde vom Markt Reute, überrascht den Wanderer dieser imposante Wassersturz, einer der größten und malerischsten Tyrols. Er erhält seinen ergiebigen Zufluß aus dem eine Stunde entfernten Plansee und vermählt seine Fluthen dem friedlich im Wiesengrund dahineilenden Lech.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

A QUARTER SCENE.

Achensee in den tyroler Alpen.

Die Luft ist kühl, aber der Himmel droben wird reiner und blauer, je mehr sich ein feiner Morgennebel drunten auf den Fluren niedersenkt. Der Frühling geht in den Sommer über, und es schwebt leise tönend durch die Natur wie ein sehnendes Klingen, dem der Menschengeist Worte leiht; und immer vernehmlicher tönt es und wird zum Liede, zum unaufhaltsamen Liede der Wanderlust:

O gebt den Stab mir, Freunde traut,
Und laßt mich wandern hinaus,
Die weite Ferne ist meine Braut,
Und die Welt mein Vaterhaus!

Die Wolken und Winde ziehn ab und auf,
Die alten Berge stehn riesengroß;
Ihr Wolken und Winde, des Sterblichen Lauf
Zieht mit euch über der Erde Schooß.

O Heimaththal, wie eng du bist!
Es treibt mich von dir unbewußt,
Um an der Welt, die draußen ist,
Zu messen die Welt in meiner Brust!

Mir ist, als sollt' ich jedes Haus
Und jedes fremde Herz durchspähn,
Als riefen tausend Stimmen aus:
Mußt ewig, ewig wandern gehn!

Sieh, hinter jenem Laube lacht
Ein andres Land, viel schöner doch!
Der hellere Tag, die süß're Nacht
Winkt dir in anderen Räumen noch!

O lockt mich nicht so mit Gewalt,
Ihr Menschenaugen, Städt' und Seen!
In meiner Brust das Echo schallt:
Mußt ewig, ewig wandern gehn!

Drum gebt den Stab mir, Freunde traut,
Und laßt mich wandern hinaus,
Die weite Ferne ist meine Braut,
Und die Welt mein Vaterhaus!

zum Liede der flotten alten Wanderlust, wie es ahnungsvoll durch so manche Seele zieht und besonders dem Deutschen erklingt; denn jeder deutsche Poet ist ein ewiger Wanderer oder möchte es sein und jeder deutsche Wanderer ein Stück Poet, gleichviel ob jung oder alt, so lange wenigstens, bis ihn daheim wieder die Prosa des täglichen Lebens umfängt.

Noch ſchreitet unſer Wanderer und Poet frei und fröhlich in der ſchönen Aue. Mit dem Strom iſt er ſchon ein gutes Stück das herrliche Innthal entlang gewandert; in unbeſtimmten Weiten liegt die lachende Schöne der Natur vor ihm und im Anſchauen verſunken hört er kaum, wie der von Roſenheim nach Innsbruck eilende Dampfwagen nicht gar fern an ihm vorüberbrauſt. Da ſchreitet ein ſchmucker junger Burſch, die Spielhahnfeder am Hut und ſtattlich geputzt, ihm vorbei den Pfad aufwärts in die Berge einſchlagend. Unbekümmert darum, träumeriſch, wie man ab und zu im Gebirge zu wandern pflegt, verfolgt unſer Wanderer ſeinen eigenen Weg, der wechſelnd zwiſchen Tannen und niederm Geſträuch höher und höher ſich emporzieht, wohl über eine ganze Stunde weit, ſo daß oft der raſche Athem den eilenden Schritt beengt. Maleriſche Schluchten, unten dunkel, bewaldet, und oben in freundlichen Höhen auslaufend, begleiten den Blick zur Seite, tiefer rückwärts liegt das Innthal und der helle Fluß darin erglänzt wie ein Silberſtreifen, deſſen Wellenrauſchen man nicht mehr hört.

Aber iſt die Geſtalt dort vor der einſamen Almhütte, mit der jungen Sennerin an der Hand, nicht derſelbe Burſch, der den Wanderer ſo eben überholte?

Er hört ſie ſprechen und ſcherzen und lachen und dazwiſchen klingt das Heerdengelänte; und dann hört er wieder die Stimmen der Vögel dicht vor ſich auf einer halb verdorrten Fichte und ſieht am Himmel droben die ſchönen Wolkenbilder dahineilen, wie die Träume hinwegſchweben über unſere Jugend im Fluge der Zeit. Aber ſtill! die Liebenden ſprechen nicht mehr, ſie ſingen:

Burſche und Mädchen zuſammen:

Die Summervögela ſinga
Ueber Thal und Bergſi weit,
Wie luſti die Heerden ſpringa,
s' iſcht lauter Freudikeit.

Die Liab läßt au nid raſten,
Die Liab läßt an kein Ruh,
Wie brennt af der Alme
Die Sunna darzu!

Burſche:

Das Bäumeli blüht
Und das Bächli das flieht:
— Was iſ, das mi treibet,
Was iſ, das mi zieht?

Ach alle mei Sinn
Liegt im Diandl darin,
I weiß kaum mehr, ob i es
Selber noch bin!

Mädchen:

Hab dein an gedacht
Zu Winter all Nacht,
Wie han mi im Dörfl
Die Leut ſchon verlacht!

Denn wo i halt geh
Und wo i nur ſteh,
Thut's wunnegeheimli
Im Hearzl ſo weh!

Burſche:

O Diandl, i bitt
Kummſt über's Jahr mit:
Vor Kummer da flürb i
Und nähmſt du mi nid.

Mädchen:

Manch ſchwarzzrane Kuh
Hat's Muaderl, mei Bu,
— Wer ſoll ſie denn melken,
Wann i heirathen thu?

Burſche:

Dei Schweſterla ſein
Soll Milchmadel ſein,
Und ſag nur bei Muaderl,
s' wär gar nid zu klein.

Mädchen:

Und wenn's au klein iſ,
I ſag's ihr gewiß!
Wie drängt doch die himmliſche
Liabſchaft ſo ſüß!

Burſche und Mädchen zuſammen:

Af der Alme da finden
Die Küha gut Gras,
Und i und mei Schatzerl
Wir finden an was.

Die Liab läßt gar nid raſten,
Die Liab läßt gar kei Ruh, —
Wie brennt ach! ſo ſehre
Die Sunna darzu! —

Die letzten Worte ſind längſt in der lauen Luft verhallt, aber ſie tönen immer noch nach in der Seele des Wanderers. — Endlich tritt er an die Hütte heran und grüßt die Beiden, und freundlich wird er empfangen, nicht wie ein ſtörender Gaſt. Man iſt bereit, den Fremdling mit einem Trunk friſcher Milch zu erquicken und er ſieht ſich um in der Hütte. Einige Heiligenbilder von grellen Farben hängen an der Wand nebſt bunt lackirten runden Löffeln. Eine Holzbank und ein Fenſtertiſch und an einer eiſernen Kette ein großer kupferner Keſſel, der über einer Feuerſtätte hängt, um den Alpenkäſe zu bereiten, — das iſt der ganze Hausrath. In der That ein Beweis, wie wenig man braucht, um glücklich zu ſein; dicht neben dem Zimmer liegt der Kuhſtall, zugleich der Sennerin ein Lager für die Nachtruhe. Hier droben hat man beinahe Nichts und begehrt auch Nichts. Hier träumt die Zufriedenheit in der Abgeſchiedenheit von der Welt. Doch iſt dies nur halb wahr, denn jene ſcheinbare Abgeſchiedenheit hängt auch mit der Welt zuſammen: dort drunten wird Butter und Käſe, welche von hier oben kommen, zu Gelde gemacht, und die Landleute, denen das Vieh auf der Alm gehört, ernähren ihre Thiere dafür im Winter und ſenden wöchentlich Brod und Mehl auf die Alm, damit die Sennerin leben kann. So gedeiht auch die Idylle nur unter dem Schutz des Kulturtreibens.

Man zeigt dem Wanderer den Weg nach Jenbach, wo ſich ein Hochofen für Spatheiſenſtein, eine Stahl- und Drahtfabrik nebſt Senſenſchmieden befinden. Er ſteigt im Thal aufwärts bis zum Dörfchen Eben und dann wieder hinab nach Buchau, einer von Fiſchern bewohnten Häuſergruppe. Hier iſt ſein Ziel: der tiefdunkelblaue leuchtend klare Achenſee, der, zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit, ſich in ein Kalkfelſenbett ſenkt, an der öſtlichen Seite nur für eine ſchmale Fahrſtraße Raum laſſend.

Ein bereit liegender Kahn führt auf das weſtliche Ufer in das klaſſiſche Gebirgsbecken der Pertiſau, einem trefflichen Wirthshauſe, welches den Benediktinern vom Kloſter Fiecht gehört, und nicht zum Nachtheil der Fremden verwaltet wird. In blendender Mittagsſonnenbeleuchtung ragen die gewaltigen Felſenzinnen von der Rabenſpitz, vom Pfannsjoch, vom Sonnenjoch, vom Stauſerjoch und vom Bettlerkor im Halbkreis empor. Das Haus der Pertiſau liegt ſtill in flacher Thalſohle inmitten dieſer Bergeshäupter an einer friſch ſprudelnden Quelle.

Hier genießen Gäſte aus Tyrol und Bayern einige Wochen lang der Sommerluft und hier iſt es, wo der Landſchaftsmaler eine reiche Ausbeute für ſeine Studien findet.

Der Wanderer wendet ſich nördlich. Der „bayeriſche" Wind läßt kurze ſchroffe Wellen aufſtehen, die ihre weißen Schaumkanten über der dunklen ultramarinblauen Fluth brechen, und dennoch rudert nur ein Mädchen den kleinen ſchaukelnden Nachen, der in einem Rieſenbecken von flüſſiger Farbe zu ſchwimmen ſcheint. Nur dann und wann, wenn er, um ruhigeres Fahrwaſſer zu gewinnen, den Felſen nahe kommt, blickt das Auge tief in das ſpiegelklare Element hinunter und ſieht wohl zwanzig Fuß unter der Oberfläche hinabgeglittene Baumſtämme mit ihren ſchweren Wurzelſtöcken in farbloſer Reinheit drunten liegen.

Das Schiffchen wendet ſich rechts und erreicht endlich, quer die Wogen durchſchneidend, das ſtille Oertchen Achenſee mit dem Gaſthauſe zur Scholaſtika. Es liegt hart am Ufer des Sees und über denſelben hinſchauend zeigt ſich zur Linken das Spieljoch und die Felſenmauer vom Hechenberg; dahinter das Sonnenwendjoch. Auf der andern Seite ſchwebt die Seekorſpitze wie ein Felſenzelt in den blauen Himmel aufwärts und der Hintergrund jenſeits der ſchönen Fluth wird von den hochgekuppelten Bergwänden zwiſchen Buchau und Pertiſau kühn geſchloſſen.

Auch hier findet der Wanderer einen heiteren Fremdenverkehr, traulicher noch, als drüben im Gasthaus der Benediktiner, und nicht blos die überraschenden Reize der Natur fesseln hier seine Seele, auch die historische Erinnerung spricht sie mächtig an. Kaum blickt das Auge über irgend ein Thal des schönen Landes Tyrol hinweg, ohne an die hochherzigen Opfer des Muthes gemahnt zu werden, welche die Bewohner dieses Landes in den Kämpfen von 1809 auf den blutigen Altar der deutschen Nationalehre darbrachten. Auch das kleine Achensee gab dieser großen Zeit einen ruhmvollen Helden.

Es war Anton Aschbacher, der Waffengefährte Hofers und der Onkel der jetzigen Wirthin von Achensee, die im ganzen Thale als würdige Patriotin geschätzt wird und nach deren Taufname ihr Haus „Zur Scholastika" heißt.

Aschbacher, ein studirter Mann, war auch ein ausgezeichneter Schütz und schloß sich mit Begeisterung 1809 dem Befreiungskampf an. Schon 1800 hatte er seinen Muth bewährt, indem er den Paß Achen in den Reihen seines Vaters vertheidigen half. Doch als Hauptmann und Schützenmajor der Achenthaler genoß er nach dem Hoferschen Aufstand erst Vertrauen beim Volke. Er kommandirte am 15. und 30. Mai bei Rothholz und Tratzberg. Die berühmte Schlacht auf dem Bergisel fand ihn als Mitkämpfenden im Centrum der Tyroler. Was er an Hab und Gut ererbt hatte, machte er zu Geld und brachte es freudig dem Vaterlande dar. Als wahrer Ehrenmann trat er überall für Ordnung und Menschlichkeit ein, und der wilden Leidenschaft und blutigen Rache entgegen. So ward er an Heldenmuth von Wenigen erreicht, an Edelsinn kam ihm vielleicht kein Tyroler gleich. Im Juli führte ihn eine Sendung zu dem schwachherzigen Kaiser; als Handelsmann verkleidet gelangte er glücklich durch die Schaaren der Feinde zurück, um sein väterliches Erbe eingeäschert und seinen Bruder, welcher es mit seinem Blut vertheidigt hatte, auf der Bahre zu finden.

Als Frankreichs Stern 1812 erblich, wirkte Aschbacher heimlich für neue kriegerische Bewegungen, doch die bayerische Verwaltung erhielt Kunde davon und befahl die Verhaftung des kühnen Patrioten. Der brave Jakob Pockstaller verbarg und schützte ihn, obgleich Todesstrafe auf eine solche That gesetzt war. Aschbacher entkam nach Oesterreich und 1814 zog er mit der deutschen Armee nach Frankreich. Hier war es, wo sein edles Herz sich die schönsten Lorbeern erwarb: auf seine Bitten zum Inspektor der Militärspitäler ernannt, wurde er der liebevolle sorgende Vater der unglücklichen, im Kriege doppelt schwer heimgesuchten Kranken. Leider endete schon am 12. März 1814 das Leben dieses hochsinnigen echt deutschen Mannes auf eine Weise, die bis jetzt räthselhaft geblieben ist. In Langres ruht der Körper des Helden.

Der Wanderer aber steht im Zimmer des Gasthauses und wägt die goldene Gnadenkette in Händen, welche Aschbacher vom Kaiser verliehen wurde: er befindet aber alle goldenen Gnadenketten zu leicht, um so hochherzige Thaten zu lohnen. Das Auge streift durch's Fenster über den blauen See und auf die ragenden Bergeshäupter, über welche die scheidende Sonne gluthstrahlend sich ergießt: Friede und Ruhe mit euch, ihr deutschen Thäler, deren fast jedes, wenn auch die Geschichte davon schweigt, solch einen Ehrenmann geboren hat!

Otto Banck.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

WINDSOR CASTLE

[illegible]

Lithographed by [illegible] in Edinburgh

Digitized by Google

Schloß Windsor.

In der englischen Grafschaft Berkshire — dem ehemaligen Wohnsitze der keltischen Bibroci, welche von Cäsar unterworfen wurden — $4^1/_2$ englische Meilen von London entfernt, erhebt sich auf einem sanft ansteigenden Hügel, am südlichen Ufer der Themse, deren Lauf sich hier durch eine reizende, mit zahlreichen Landhäusern, Flecken und Dörfern besäete Landschaft schlängelt, das ehrwürdige Schloß Windsor, einer der interessantesten Königssitze der Welt, nicht allein durch seine Größe und Pracht, sondern auch durch sein hohes Alter; denn das französische Versailles, das spanische Escurial, das österreichische Schönbrunn, das preußische Sanssouci und das russische Zars-koje-Selo sind im Vergleich mit Windsor neu, welches seit Heinrich I., also beinahe achthundert Jahre lang, fast ununterbrochen von den englischen Herrschern bewohnt worden ist. An seinem Fuße liegt die erst im 13. Jahrhundert angebaute Stadt Windsor — ehemals Windleshore, Windosore, lateinisch Vindesorium — mit ungefähr 10,000 Einwohnern, und zwei Meilen entfernt das Dorf Alt-Windsor, früher ein bedeutender Ort, in dessen Nähe zur Zeit der sächsischen Könige ein Palast gestanden hat, den König Arthur, der Sage nach, erbaut, und Eduard der Bekenner häufig bewohnt haben soll, von dem jedoch jetzt keine Ueberreste mehr vorhanden sind.

Unser Buch hat die genannten und noch manche andere Königswohnungen dem Leser bereits vorgeführt; — in den letzten Heften erst durchschritten wir einen Bau, aus dem das Königthum entflohen, einen anderen, in den es erst jüngst recht eigentlich eingezogen ist, das Königthum unserer kinderzeitlichen Vorstellung nämlich: im Purpur mit Krone, Scepter und Schwert — und wenn wir letzteres Bild in die Mitte stellen zwischen dem verlassenen polnischen Königsschloß und dem alten Fürstensitz an der Themse, so können wir keine treffenderen Repräsentanten für die Entwickelung politischen Herrscherthums neben einander finden. Wenn die verödeten Palastmauern in Warschau zum Grabstein für ein Königthum geworden sind, welches im überwuchernden Feudalismus seinen Untergang gefunden hat, so sehen wir in dem stolzen Bau im Norden unseres Vaterlandes einen Kampf ertönen, wie den des zischenden flüssigen Metalls, das sich vor der kunstvollen Form bäumt, in der es in festen Schranken zu erstarren droht; — die Geschichte hat Beispiele, daß solch kochender Gluthenstrom das edle mühevolle Werk des Meisters zertrümmert, verheerend aus seinen Bahnen tritt und das Dach in Brand steckt, welches die Werkstatt schützen sollte. — Gott sei dafür, daß das Beispiel nicht auf den Ausgang des gegenwärtigen Kampfes passe, aber so viel ist gewiß: so lange dieser Kampf entbrennt, so lange drohen dem Königshaus in der Mark Gefahren, wie sie ein anderes an der Weichsel heimgesucht haben. Welch fremdlichen versöhnenden

Schluß dieses kleinen Bilderchklus bietet dagegen die Königswiege Alt-Englands. Diese greisen Mauern, welche alle Phasen der nach Vollendung ringenden Herrscheridee durchstürmt haben — von den dunkeln Aufzügen wilder Eroberungslust, durch alle Greuel und Gewaltthätigkeiten despotischen Eifers hindurch, bis zum Verrath und der Tücke des raffinirtesten Machiavellismus, — dieselben altersgrauen Mauern bergen jetzt, von sonnigem Frieden umgeben, eine Königskrone, strahlender als je eine eines Herrschers Scheitel schmückte; ein Herrscherthron wurzelt dort im Schooß eines erleuchteten Gemeinwesens, besser behütet von dem Geist eines freien Bürgerthums, als von den schweren Thoren in rostigen Schlössern und den blanken Hochländern, die unter den Thornischen Wache halten; denn dort ist der Kampf längst beendet, der gegenwärtig noch um die Fürstenwohnungen des Festlandes tobt, dort hat dieser Kampf das Symbol der Staatsheheit längst aller dämonischen Eigengewalten entkleidet, dort erglänzt die Spitze des kunstvollen Baues im Lichte eines siegreichen Volksbewußtseins, dort ist die Idee des Königthums zur vollendeten Läuterung gelangt — kein grollendes Gähren ist's mehr der entfesselten Gluth: der Sprung in die Form ist längst gewagt und felsenfest steht das edle Gebilde, den Seinen zur Erbauung, den Fremden zur Nachahmung. — Wo in der Welt, ihr Monarchisten, leuchtet ein Diadem glänzender als auf Britanniens Herrscherstirne, wo umsteht freudiger und ehrfurchtsvoller ein Volk seines Herrschers Thron als den jenes Inselvolks — dort, wo kein Stück Papier zwischen Gott und Denen von Gottesgnaden eingeschoben ist, wohl aber das geschriebene Wort als ein Band und Pfand des Friedens Fürst und Volk umschlingt? Warum könnte es bei uns nicht schon ebenso sein? — Erzählen wir aber weiter von Windsor:

Wilhelm der Eroberer legte, kurze Zeit nachdem er sich durch die Schlacht von Hastings (1066) zum Herrn von England gemacht hatte, den Grund zu dem jetzigen Schlosse. Es war ursprünglich nur ein fester Platz für militärische Zwecke. Zur königlichen Residenz wurde es erst von Heinrich I. erhoben, der sich häufig hier aufhielt, und seine Größe und Pracht verdankt es namentlich Eduard III., welcher, hier geboren und getauft, eine besondere Vorliebe für das Schloß hegte und es weiter ausbauen ließ. Aber auch als Kerker mußte es unter ihm dienen, denn während seiner Regierung befanden sich hier gleichzeitig zwei Könige als Gefangene — David II. von Schottland, der in der Schlacht bei Durham (1346) von Königin Philippa, Eduards III. Gemahlin, und ihrem General, Lord Percy, besiegt worden war, und König Johann von Frankreich, mit seinem Sohn Philipp, welche der „Schwarze Prinz", Eduards III. Sohn, in der Schlacht von Poitiers zum Gefangenen gemacht hatte. Heinrich VII., der frühere Graf von Richmond, nachdem er Richard III., den Mörder der Söhne Eduards IV., in der Schlacht von Bosworth getödtet und den englischen Thron bestiegen hatte, wählte Schloß Windsor zu seinem fast ausschließlichen Aufenthalte. Eben so residirte hier häufig der würdige Sohn desselben, Heinrich VIII., der blutgierige Tyrann, welcher seine sechs Vermählungen in diesem Schlosse feierte. Am Tage, an dem die Hinrichtung seiner zweiten Gemahlin, Anna Boleyn, Statt fand (19. Mai 1536), erzählt man sich, habe er, auf den Zinnen des Schlosses stehend, das Zeichen erwartet, welches ihm vom Tower zu London durch einen Kanonenschuß gegeben wurde, sobald das Haupt seines Opfers unter dem Henkersbeil gefallen war. Am folgenden Tage schon erfolgte die Verbindung mit Jane Seymour. Seine ihm auf dem Throne nachfolgenden Kinder, Eduard VI., Maria die Blutige, und Elisabeth scheinen sich seltener hier aufgehalten zu haben. Ersterer brachte seine kurze Lebensdauer fast ausschließlich in Hampton-Court zu, und Elisabeth zog die Residenz in Richmond vor. Auch Jakob I. und sein unglücklicher Sohn, Karl I., residirten

nicht häufig hier; aber letzterer befand sich, nachdem er in der entscheidenden Schlacht von Naseby (1645) Krone und Reich verloren hatte und den Händen seiner Feinde, der Parlamentsarmee, durch den Verrath der schottischen Truppen überliefert worden war, kurze Zeit als Gefangener in Windsor, von wo er nach London geführt wurde, um seinen Kopf auf den Block zu legen (30. Januar 1648).

Während des Bürgerkrieges war das Schloß von den Truppen des Parlaments besetzt, und Obrist Venn, einer der Richter, welche über Karl I. das Todesurtheil gesprochen hatten, war Kommandant. Prinz Rupert, Karls I. Neffe, der schon bei Marsten-Moor so unglücklich gefochten, machte zwar einen Versuch, es zu nehmen, wurde aber zurückgeschlagen.

Nach der Restauration ließ Karl II. das durch Vernachlässigung theilweise verfallene Schloß wieder herstellen und brachte fast jeden Sommer daselbst zu. Jakob II. verweilte häufig hier, und Königin Anna bewohnte alljährlich mehrere Monate lang ein im Parke von Windsor belegenes Gebäude. Georg III. endlich residirte hier fast ausschließlich während seiner langen Lebenszeit, verwendete bedeutende Summen auf die Verschönerung seines Lieblingsaufenthaltes, und schloß daselbst im Alter von 81 Jahren die Augen. Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers bewilligte das Parlament noch einmal die Summe von 300,000 Pfund Sterling zur inneren Einrichtung und Ausschmückung des Schlosses. Die jetzige Königin, Victoria, wohnt abwechselnd dort.

Das Schloß, von grauem Stein erbaut, hat ein ehrwürdiges, alterthümliches Ansehen. Es bildet nicht, wie Versailles, ein harmonisches Ganze, sondern ist eine bunte Mischung verschiedenartiger Gebäude, das bizarrste Bauwerk, das man sich denken kann. Aber während ersteres wegen seiner Größe unbewohnbar ist, bietet das Innere von Schloß Windsor, neben seiner königlichen Pracht, alle denkbaren Bequemlichkeiten. Es besteht aus zwei Höfen, zwischen denen, auf der Höhe eines künstlichen Hügels, ein mächtiger runder Thurm steht, welcher von dem Kommandanten bewohnt wird und eine freie Aussicht über alle Theile des Gebäudes gewährt. Von seiner Spitze weht, während die königliche Familie im Schlosse weilt, die Fahne mit dem königlichen Wappen, zu anderen Zeiten nur die Nationalflagge.

Der obere Hof, in dessen Mitte eine metallene Bildsäule Wilhelms des Eroberers und eine bronzene Statue Karls II. stehen, enthält die eigentlichen königlichen Residenzgebäude, deren Räume auf das Prachtvollste möblirt und mit den werthvollsten Gemälden geschmückt sind. Das Van Dyck Room allein enthält dreißig große Portraite. Längs der Hauptzimmer läuft ein mehrere hundert Schritte langer, halbmondförmiger Gang. Zu beiden Seiten desselben hängen zahlreiche Bildnisse, und vor denselben stehen, in Marmor oder Erz ausgeführt, die Büsten oder Statuen der betreffenden Personen, — Könige, Helden und Dichter: das schöne, harmonische Antlitz von Shakespeare, der dicke Schädel von Bacon, das magere, kränkliche Gesicht von Pope; die vollen Wangen von Händel, unserem Landsmann, die fein geschnittene, kluge Nase von Pitt, die königlichen Züge der Elisabeth, sowie die des unglücklichen Königs Karls I. und vieler Anderen. Das reichste Gemach des Schlosses aber ist das „Goldroom", in dem die prächtigsten und interessantesten Werke der Goldschmiedekunst, goldene und silberne Teller und Schüsseln, Becher, Vasen und Kleinode zu Haufen aufgestellt sind. Das größte Stück von reinem Golde ist der Löwenkopf des Tippo Saib, beinahe so groß wie ein ausgewachsener Löwenkopf. Zähne und Augen bestehen aus Krystall und Edelsteinen. Er bildete einen Theil des Thrones jenes indischen

Herrſchers. Ein ähnliches Stück iſt der Pfau des Tippo Saib, deſſen Schweif mit Perlen überſäet iſt, deren Werth auf 30,000 Pfund Sterling geſchätzt wird.

Um die nördliche, öſtliche und ſüdliche Façade des Schloſſes läuft eine von Eliſabeth angelegte Terraſſe von 1870 Fuß Länge, welche den ſchönſten Punkt des Gebäudes bildet und eine freie Ausſicht auf die reizende Umgegend gewährt. Im unteren Hof befinden ſich die von Eduard III. gegründeten drei Stiftungen, mit den dazu gehörigen Gebäulichkeiten: die der Poor Knights (der armen Ritter), des Kollegiums St. Georg und des Hoſenband-Ordens. Im daranſtoßenden Salisbury-Thurm pflegt der Biſchof von Salisbury, als Kanzler des Hoſenband-Ordens, zu Zeiten zu reſidiren.

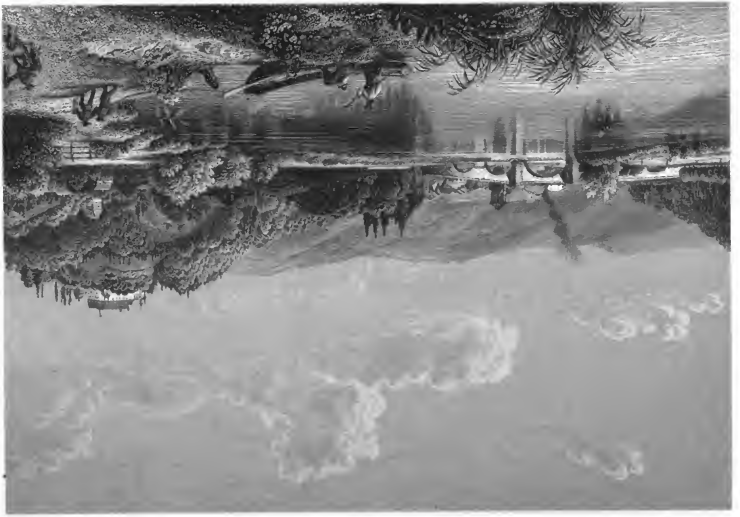
Die Stiftung der Poor Knights hat den Zweck, achtzehn alten, zum Dienſte untauglich gewordenen Offizieren eine Verſorgung zu geben. Sie werden dort in allen Lebensbedürfniſſen unterhalten. Ein ähnlicher Zweck liegt dem Kollegium St. Georg für eine gewiſſe Anzahl von Geiſtlichen verſchiedener Grade zu Grunde, welche gegen die Verpflichtung, einige Male im Jahre zu predigen, außerordentliche Einkünfte aus der Stiftung beziehen. Die neue Kirchenreformbill hat jedoch für das allmälige Eingehen derſelben geſorgt. Der Hoſenband-Orden, gleichfalls von Eduard III. geſtiftet, iſt bekanntlich nicht nur der höchſte engliſche, ſondern auch vornehmſte europäiſche Orden, da er nur Eingeborenen vom höchſten Adel und Ausländern von königlichem Geblüt verliehen wird. Er hat jedoch ebenſo wenig, wie irgend ein anderer Orden, die Macht gehabt, gegen die Wechſel des Schickſals zu ſchützen: Graf Eſſex und Sir Walter Raleigh zum Beiſpiel, beide Günſtlinge der Eliſabeth, mußten, ungeachtet dieſes königlichen Schmuckes, ihr Haupt auf den Block legen. Die Wappen der Mitglieder des Ordens ſind im Chor der gleichfalls im unteren Hofe befindlichen St. Georgs-Kirche aufgeſtellt; die Kapitel des Ordens werden jedoch in der St. Georgs-Halle des oberen Hofes gehalten. Erſtere gilt für das ſchönſte kirchliche Bauwerk in England. Zwei Reihen gothiſcher Pfeiler tragen die Decke; die Fenſter ſind reich an neuen und alten Glasgemälden; und auf beiden Seiten des Hauptſchiffes liegt eine Reihe von Nebenkapellen, welche Manſoleen einzelner engliſcher Adelsfamilien ſind, und deren Namen führen, z. B. die Rutland-Kapelle, die Lincoln-Kapelle u. ſ. w.

Unter dem Chor befindet ſich die Begräbnißſtätte mehrerer engliſcher Könige und Königinnen. Der im Gefängniſſe kaltblütig ermordete Heinrich VI. liegt hier, und neben ihm ſein Mörder und Nachfolger, Eduard IV.; ebenſo Heinrich VIII., mit Jane Seymour, der einzigen von ſeinen ſechs Gemahlinnen, deren Tod er betrauert hat. Auch der Sarg Karls I., des Unglücklichſten von allen engliſchen Herrſchern, und der ſeines leichtſinnigen Sohnes, Karls II., ſtehen hier. Am öſtlichen Ende der Kirche befindet ſich ein beſonderes tomb-house, welches zur Gruft der jetzigen königlichen Familie beſtimmt iſt. Prinz Albert hat hier ſeine letzte Ruheſtatt gefunden.

Das Ganze bedeckt einen Raum von zwölf Acker Land und an ſeine öſtliche und ſüdliche Seite ſtoßen der große und kleine Park von Windſor, erſterer mit dem „Long Walk", einem Spazierweg von drei deutſchen Meilen Länge, womit angedeutet ſein mag, daß die Ausdehnung des Parks wohl im Verhältniß zur Großartigkeit dieſes Schlöſſercomplexes ſteht.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Limburg an der Lenne.

Es war ein herrlicher Augusttag, als ich von Iserlohn über das Gebirge nach Altena hinunterstieg; die Lenne wallte spielend zu meinen Füßen und ich schaute glücklich über die vor mir schwebende Brücke in das Thal, das immer lockender zu werden versprach, je weiter der Blick es verfolgte, je enger es zu werden schien. Ueber mir ragte die Burg eines der berühmtesten und ältesten Geschlechter Deutschlands, die Burg der Grafen von der Mark; wohl lockte ihre historische Bedeutung wie ihre viel versprechende Lage mich hinauf, doch noch mehr lockte mich das eben so einfache, als geheimnißvoll schöne Thal; darum wieder den Stab zur Hand und nun fort, hin durch die enge Thalwinde der Grüne, durch das weiter sich öffnende Thal von Letmathe, Oestrich ꝛc.; — der ganze herrliche Weg eingefaßt von Eisen- und Stahlwerken aller Art, von schönen Landhäusern und weißen Mühlen, von frischsaftigen Wiesen und dunklem Gehölze — und jetzt stehe ich vor der steinernen Bogen-Brücke von Limburg an der Lenne, sehe das alte, umfangreiche Schloß Hohen-Limburg, mit seinen auffallend hohen Ringmauern, vor mir auf bewaldeter Höhe und unwillkürlich fallen mir Freiligraths Worte ein:

„Wollt ihr sie belauschen, die Musik der Natur, die Stimmen der Wasserfeen, die Melodien des Elements? Ihr müßt euch auf die Brücke von Limburg setzen, wenn es Nacht ist, wenn der Mond Geister weckend seine Strahlenpfeile in die krausen Wellen der kleinen Wehren hinabschießt; über die Breite der Lenne, scheint es, ist eine Reihe von Metallglocken gespannt und die Feen länten sie, sie länten mit allen Glocken die Mondnacht ein, das ist für das lebendig rührige Geschlecht der Sonntag der Menschen; dazwischen hört ihr sie lachen und jauchzen und wehklagen und seufzen, ohne Rast, ohne Ruh ihrer Wasserorgeln Kadenzen durchlaufend, eine wundersame Messe, über welche die Strahlenmonstranz am Himmel von oben her ihren Segen ausgießt. Ihr könnt euch nicht losreißen von dieser sonderbaren Musik, die unverkennbar, keine Dichter-Phantasie, in euer Ohr dringt; ihr müßt ihr lauschen; bis im Glanz des Morgens das Thal von Hohen-Limburg vor euch liegt und ihr aus euren Träumen geweckt mit innerlichem Entzücken die Blicke rund umher in das Landschaftsbild sich einsaugen laßt. Es ist eine Gegend, um zum Kinde darüber zu werden: ich habe gelacht und geweint und gejubelt über die Schönheit von Hohen-Limburg; es ist nichts als zwei Reihen hoher Berge, dazwischen ein Fluß, an seinem linken Ufer eine Stadt und über der Stadt ein Schloß; aber aus diesen fünf Dingen, wie aus fünf nichts bedeutenden Buchstaben das schönste Wort, ist die schönste, die ergreifendste Rede

zusammengesetzt, die der Schöpfer zum Menschen sprechen kann, eine Rede, die aus eurem tiefsten Herzen einen Strom von Glückseligkeit aufsprudeln läßt, als ob nun alle eure Sehnsuchts- und Freudeknospen zu lichten Glücksblüthen aufgebrochen seien, voll und duftig wie die ersten Kirschblüthen über eurem träumerischen Haupte: das Blut fließt so leicht und rasch, daß es alle Gedanken euch entreißt, als werfe es sie wie Blumensträuße dieser Schönheit zu."

Und der Dichter hat so recht und die herrliche Aussicht von Hohen-Limburg lockt so bezaubernd, daß wir von dem Städtchen selbst gar nichts Besonderes sagen können. An und für sich bietet es auch wenig anderes Interessantes dar, als sein reiches, starkes, tüchtiges Ansehen einer echt westphälischen Stadt des Eisens und des Stahls; es gehört eben zum Ganzen oder vielmehr: es ist eben nur der zusammenhaltende Ruhepunkt für all die Reize, die dieses Paradies Westphalens bilden. — Alte Schlösser, die keine besondere historische Bedeutung haben, zu beschreiben oder zu besprechen, ist nicht unsere Art; so möge denn auch Hohen-Limburg darauf verzichten, hier beschrieben zu werden. Aber der Wanderer möge darum seinen Besuch ja nicht versäumen, wohlgepflegte Anlagen und Wege geleiten ihn angenehm und leicht hinauf. Von einer Gallerie der hohen Ringmauer aus, wird ihm sicher ein unvergeßlicher landschaftlicher Genuß zu Theil und er wird das Thal Lenne für eines der schönsten in Deutschland erklären.

Wer nun noch den ganzen Reichthum des herrlichen Thales genießen will, der wandere entweder über die Lenne-Brücke, — angesichts der Berghöhe, weiland mit dem früheren Schlosse Eickel, jetzt mit dem Monumente des Patrioten Möller, — links ab nach dem früheren großen adlichen Damenstift Elsey; dann weiter bis in das köstliche Wiesenthal, wo die Lenne sich in die Ruhe ergießt; da sieht er auf hohem, steilen Berghaupt die mächtigen Ruinen von Hohensyburg liegen und zu ihren Füßen liegt, — als ödes einsames Dorf, — Syburg, die einst so große und starke Stadt des gewaltigen Sachsenherzogs Wittekind, oder er schlage den Weg nach Hagen ein, der an der Veste Raffenstein, an dem Felsen der Limenpforte und des Weißensteins — mit sinnigen Sagen und Märchen durchflochten; mit den ersten Anklängen der Sagen von den getreuen Weibern zu Weinsberg — vorbei führt. Das Alles, Alles gehört zu Limburg an der Lenne; das Alles macht es zum Paradies der rothen Erde.

Schloenbach.

Preston.

Das waren sehr denkwürdige Tage für Preston, die Septembertage in diesem Jahre 1862. Die Fabriken von Preston standen still und an die zwanzigtausend seiner Einwohner hungerten; aber von den Dächern der öffentlichen Gebäude hingen Fahnen und Guirlanden, die Glocken von allen Thürmen läuteten und in der

Stilographie-Institut in Edelburghausen

PRESTON

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Mitte seiner festlich geputzten Straßen erhoben sich Triumphbögen und Ehrenpforten. Erschütternde Gegensätze in der That: Blumen und Kränze, welche mit ihrem Duft und ihren Farben die starren Züge des bittersten Mangels zudecken; Musik, welche die Seufzer von Tausenden begräbt, und lauter Jubel einer Zukunft in's Gesicht, welche kalt und finster dasteht, ein dichter Nebel über einem Grabe — ein Fest, wie es in der alten Zeit nur Römer, in der neuen nur Engländer feiern konnten.

Preston feierte seinen Gildentag — „the Preston Guild" — welchen es seit dem Jahre 1328 und der Regierung Eduards III. fünfhundert Jahre lang, fast regelmäßig alle zwanzig Jahre einmal, gefeiert hat. Municipalbeamte zu wählen, die Stadtakten zu revidiren, lokale Vorschriften über Zölle und Märkte zu erlassen, alte Immunitäten und Privilegien zu erneuern und die Beziehungen zu den benachbarten „kleinen Herren", den „Lords", zu ordnen: dies ungefähr mag das Hauptgeschäft der Gildenzusammenkünfte viele Jahre gewesen sein. Allmälig aber, wie zu erwarten stand, rückte der festliche Theil dieser Zusammenkünfte in den Vorder- und ihr geschäftlicher Theil in den Hintergrund, bis in späteren Tagen Pferderennen, theatralische Vergnügungen, Prozessionen, Reden, Festmahle, Cricketpartien, Regatten, Feuerwerke und Traktamente in den Sonntagsschulen an die Stelle der alten und strengen Pflichten traten, welche der Mayor und die Bailiffs der Vergangenheit auszuüben hatten. Die städtischen Urkunden von Preston sind in einer vollständigen Reihe von Heinrich II. bis Georg IV. aufbewahrt; und obgleich die Korporationsakte von 1835 viele von den alten Ehren des „stolzen" Preston umhieb, so wurde der Gildentag im Jahre 1842 doch herrlich gefeiert und die Frage von 1862 war: ob dieses ein Jahr sei, um Feste zu begehen? Nicht in Preston allein — in ganz England ward diese Frage lebhaft erörtert. Denn ein Schicksal hatte unterdessen Preston betroffen, an welchem ganz England Theil nahm. Preston und der sogenannte Baumwollendistrikt im Norden von England, namentlich Lancashire, in welchem Preston liegt, waren aufgestanden, um Märtyrer zu werden für die Politik von England. Es ist nicht an uns — und wir Deutschen haben am Wenigsten ein Urtheil in dieser Sache — zu sagen, wer in dem unglückseligen Streite, welcher die einst Vereinigten Staaten und das Sternenbanner zerrissen, das Recht auf seiner Seite hat — ob der Norden, oder der Süden, ob Morill-Tarif oder Sklaverei. Aber England entschied sich für die Neutralität, und die Ersten, welche den furchtbaren Stoß dieser Politik und der ungebrochenen Blockade empfanden, waren die armen Arbeiter des englischen Nordens, von Manchester, Blackburn, Stockport, Wigan und Preston, welche von der Baumwolle leben. Jeder Ballen Baumwolle, welcher in Virginia verbrannt wurde, häufte Elend auf ein Arbeiterhäuschen von Lancashire, und schon waren von den 380,000 Arbeitern, welche in dem Baumwollendistrikt rund um Preston leben, wenigstens 200,000, das heißt mehr als die Hälfte, entweder ganz arbeitslos oder hatten so wenig Arbeit, daß sie davon allein nicht existiren konnten, als der September und die Zeit der Preston-Gilde sich näherte. Uns erinnert dieses Bild einer hungernden Stadt, mit Fahnen und Kränzen bunt behängt, an Nero, welcher musicirte, während Rom brannte; und unwillkürlich hat diese Feier eines seltsamen, mittelalterlichen Festes mitten in der tiefen Agonie einer bereits begonnenen Hungersnoth für unsern Begriff etwas Grausames, und die Lustigkeit derselben etwas Gespensterhaftes. Aber die Engländer haben stärkere Nerven, als wir, ihre etwas verweichlichten Vettern, und bei all ihrer stark markirten Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit eine Zähigkeit im Festhalten am Alten und Verjährten, welche sich nur dadurch von der Stabilität einer gewissen Partei in Deutschland unter-

scheidet, daß sie mehr ein Gefühl, eine Stimmung, als ein Princip ist. Es ist bekannt, daß die Engländer die widersprnchvollste Nation sind; aber dieser Widerspruch macht sie groß. Jeder Engländer, an sich und für sich betrachtet, ist zugleich der konservativste und liberalste Mann von der Welt; die politischen Gegensätze von Bewegung und Stillstand sind dort nicht, wie bei uns oder den Franzosen, auf zwei große und getrennte Massen der Nation vertheilt, welche bereit wären, die Frage schließlich im Straßenkampf zu lösen: sondern in der Seele jedes Einzelnen von der Nation ist die Mischung vorhanden, und ihr öffentliches Leben hat darum im besten Sinne, neben seiner praktischen Tüchtigkeit, einen poetischen Anhauch, weil jene Stimmung nicht daraus verschwunden ist, noch jemals gänzlich daraus wird verschwinden können. Wenn die Engländer einen König entthront oder eine Dynastie, eine Religion verändert haben, so wurde die revolutionäre Handlung jedesmal durch eine Autorität der Vergangenheit begründet. Oeffentliche Aufzüge, Schaugepränge sind dorten populär. Jedesmal noch, am 5. November, wird — zur Erinnerung an die Papistenverschwörung des siebenzehnten Jahrhunderts — ein „Guy Fawkes" durch die Straßen von London geschleppt und in der Gestalt desselben ein verhaßter Papist des Tages (bis zum Krimkriege der dritte Napoleon und in den neuern Jahren „der letzte Papst") öffentlich an den Straßenecken verbrannt. Der Lord Mayor von London hält noch regelmäßig am 9. November jeden Jahres seinen feierlichen Umzug durch die City. Die Peers von England tragen ihre Hermeline und die Richter ihre Perrücken, wie vor sechshundert Jahren. Es ist wirklich zum Erstaunen, welch' eine Masse von Mittelalterthum noch unter den Engländern unserer Tage lebt. Die Citykompagnien mit ihren prachtvollen Stadthallen und die übrigen Korporationen, obwohl eines Theils ihres ehemaligen Glanzes beraubt, sind die Stammsitze dieses Gefühls, durch welche dasselbe namentlich in den Mittelklassen stetig erhalten bleibt; und in all diesen Körperschaften ist eine Tendenz wahrnehmbar, solch' alte Traditionen nicht blos nicht untergehen zu lassen, sondern immer neu zu beleben. Ein jeder Aldermann hält eine Art von Entschuldigung für nothwendig, so oft er seinen pelzverbrämten Mantel und seine Kette anlegt; aber er würde alle Gerichtshöfe des Königreichs in Bewegung setzen, wenn man sie ihm nehmen wollte. Nicht blos die Kollegien, sondern auch die bürgerschaftlichen Korporationen bewahren das Silbergeschirr, die „Gratias"-Humpen, die großen Silberscepter und Stäbe der Vergangenheit; und in einigen Citykompagnien von London setzen Meister und Wardeine noch immer an den Tagen der Feste und Wahlen die alten Schirm- und Schutzhauben, die sogenannten „caps of maintenance" auf, welche vor fünfhundert Jahren verfertigt worden sind. Daß dieses Gefühl, diese Anhänglichkeit an das Alte nicht unverträglich sei mit dem wirklichen Fortschritt in allen Künsten des Lebens und der Regierung, zeigt uns das Bild Englands in sprechenden Farben; und daß dieses Gefühl sogar Stand hielt gegen die dunklen Wolken, welche eine noch dunklere Zukunft prophezeien: dieses ist eine Garantie sowohl als ein Zeichen, wie tief es in den Herzen der Nation wurzelt.

So schmückte sich denn Preston zu Anfang des Septembers 1862 mit all der Herrlichkeit und dem Prunk vergangener Zeiten, und wochenlang mischten sich in den öffentlichen Blättern Englands die Berichte von der Arbeiternoth in Lancashire mit den Festberichten der Preston-Gilde.

Aber wie sah es — wie sieht es in Preston aus, nachdem der kurze Feiertagsjubel verrauscht, nachdem die Kränze abgerissen, die Musik verstummt war, und man bei der ungeheuren Stille, die ihr gefolgt, und die kein Arbeiten der Maschine, kein Sausen von Rad und Spule mehr unterbrach, das ängstliche Klopfen von zwanzigtausend schwer gedrückter Herzen vernehmen konnte?

Es war ein trüber, regnerischer Septembernachmittag, als ich, in diesem Jahre, Preston zum zweiten Male besuchte. Ich fuhr von Liverpool dahin. Es waren vier Jahre, seitdem ich Preston zum ersten Male gesehen hatte. Damals kam ich von Irlands Küsten herüber. Wohl erinnere ich mich noch des lustigen Städtleins, wie es da lag unter dem warmen Herbstsonnenschein, wie die Kette der Hügel ringsum glänzte, wie die Wiesen, frisch vom Thau, dampften und in den leicht wallenden Frühnebel die großen Fabrikschlöte ihre schwarzen Rauchwolken hineinbliesen. Ich erinnere mich der ruhigen, reinlichen Straßen, in denen nur selten ein Wagen oder ein Mensch gesehen ward, weil Alles bei der Arbeit war, die Menschen in den Fabriken, die Pferde draußen in den Feldern. Ich erinnere mich vergnügter Nachmittage, wo ich mit den Männern von Preston auf einem weiten Bowling-Green, und nicht minder vergnügter Abende, wo ich mit ihnen im „rothen Löwen" zusammen war. Auch der schönen Emily Herbert, der berühmten Zeitungsverkäuferin von Presten Station, erinnere ich mich, wie sie mit einem großen Blumenbouquet dastand, als ich Abschied nahm, und mir mit ihren runden, blonden Lockenkopf freundlich winkte, bis der Zug verschwunden war. Aber von diesem lustigen Preston sollte ich dieses Mal Nichts sehen. Emily stand nicht da, obgleich sie mir noch vor Kurzem durch einen Reisenden, der vom Norden kam, einen Gruß nach Deutschland gesandt hatte. Keine Herbstsonne, kein Grün, kein Leben — traurig nur im Abendwinde und Regen raschelten die halbwelken Kränze, welche von dem Gildenfeste übrig geblieben waren. Mein erster Weg, sobald ich mir im Victoria-Hôtel Zimmer genommen (ich hätte das ganze Haus haben können, so leer war es darin), war gegenüber zu einem Freunde von Ehedem, einem gemüthlichen, alten Buschen mit einer Frau, vier Kindern, einem röthlichen Barte und dem besten Herzen von der Welt. „Schlechte Zeiten", rief er, indem er mir seine starken, knochigen Hände entgegenstreckte, um die meinigen zu schütteln. Ich hätte mir's nicht eingebildet, daß die Noth so rasch um sich greifen kann. Aber hier sah ich's, obgleich mein Freund zu den bessern Klassen von Presten gehört und erst indirekt den Stoß empfinden kann, der die eigentliche Masse des niedern Volkes betroffen. Der Verlust stellt sich erst allmälig, aber um so empfindlicher ein. Die Hauseigenthümer erhalten keine Renten, die Kaufleute können getrost ihre Läden schließen, und die Abgaben steigen von Woche zu Woche. Das muß zuletzt Ruin auf die ganze Stadt bringen. Zwar gehen durch das ganze Briteureich die Sammlungen für den Baumwollendistrikt im großartigsten Maßstabe — denn die Engländer wissen, daß die armen Weber von Lancashire für eine nationale Idee darben; aber was in einem Monat zusammenkommt, reicht kaum für eine Woche aus. Der wöchentliche Verlust an Arbeitslöhnen betrug in dem Distrikt damals schon wenigstens 100,000 L. St., und wird im Verlaufe des Winters sich auf 150,000 L. St. die Woche steigern. Bei der niedrigsten Schätzung wird die zur Unterstützung der unbeschäftigten Arbeiter nach dem Verhältniß von 2 Schilling per Kopf wöchentlich nothwendige Summe vor Weihnachten noch die gewöhnliche Armensteuer um 30,000 L. St. übersteigen; und wenn die Noth ihre Höhe erreicht hat, wird es 100,000 L. St. wöchentlich kosten, um die Arbeitslosen vor dem Verhungern zu schützen. Die Steueranlage, um diesem Elend zu begegnen, wird von drei bis fünf Schilling auf das Pfund Sterling betragen, und dieses, da so viele Steuerpflichtigen arm sind, wird die Last der Vermögenden zu sieben bis acht Schilling vermehren — d. h. 2 Thlr. 10—20 Sgr. auf jede 6 Thlr. 20 Sgr. Erst wenn die Noth ihren Gipfel erreicht hat, wird vielleicht das Parlament einschreiten, da es das Princip hat, der lokalen Verpflichtung und dem allgemeinen Wohlthätigkeitssinne nicht vorzugreifen; „dann

aber", schloß mein Freund seinen Bericht, „werden wir Alle Bettler sein." — Der alte, gute Bursche war ganz melancholisch geworden, indem er so gesprochen hatte; aber auch der Thee, welcher nun hereingebracht wurde, war gegen frühere Jahre sehr schmal geworden. Alle jene luxuriösen Kleinigkeiten, welche den englischen Theetisch auszeichnen, waren verschwunden, und das wehmüthige Lächeln der Wirthin, indem sie die Tassen füllte und zum Essen einlud, sagte mir mehr, als die ganze Beredsamkeit ihres Mannes vorher. Der arme Schelm that mir leid. Der dünne Thee schien ihm nicht besonders zu schmecken; ich kannte seine Vorliebe zu einer Cigarre und einem Glase Punsch. Das aber waren schon unbekannte Dinge in den Häusern von Preston geworden. Ich lud ihn daher ein, mich in das Hôtel zu begleiten. Seine Frau machte zwar Einwendungen; aber der natürliche und nur schwer unterdrückte Hang zum Wirthshaus überwog in ihm und er begleitete mich. Es sah betrübt aus in dem Wirthshaus. Die hübschen Mädchen an der Barre — ächte „Lancashire witches" — hatten so gut, wie gar nichts zu thun; und obgleich in der Rauch- und Trinkstube ein tüchtiges Feuer brannte, so war doch Niemand darin, um an demselben zu rauchen und zu trinken. Spät noch kam ein Mann herein, welcher sich zu uns an das Feuer setzte. Mein Freund machte mich mit ihm bekannt. Er war ein Mitglied des Prestoner Armen-Unterstützungscomités, und kehrte eben von einem Gang durch sein Quartier zurück. Seine Erzählungen von Dem, was er in der letzten Viertelstunde gesehen, waren herzzerreißend. „Dicht hier vor dem Wirthshaus", sagte er, „traf ich ein kleines Mädchen, dünn gekleidet, aber Spuren besserer Tage an sich tragend; das kleine Mädchen versuchte einem Hunde einen Knochen aus dem Maule zu reißen, welchen er irgendwo gefunden haben mochte. Der Hund knurrte und wollte den Knochen nicht hergeben, und das kleine, hungrige Wesen blieb traurig stehen, indem der Hund mit seiner Beute fortlief. Was wolltest du mit dem Knochen machen? fragte ich das Kind. — Ich hätte von dem Knochenhändler Salz dafür bekommen, und der Bäcker hätte mir für das Salz ein Stück Brod gegeben, sagte das Kind und die dicken Thränen liefen ihm dabei aus den Augen. — Ich bin nun durch den ganzen Baumwollendistrikt gewandert", fuhr der Mann, sichtlich bewegt, nach einer Pause fort, „und überall habe ich dieselben Scenen gezwungener Unthätigkeit gesehen, — dieselbe ungewohnte Klarheit der Luft, weil kein Schornstein mehr raucht, dieselbe Traurigkeit in den Gesichtern — aber Gott sei Dank auch überall dieselbe Ehrenhaftigkeit, dieselbe standfeste Tugend im Ertragen des Elends. Ich habe kaum eines der kalten Häuser in jenen langen Reihen düsteren Backsteingemäuers, welche die Arbeiterviertel in unsern Fabrikstädten bilden, besucht, in welchem nicht Tag für Tag eine lebendige Heldengeschichte ausgeführt würde, mit mehr Heroismus und mehr Poesie zuweilen, als unsere Romanschriftsteller erfinden könnten!"

„Und wann wird das Ende kommen für so viel unverdientes Leiden?" fragte ich. „Nicht vor dem Sommer", erwiederte der Beamte; „entweder hat dann der Krieg in Amerika aufgehört, oder die vermehrte Baumwollenzufuhr aus Ostindien hat dann begonnen. Denn wir haben eine große Lehre durch diese Noth, die uns jetzt betroffen, erhalten; die nämlich, daß es sehr unbedacht von uns gewesen, unsere ganze Existenz auf die eine Zufuhrquelle aus Amerika zu setzen. Warum haben wir nicht früher daran gedacht, daß wir ruinirt sein würden, wenn diese einzige Quelle verstopft wird? Die Baumwollen-Zone umfaßt ein Drittel der bewohnten Erde. Von Virginia bis nach Paraguay gibt es kaum einen Fleck auf den beiden großen Kontinenten von Amerika, auf welchem Baumwolle nicht gepflanzt werden könnte. Der ganze Kontinent von Afrika, Madagascar eingeschlossen, ist Baumwollenland; ebenso der Süden

von Spanien, Italien, Griechenland, Türkei, Kleinasien, Arabien, Persien, Turkestan, Indien, Tibet, China, die Inseln und der ganze australische Kontinent, nördlich von Sidney und dem Swan River. Zwar ist die Baumwolle aus den meisten der genannten Gegenden nicht der Baumwolle aus den Amerikanischen Sklavenstaaten zu vergleichen, da die Arbeit und Erfahrung so vieler Jahre hier zu einer Verfeinerung des Artikels geführt hat, der anderwärts noch lange vermißt werden wird. Indessen ist die Noth die Mutter der Erfindungen; und wie jedes Uebel sein Gutes hat, so wird diese Zeit des Elends, wenn wir sie nur männlich durchmachen, eine Garantie dafür sein, daß wir eine solche zum zweiten Male nie wieder erleben werden — weder wir noch unsere spätesten Nachkommen."

Indem der Beamte so schloß mit gehobener Stimme, die etwas Prophetisches für mich hatte, hörten wir von draußen einen traurigen Gesang. Er kam von der Straße her und wir traten vor die Thüre. Da stand ein junges Weib, ungefähr dreißig Jahre alt, mit einem Kinde im Arm, singend, in einer süßen, klagenden Stimme, eins von jenen Lancashire-Liedern, welche hier zahlreich noch im Munde des Volkes leben. Es war das erste Lied, welches sie in ihrem Leben auf der Straße gesungen hatte, und die zitternde Stimme, das gesenkte Auge, indem sie ihr Kleines krampfhaft an sich drückte, waren in der That rührender, als ich es beschreiben kann. Als das Lied zu Ende war, sah das arme Geschöpf sich mit einem schüchternen Blick in dem Kreis um, welcher sich eingefunden hatte; aber sie hatte nicht berechnet, ob ihre Kraft auch ausreichen würde, — der Augenblick war härter, als sie gedacht hatte, und plötzlich brach sie in eine leidenschaftliche Fluth von Thränen aus. Während wir dastanden, von Mitleid und Kummer bewegt, trat auf Einmal ein starker, wettergebräunter Bursch aus der Mitte des Kreises, nahm seine Mütze vom Kopfe, sammelte für die Arme und gab ihr, was er erhalten hatte. Und da waren Bettler genug, die mit feuchten Augen sich von ihrem letzten Kupferstück trennten, um Eine zu unterstützen, die arm war, wie sie, aber nicht die Kraft hatte, zu betteln!

Am andern Morgen — es war ein Sonntagsmorgen und der Regen hatte nachgelassen — machte ich mit meinem Freund und dem Beamten eine Wanderung durch die Arbeiterquartiere von Preston. Obgleich ich viel traurige Anblicke dort hatte von leeren kümmerlichen Wohnungen, in welchen es sonst gar schmuck und nett ausgesehen hatte — von müßigen Burschen in zerrissenen Jacken, die dutzendweise vor den Thüren lungerten, von Frauen und Mädchen, deren ganzer Sonntagsstaat ein abgelegtes Baumwollkleid von früher war, von Kindern, welche vor Hunger weinten: so hat diese Wanderung doch einen sehr erhebenden Eindruck in mir zurückgelassen. Keinen Vorwurf las ich in diesen von Gram gezeichneten Gesichtern, keine Verzweiflung, keinen lästerlichen Entschluß — nur Ergebung, stille Ergebung. Von düsterer Verbissenheit ist nichts zu sehen. Sie denken nicht an Aufruhr gegen die Obrigkeit, noch geben sie wilden Regungen der Rache gegen die Reicheren Raum. Sie fühlen, daß sie der ganzen Nation jetzt ein großes moralisches Beispiel zu geben bestimmt sind. Sie betteln nicht, sie tragen ihr Elend nicht zur Schau; und als ob ein erhöhter Geist in sie eingezogen wäre mit dem Bewußtsein der höheren Aufgabe, die sie nun übernommen haben: das Verbrechen in Lancashire hat in dem Grade abgenommen, als die Noth darin zunimmt.

Solch ein Bild möcht' ich dem deutschen Volke zeigen — solch ein Bild von Schweigen und Dulden um des Gesetzes willen! von Hunger und Kummer, von Noth und Trübsal, männlich getragen für's Vaterland! Dieses illustrirt auf schönere Weise als jeder wirkliche Tod das „dulce et decorum" des römischen

Poeten; dieſes iſt die wahre Römertugend, von welcher man uns in der Schule geſagt, daß ſie nun gänzlich aus der Welt verſchwunden ſei. Nein! ſie iſt nicht verſchwunden; ſie lebt noch, lebt noch im Volke von England, in den Diſtrikten der armen, halbverhungerten Weber von Lancaſhire. Hier, tretet mit mir in eines dieſer ſteinernen Häuschen von Preſton. Der Vater, ein Mann von vierzig, ſitzt auf einem Schemel vor dem kalten Kamin, und um ihn hockt eine Familie von ſechs Kindern auf dem nackten Boden und eine Frau in einem Leinenmantel. Sonſt, in beſſeren Tagen, um dieſe Zeit, ſaß der Mann in einem weichen, gepolſterten Lehnſtuhl, und rings um den wohlbeſtellten Tiſch ſaßen die Frau und die Kinder, alle im Sonntagsputz, und ein gutes Feuer brannte im Kamin, auf deſſen Rande, umgeben von allerlei hübſchen bunten Gläſern und Porzellanfiguren, eine ſtattliche Uhr tickte. Damals aber arbeiteten auch der Vater und alle ſechs Kinder in der Fabrik und hatten zuſammen wöchentlich ihre zwei Pfund Sterling. Da plötzlich entbrannte der Krieg in Amerika und die Kriſis kam, und die Baumwolle blieb aus, und die Fabrik hatte nur noch drei Arbeitstage, und die Familie nur noch zwölf Schilling die Woche, um davon zu leben. Aber härtere Zeiten ſtanden bevor — die Fabrik ward ganz geſchloſſen, und nun hörte jeder Verdienſt auf. Von dem Schilling per Kopf, welches die Armenkaſſe als Wochenunterſtützung bis jetzt gewährt hat, kann kein Menſch leben, und alle die kleinen Haushaltsſchätze gingen, eins nach dem andern, — zuerſt die wenigen Luxusgegenſtände, die paar Bücher, die Guitarre oder die Handharmonika, die faſt in keinem Hauſe der muſikliebenden Arbeiter von Lancaſhire fehlten, dann der Lehnſtuhl, die Uhr, Glas und Porzellan, die andern Stühle, der Tiſch — alle die andern Laren und Penaten, die Bilder von den Wänden, die Kohlen aus dem Kamin, die Kleider aus dem Schranke, die Betten aus der Kammer — bis Alles nackt und leer und nichts zurückgeblieben war, als dieſes braune, dicke Buch allein: die alte Familienbibel mit ihrer kleinen Hauschronik auf dem erſten Blatt und ihren vielen Erinnerungen an eine beſſere Vergangenheit.

Die alte Bibel iſt das Letzte, das Einzige faſt, was der hungernde Arbeitsmann von Lancaſhire noch ſein Eigen nennt. Ich ſah ſie in einem jeden von allen Häuſern, die ich beſucht habe. England aber darf ſtolz ſein auf Männer, wie dieſe. Einſt, in ſpäteren Zeiten, wenn es auf dieſes Elend zurückblickt, ſo ſtandhaft erduldet, ſo heldenmüthig, ſo feſt und ohne Wanken: dann wird es der Geſchichte deſſelben eine Stelle gönnen neben den glorreichſten Thaten der Nation und mit Stolz ſich erinnern der Männer von Lancaſhire, welche der Welt gezeigt haben, daß es nicht minder ruhmvoll ſei, für das Vaterland zu hungern, als für das Vaterland zu ſterben! —

Julius Rodenberg.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Sanssouci.

Auf einer mäßigen Anhöhe vor dem brandenburger Thore der Stadt Potsdam liegt das Schloß Sanssouci, das als Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen zu einem europäischen Namen gelangt ist. Hier hielt der „Philosoph von Sanssouci“, wie Friedrich sich selbst gern nannte und genannt wissen wollte, seine berühmten, durch Geist und Witz gewürzten Gastmähler mit seinen vertrauten Freunden und ausländischen gelehrten Gästen; hier verfaßte Friedrich, der Schriftsteller, eine gute Zahl seiner Schriften, Gedichte und Briefe; hier musicirte Friedrich, der Virtuos, auf der Flöte, mit den Mitgliedern seiner Kapelle, darunter Meister wie Quantz und Fesch; hier empfing Friedrich, der Monarch, die Gesandtschaften fremder Mächte; hier sann Friedrich, der Diplomat, Kombinationen und Allianzen zur Vergrößerung des von ihm aus einem der kleinsten Königreiche zu einer Macht ersten Ranges erhobenen Reiches aus; hier brütete Friedrich, der Feldherr, über Plänen zu neuen Feldzügen oder Revuen; hier verfaßte Friedrich, der Gesetzgeber, seine Verordnungen, welche die Rechte und die Wohlfahrt seiner Unterthanen feststellen sollten; hier endlich legte er, fast gänzlich vereinsamt und der Welt überdrüssig, sein müdes Haupt zur Ruhe. Er war es, wie er sagte, „müde, über Sklaven zu herrschen.“ Mit ihm erlosch das alte heroische Königthum und eine neue Aera begann. Vielleicht hatte er diese selbst vorbereiten helfen; denn obschon er seinen Willen zum eisernen Landesgesetze gemacht hatte, so hatte er, der sich nur als den ersten Diener des Staats betrachtete, in seinen Schriften so tolerante und freisinnige Grundsätze ausgesprochen und, wiewohl er selbst bei der Besetzung aller einflußreichen Stellen im Militär- und Civildienst den Adel begünstigte, dem Bürger und Landmann gegen früher so viele Rechte eingeräumt, daß er sich den Beinamen eines „revolutionären Königs“, den man ihm auch wohl beilegte, nicht ganz mit Unrecht verdient hat. Er war schon dadurch revolutionär, daß er sich nicht in der Erhabenheit eines asiatischen Despoten vom Volke absperrte, daß er eine Ehre darein setzte, das Königthum nicht durch äußere Attribute höfischen Pomps, sondern nur durch sein Genie, durch seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften zu repräsentiren, daß er endlich, wo es Gerechtigkeit zu üben galt, keinen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig machte.

Werfen wir einen Blick auf des Königs Lebensordnung, die er auf Sanssouci inne hielt. Er bezog dieses Schloß gegen Ende des Monats März oder, wenn die Witterung gar zu schlecht war, zu Anfang des April. Der König ging früh schlafen, aber er stand dafür auch früh auf, im Sommer schon um 3 Uhr, selten nach vier Uhr. In seinen alten Tagen schlief er begreiflicherweise länger, theils auch um den reichlichen Schweiß abzuwarten, der bei ihm eine Wohlthat der Natur war. Strümpfe, Beinkleider (immer von schwarzem Sammet) und

Stiefeln, die selten neu, nie ganz gewichst waren und oft sehr roth aussahen, zog er sitzend auf dem Bette an, die übrigen Kleidungsstücke stehend vor dem Kamine, der früh auch im Sommer geheizt wurde, um daran Bett und Nachtzeug vom Schweiße zu trocknen. Hierauf las er die eingelaufenen Briefe, und erst dann wusch sich der König, setzte in spätern Jahren auch den Hut auf, den er, außer bei Tische oder wenn er mit Personen von Range sprach, beständig trug. Die Uniform legte der König nicht sogleich an, sondern er blieb in den Frühstunden in einem Kasaquin von reicherm Stoffe.

Sodann nahm der König den Rapport von allen in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden und die Armeeberichte entgegen, worauf er sich in sein Schreibzimmer begab und einige Gläser Wasser trank. Doch war er auch hierbei nicht unthätig, sondern nahm während des Trinkens den berliner Rapport und Anderes vor. Dann trank er zwei oder drei Tassen Kaffee, mit oder ohne Milch, und blies nach dem Kaffee auf der Flöte Uebungen, die er auswendig wußte, oder noch öfter phantasirte er, wobei er oft allerlei Sachen überlegte und selbst über die Geschäfte die glücklichsten Gedanken hatte. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge des Kabinetsraths, ließ dessen Mitglieder einzeln vor sich und ertheilte ihnen die Antworten auf die eingelaufenen Briefschaften, welche sie mit Bleistift wortgetreu auf die Eingaben zu setzen hatten. Nachdem die Kabinetsräthe beurlaubt waren, legte der König sein Nachtzeug ab, bestrich sich die Haare mit Pomade, ließ sich pudern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände und zog sich nun erst die Uniform an, was Alles, wenn er sich nicht barbirte, in fünf Minuten geschehen sein mußte.

Um zehn Uhr gab Friedrich dem Kommandanten die Parole, welche bei der Parade um elf Uhr ausgetheilt wurde; beantwortete dann Familienbriefe, sprach Einen oder den Andern, den er gerade bestellt hatte, las mit lauter Stimme, übte sich auch wohl, wenn Zeit war, in einigen Konzertstücken, besuchte bisweilen die Parade, ging oder ritt spazieren, je nach Laune. Schlag zwölf Uhr mußte angerichtet sein. Die Befriedigung des Gaumens war des Königs einziger Luxusartikel; doch niemals ist der auf 12,000 Thaler festgestellte Küchenetat vergrößert worden. Uebermäßig stark aß der König nicht, aber er liebte scharf gewürzte französische und italienische Speisen, doch auch einige echt deutsche Nationalgerichte, wie Schinken und Sauerkohl, und zog sich dadurch öfters Verdaulichkeitsbeschwerden und Magenkrämpfe zu. In der Regel trank er Bergerac mit Wasser vermischt, auch wohl Moselwein, bisweilen Champagner und Tokaier. Erlaubten es die Geschäfte, oder war die Gesellschaft besonders anziehend, so dauerte die Tafel wohl bis vier Uhr, selbst noch länger. Alles, was an Witz und geistreichen Wendungen gesagt werden konnte, floß dann aus seinem Munde; dabei war der Ton seiner Stimme sanft und etwas leise, seine Lippen bewegten sich mit unaussprechlicher Anmuth, und seine Augen wurden sanft und milde, so oft er einen Zug von Menschenliebe erzählte oder erzählen hörte. Witzige Antworten und Einfälle von Seiten der Gäste hatte er sehr gern; plumpe Schmeichelei war ihm durchaus zuwider. Auch Cartouche und Catilina, pflegte er zu sagen, würden feile Vergötterung gefunden haben, wenn sie Kronen getragen hätten. Kamen vornehme Fremde oder Verwandte zum Besuche, so wurden zwölf, zwanzig, auch wohl dreißig Schüsseln gegeben und, wie die Tafeln bei den Redouten und Musterungen, besonders bezahlt. Seit dem siebenjährigen Kriege und seit die Lebensmittel immer mehr im Preise gestiegen waren, gab der König selbst bei größeren Bewirthungen nicht leicht über acht Schüsseln, wie er sich denn überhaupt seitdem in größeren Tischgesellschaften weniger gefiel.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte und las und kontrasignirte dann die ihm von den Kabinetsräthen geschickten Briefe, die er zuweilen ganz verwarf oder in ganz verändertem Geiste neu abfassen ließ oder auch wohl mit einer jener bekannten nachdrücklichen Randbemerkungen versah, welche den Empfängern nicht gerade sehr schmeichelhaft zu lesen sein mochten. Auch Minister und die vornehmsten Generale, selbst die vom fürstlichen Geblüte, waren vor solchen derben Randglossen nicht sicher. Alle Eingaben mußten im Laufe des Tages beantwortet werden. Man hat diese Regelmäßigkeit und Schnelligkeit in der Erledigung der Eingaben oft angestaunt und sehr preiswürdig gefunden; aber diese Pünktlichkeit hatte auch ihre Schattenseiten; denn Uebereilungen waren dabei unvermeidlich und sind auch nur zu oft vorgekommen. Nur bei Todesurtheilen, an die der König überhaupt nur ungern ging, ließ er sich mehr Zeit zur Ueberlegung; er vollzog die Ausfertigung wenigstens nie vor dem zweiten Tage.

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche etwa mit ihren Arbeiten bestellt waren, oder er spazierte allein oder in Gesellschaft im Freien, um die Gartenanlagen zu mustern, oder in den Sälen umher; oder er ließ den sogenannten Lecteur kommen, mit dem er, im Saale auf- und abgehend, über die neuesten Literaturerzeugnisse, begreiflicherweise meist oder ausschließlich französische, seine Gedanken bis gegen sechs Uhr austauschte. Dabei wurden auch wohl einzelne merkwürdige Stellen aus eben erst erschienenen Schriften vorgelesen, nur daß der König selbst sie dem Vorleser vorlas und diesen nur dann lesen ließ, wenn er heiser war.

Gewöhnlich um sechs Uhr ging das Konzert an. Mit den Noten unter dem Arm trat der König in das Konzertzimmer, vertheilte die Stimmen für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violonzell, ein Fagott, ein Fortepiano, und legte sie auch wohl selbst auf die Pulte. Er blies nur Konzerte und Solo's, welche Quantz für ihn verfertigt hatte, öfters auch Flötensolo's von eigener Arbeit. Besonders ausgezeichnet trug der König das Adagio vor. Nach dem Verlust der Vorderzähne hörte er mehr und mehr die Tonkunst zu üben auf, damit verlor er aber auch die Lust, Musik zu hören, und seit dem Bayerischen Erbfolgekrieg, aus dem er überhaupt in eben so großer Verstimmung zurückgekehrt zu sein scheint als er ihn ungern begonnen hatte, wohnte er nur selten noch einem Konzerte bei, und suchte dafür Ersatz im Kreise seiner Freunde und literarisch gebildeter Gesellschafter, deren Zahl mit den Jahren freilich immer mehr zusammenschmolz.

Am munterſten und geistreichſten ging es in frühern Jahren bei der Abendtafel her, bei der sich der König auch als Mensch in seiner ganzen geistreichen Liebenswürdigkeit zeigte. Nach dem siebenjährigen Kriege gab der König, inzwischen ernster und noch sparsamer geworden, namentlich aber aus Gründen der Diät, diese sokratischen Gastmähler ganz auf. An ihre Stelle traten freie Unterhaltungen mit seinen Vertrauten, bei denen sich Laune und Witz ungebunden gehen ließen, von Seiten des Königs selbst bis zur Derbheit und Ausgelassenheit.

Nach der Entlassung seiner Gesellschafter stellte Friedrich sich vor den Kamin, zog sich, bis auf die Beinkleider und Stiefeln, selbst aus, legte sich das Nachtzeug an und schlief, immer ohne Licht und ganz allein, mehrentheils bald ein. Doch hatten zwei Hoflakaien im Vorzimmer die Wache, denen er klingelte, wenn er ein Glas Wasser oder sonst etwas begehrte. Gustav Adolfs Bildniß war das einzige Gemälde im königlichen Schlafzimmer von Sanssouci.

Man kann von Friedrichs Leben auf Sanssouci nicht sprechen, ohne auch seiner Lieblingshunde zu gedenken. Friedrich hatte beständig drei bis vier Windspiele, unter denen eins immer wieder der Lieblingshund war, um sich, und er sorgte für sie mit einer fast übertriebenen Zärtlichkeit. Der Lieblingshund lag an

der Seite seines Herrn auf einem besonders ihm dazu angewiesenen Stuhle, und schlief im Bette des Königs; des Lieblingshunds Gesellschafter dagegen mußten des Abends das Zimmer verlassen und kamen des Morgens beim Wecken wieder. Fuhr der König nach Berlin, so folgten die Hunde in einem eigenen von sechs Pferden gezogenen Wagen und nahmen den Vordersitz ein, während der sie begleitende Lakai allemal auf dem Rücksitze saß. In den Zimmern von Sanssouci fanden sie zu ihrem Zeitvertreibe lederne Bälle zum Spielen, und auf den kostbarsten Sopha's und Stühlen durften sie nach Gefallen herumliegen. Noch jetzt zeigt man in den von Friedrich bewohnten Zimmern die von seinen Hunden zerkratzten Ueberzüge. Groß war der Schmerz des Königs bei dem Tode dieser geliebten Geschöpfe, die er dann auf der obersten Terrasse von Sanssouci begraben und die Grabstätten mit Marmortafeln versehen ließ, auf welchen ihre Namen: Thisbe, Diana, Phyllis, Alkmene, Pax, Biche (sein besonderer Liebling), Superbe, genannt Hasenfuß, und Amourette eingegraben sind. Dieser Hundekirchhof befindet sich oben zur Seite des Schlosses gleich hinter dem Grabgewölbe, welches der König für sich ausmauern und mit einer liegenden Flora von Marmor von dem Bildhauer Adam verzieren ließ. Diese Grabstätte ist aber leer geblieben; Friedrich ward nicht in der Nähe seiner vierfüßigen Favoriten beigesetzt; er ruht bekanntlich im Grabgewölbe der Garnisonkirche zu Potsdam.

Die letzten Lebensjahre verbrachte der große Mann auf Sanssouci ziemlich freudlos. Fast alle seine vertrauten Freunde, mit denen er entweder den lebhaftesten Briefwechsel geführt oder die er am liebsten um sich gehabt hatte: der Marquis d'Argens, Algarotti, Sir Andrew Mitchell, Baron von Bielefeld, Fouqué, des Bayardordens Großmeister, der Oberst Quintus Icilius, General Krockow, Georg Keith, bekannter unter dem Namen Lord Marischal, einer von Denjenigen, die er am zärtlichsten liebte, Heinrich le Catt, zwanzig Jahre lang des Königs Vorleser, Seydlitz, Zieten, d'Alembert, Voltaire — sie alle stiegen noch vor dem Könige in's Grab; und die Wenigen, die ihn überlebten, waren alt, gebrechlich und abgestumpft wie er. Die inzwischen herangewachsene Generation hatte wenig mehr von dem ungezwungenen, geistvollen, leichten und wohl auch bisweilen leichtfertigen Unterhaltungston, welcher jenen Gesellschaftskreis ausgezeichnet hatte. Friedrich selbst ahnte wohl am besten, daß das neue Geschlecht, namentlich seitdem der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg aufgeklärtere Begriffe von politischer Freiheit und Menschenrecht in Umlauf gesetzt hatte, ganz anderen Tendenzen zustrebe.

Er selbst empfand bei seinem lebhaften Temperament und energischem Charakter die Gebrechlichkeiten des Alters schwer, ohne dies freilich seine nächsten Umgebungen sehr merken zu lassen; er beklagte sich über seine „abgenutzte Hülle" und schon 1767 schrieb er an Voltaire: „Man altert hier erstaunlich, mein lieber Voltaire! Seit den vergangenen Zeiten, an die Sie sich erinnern, hat sich Alles sehr geändert. Mein Magen verdauet beinahe gar nicht mehr, und ich muß daher auf die Soupers Verzicht thun. Ich lese des Abends oder vertreibe mir die Zeit durch Konversation; meine Haare sind weiß geworden, meine Zähne fallen aus, meine Beine sind vom Podagra zu Grunde gerichtet, ich vegetire nur noch und sehe täglich, daß es einen merklichen Unterschied macht, ob man 40 oder 56 Jahre alt ist." Er klagt in Briefen späterer Jahre, daß er fühle, wie seine Kräfte sich verlören und sein Feuer erlösche, aber er gesteht zugleich, daß er „immer heiter und bei guter Laune" sei, und als auch diese gute Laune mehr und mehr abnahm, tröstet er sich mit den Worten Marc Aurels: „Man unterwerfe sich Allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen, ohne Murren." Graf Ségur, der ihn im Jahre 1785 besuchte, schildert den greisen König mit den

Worten: „Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner Strapazen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er geistig nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich wie ein junger Soldat schlagen könne. Trotz des kleinen Wuchses erschien er dem geistigen Auge doch größer als alle anderen Menschen." Welche bezaubernde Liebenswürdigkeit der königliche Invalide noch im Jahre 1784 entwickeln konnte, das bezeugt der Marquis von Bouillé, der von ihm sagt: „Kein Mensch aus der besten Gesellschaft in Europa hatte im Privatverkehr mehr Feinheit, Umgänglichkeit und einnehmendere Sitten; sehr wenige Philosophen und Gelehrte hatten mehr Bildung und ausgebreitetere Kenntnisse: seine unterrichtende und anziehende Unterhaltung war durch lebhaften und pikanten Scherz erheitert; die Freundlichkeit, die Liberalität und Duldsamkeit fügten einen neuen Reiz hinzu, da er einem Jeden vergönnte, frei mitzusprechen, und wer einige Stunden sich mit Friedrich unterhalten, fand seinen Geist gewachsen, seine geistigen Kräfte entwickelt und fühlte sich in gewisser Art elektrisirt."

Trotzdem sein Leiden zuletzt in die Wassersucht überging, die ihm große Beschwerden verursachte, fuhr er doch fort, seine königlichen Pflichten auf's Gewissenhafteste zu erfüllen, von den Depeschen seiner Minister, Generale und der auswärtigen Gesandten Kenntniß zu nehmen und sich mit seinen Kabinetsräthen zu besprechen. Einer seiner letzten Bescheide ist der vom 1. August 1786, worin es unter Anderm heißt: „Die Bauern, welche da (im Tilsiter Bruche) angesetzt werden, müssen ihre Güter als eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen" — ein Beweis mehr, wie gut Friedrich in seinen letzten Lebenstagen das Wehen und die gerechten Forderungen und Bedürfnisse der neuen Zeit begriff. Nach Erledigung der Geschäfte ließ er seine Gesellschafter kommen, mit denen er sich bis um zwölf Uhr unterhielt. Sein Mittagsessen nahm er in den Tagen seiner Krankheit allein ein und er widmete ihm wie allen Dingen dieselbe Aufmerksamkeit bis zum Ende, so daß er selbst noch bis zum 8. August hin die Speisezettel korrigirte. Nachmittags setzte er sich bisweilen auf seine Terrasse in die Sonne; unterzeichnete dann die auszufertigenden Depeschen, unterhielt sich von fünf bis gegen acht Uhr mit seinen Gesellschaftern, und brachte den übrigen Theil des Abends bis zum Schlafengehen damit hin, daß er sich wieder mit Depeschen beschäftigte und sich von seinem Lecteur Dantal aus Cicero, Plutarch und anderen Autoren älterer und neuerer Zeit vorlesen ließ. Nie ließ er ein Zeichen von Schmerz oder Unbehaglichkeit blicken, immer behielt er seine heitere, zufriedene und ruhige Miene und wußte seine Gesellschafter stets auf's Angenehmste und Vertraulichste über die Zeitläufte, die Literatur, die alte und neue Geschichte und vorzüglich über die Landes- und Gartenkultur zu unterhalten. Nachdem er elf Monate lang gegen die sich immer wiederholenden und selten aussetzenden Angriffe des Todes angekämpft, hauchte er am 17. August 1786 früh nach zwei Uhr seine Seele sanft und ohne erschütternden Todeskampf auf Schloß Sanssouci aus.

So lebte und starb auf Sanssouci Friedrich der Große, der letzte wahrhafte Heros und zugleich Philosoph unter den legitimen Monarchen Europa's.

Wenden wir uns nun von seinem größten Bewohner zu einer gedrängten Schilderung des Gebäudes selbst. Der Grund dazu wurde im Jahre 1745 gelegt, und der Bau nach Friedrichs Idee und dem Plane Knobelsdorfs, der auch das

berliner Opernhaus erbaute, von den Werkmeistern Hildebrandt und Böhring bis zum Jahre 1747 ausgeführt. Seinen Namen soll das Schloß davon erhalten haben, daß Friedrich, auf die erwähnte, für ihn bestimmte Gruft hindeutend, einmal zum Marquis d'Argens sagte: „Quand je serai là, je serai sans souci“. Es erhebt sich auf dem Plateau der sogenannten Terrasse von Sanssouci, einer etwa sechszig Fuß aufsteigenden Anhöhe, von der man eine reizende Aussicht auf Potsdam und dessen wirklich anmuthige Umgebungen genießt. Es ist ein einstöckiges, von kolossalen Karyatiden getragenes, sonst aber einfaches, in der Mitte mit einer Kuppel versehenes Gebäude, das aus drei Theilen besteht: dem eigentlichen Schlosse, der in einer Vertiefung rechter Hand gelegenen Bildergallerie und den Neuen Kammern oder dem Kavalierhause zur linken Hand. Das Innere, dessen Einrichtung größtentheils noch von Friedrich II. her geblieben, ist sehenswerth, aber nur in Abwesenheit des Hofes zugänglich. Da sind das Audienzzimmer, das Konzertzimmer, das Schlafgemach Friedrichs des Großen mit den Büsten Julius Cäsars und Marc Aurels, das Bibliothekzimmer, der Marmorsaal, auf 26 Säulen ruhend, der Saal von Gypsmarmor, mit korinthischen Säulen, die kleine Gallerie mit schönen antiken Bildsäulen und einigen hundert Gemälden aus der niederländischen Schule. Die ausgezeichnetsten Kunstwerke, welche früher das Innere des Gebäudes schmückten, sind freilich gegenwärtig dem Neuen Museum in Berlin einverleibt.

Friedrich Wilhelm IV., der diesen Ruhesitz seines großen Ahnen vor den andern Schlössern sehr bevorzugte und ihn zu seiner Sommerresidenz erhob, hat einzelne Theile des Schlosses, namentlich aber das zum Aufenthalt der Fremden und höhern Hofchargen bestimmte Kavalierhaus mannigfaltig verschönert, im östlichen Eckpavillon des neuen Orangeriehauses den Rafaelsaal mit Kopien nach Rafaels Meisterwerken einrichten, besonders aber den ursprünglich im französischen Geschmack angelegten Garten, dessen ganzes Gebiet mit allen Zugehörigkeiten auf einen Umfang von nicht weniger als sechs Meilen geschätzt wird, durch Lenné nach Art eines englischen Parks umgestalten lassen. Ueberaus prächtig ist der Anblick der Hauptfontaine, die ein Bassin von 130 Fuß Durchmesser hat und einen 117 Fuß hohen Strahl wirft, und der dahinter sich erhebenden mit Orangen- und Lorbeerbäumen besetzten neuen Terrassen von 120 Stufen. Der Garten bietet die herrlichsten An- und Aussichten, enthält viele Marmorstatuen und birgt in seinem Innern ferner das Japanische Haus, den Freundschaftstempel mit der Statue der Markgräfin von Baireuth, Friedrichs Schwester, das Mausoleum mit dem Marmorbildniß der Königin Luise von Rauch, die Neptuns- oder Muschelgrotte, die Villa Augusta der Fürstin Liegnitz u. s. w. An dem äußersten Westende des Gartens erhebt sich das Neue Palais.

Hinter dem Kavalierhause befindet sich die geschichtlich berühmte Windmühle von Sanssouci, für die König Friedrich II., weil sie die Aussicht hemmte und die Gegend verunzierte, einen hohen Preis bot, um sie weg räumen zu lassen. Als der Besitzer in den Verkauf nicht willigte, ließ Friedrich mit seiner landesherrlichen Autorität drohen, worauf der Müller erwiederte: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ Friedrich bezeigte seine Achtung vor dem Gesetz, und ließ den eigensinnigen Müller im Besitz seiner Mühle, welche Friedrich Wilhelm III. dann zum ewigen Gedächtniß ankaufte. Uebrigens soll der Müller nur, um das Angebot des Königs zu einer ungerechtfertigten Höhe zu steigern, sich so hartnäckig gezeigt und später seinen Eigensinn bitter bereut haben.

Hermann Marggraff.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

CAPRI und MONTE SALARA.

Photo-Graph. Anstalt in Ed. Drumstrasse

Capri.

Die am Eingang des Golfs von Neapel gelegene, nur eine Quadratmeile umfassende Insel Capri, die von den Römern Capreae genannt wurde, ist, so gering auch ihr Umfang, von der Natur mit einem großartigen, grotesken Charakter ausgestattet. Sie ist reich an wunderbaren Eigenthümlichkeiten, die sie von jeher zu einem Eldorado für alle Maler machten. In ihrem kleinen Umkreise bietet sie dem Auge des erstaunten Besuchers nicht nur eine Menge der herrlichsten Aussichten, sondern auch eine Fülle und Originalität landschaftlicher Formen, die uns oft wie aus einer fremden, märchenhaften Welt anmuthet und die Phantasie in die bunten, schillernden Träume der tausend und einen Nacht versetzt. Aber nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte hat dies kleine Eiland mit wunderbarer Hand berührt. Klingt es nicht seltsam, daß die Insel der blauen Grotte, die Burg des Kaisers Barbarossa und den Palast des Tiberius trug? Auf ihrer östlichen Seite steigt eine schroffe, etwa zweihundert Fuß hohe Felswand empor, auf deren Spitze sich die Ruinen des ehemals mit zauberhafter Pracht ausgestatteten Schlosses des Kaisers Tiberius befinden. Noch sind die herrlichen Gärten und Anlagen, die dasselbe umgaben, in ihren Spuren deutlich zu erkennen. Die Ruinen selbst aber bieten leider nur noch wenige Mauerüberreste, darunter jedoch zwei hohe Thürme, von denen einer eine herrliche Aussicht über den ganzen Golf von Neapel, das Cap Misenum, die Stadt, den Vesuv, Castellamare, das liebliche Sorrento ꝛc. genießt, ja bei klarer Witterung kann man sogar von ihnen aus im fernen Süden die liparischen Inseln, in lichte Nebelstreifen gehüllt, wahrnehmen. Hier, auf diesem paradiesischen Garteneiland hauste der grimme Tyrann Tiberius während der letzten Jahre seines Lebens. Nachdem er durch seinen verbrecherischen Günstling Aelius Sejanus die Militärdespotie errichtet, die Leibwache der Prätorianer aus seinen Schergen in die Dränger und Peiniger des Volkes verwandelt, die Volksversammlungen aufgehoben, den Senat in das willenlose Werkzeug seiner Despotenlaune verwandelt und die schrecklichen Majestätsgerichte eingesetzt hatte, die über Hochverrath erkannten und ein Mittel waren, jeden gesinnungsvollen Mann zu verderben, indem sie nicht nur Thaten, sondern selbst Worte und Gedanken zu strafen sich anmaßten, nachdem er ein alle Sitte zerfressendes Spionniersystem errichtet und die zügellosesten Wollust begünstigt, um im Volke jeden Keim sittlicher Kraft zu zerstören, zog er sich, von Gewissensbissen und Menschenfurcht gepeinigt, auf das liebliche Eiland Capri zurück. Hier schwelgte er in den Wunderhallen seines Palastes, badete sich in den märchenhaft schimmernden Fluthen der blauen Grotte und genoß den Becher aller Lüste in seinen mit dem Reize aller Zonen ausgeschmückten Gärten, ohne jedoch den inneren Stachel

des Gewissens und der feigen Furcht, die jeden Tyrannen verfolgt, je ganz übertäuben zu können. Er starb übrigens einen seines Lebens würdigen Tod, indem er später auf einem Landgute bei Misenum während einer Krankheit von seinem Großneffen Caligula und seinem Gardehauptmann Macreo erdrosselt wurde. Die herrlichen Hallen, in denen er einst sich mit dem schäumenden Becher der Lust zu betäuben suchte, sind jetzt gänzlich zerfallen. Da, wo die schönsten Hetären Italiens und Griechenlands über den zierlichen Mosaikboden schlüpften, raschelt jetzt die schillernde Eidechse und die flüchtig sich ringelnde Viper. Da, wo die Wände kostbare Teppiche Indiens und des Orients verzierten, schlingt sich jetzt um die kahle Mauer Epheu, wildes Lorbeer und Myrtengestrüpp als lebendige Tapete. Unweit der Ruine zeigt der Führer dem Wanderer einen Felsenvorsprung, wo sich ein Lusthaus des Tyrannen befunden haben soll, von dem aus er zu seinem Vergnügen die gefangenen Christen in das Meer hinunterwerfen ließ, was gleichfalls eine seiner noblen Passionen war. Nicht weit davon steht jetzt der kleine Ort Capri, an dessen Fuß sich der einzige Landungsplatz der Insel befindet. Es ist ein kleines Städtchen von kaum 2000 Einwohnern, dessen bemerkenswertheste Punkt das Hôtel Tiberio ist, in dem man den berühmten Wein der Insel „Capri rosso“ und „Capri bianco“ auf seinem mütterlichen Boden trinken kann und sich vergebens bemühen wird, der doppelten Kreide des spitzbübischen Wirthes zu entgehen. Unten am kleinen Hafen ist noch ein Wirthshaus, genannt Hôtel Londres, das indeß seinem höher gelegenen Rivalen gegenüber in Bezug auf unreelle Bedienung sich möglichst bemüht, das Bild von der Charybde und Skylla zu veranschaulichen, denn der Fremde, der dem Tiberio entgeht, wird sicherlich von dem Hôtel Londres geschraubt werden, da ist keine Rettung. Von dem letztgenannten Hôtel aus führt eine in Felsen gehauene Treppe von 536 Stufen zu dem Städtchen Anacapri, das auf einer Art Hochebene liegt. Hinter dem durch ein altes Kastell geschützten, etwa 3000 Einwohner zählenden Anacapri steigt der malerische Monte-Salara, der höchste Gipfel der Insel, empor. Derselbe wird von den Fremden gewöhnlich um die Abendzeit bestiegen, weil der Sonnenuntergang, von dort aus gesehen, das erhabenste und schönste Naturschauspiel ist, das Süditalien bietet.

In westlicher Richtung von Anacapri erheben sich über den Felsen, unter denen sich die blaue Grotte befindet, die Ruinen der alten Burg des deutschen Kaisers Barbarossa. Dieselben sind jedoch in ihrer gegenwärtigen Gestalt nichts anderes mehr als einige wenige sich kaum über die Erde erhebende Mauerüberreste. Um so mehr umkleidet und schmückt sie die Volkssage, die, was auch wahrscheinlich ist, behauptet, daß von der Burg ein geheimer Gang in die blaue Grotte hinabführe. Schon zur Römerzeit erhob sich an der Stelle der nachmaligen Kaiserburg ein Palast. Hätte der alte Barbarossa weniger in Italien und auf Capri geträumt und statt nutzlos Ströme deutschen Blutes auf den italienischen Gefilden zu vergeuden, sich die innere Ordnung des deutschen Reiches mehr angelegen sein lassen, so würde Deutschland wohl heute seine Einheit nicht blos als ein fernes Ideal zu betrachten brauchen und die deutsche Volkssage den alten kaiserlichen Helden wohl in anderer Gestalt als in der des ewigen Schläfers im Kyffhäuser, dessen Erwachen es nun schon so lange vergeblich erwartet, darstellen. Wie der Monte-Salara in der Abendbeleuchtung, so will die blaue Grotte im Mittagslichte betrachtet sein, weil um diese Zeit die Sonne gerade so steht, daß ihre senkrecht über die Grotte fallenden Strahlen die Schattenwerfung der Felswände verhindern und dadurch das Eindringen des Lichts durch die geringe Grottenöffnung ermöglichen. Um zur Grotte zu gelangen, muß man vom Hafen aus westwärts der Insel entlang an

ungeheuren Felswänden vorüberfahren, die oft so glatt wie mit dem Messer zugeschnitten sind. Der selten ganz ruhige Wellenschlag macht den Eingang in die Grotte etwas schwierig, da die Strömung stets conträr ist. Auf dem Rücken der Länge nach in der Barke liegend fährt man durch das ovale, graugrüne Felsenthor ein, das von Außen seinen früheren Namen „Herenloch" einigermaßen rechtfertigt. Wie bekannt, ist das Wasser innerhalb der Grotte glänzend blau und die Felsendecke gewinnt in der eigenthümlichen Farbenbrechung das zauberhafte Ansehen eines azurblauen, von silbernen Streifen durchzogenen Gewölks. Die Luft scheint in bläulichem Schimmer zu glänzen, jeder Ruderschlag, jede Schwankung der Barke läßt die Wellen als blaue Flammen erscheinen. Ein unterirdischer Gang, den bis jetzt noch Niemand ganz zurückgelegt hat, und der viele Spuren einer künstlichen Anlage und antiker Bearbeitung trägt, führt in das Innere des Felsens und wahrscheinlich bis an die Oberfläche, wo die Ruinen des Schlosses Barbaressa's stehen. Auch auf der Ost- und Südseite Capri's befinden sich Meeresgrotten, doch sind ihre Oeffnungen nicht so gebildet, daß die eindringenden Lichtstrahlen in ihnen jenen Effekt wie in der blauen Grotte hervorzubringen vermöchten. Auf der Südseite der Insel befindet sich z. B. eine Grotte von derselben Größe wie die „blaue", in der das Wasser eine tief-smaragdgrüne Farbe trägt, doch ist der Eindruck, den sie hervorbringt, durchaus nicht mit jenem der blauen Grotte zu vergleichen, namentlich, wenn man diese zuerst besucht hat. Doch kehren wir nun wieder zurück in die Oberfläche und nehmen wir jetzt das Bild des lieblichen Eilands von der Vogelperspektive auf. Capri liegt wie eine goldig glänzende Muschel im blauen Meere. Nur von einer Seite, und auch da nur auf einer kleinen Strecke zugänglich, ist die rundum in steilen, senkrechten Klippen abfallende Insel recht zu einem Aufenthalt der Sirenen geeignet, mit denen die homerische Sage sie bevölkert. Kommt man von Neapel her, so steigt sie vor dem Blicke der nahenden Schiffer amphitheatralisch mit ihren herrlichen Weingärten, Orangen- und Olivenhainen auf und gewährt so einen überaus reizenden Anblick. Bald auch sieht man höher oben zwischen dem Guirlandengrün der Gärten das Städtchen Anacapri hervorschauen, zu dem, wie schon erwähnt, vom Hafen aus eine Zickzacktreppe emporführt. Bevor wir die Insel verlassen, wollen wir uns noch flüchtig ihre Bewohner ansehen, die zum großen Theil sehr arm sind, da der Grund und Boden mit seinen mannichfachen Schätzen reichen Feudalherren gehört, die den Schweiß ihrer Pächter in Neapel und Paris verprassen. Die Insulaner sind, wie behauptet wird, spanischer Abkunft, worauf auch die Sitte hinweist, daß alljährlich auf Capri ein Stiergefecht gehalten wird. Sie sind, in so schöner Umgebung ein um so traurigerer Anblick, ein nicht schöner, von Noth und Elend niedergedrückter und deshalb Lastern leicht zugänglicher Menschenschlag. Die Neapolitaner beschweren sich über ihr rachsüchtiges, heimtückisches Wesen. Die Luft von Capri ist überaus gesund und Schwindsüchtigen ganz besonders anzuempfehlen, nur dürfen sie nicht auch die Schwindsucht in der Börse haben. Auch in der neueren Geschichte ist Capri durch die Waffenthat des Admirals Caracciolo im Dienste der parthenopäischen Republik berühmt geworden, denn in der Nähe dieses von den Engländern damals besetzten Eilands schlug der tapfere Republikaner den übermüthigen Nelson, der die sicilianisch-brittische Flotte befehligte, wofür später Nelson zu seiner und Englands Schmach, nachdem er ihn durch einen Meineid gefangen, den edlen Caraccioloo an dem Mast seines eigenen Schiffes aufhängen ließ.

Eduard Rüffer.

Corvei und Höxter.

Wenn man von Mitteldeutschland aus „das Land der rothen Erde“ besuchen will, wird man über Kassel nach Paderborn fahren und hin über die öde, einsame Hochebene der „Hänge“. Hier aber möge man „die breitgetretene Heerstraße der Alltäglichkeit“ verlassen und mit dem Wanderstab sich seitwärts wenden in die abfallenden Tiefen des Teutoburger Waldes, mit seinen gewaltigen Erinnerungen und seinem melancholischen Dunkel; man wandert dann hin zum Eggegebirge, über die eisengetränkte und wirklich röthlich schimmernde Erde; hin zu dem anmuthsvoll gelegenen Badeorte Dryburg, das sich wie aus einem weiten Parke zu erheben scheint und mit den schönsten und weichsten Berghöhen umsäumt ist. Hier stehen wir schon auf historischem Boden: hier vertrieb Karl der Große die Sachsen aus ihrem Kastell Iburg und besetzte dasselbe mit seinen fränkischen Mannen. Hier, und hin bis zum östlich gelegenen freundlichen Badeorte Godelheim, wurden schwere Kämpfe zwischen Franken und Sachsen geschlagen. Ueber Godelheim erhebt sich der steile, kahle Brunsberg, der einst das mächtige Kastell des gewaltigen Sachsen-Herzogs Wittekind, oder vielmehr seines Schwagers Bruno trug; auf den Trümmern dieses Kastells erbaute der berühmte Abt Wibald von Corvei ein neues, von dem noch wenige Trümmer-Spuren vorhanden sind. Zwischen Godelheim und Höxter wurde zwischen Franken und Sachsen die furchtbarste all ihrer Schlachten geschlagen; die Weser soll noch roth gefärbt gewesen sein, als sie die, eine halbe Stunde tiefer gelegene, Stadt Höxter bespülte. Das alte Huxori, noch früher Huxeli genannt, liegt zwar noch immer wie schelmisch lachend an dem fein gezogenen Bogen der grünen Weser; ist noch immer stolz auf seine hohe, schöne Brücke über den Fluß; ist noch immer halbmondförmig umfaßt von waldigen, sanft anschwellenden Höhen; noch immer bewacht von seinem steilen, nackten Ziegenberg und seinem wirthschaftlich bebauten Rauschenberg; aber es ist ein stiller, bescheidener, fast unbekannter Ort geworden, mit höchstens 3500 Einwohnern; er bringt die, nach ihm benannten Sandsteine des Sollingerwaldes auf die Weser und von ihr aus nach nah und fern: das ist das Hauptsächlichste, was jetzt von ihm zu sagen wäre. Im Mittelalter aber war Höxter eine freie und reiche, berühmte und verhältnißmäßig auch mächtige Hansestadt; gelegen an der großen Handelsstraße, die von Antwerpen und Brügge über Köln und Soest nach Braunschweig führte. Gegründet wurde die Stadt von der benachbarten, weiland europäisch berühmten, gefürsteten Abtei Corvei, namentlich vom Abte Saracho 1058. Unter Corvei's Ruhm, Reichthum und Macht wuchs die Stadt rasch und blühend empor und schützte schon im dreizehnten Jahrhundert ihre bedrängte Mutter vielfach vor feindlichen Angriffen. Indessen wurde doch auch der Friede zwischen Stadt und

CORVEY und HÖXTER

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Stift gestört; der immer herrischer und hochmüthiger werdenden, nunmehr gefürsteten Abtei trat der freie Geist der immer stärker, reicher und kühner werdenden Bürger entgegen. Beide Theile schlossen nun gemeinschaftlich und einzeln Erb- und Schutzverträge mit Braunschweig und Hessen, doch führte dies bald nur zu neuen Streitigkeiten. Dem alten, starren, historischen Recht der Abtei stand gegenüber das neue Recht eines freien, tüchtigen Bürgerstammes, der sich losagen wollte von der Landesherrlichkeit der gefürsteten Mönche. Dazu kam die immer mehr überhand nehmende Sittenlosigkeit im Stifte; das immer tiefere Versinken ihres wissenschaftlichen Ruhmes und Wirkens — endlich die hereinbrechende Reformation, welche den lange vorbereiteten vollständigen Bruch vollzog: die Stadt Höxter verjagte aus ihren Mauern alle Mönche und Priester und führte in ihre fünf Kirchen die Verkünder protestantischen Glaubens ein; sie verjagte dann auch die alten Räthe und Bürgermeister, die es noch mit dem Stift hielten; ja, sie belagerte dasselbe hartnäckig und verwüstete rings umher seine Besitzungen, als es den Verjagten Schutz bot und die Stadt zwingen wollte, dieselben wieder als ihre Gebieter aufzunehmen. Lange dauerte dieser Kampf, bis er 1616 mit der, von Kaiser Rudolph gegen die Stadt erlassenen, wenn auch nicht ausgeführten Reichsacht endete. Damit endet aber auch zugleich die eigentliche Geschichte beider, denn wie sie nun aus einer Hand in die andere, Höxter zuletzt an Preußen und Corvei an die Prinzen von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst kam, hat für die hier gestellte Aufgabe wenig Interesse. Wandern wir aber nun von Höxter durch die große Buchenallee nach Corvei und hören wir, wie Freiligrath dieses berühmte Denkmal mittelalterlicher Pracht und Herrlichkeit in der Gegenwart schildert:

„Die alte gefürstete Reichsabtei Corvei liegt in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird, unter seinen Gärten und Alleen, als ein schönes und imposantes Denkmal alter Herrlichkeit da. Das Gebäude ist ein großes, aus Bruchsteinen erbautes Quadrat, das in seinem Innern mehrere Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner Räume den steifen, schwerprächtigen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidene und gewirkte Tapeten, Vergoldungen und Stukkaturen im Uebermaß, Deckengemälde u. s. w., kurz, die ganze Rococo-Herrlichkeit, welche man noch vor zwanzig Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammenleimt. Die Wände eines der Gemächer sind mit den Brustbildern der Aebte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt, und seltsamer Weise endet auch hier, wie in vielen andern säkularisirten Stiftern, wie in dem Römersaale zu Frankfurt, mit dem Bilde des letzten Herrn der Raum, der für so viele Jahrhunderte genügt hatte. In Corvei fehlt zwar das Bild des letzten Fürstabts, des Bischofs von Lüning; aber der Raum dafür ist vorhanden und kein Zollbreit mehr. Die gothisch verzierte Kirche ist schön und geräumig." Für die große wissenschaftliche Bedeutsamkeit Corvei's in der Vergangenheit, citiren wir Schlossers Autorität: „Der Einfluß der Studienanstalt zu Corvei läßt sich selbst durch die finstersten Zeiten hindurch verfolgen. Corvei gehörte zu den vorzüglichsten Anstalten außerhalb Italiens; es wurde als ein Mittelpunkt der Wissenschaft betrachtet; die dortige Büchersammlung war die bedeutendste in Deutschland, und man kann eine fortlaufende Reihe von Aebten und Mönchen dieses Klosters anführen, die sich mit den verschiedensten Wissenschaften beschäftigen." Von dem Bedeutendsten derselben spricht Schlosser also: „Zum Schlusse dessen, was über die deutschen Geschichtschreiber vor der hohenstaufischen Zeit bemerkt worden ist, glauben wir noch einen durch Staatsschriften aller Art, so wie durch seine Staatsweisheit und Staatsverwaltung ausgezeichneten Geistlichen beifügen zu müssen, welcher Minister, Diplomat und Reichsverweser des

Hohenstaufen Konrad III. war, und ebenso als großer Gelehrter und Philosoph, wie als praktischer Staatsmann glänzte. Dieser Mann, der seine Staatsschriften und Depeschen nicht durch Untergebene ausarbeiten ließ, sondern selbst abfaßte und schrieb, war der Abt Wibald von Corvei. Wibald verstand ganz vollkommen Griechisch. Er leitete unter Konrad III. die Reichsgeschäfte, und stand während des Kreuzzuges dieses Kaisers dem Reiche auf eine solche Weise vor, daß der Kaiser kaum vermißt ward."

Wir werden also berechtigt sein, dem Ursprung dieses so einflußreichen Stiftes noch nachzugehen und sein großes Werden wenigstens noch in flüchtigen Zügen zu berühren. Das Kloster war fränkischen Ursprungs: König Chlodwigs Gemahlin, Bathilde, gründete 660 an dem Bache Corbie, in der Gegend von Amiens, dem heiligen Benedikt das Kloster Corbie. Es wurde schon bald eine Schule auch für vornehme Sachsen-Söhne, und sein Abt Adelhard, ein Enkel Karl Martels und Vetter Karls des Großen, beschloß, im Lande der Sachsen selbst eine Schule zu gründen. Ein Sachsen-Schüler Theodor erbot sich, auf den Gütern seines Vaters einen passenden Ort auszusuchen und der Abt sendete ihn zu diesem Zwecke in die Heimath. So entstand im Sollinger-Walde, bei einem Orte Hetha, — in der Nähe des jetzigen Jagdschlosses Neuhaus bei Neustadt, — das Filialstift Corbies. Indessen gedieh es nicht; die Gegend war zu rauh und unfruchtbar, es fehlte an Wasser und jeglicher Kultur. Da versetzte Ludwig der Fromme das Stift nach der königlichen Villa Huveri, deren Umgebung Aehnlichkeit mit Corbie hatte und nach diesem wurde das neue Kloster Corvei genannt. Es gedieh unter dem Schutze Ludwigs und seiner frommen Gemahlin außerordentlich rasch und glänzend und es wurde mit ansehnlichen Privilegien, mit reichen Gütern und berühmten Reliquien, mit dem Münzrecht und der Immunität beschenkt. Später zogen Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde dort ein; Papst Gregor V. ging aus Corvei hervor; Corvei gab die ersten Erzbischöfe Hamburgs und Bremens; sein Abt Anschar wurde der Apostel des Nordens, einer der größten Glaubensbekehrer des Christenthums, der dasselbe von Corvei aus nach Skandinavien und Rügen trug. Es gab noch eine Reihe großer Scholastiker bis hin zu dem berühmten Abte und Historiker Wibald. Es wurde immer berühmter, reicher und mächtiger; überall verlangte man von ihm Lehrer, Aebte und Bischöfe, und die Söhne der edelsten Geschlechter wurden ihm zugesendet. Immer reicher und stolzer erhoben sich seine Gebäude; auch ein Kaiserhaus wurde errichtet für den Besuch des Kaisers und der Fürsten; es wurde selbst gefürstet und gewann ein Besitzthum von fünf Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern. Aber auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt, sehen wir es rasch zurückschreiten, wie wir das bei der Geschichte der Stadt Höxter bereits andeuteten. Im westphälischen Frieden entging es noch mit genauer Noth der Säkularisirung, doch schon angesichts seiner Feier des tausendjährigen Bestehens, wurde es im Frieden von Lüneville dem Erbprinzen von Oranien als Entschädigung zuertheilt. Wie es von dort aus Hand in Hand übergiug, ist bereits gesagt. Jetzt mahnt es mit seiner versunkenen Herrlichkeit an das Versinken der Zeit, die es groß machte, und an die neue Kraft, die ihr siegreiches Panier immer herrschender über alle Macht und Herrlichkeit entfaltet, die nicht dem freien Geiste der Völkergeschichte, dem Geiste der Nation angehört.

Schloenbach.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

VIENNA.

Weinsberg.

Das würtembergische Städtchen Weinsberg verdankt seinen über alle deutsche Lande verbreiteten Ruf nicht seiner Wichtigkeit, Größe und Schönheit, auch nicht vorzugsweise seiner Gegend, obschon diese durch Weinpflanzungen, schwellende Hügel und die Ruinen der Burg Weibertreu ebensowohl anmuthig, als malerisch erscheint, sondern hauptsächlich einem Liede und einem Liederdichter. Jenes Lied ist die Ballade von Bürger „Die Weiber von Weinsberg" und dieser Liederdichter ist Justinus Kerner, dessen Wohnhaus, die Herberge der Phantome wie der fahrenden Poeten, als die vorzüglichste Merkwürdigkeit des Städtchens angesehen wird, oder doch bei Lebzeiten seines liebenswürdigen Bewohners mindestens von eben so vielen Touristen und Wanderdichtern besucht wurde als die Burgruine.

Schwerlich wußte man außerhalb Würtembergs viel von der kleinen Stadt Weinsberg, ehe das erwähnte, zuerst in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Voßschen Musenalmanach veröffentlichte Bürgersche Gedicht erschien, welches mit der bekannten, volksthümlich gewordenen Strophe beginnt:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben fromm und klug gewiegt
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So will ich eins aus Weinsberg frein.

Ach, der unglückliche Dichter wußte und ahnte nicht, daß diese etwas burlesk gehaltene Strophe vielleicht die Hauptveranlassung zu den schweren Prüfungen werden sollte, welche seine letzten Lebensjahre verbitterten. Denn wenn es auch keine Weinsbergerin war, so war es doch ein Schwabenmädchen, Elise Hahn, welches, geschmeichelt von dieser für ihre Landsmänninnen ausgesprochenen Verehrung, des Dichters Versprechen, nur eine Schwäbin zu heirathen, auf die Probe stellte, ihm in einem Gedichte ihre Liebe gestand und ihm geradezu ihre Hand anbot und wirklich Bürgers dritte Frau wurde. Aber sie hielt ihm die Treue nicht, welche die Weiber von Weinsberg ihren Männern gehalten hatten, und nach einer Reihe der finstersten Tage mußte sich der Dichter von seiner zwar talentvollen, aber nicht sehr nonnenhaft lebenden Elise scheiden lassen. Mit wie bitteren Gefühlen mag der unglückliche Dichter seitdem jene verhängnißvolle Strophe gelesen haben!

Vielleicht ist aber auch die gepriesene Treue der Weiber von Weinsberg nichts als eine Mythe; denn die historische Kritik ist noch keineswegs darüber mit sich im Reinen, ob die Erzählung, welche der Bürgerschen Ballade zum Grunde liegt, auf einem historischen Faktum beruht. Es gibt nämlich nur Eine zeitgenössische Quelle, in welcher die Begebenheit erzählt wird; und zwar ist dies die mit dem

Jahre 1162 schließende lateinische Kölner Chronik der Benediktiner-Mönche von Sanct Pantaleon. In dieser wird erzählt: „Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern, Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Uebereinkunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniß, daß sie forttragen dürfen sollten, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schulbig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, ließen allen Hausrath dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: „An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln;“ oder wie Bürger die lateinische Phrase gibt: Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln. In wie weit man nun einer mönchischen Chronik Glauben beimessen will, bleibe Jedem überlassen; auffallend ist es aber, daß ein glaubwürdigerer Zeitgenosse, Otto von Freisingen, dessen Chronik nur sechs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schließt, zwar der Belagerung Weinsbergs gedenkt, aber über die That der Weiber Stillschweigen beobachtet. Ist die Erzählung wahr, so macht sie beiden Theilen, den Frauen wie dem Kaiser gleich große Ehre; ist sie erdichtet, so macht sie einer Zeit Ehre, in der man es noch für möglich hielt, daß es Weiber gebe, welchen ihre Männer der kostbarste Schatz seien, und Fürsten, welche es für unfürstlich hielten, in einem solchen Falle ihr gegebenes Wort zu brechen. Nur in einer treuherzig naiven Zeit konnte so etwas geschehen oder erfunden werden. Diese mehr rührende Begebenheit der Sage hat Bürger in seiner Ballade in's Burleske und Possenhafte hinabgezogen; indeß hat er jedenfalls das Verdienst, die Erzählung wieder im Gedächtniß des deutschen Publikums aufgefrischt und ihr Popularität verschafft zu haben.

In der Kirche des Städtchens befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem die Begebenheit dargestellt ist. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer im Bauernkriege erfolgten Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen in langen Reihen die Frauen herab, voraus die kleinste der Weiber, die den beleibtesten Mann trägt und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint. Im Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter König Konrad, der, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen, dem wunderlichen Zuge der Frauen ruhig zusieht.

Eben so gern als man die Sage von den Weibern von Weinsberg für die Geschichte retten möchte, eben so gern würde man eine Reihe schrecklicher Vorfälle, deren Schauplatz Weinsberg und seine Burg waren, in's Bereich der Sage verweisen, wenn dies möglich wäre. Im Jahre 1525 nämlich geschah es, daß die aufständischen Bauern aus dem Odenwald, Hans Wunderer an der Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf die Kunde hiervon besetzte der Schwäbische Bund Städtchen und Burg mit siebenzig Rittern, Edeln und Gemeinen unter dem Grafen von Helfenstein. Die Aufständischen benutzten jedoch die Feier des heiligen Osterfestes, die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände bis auf drei Ritter, welche in Frauenzimmerkleidung entrannen. Vor dem Thore schlossen nun die Bauern einen Kreis, und alle Gefangenen wurden erbarmungslos durch ihre Spieße gejagt, während ein Pfeifer dazu Tanzmelodieen spielen mußte. Vergebens flehte die Gräfin Helfenstein, mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, um Gnade und Erbarmen. Nach dem Blutbade ward von den wüthenden Haufen

die Burg gebrochen, so daß nur kümmerliche Reste übrig blieben. Entsetzlicher noch war das Strafgericht, welches bald darauf der schwäbische Bundeshauptmann George Truchseß von Waldburg an den Bauern vollzog; der unglückliche Pfeifer zum Beispiel, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt hatte, wurde an einen Baum gefesselt und nun langsam an rings umher angehäuftem Feuer gebraten, während er unter dem Hohngelächter der entmenschten Peiniger an seiner Kette heulend um den Baum herumsprang! Die Mauern der Stadt wurden geschleift, und lange dauerte es, ehe die Bürger die Erlaubniß erhielten, sie wieder herzustellen.

Gerne wenden wir unser Auge von diesem Brand- und Blutfleck in der Chronik der Stadt Weinsberg ab und einem friedlichern Gegenstande zu, dem Hause des Dichters Justinus Kerner (geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg, gestorben in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862). Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Charakteristik Kerners als Dichter zu geben; es reicht hin anzuführen, daß er mit Ludwig Uhland als der Mitbegründer und Hauptrepräsentant der sogenannten schwäbischen Dichterschule angesehen werden darf, und daß viele seiner sinnigen echt deutschen Lieder, darunter das allbekannte: „Wohlauf noch getrunken" ꝛc. im Munde und im Herzen aller gesangeslustigen und Poesie liebenden Deutschen leben. Kerner war ein einfach edles, menschenfreundliches Gemüth, und die wunderliche Mystik, der er sich als Arzt und Physiologe zuneigte, wird man ihm um so lieber verzeihen, da sie aus einem so liebenswürdigen und wahrhaften Gemüth hervorging und Freisinnigkeit in allen politischen Dingen, Scherz und Schalkhaftigkeit, ja selbst einen gewissen, bisweilen in's Barocke übergehenden Humor bei ihm durchaus nicht ausschloß.

Es war im Frühling des Jahres 1822, als Justinus Kerner endlich daran denken durfte, sich sein eigenes Haus zu bauen; die Gemeinde Weinsberg schenkte ihm zum Bauplatz den, um die nordöstliche Ecke der Stadtmauer, an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des frühern Stadtgrabens. In den Grundstein ließ der Dichter durch seinen damals fünfjährigen Sohn Theobald eine Pergamenturkunde einschließen, welche die charakteristischen Worte enthält: „Dies Haus ward gebauet durch Gottes Segen, von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau, Friederike, im Jahre eintausend achthundert zwanzig und zwei, zur Zeit, wo des Himmels Gestirne wärmend, wie kaum je, niederschauten auf Berg und Thal, aber Europa's Herrscher, abgewandt von dem Himmel, kalt stunden und zuschauten dem teuflischen Morde von Hellas." Schon im Herbste konnte das kleine Haus bezogen werden. Im Jahre 1827 wurde an die Rückseite des Hauses das sogenannte Schweizerhaus angebaut; später kaufte Kerner von der Stadt den alten, die Ecke der Mauer bildenden epheuumrankten Thurm, der zuerst in ein Gerichtsgefängniß umgewandelt, dann aber auf den Abbruch versteigert werden sollte. Er enthält ein jetzt von drei spitzbogigen Fenstern magisch erhelltes gewölbtes Gemach; es ist dasselbe Zimmer, eine echte Fauststube möchte man sagen, in welchem Nicolaus Lenau später seinen „Faust" dichtete, und in welchem der Graf Helfenstein im Bauernkriege einst gefangen saß. Endlich erwarb er auch den gegenüber vom Hause liegenden größeren Garten, einen eingegangenen Gottesacker, in dessen ehemaligem Todtenhäuschen er noch eine kleine Wohnung herzustellen wußte. An etwas schauerlicher Romantik fehlt es somit diesem Komplex von Baulichkeiten nicht. Gespensterfagen und förmliche Gespensterhäuser, über welche Kerner in seinem Buche „Die Seherin von Prevorst" berichtet, gibt es ohnehin manche in Weinsberg.

Kerners Haus zeichnet sich von vorn vor den übrigen meist zweistöckigen und gelb angestrichenen Häusern des Städtchens nicht besonders aus; denn die hübsche, auf den Garten hinausgehende hölzerne Gallerie, wie man sie an Schweizerhäusern

trifft, liegt versteckt auf der Hinterseite. Das Erdgeschoß enthält nur ein einziges Zimmer, dasjenige, welches einst von der „Seherin von Prevorst“ abenteuerlichen Andenkens bewohnt wurde und in dem sie jene von Kerner gläubig beschriebene Visionen hatte, denen man nur vorwerfen kann, daß sie im äußersten Grade langweilig waren. Der obere Stock enthält die Wohnung des Dichters, aus vier bescheidenen Gelassen bestehend. In dem mittleren Zimmer, dem eigentlichen Wohnzimmer, befindet sich ein lebensgroßes Bildniß des Dichters, der hier mit seiner von ihm bekanntlich meisterlich gespielten Maultrommel in der Hand dargestellt ist; es ist von einem italienischen Künstler, Ottavio d'Allnzzi, einem Urenkel von Pfeffel, gemalt, der 1851 nach Weinsberg kam und schon 1855 zu Nizza starb. Hier befinden sich ferner das von dem stuttgarter Maler Ed. Hertle modellirte Relief-Porträt des Dichters; ein Gypsmedaillon, welches das geistreiche Profil des ihm innigst befreundeten Dichters, Alexanders Grafen von Würtemberg, zeigt, das Porträt der Seherin, und ein interessantes Bild von Karl Stahl in Wien: Lenau im Sturm auf öder Haide. Außerdem enthielt der obere Stock noch das Empfangs- oder Gastzimmer, von einer großen mittelalterlichen Alabastergruppe der Madonna mit dem Kinde, auch „Marienzimmer“ genannt, das Arbeitszimmer des Dichters und sein Schlafzimmer, das nun auch sein Sterbezimmer geworden ist. Das nach dem Garten vorspringende, an das Hauptgebäude angelehnte Schweizerhaus enthält im Hauptstock das sommerliche fensterreiche Gesellschaftszimmer. Dasselbe ist auf drei Seiten von einer offenen Gallerie umgeben, mit einem hölzernen Kruzifix in der Mitte und dem frommen Spruch darüber: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Von der Plattform des schon erwähnten Wartthurms eröffnet sich eine herrliche Rundschau über das Weinsberger Thal, auf den nahen Kegel mit der Weibertreue, auf die ferne Burgruine von Löwenstein und die Bergschlösser Waldenburg und Neyenfels. Dies war die gastfreundliche „Dichterherberge“, in welcher aber nicht blos befreundete und geistesverwandte Dichter in großer Zahl verkehrten, sondern auch Gelehrte und Helden. Wochenlang beherbergte Kerner im Winter 1831—32 die in großer Anzahl durch Weinsberg ziehenden polnischen Flüchtlinge und im folgenden Frühling den letzten Generalissimus des polnischen Heeres, Rybinski, der im Gartenhäuschen wohnte, in welchem dann Kerner den dem General im Auftrage der Weinsberger Bürgerschaft angebotenen, aber von diesem abgelehnten Lorbeerkranz zum Andenken aufhing. Nicht mit Unrecht sagt Emma Niendorf in ihrer „Villeggiatur in Weinsberg“ von Kerner: „Es können so öde, so arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Dasein, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind.“

Vom Kerner-Hause die Mauer entlang schreitend, gelangt man nach einem eben nicht anstrengenden Bergsteigen nach den Ruinen der Burg Weibertreu, die durch die Fürsorge Kerners und der Frauen Weinsbergs, die zu diesem Zwecke zu einem Verein zusammentraten, nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schuttkhausen in die lieblichsten, mit Aeolsharfen versehenen Anlagen verwandelt worden sind. Die Aussicht über das lachende, von Bergketten umrahmte Gelände und in das nordwestlich sich öffnende Neckarthal ist von hier aus begreiflicherweise noch umfassender als von der Plattform des Kernerschen Wartthurms.

Hermann Marggraff.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ALTENBURG

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Altenburg.

„Schlägt das Herz für Freiheit, so ist ein solcher Schlag des Herzens eben so gut, wie ein Ritterschlag", sagt Heine. Er spricht diesen schönen Gedanken zwar beim Hinblick auf die „freien Friesen" aus; aber auch die Bewohner des deutschen Ländchens, dessen Hauptstadt wir im Bilde vor uns haben, können die Anwendung desselben auf sich in Anspruch nehmen.

Die aufrichtigen Freunde der Dynastien verschwenden jetzt ihren Witz, die Bewahrung der Stammeseigenthümlichkeiten unserer verschiedenen deutschen Völkerschaften als eine Nothwendigkeit zu beweisen. Sie wollen beweisen, daß unsere gerühmte „Mannichfaltigkeit in der Einheit unsers Nationalbildes" ganz besonders der Sorgfalt zu verdanken sei, mit welcher die herrschenden Häuser nicht nur ihre Rechte gewahrt, sondern auch, schon im eigenen Interesse, Wohlfahrt und Bildung ihrer „angestammten" Länder gepflegt hätten und wie man nur daraus sowohl die Kulturtüchtigkeit des größten Theils der Deutschen, als auch die fest ausgeprägten Stammescharaktere der einzelnen deutschen Völkerschaften zu erklären habe.

Wir sind nicht undankbar; wir haben in diesem Buche bereits mehrfach sogar Verdienste unserer ärgsten Feinde anerkannt; wir werden auch den Dynastien ihr wahres Verdienst nicht absprechen, aber wir wollen uns auch nicht in die Zeit des chinesischen Devotions-Styls zurücklocken lassen, um nicht „in unbegrenzter Dankbarkeit" unterthänigst ersterben zu müssen.

Die deutsche Kleinstaaterei, um jenes politische Kind der Zeit beim richtigen Namen zu nennen, hat, wie wir im Artikel „Liebenstein" ausführlich rühmten, unter Anderem wesentlich dazu beigetragen, daß zum Beispiel die Volksschulen wirklich für alles Volk in den kleinen Ländern geöffnet wurden, daß die Zahl der gelehrten Vorbereitungsschulen, der Gymnasien, Lyceen ꝛc. sich bedeutend mehrte, weil auch in dieser Beziehung kein Ländchen von andern abhängig sein oder ihm nachstehen wollte, daß ferner selbst die Zahl der deutschen Universitäten nur aus denselben Beweggründen so mächtig angewachsen ist, und daß endlich auch die wissenschaftlichen und Kunstschätze nicht, wie in den politisch geeinigten Großstaaten, in den Sammlungen einer, der Reichs-Hauptstadt, aufgehäuft, sondern in den vielen Haupt- und Residenzstädtchen vertheilt wurden. Wie der Wissenschaft erging es der Kunst. Die vielen kleinen „großen Herren" brauchten sie theils zu ihrer Selbstverherrlichung, theils zum Schmuck ihrer Schlösser, Schlößchen und Parks. Ebenso fiel ein Strahl solcher Gnaden auf Musik und Theater; viele der kleinen Höfe pflegten mit ihren bescheidenen Mitteln wahre Pflanzschulen für unsere größten Geister auf diesen Feldern.

Und wer einmal in den kleinen Verhältnissen sich wohl fühlt, könnte gewiß noch mehr Vortrefflichkeiten entdecken. Er könnte es rühmen, daß in den kleinen

Staaten durch die allortige Nähe des Fürsten mögliche Beamtenwillkür stark gefesselt gewesen sei, daß das Unglück einen allzeit nahen Helfer hatte und daß im patriarchalischen Staat edler Friede gewaltet habe zwischen Herrschaft und Unterthan, weil der leidige Krieg, der erst durch die ebenso leidigen Verfassungen heraufbeschworen worden, weil der Hader um das Mein und Dein im sanften Schooß der angestammten Liebe und Treue zu fest zu ruhen pflegte.

Fügen wir noch hinzu, daß zu derselben schönen Zeit von allen Fürsten- und Herrenschlößchen und Residenzstädtchen aus die wunderschönen Pappelalleen mit ihrer rekrutenhaften Haltung wie Strahlen von der Gnadensonne Serenissimi nach allen Richtungen in die glücklichen Gegenden hinausgezogen worden sind, so denken wir auch an die vielen Raupen und die herrlichen Schmetterlinge, welche allda ihren Sitz hatten, und solch Sinnbild jener Höfe entzückt uns so, daß wir mit dem größten Schritte uns von ihm entfernen.

Denn in der That beschränkt sich die Summe der Kleinstaatswohlthaten für das Volk auf obiges Wenige, und die Behauptung, daß die Erhaltung der Volksstamm-Eigenthümlichkeit eine Sorge und ein Werk der Dynastien gewesen sei, erweist sich nach wenigen Blicken in die Geschichte und auf die Landkarten Deutschlands unterthänigst als Hofhistoriographenfabel.

Die Dynastien haben von jeher vor Allem sich zu erhalten gesucht, das war ihre oberste und höchst natürliche Sorge. Wenn ihnen die Bewahrung der deutschen Volksstammes-Charaktere so nahe am Herzen gelegen hätte, wie konnten sie die Möglichkeit der zahllosen Erbtheilungen dulden, durch welche die Volksstämme auf das Aergste zerstückelt, zerrissen und zersetzt wurden? Konnte sich da ein ächter Stammescharakter entfalten und erhalten auf einem Boden, der so viele Souveränitäten beherbergte, daß man, wie in Thüringen, auf einer Tageswanderung deren ein halbes Dutzend durchschritt?

Nein, ihr Herren Hof- und andere Räthe, die Stammeseigenthümlichkeiten unserer Nation, die sich noch bis heute kräftig erhalten haben, haben nur eine Gefahr zu fürchten gehabt, und diese kam gerade von Seiten der Höfe und des Adels, der an den Höfen sein Brod oder seinen Glanz suchte, und die einzigen Bewahrer unseres Volksthums sind unsere Mütter, unsere Frauen: das edle Weib des Volks, und am treuesten ist es von ihm bewahrt worden, je weiter entfernt von einem Residenzchen ein Völkchen sich sein Leben selbst gestalten konnte. Dafür spricht am klarsten der Widerspruch, in welchen die Dynastienverherrlicher von selbst gerathen: denn während noch immer die Behauptung aufrecht erhalten wird von der Vortrefflichkeit der durch dieselben gepflegten „Mannichfaltigkeit in Einheit", haben wieder andere Dynastien den Versuch nicht gescheut, möglichst viele verschiedenartige deutsche Volksstämme unter eine Krone zu bringen und, unbekümmert um jede Charaktereigenthümlichkeit, alle über einen Kamm zu scheeren. Und siehe da, es thut auch gut. Die Franken, Pfälzer, Schwaben, viele Reichsstädter und Bisthümler der guten alten Zeit sind bayerisch; Sachsen, Schlesier, Westfalen, Rheinländer, Thüringer ꝛc. sind preußisch; Böhmen und Mährer, Tyroler und Steierer ꝛc. sind österreichisch geworden, und man hat nichts davon gehört, daß aller dieser Völkerschaften Stammeseigenthümlichkeiten dadurch verwischt worden seien. Welchen anderen Schluß kann man aber aus diesen Thatsachen ziehen, als den, daß die Naturnothwendigkeit der Kleinstaaterei noch heute unerwiesen ist?

Am wenigsten spricht für dieselbe der Zustand aller Residenzstädte, die nicht groß genug sind, um den Einfluß des Hofs auf die Mehrzahl der Bevölkerung abzuschwächen. Die ehrenwerthen Bewohner aller kleinen und mittleren Fürstensitze werden dringend gebeten, sich selbst und ihre Umgebung einmal mit unparteiischem

Forscherauge zu prüfen, dann werden sie nichts Kränkendes in der Bemerkung finden, daß bei ihnen der Kern jeder Einwohnerschaft, der feste mittlere Bürgerstand, nach zwei Seiten hin fortwährend zu kämpfen und zu wehren hat, um sich rein zu erhalten, und daß es ihm um so weniger gelingt, je kleiner die Stadt oder je größer und reicher der Hof ist: diese zwei Seiten hat man oben und unten zu suchen. Von oben her wirkt auf den industriellen Mittelstand das verwaschende Element des Hofs und der von ihm abhängigen Adels- und Beamtenwelt ein. Von da aus wird der Abhängigkeitsgeist gepflegt, ohne welchen Niemand zu den Würden eines Hofschuhmachers, Hoffriseurs ꝛc. emporkommt. Alle diese Hofhandwerker sind sammt allen übrigen Hofbedienten auch kirchlich mit dem Hof zu einer besonderen Gemeinde vereinigt; in der Hofkirche werden ihre Kinder getauft und konfirmirt, mit dem Hofe gehen sie zum Abendmahl und der Hofprediger hält ihnen die letzte Rede. In den kleinlichen Verhältnissen des Lebens in solchen Residenzchen hat das Bedeutung; es bildet den Grund zur Abgeschlossenheit Aller, die von dem „Volke“ als „Vornehme“ bezeichnet werden. Je mehr somit ein Theil der Bürgerschaft sich dem Hofe zukehren muß, um so mehr ist ein noch größerer Theil derselben auf die entgegengesetzte Seite angewiesen, auf die unteren Volksklassen, und wie die Hofhandwerker dem höfischen Wesen nicht fremd bleiben können, ebenso können die — um so zu sagen — Volkshandwerker den Einflüssen nicht verschlossen bleiben, die von den unteren Volksschichten ausgehen. Man prüfe jede solche Residenzbürgerschaft: die höfische Gesichtsfreundlichkeit wird eben so häufig hervortreten, wie die rücksichtslose Derbheit, die nicht selten in der Form der Grobheit auftritt und die von der Rohheit ausgeht, in welcher, trotz aller Schulen, das harte Leben die untersten Schichten erhält. Ist auch in unseren Tagen durch die rastlosen Bemühungen wahrer Freunde des Volks Manches besser geworden, haben besonders Sonntagsschulen, Gesellen- und andere Vereine außerordentlich segensreich gewirkt, so hat doch immer nur ein verhältnißmäßig geringer Volkstheil von diesen großen Wohlthaten edler Bildungsanfänge Gebrauch machen können, und ist es noch immer erst vorzugsweise die Jugend, die ihnen huldigt und deshalb dem Patrioten eine frohere Aussicht in die Zukunft eröffnet. Die Erwachsenen unserer Tage leiden noch zum großen Theil unter den Einflüssen der alten Zeit und es gehört ein gewaltiger Moses mit vierzig Wüstenjahren dazu, um das Volk davon zu reinigen. — Diese Erfahrung hat jede der vielen in Deutschland nach und nach eingegangenen Residenzen machen müssen, und je früher solche Städte diese Erfahrung machten, je früher sie auf sich selbst angewiesen wurden, desto besser war es für sie.

Zu diesen Städten gehörte Altenburg, und es gehört, trotz seiner abermaligen Residenzstellung, noch immer dazu. Keine andere der kleinen deutschen Residenzstädte zeigt geringere Merkmale von der Physiognomie des Hofs und seiner Diener, keine tritt so offen mit ihrem Charakter einer auf gediegenen Wohlstand basirten Selbstständigkeit hervor, wie Altenburg. Dieses Glück verdankt es dem von den Vätern einst so sehr beklagten Unglück, schon im Jahre 1672 die Residenz zu verlieren. Damals starb sein letzter Herzog aus der älteren altenburgischen Linie, und volle 154 Jahre war nun die Stadt dazu verurtheilt, ihre Lage und den Fleiß ihrer Bewohner zur Entfaltung einer bedeutenden Handels- und Industriethätigkeit zu benutzen. Dies geschah mit außerordentlichem Erfolge.

Altenburgs geographische Lage mußte schon vor der Zeit, wo der große Verkehr mittelst der Dampfkraft die große Industrie an vielen früher unbeachteten Punkten hervorrief, den Handel und die Gewerbe begünstigen. Der erste Hebel dazu war der Ueberfluß an landwirthschaftlichen Produkten, den das altenburger

Land selbst darbot. Der Vertrieb derselben kam der Stadt in doppelter Weise zu Gute. Die großen Wochenmärkte führten die reiche Landbevölkerung regelmäßig in die Stadt, wo sie nicht blos ihre Vorräthe zu verkaufen suchten, sondern zugleich für die Befriedigung ihrer eigenen häuslichen Bedürfnisse die städtischen Gewerbe in Nahrung setzten, während die Kaufleute aus dem Aufkaufen und Weiterbefördern der Landesprodukte ihre Vortheile zogen. Dieser Verkehr ward von Jahr zu Jahr lebhafter, noch ehe die Eisenbahn Altenburg mit der ganzen Welt in nähere Verbindung gebracht hatte; seit der Eröffnung der ersten Schienenstraße ist jener alte Maßstab nicht mehr an Altenburgs Handel zu legen, obwohl schon früher namentlich für Wolle und Getreide bedeutende Kapitalien beschäftigt waren. Jetzt reicht dieser Vertrieb bis nach Holland, England und weiter, und er hat auch seinen Einfluß auf die Erweckung der großen Industrie geltend gemacht, doch ist letztere noch im Entstehen.

Wohlstand und Bildung sind in Deutschland immer Hand in Hand gegangen. Unsere gewesenen freien Reichsstädte liefern für diese Behauptung den besten Beweis, denn gerade sie bewahren noch heute die schönsten Denkmale der Kunst und ehrende Zeugnisse der Wissenschaft für die geistigen Blüthen am Baume ihres einstigen Wohlstandes; und auch in der Gegenwart finden wir die gesundesten Geistesblüthen nur da, wo der freie Wohlstand sie pflegt. Vortreffliche höhere und Volks-Schulen, wissenschaftliche und Kunst-Vereine, Gesellschaften und Sammlungen verstehen sich in einer solchen Stadt, schon weil sie die Hauptstadt eines Landes ist, von selbst. Nicht von selbst versteht es sich aber, daß die Bildung nicht bei den vornehmen Ständen hängen geblieben, sondern daß sie wirklich so in's Volk eingedrungen ist, daß im Durchschnitt der Altenburger Bauernstand gebildeter ist, als in gewissen deutschen Ländern der Adel, wenn das überhaupt noch viel zu sagen hätte.

Der Charakter der Bevölkerung spricht auch aus der Bauart der Stadt. Auch sie hat ihr Schönstes auf das Land hinausgetragen: sie hat ihre Umgebung mit zahlreichen geschmackvollen Landhäusern und Gärten geschmückt, während sie in ihrem Innern mehr auf bürgerliche Einfachheit gehalten hat. Die Welt ist ein wenig buckelig allda, und so kommt es, daß der Stadt nicht einmal Gelegenheit geboten war, mit breiten und geraden Straßen zu imponiren und große Plätze mit pomphaften Bauwerken prangen zu lassen. Die Gassen sind meist eng und oft recht steil, aber die Häuser zeugen alle von dem bürgerlichen Wohlbehagen ihrer Bewohner und sind meist massiv, wie die Denkart der letztern. Das Herz eines Mannes befindet sich wohl zwischen diesen Häusern.

Das ansehnlichste Gebäude der Stadt ist das Schloß, ein alter, durch Zeit und Geschichte ehrwürdiger Bau und seit 1826 wieder Sitz einer Fürstenfamilie. — Am berühmtesten ist dies Schloß durch den allbekannten Prinzenraub geworden. Das war im Jahr 1455 geschehen. Seitdem ist die Welt viel besser geworden, so daß bis Dato, trotz der vielen Gelegenheit, in Deutschland keine Prinzen mehr gestohlen worden sind.

F. Hofmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Winchester

und seine historischen Erinnerungen.

Welche merkwürdige alte Stadt ist Winchester! Die ehemalige Hauptstadt des Königreichs, die Residenz der britischen, sächsischen und normännischen Herrscher, der Lieblingsaufenthalt der späteren Fürsten und ihrer Gemahlinnen, fast bis zum Ausbruche der Revolution von 1688, Jahrhunderte lang die triumphirende Nebenbuhlerin von London selbst, die einst mehr als neunzig Kirchen und Kapellen enthielt, deren ärmlichste Häuser jetzt auf den Grundmauern ehemaliger Paläste und Klöster stehen, und in deren bis auf den heutigen Tag prachtvollen Kathedrale die Gebeine mächtiger Könige, schöner und frommer Fürstinnen und stolzer Aebte und Prälaten ruhen, die früher nicht nur das Schicksal dieser Stadt, sondern des ganzen Reiches lenkten. Da liegt sie, — eine entthronte Königin! und Wenige kennen sie in ihrer jetzigen Oede und Verlassenheit! Aber wo ist der Ort in England, der größeres Interesse erwecken könnte, der mehr Gegenstände antiker Schönheit und nationaler Erinnerungen aufzuweisen hätte? Hier ruhen die Gebeine Alfreds, und hier wurde er muthmaßlich geboren; denn in Winchester residirte damals der königliche Hof. Auf jeden Fall verlebte er hier seine Kindheit und ersten Jünglingsjahre. Von hier zog er aus, um jene Schlachten zu schlagen, welche das Land von den wilden Dänen befreiten, und hier, nachdem er für sein Reich und sein Volk mehr gethan hatte, als je ein Monarch vor oder nach ihm, fand er sein Grab, welches ein Ort der Verehrung für die späteren Generationen wurde. Mit ihm ruhet hier die Asche seiner Angehörigen, seines Vaters Ethelwolf, welcher die Talente des Sohnes erkannte und die einstige Größe desselben prophezeite, — die seiner edelen Mutter, welche dem kindlichen Herzen des Sohnes erhabene Gefühle einflößte, und die seiner Brüder und Kindr. Auch Canut ruhet hier, der einst seinen schmeichlerischen Höflingen jenen unvergeßlichen Verweis an der Meeresküste von Southampton gab, und William Rufus, dessen Leichnam auf einem gemeinen Köhlerkarren aus dem New-Forest dahin gebracht wurde, wo Walter Tyrrels Pfeil die Grausamkeiten des Getödteten gerächt hatte.

Ohne der Fabeln zu erwähnen, welche altenglische Geschichtsschreiber von einem König Brutus erzählen, der in Winchester residirt haben und ein Abkömmling des Helden Aeneas von Troja gewesen sein soll, läßt sich historisch ein hohes Alterthum der Stadt nachweisen. Sie war unzweifelhaft das Caer-Gwent der keltischen Britten, die Venta Belgarum der Römer, und das Wintanceaster der Sachsen. Ihre Geschichte beginnt fast mit der christlichen Zeitrechnung. Julius Cäsar selbst scheint nicht dort gewesen zu sein, aber ein Theil seiner Truppen muß die Gegend besucht haben, da die Eisenplatte einer römischen Fahne, welche seinen Namen und sein Bildniß trug, in der Nähe des Ortes, tief im Sande vergraben, gefunden worden ist. Hier hauste Caractacus, — von den Kelten Arviragus genannt, — der tapfere Nachkomme des Cassibelaunus, der edele Sohn des Cymbelin, den Shakespeare in seinem Drama gleiches Namens verewigt hat. Wer kennt nicht sein würdevolles Benehmen, während er sich als Gefangener in Rom befand, die großmüthige Behandlung, welche er von dem durch sein Unglück und seine Festigkeit

geführten Kaiser Claudius erfuhr, und seine Rückkehr nach Britannien, um in Venta mit seiner neuen Gemahlin, der Römerin Gewissa, zu herrschen? Sein Urenkel Lucius soll der erste christliche König in Britannien, und überhaupt in Europa, gewesen sein. Er wurde von den alten Chronikschreibern „Lever Maur“ (in Keltisch: „das große Licht“) genannt, gründete Kirchen in den damals vorhandenen acht und zwanzig Städten des Landes, und erbaute in Caer-Gwent, oder Venta, eine prachtvolle Kathedrale. Er war der letzte der den Römern tributpflichtigen Könige von Britannien, denn nach ihm bemächtigten sie sich selbst der Regierung und behielten sie, bis sie endlich im 4. Jahrhundert die Insel ganz verließen. Hier war es auch, wo Boadicea, die tapfere Königin der Iceni, zur Zeit, als Caractacus herrschte, ihrem Schicksal erlag. Empört durch die Mißhandlungen, welche sie selbst und ihre Töchter von den Römern erlitten, und ihres Reiches beraubt, hatte sie geschworen, die Feinde zu vertilgen oder aus dem Lande zu verjagen, sammelte ein Heer von 230,000 Kriegern, überfiel und zerstörte London, Vernlam und andere Städte, ließ Alles vertilgen, was römisch hieß oder mit Rom in Verbindung stand, und langte endlich vor Venta, der damaligen Hauptstadt des Landes, an. Hier jedoch empfing sie der römische General Paulinus und schlug ihr Heer in einer Schlacht, deren Kampfplatz die Leichen von 80,000 britischen Kriegern bedeckten. Durch diesen unglücklichen Ausgang zur Verzweiflung getrieben, tödtete sich Boadicea durch Gift, und statt triumphirend, wie sie erwartet hatte, in die Hauptstadt einzuziehen, wurde nur ihr Leichnam hineingebracht, um dort verscharrt zu werden.

Während der nachfolgenden Dynastie der sächsischen Könige in England war die Stadt, als Sitz des Königthums, besonders der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Vor dem tapferen Sachsen Cerdic mußte Uther Pendragon, König Arthurs Vater, weichen und Caer Gwent, oder Venta, verlassen, welches darauf unter dem Namen Wintanceaster die Hauptstadt der West-Sachsen wurde. Hier herrschte Ceaulin, der bei Wimbledon, in Surrey, Ethelbert, den ersten christlichen König von Kent, schlug, und Kinegils, der große Fürst, welcher, nachdem er alle seine Feinde besiegt hatte, den christlichen Glauben annahm, von St. Birinus 625 getauft wurde, und dann den Bau einer Kathedrale in Wintanceaster begann, welche sein Sohn Kenewalk vollendete. Hier herrschte ferner, nach einer Reihe tapferer Fürsten, Egbert, welcher zuerst die sächsische Heptarchie unter einer Krone vereinigte und Wintanceaster zur Hauptstadt von England erhob. Er hatte als Jüngling längere Zeit in der Hauptstadt des Frankenreichs gelebt und sich nach Karls des Großen Beispiel zu bilden gesucht, dessen Tugenden und Tapferkeit er auch sehr bedurfte, da unter seiner Regierung die wilden Dänen ihre Invasionen begannen, die Städte einäscherten und das Land verwüsteten. Hier, in der Kathedrale dieser Stadt, unterzeichnete und überlieferte Egberts Sohn, Ethelwolf, der Vater des großen Alfred, jene durch ihre Folgen so wichtige Urkunde, — die Zehntenkarte aller Ländereien in England; und hier, wie erwähnt, lebte der tapfere, weise und fromme Alfred, „das Wunder der Geschichte“, wie ein Historiker ihn nennt, ein Fürst, dem weder als Herrscher noch als Mensch ein Fehler vorgeworfen werden konnte. Er war, nach Hume's Ausspruch, im Privatleben eben so groß wie im öffentlichen, und konnte in der That als das Muster eines vollkommenen Charakters gelten. Der kühnste Unternehmungsgeist verband sich in ihm mit der ruhigsten Ueberlegung, die beharrlichste Ausdauer mit der leichtesten Gewandtheit, die strengste Gerechtigkeit mit der größten Milde, so wie Sinn und Neigung für die Wissenschaft mit unermüdlicher Thätigkeit; und als habe die Natur ein solches Wunderwerk aus ihrer Hand auch im schönsten äußeren Lichte erscheinen lassen wollen, besaß Alfred in demselben Maße alle physischen Vorzüge, einen

kräftigen, wohlgebauten Körper, eine würdevolle Haltung und offene, einnehmende Züge.

Aber was hat Alfred gethan, um ein solches Lob zu verdienen? In dem kurzen Zeitraume von kaum dreißig Jahren verjagte er zahlreiche Heere der Dänen aus dem Lande, obgleich er häufig gegen mehrere derselben, welche an verschiedenen Orten erschienen, gleichzeitig kämpfen mußte. Die Gefangenen ließ er taufen und vertheilte sie in die von ihnen selbst verwüsteten Landstriche zum Wiederanbau derselben. Er errichtete eine Art von Landwehr und übte sie so ein, daß die Leute zu jedem Augenblicke unter Waffen treten und einem in das Land fallenden Feinde entgegen gehen konnten. Auch war er der Erste, welcher eine Flotte gründete. Die von ihm errichtete Polizei war so vortrefflich, daß in kurzer Zeit in ganz England ein Zustand von Sicherheit herrschte, wie er früher noch nie da gewesen. Die sieben Reiche, welche unter seiner Krone vereinigt waren, wußte er so innig zu verbinden, daß alle Theile, von den Grenzen Schottlands bis zur südlichen Meeresküste ihm Gehorsam leisteten, und selbst die Fürsten von Wales seine Oberherrschaft anerkannten. Was von König Arthur gefabelt worden war, verwirklichte Alfred. Er war nicht blos der Gründer der Monarchie ihrer geographischen Ausdehnung nach, sondern auch ihrer Konstitution und Gesetze. Nachdem er sechsundfünfzig Schlachten zu Wasser und zu Lande geschlagen hatte, ging er an das nicht minder schwere Geschäft, dem Reiche die zu seinem Gedeihen erforderlichen inneren Einrichtungen zu geben. Er entwarf ein Gesetzbuch, welches später zwar verloren gegangen ist, aber dennoch für die Grundlage des jetzt in England geltenden gemeinen Rechts gehalten wird, und theilte das Land in Grafschaften (Shires), Gaue (Hundreds) und Gemeinden (Tithings), die von besonderen Beamten verwaltet wurden. Zweimal im Jahre traten in jeder Grafschaft die Schwurgerichte zusammen, und zweimal alljährlich versammelten sich die Landstände. Niemand konnte wegen eines Vergehens gestraft werden, ohne daß zwölf vereidete Freisassen den Fall untersucht und ihr Urtheil darüber gesprochen hatten. Auf diese Weise wurde der Grund zu dem jetzigen Gerichtsverfahren und dem Parlamente gelegt. Aus dem Auslande suchte er ferner die gelehrtesten und geschicktesten Männer nach England zu ziehen, um durch sie Kunst und Wissenschaft zu verbreiten, und legte den Grund zu der Universität Oxford. Den Handel und Manufakturen jeder Art unterstützte er nach Kräften, baute die von den Dänen eingeäscherten Städte wieder auf, namentlich London und Winchester, und zwar mit größerer Pracht als vorher, und errichtete vier neue Klöster als Musterbilder architektonischen Styles, in deren einem, dem „Newan Mynstre“ (neuen Münster) seine Gebeine beigesetzt wurden. Alles dieses vollendete er, während sein Körper von der Pein einer unheilbaren Krankheit gefoltert wurde; und um sein Werk zu krönen, hinterließ er dem Volke in seinem Testamente, als ein unsterbliches Legat, die Erklärung: „*er sterbe mit dem Wunsche, daß ein jeder Engländer immer so frei sein möge, wie seine eigenen Gedanken!*“ — Ein großes Wort aus dem Munde eines siegreichen Herrschers!

Man sollte glauben, die Liebe und Verehrung der Engländer hätte so groß sein müssen, daß sein Grab für immer die heiligste Stätte des Landes, ein Wallfahrtsort für Pilger aus allen Theilen desselben geworden wäre; allein dem war nicht ganz so. Eine stattliche Abtei wurde zwar in Hyde Meadow, nahe bei Winchester, erbaut, um Alfreds Gebeine aufzunehmen, welche auch in feierlicher Prozession und unter frommen Gesängen aus dem von ihm selbst errichteten Münster dahin gebracht wurden; allein als zur Zeit der Reformation die Aufhebung aller Klöster und Abteien stattfand, entging auch dieses Gebäude seinem

Schicksale nicht; es wurde niedergerissen, um die Materialien verwerthen zu können, und die Gräber Alfreds, seiner Gemahlin Alswitha, seines Sohnes Edward und vieler anderen Abkömmlinge fielen in die Hände der Zerstörer. Was jene Zeit ungethan ließ, vollendete das vorige Jahrhundert, in dessen Laufe — ein Zuchthaus auf der Stelle erbaut wurde, wo dieser große Fürst und Wohlthäter des Landes im Kreise der Seinigen geruht hatte.

Alfreds Nachkommen führten den sächsischen Scepter 165 Jahre lang, mit alleiniger Unterbrechung der kurzen Dauer von Canuts und seiner Söhne Dynastie; aber kein Alfred stand unter ihnen auf. Manche derselben waren zwar tapfere Fürsten, wie Athelstan der Siegreiche, Edgar der Prachtliebende, der sich von sieben Königen in einem Kahne auf dem Flusse Dee fahren ließ; allein Andere, wie Ethelred der Unfertige, der vor den Dänen aus dem Lande fliehen mußte, und Edmund mit dem eisernen Arm, der brave und unglückliche Monarch, welcher genöthigt wurde, den Feinden einen Theil des Landes abzutreten, zeigten durch das Sinken des Reiches unter ihrer Herrschaft nur zu deutlich, wie weit der unsterbliche Alfred über ihnen erhaben gewesen war.

Dessen ungeachtet trägt jene Periode der sächsischen Herrschaft eine malerische Färbung, die man in keiner anderen Zeit der Geschichte findet. Sie zeigt eine gewisse rohe Einfachheit des Lebens, eine Mischung von Verbrechen und romantischen Begebenheiten, die sich nur in einer solchen Zeit und unter solchen Verhältnissen ereignen konnten. Nur von wenigen Dienern begleitet, pflegten die Monarchen in den Wäldern zu jagen, und speisten sorglos und unbewacht in ihren offenen Hallen, so daß sie Gefahren und Angriffen ausgesetzt waren, die in späterer Zeit nicht der niedrigste Edelmann zu fürchten hatte. In die Speisehalle des jungen Edmund, Alfreds Enkel und Athelstans Nachfolger, zum Beispiel, trat eines Tages, während eines festlichen Mahles, der berüchtigte Räuber Leolf, und nahm an der Tafel Platz. Dem Befehle des empörten Königs, die Halle zu verlassen, Hohn sprechend, blieb er sitzen und schwelgte nach Belieben, bis Edmund, statt ihn durch seine Diener hinauswerfen zu lassen, selbst aufsprang und den Räuber bei der Kehle ergriff, aber während des Ringens von ihm erdolcht wurde. Edwy, sein Neffe, welcher gegen den Willen der Kirchenfürsten, des Erzbischofs Odo von Canterbury und des mächtigen Mönchs St. Dunstan, die schöne Lady Elgiva, eine angeblich zu nahe Verwandte, geheirathet hatte, wurde am Tage seiner Krönung gewaltsam aus dem Zimmer seiner Gemahlin geschleppt; letztere im Gesichte mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt und verbannt, und als sie später in das Land zurückzukehren wagte, auf Befehl Odo's erst gelähmt und dann unter Martern getödtet, während der König, exkommunicirt und verjagt, kaum achtzehn Jahre alt, gleichfalls seinen Tod fand. Edgar, sein Nachfolger, ein Bewunderer weiblicher Schönheit, wurde um die Liebe der schönen Elfrida, Tochter des Grafen von Devonshire, von seinem Günstling Athelwald betrogen, der, von ihm an die Dame abgesendet, sich in sie verliebte, dem Könige aber, um sie selbst heirathen zu können, berichtete, daß sie nicht schön sei, und später, nach der Entdeckung, der gemeinsamen Rache des Königs und der Dame zum Opfer fiel. Edward, der Sohn und Nachfolger Edgars, ein lebensfroher Jüngling von neunzehn Jahren, eines Tages auf der Jagd in der Nähe des Schlosses Corfe bei Winchester, welches seine Stiefmutter Elfrida bewohnte, verließ sein Gefolge, um bei Letzterer einen kurzen Besuch abzustatten, und wurde, während er an der Schloßpforte, zu Pferde sitzend, einen ihm gereichten Becher Wein trank, auf ihren Befehl von hinten erdolcht. Das schöne und ehrgeizige Weib aber, nachdem es erst ihren Gatten Athelwald hatte ermorden lassen, um

sich mit König Edgar vermählen zu können, und nun auch Edgars Sohn, aus einer früheren Ehe, um ihren eigenen Sohn Ethelred auf den Thron zu bringen, wurde plötzlich von Reue und Gewissensbissen ergriffen, verließ ihren königlichen Hofhalt im Schlosse Corfe, erbaute im Walde Harewood, nahe bei der Stelle, wo ihr erster Gatte der Mörderhand erlegen war, ein Kloster, und brachte daselbst unter strengen Bußübungen, Fasten und Gebeten den Rest ihres Lebens zu, und fand dort ihr Grab. Ihr Sohn, Ethelred der Unfertige, Edwards Nachfolger, war es auch, welcher den höllischen Plan zur Niedermetzelung aller Dänen im Königreiche, die seine Waffen nicht zu besiegen vermocht hatten, faßte und ausführte. Er erließ geheime Befehle, daß an einem bestimmten Tage das Volk aufstehen und über die unbewaffneten, in seiner Mitte lebenden Dänen herfallen solle. Im Jahre 1002 begann das Blutbad in Winchester und bildete den Schluß zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Königs mit Emma, der schönen Tochter Herzog Roberts von der Normandie. Aber furchtbar wurde die That am Reiche und namentlich an Winchester gerächt. Wuthglühend landeten die Dänen unter Sweyn, eroberten das Land, verjagten den König Ethelred, welcher sich nach der Normandie zu seinem Schwiegervater flüchten mußte, und machten die Einwohner zu Sklaven. In der Kathedrale von Winchester war es endlich auch, wo des siegreichen Canuts Wittwe, die Königin Emma, sich der Feuerprobe unterwerfen und über neun rothglühende Pflugscharen mit bloßen Füßen wandeln mußte. In Gegenwart des Königs, sämmtlicher Bischöfe und einer zahlreichen Volksmenge schritt sie über das glühende Metall, ohne die geringsten Verletzungen zu empfangen, und wurde auf diese Weise von allen gegen sie erhobenen Anklagen frei gesprochen, im Triumphzuge nach der Abtei Wherwell zurückgeführt, wo sie seit dem Tode ihres zweiten Gemahles, Canut, in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte.

Solche Scenen fanden in und bei der königlichen Stadt Winchester während der sächsischen Herrscherperiode statt. Allein die Normannen eroberten das Land, und London begann die bisherige Residenz zu verdunkeln. Seitdem Alfred London wieder erbaut hatte, und die Landstände sich alljährlich zweimal daselbst versammelten, traten die Vortheile seiner natürlichen Lage als Hauptstadt eines großen Reiches deutlicher hervor, und seine Macht und Bevölkerung nahm deshalb schnell zu. Ein großer Fluß bietet immer die geeignetste Lage für eine große Hauptstadt, und die Themse war nicht nur ein bedeutender Strom, sondern stand auch durch ihre Mündung in einer solchen Beziehung zu dem Kontinente, daß die Wichtigkeit derselben nicht lange übersehen werden konnte. So lange die einzelnen Theile des Reiches nicht innig genug mit einander verbunden waren, um einen Einfall fremder Feinde schnell abwehren zu können, hatte eine von der englischen Küste und namentlich von den nördlichen Küsten des Kontinens, der die wilden Horden der Barbaren ausströmen ließ, entfernte Hauptstadt, wie Winchester, eine günstige Lage; allein die Normannen waren ein mächtiges Volk, und die für sie nothwendige Verbindung mit ihrem Mutterlande, welche nur durch Schiffe erhalten werden konnte, die wiederum einen Hafen erforderten, machte London zum Sitze der Macht, während Winchester die Hauptstadt des Landes und der Vergnügungsaufenthalt der herrschenden Familie blieb. Hier sah sich William der Eroberer im Paradiese seiner Wünsche; denn seine Herrschsucht war kaum größer als seine Leidenschaft für die Jagd. In dieser alten Stadt, dem Königssitze von drei vorangegangenen Dynastien, erbaute er deshalb eine Veste, um die Eingeborenen in Zaum zu halten, und einen Palast, der an die nördliche Seite der Kathedrale stieß, wo noch jetzt Mauerreste sichtbar sind. Die Stadt lag in einem schönen, fruchtbaren Thale, von einem klaren Strome bewässert und von einer reizenden

Landschaft umgeben, welche namentlich durch die wildreichen Waldungen von Hempage, Woolmer und New-Forest für ihn reizend war. In Winchester hielt er sich deshalb häufig auf, und eben so sein Sohn, William Rufus, der, wie erwähnt, auch hier begraben wurde, nachdem er durch Tyrrels Pfeil im New-Forest seinen Tod gefunden hatte. Hier auch wurde der königliche Schatz aufbewahrt, hier war lange Zeit die Münzstätte, und unter allen folgenden Königen, bis Edward III., blühte die Stadt.

Noch manche merkwürdige Begebenheit ereignete sich in Winchester im Laufe der späteren Jahre. Hier mischte sich Alfreds Geschlecht mit der normännischen Dynastie durch die Verbindung Mauds, der Urenkelin Edmunds II., des letzten Königs aus sächsischer Linie, mit Henry I. Hier hatte die sächsische Prinzessin ihre Jugend im Kloster verlebt und bereits den Schleier genommen, hier wurde sie vermählt, und hier fand sie, nach einem an Frömmigkeit und Wohlthaten reichen Leben, ihr Grab. Hier focht ihre Tochter, die Kaiserin Mathilde, Wittwe Heinrichs V. von Deutschland, die heißen Kämpfe gegen Stephen, während deren der größere Theil der Stadt, mit zwanzig Kirchen, dem königlichen Palaste und mehreren Klöstern, eingeäschert wurde, und Mathilde selbst das Leben nur mit großer Mühe rettete. Hier ließ sich Richard I. (Löwenherz), nach der Rückkehr vom Kreuzzuge und seiner langen Gefangenschaft in Deutschland, zum zweiten Male krönen; und hier sah das ganze Land die Schmach und Entehrung seines verächtlichen Bruders John, welcher, nach Bedrückungen und Erpressungen jeder Art, und nachdem er thörichter Weise in einem Streite um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury sich gegen den Papst Innocent III. aufzulehnen versucht hatte, von Letzterem in den Bann gethan, kniend an der Kirchpforte in Winchester um Vergebung seiner Sünden bitten und fortan das Reich als ein Lehen vom Papste empfangen mußte.

Auch die meisten der folgenden Könige und Königinnen besuchten Winchester, und hielten hier Festlichkeiten oder Parlamentsversammlungen. Henry III. wurde hier geboren, und trug davon den Beinamen Winchester; Henry IV. feierte hier seine Vermählung mit Joan von Bretagne, und Henry VI., der unglückliche Monarch, welcher später seines Thrones beraubt und im Gefängnisse kaltblütig ermordet wurde, besuchte die Stadt, um die Einrichtung der berühmten Wykehamschen Schulanstalt näher kennen zu lernen und die von ihm in Eton gegründete danach zu bilden. Auch Henry VIII. stattete mit Kaiser Karl V. von Deutschland hier einen Besuch ab, und verweilte mehrere Tage, um die Alterthümer, Klöster und religiösen Anstalten des Ortes in Augenschein zu nehmen. Später erschien er noch einmal, aber in anderer Absicht. Es geschah, um daselbst, wie in allen anderen Theilen des Reiches, die Klöster und Kapellen aufzuheben und ihre Güter zu konfisciren. Von jener Zeit an begann Winchesters Verfall. Die verlassenen Gebäude wurden niedergerissen oder sanken in Trümmer. Die werthvollen, aus dem Alterthume herrührenden Denkmäler der Frömmigkeit, die Geschenke Egberts und Ethelwolfs, des großen Canut und seiner Gemahlin Emma, wurden fort geschleppt und in den Schmelztiegel geworfen, um ihren Metallwerth zu gewinnen, und sämmtliche Andachtshäuser ihrer Kostbarkeiten beraubt.

Die spätere Geschichte dieser schönen alten Stadt bietet nur traurige Bilder. Unter der Herrschaft Maria's, der Blutigen, und ihrer Schwester Elisabeth waren hier die wichtigsten Ereignisse nur Religionsverfolgungen und Hinrichtungen um des verschiedenen Glaubens willen. Jakob I. machte Winchester zum Schauplatze der schmachvollen Verurtheilungen Sir Walter Raleighs und der Lords Cobham und Grey, in denen dieser Pedant und Tyrann unter dem Vorwande angeblicher

Verſchwörungen nur ſeine Privatrache zu nehmen ſuchte. Sein unglücklicher Sohn Karl I., der für die niedrigen, ihm vom Vater eingeflößten Regierungsgrundſätze büßen mußte, wurde, ein trauriges Bild gefallener Größe, nach der entſcheidenden Schlacht von Naſeby als Gefangener und ein dem Tode Geweihter durch Wincheſter transportirt. Bald darauf erſchien Cromwell, und ließ die Spuren zurück, welche auch hier, wie an ſo vielen anderen Orten, bis auf den heutigen Tag erkennbar ſind. Das königliche Schloß wurde auf ſeinen Befehl in die Luft geſprengt, die Befeſtigungen der Stadt, ſo wie viele Kirchen und öffentliche Gebäude, niedergeriſſen, und die Kathedrale ſeinen Truppen als Pferdeſtall überwieſen, wo ſie ihren puritaniſchen Eifer durch Zertrümmern der Monumente und gemalten Fenſterſcheiben und Verſtümmeln der ſteinernen Heiligenbilder kund gaben. Sein Sohn Richard Cromwell dagegen, welcher die Neigung des Vaters, mit einem Panzerhemd unter den Kleidern und zwei Piſtolen unter dem Kopfkiſſen zu ſchlafen, nicht theilte, und deshalb weislich das Protektorat niederlegte, zog ſich nach Wincheſter zurück, und erreichte hier, von dem nachfolgenden Könige Karl II. unbeläſtigt, das hohe Lebensalter von achtzig Jahren. Letzterer, — wie ſchließlich zu erwähnen iſt, — gewann für die Stadt eine eben ſo große Vorliebe, wie ſie die ſächſiſchen und normänniſchen Könige gehegt hatten, und ließ auf den Fundamenten des alten von Oliver Cromwell zerſtörten Schloſſes einen neuen Palaſt erbauen, welcher, ſo weit er überhaupt vollendet worden, noch jetzt ſteht, und von ihm und ſeiner Maitreſſe, der Herzogin von Portsmouth, oft bewohnt wurde.

Gegenwärtig gewährt Wincheſter einen von dem, was es früher war, ſehr verſchiedenen Anblick. Die ehemalige Pracht iſt verſchwunden, das bewegte Leben und Treiben eines königlichen Hofhaltes iſt verſtummt, und die glänzende Hauptſtadt iſt zu einem ſtillen, geräuſchloſen Landſtädtchen herab geſunken, das trauernd der vergangenen Größe gedenkt. Aber wohin man ſich in den Straßen wendet, überall begegnen dem Auge Gegenſtände, welche von dem hohen Alterthume des Ortes zeugen, — hier eine maſſive, mit Epheu überwachſene Pforte, und dort der ſpitze Giebel eines ehemaligen Hoſpitals oder gothiſche Thüren, welche in verfallene Gebäude führen, die einſt Klöſter oder Paläſte waren, jetzt aber Wohnungen der ärmſten Bürger ſind. Hohe Gartenmauern und andere weite Umzäunungen ſtehen verödet, und Niſchen, mit antiken Figuren der Heiligen, alte Denkſteine, in den Mauern neuerer Gebäude angebracht, und Trümmer zerſtörter Kapellen zeigen ſich dem Blicke. Wenn man die in grader Richtung von Oſten nach Weſten laufende Hauptſtraße verfolgt, und das alte, maſſive, normänniſche Thor erreicht hat, gewahrt man dicht neben demſelben, auf einem kleinen Hügel ſtehend, die Kapelle des heiligen Stephan, welche früher die Schloßkapelle war, jetzt aber als Gerichtslokal benutzt wird. Ihr Aeußeres iſt unſcheinbar, deſto ſchöner aber das Innere, an deſſen einer Wand eine große runde Tafel hängt, angeblich König Arthurs Tafel, der, den britiſchen Minſtrels zufolge, hier ſeinen Hof gehalten haben ſoll, — eine Sage, deren Ungrund jedoch einleuchtet, da Wincheſter, wie hiſtoriſch nachgewieſen, ſchon unter ſeinem Vater, Uther Pendragon, von den Sachſen eingenommen worden war. In geringer Entfernung von der Kapelle befindet ſich der Palaſt Karls II., ein ſchwerfälliges Gebäude im griechiſchen Style. Es ſteht auf den Fundamenten des von William dem Eroberer ſechs Jahrhunderte früher erbauten Schloſſes, das Zeuge mancher blutigen That geweſen war. Hier, zum Beiſpiel, mußte, nachdem Königin Iſabelle, mit ihrem Buhlen Mortimer, ihren unglücklichen Gemahl Edward II. beſiegt hatte, der Schädel des ehrwürdigen Grafen von Wincheſter, der beinahe neunzig Jahre lang in Tugend und Rechtſchaffenheit gewandelt hatte und der treue Anhänger ſeines rechtmäßigen Fürſten

geblieben war, auf Befehl des grausamen Weibes über der Schloßpforte bleichen. Aber einen noch schrecklicheren Anblick muß es gewährt haben, als Edmund von Woodstock, Graf von Kent, Edwards II. eigener Oheim, nachdem er für die Treue gegen seinen Monarchen und Blutsverwandten zum Tode verurtheilt worden war, von Morgen bis Abend auf dem Schaffot vor dem Portal des Schlosses stand, weil keine Hand zu finden war, die das Henkeramt an ihm verrichten wollte, bis sich endlich ein gemeiner Verbrecher, um sein eigenes Leben zu retten, dazu bereit erklärte. Rechts vom Thore erhebt sich der St. Katharinen-Hügel, mit Spuren eines ehemaligen römischen oder britischen Lagers. Hier wurde der mächtige sächsische Graf Waltheof auf Befehl Williams des Eroberers enthauptet, weil er den Versuch gemacht hatte, das normännische Joch abzuschütteln, und viele Jahrhunderte lang blieb der Hügel aus diesem Grunde ein heiliger Ort für die sächsische Bevölkerung.

Mitten in der Stadt erhebt sich ihre größte Merkwürdigkeit, die ehrwürdige, schon im siebenten Jahrhundert von Kinegils und seinem Sohne Kenewalk erbaute Kathedrale, deren getreues Abbild der vorstehende Stahlstich gibt. Wer durch den Haupteingang auf der nördlichen Seite den Kirchhof betritt, kann sich eines feierlichen Eindrucks beim Anblicke dieses alten, majestätischen und von heiliger Stille umgebenen Gotteshauses nicht erwehren. In Mitten einer stillen Stadt belegen, herrscht hier die tiefste Stille, während die zahlreichen Grabsteine, welche den grünen Rasen bedecken, und die hohen Lindenbäume den Fremden willkommen zu heißen scheinen, der sich diesem Tempel und Ruheplatze so vieler Generationen naht.

Die Kathedrale ist reich an Sehenswürdigkeiten, deren Aufzählung jedoch nicht in unserem Plane liegt; nur einige derselben mögen schließlich Erwähnung finden. Beim Eintritt durch das mittlere Portal kommt man dicht an der Stelle vorüber, wo Alfreds Gebeine, Anfangs im „Newan Mynstre" beigesetzt, einige Zeit ruhten, bis sie nach der auf Hyde Meadow erbauten Abtei gebracht wurden. Im östlichen Theile der Kirche befindet sich die Kapelle, in welcher Maria die Blutige ihre Verbindung mit Philipp II. von Spanien schloß, und der Stuhl, auf dem sie bei dieser Gelegenheit saß. Eine einfache, im Fußboden liegende schwarze Marmortafel bezeichnet hier auch das Grab des im New-Forest getödteten Königs William Rufus. Vor dem Hochaltare, auf beiden Seiten desselben, gewahrt man sechs Kisten, welche, auf schönen Pilastern ruhend, die Gebeine mehrerer sächsischen Fürsten enthalten, die in den mit der Kathedrale früher häufig vorgenommenen Veränderungen und Umbauten in Gefahr geriethen, zerstreut zu werden, und deshalb, wie eine Aufschrift sagt, schon im zwölften Jahrhundert von dem Bischof de Blois gesammelt und in diese Kisten niedergelegt wurden. Es sind die Ueberreste von Kinegils, Kenewalch, Ethelwolf, Alfreds Vater, Edmund, Alfreds Sohn, Königin Emma, Canuts Gemahlin, und Prinz Edred, dem jüngsten Sohne Edwards des Bekenners. — Der bauliche Zustand der Kathedrale ist im Ganzen noch gut, so daß dieses merkwürdige Denkmal einer längst vergangenen Zeit noch manches Jahrhundert überdauern kann.

Du Bois.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Der neue Schloßplatz in Stuttgart.

Wenn wir unser Deutschland überschauen und das Auge an seinen weiten Grenzen herumschweifen lassen, so bleiben wir zwar hie und da mit einem schweren Seufzer, mit dem schwersten aber an unserer Südwestgrenze stehen. Wir fragen uns: Warum mußte es so kommen, daß gerade gegen den stärksten und gefährlichsten Feind Deutschlands im Südwesten sich keine große deutsche Macht gebildet hat? Wir blicken nach Osten und freuen uns seiner Geschichte im Süden und Norden, denn wie im Südosten Oesterreich der Schirm des Reichs war, der alle Stürme der Ungarn und der Türken siegreich bestand, so hat im Norden Preußen den deutschen Boden von der schwedischen Herrschaft befreit und muß uns als ein festes Bollwerk gegen Rußland gelten. Warum nun gerade im Westen die ärgste Zersetzung der Reichskraft?

Wir blättern im Geiste rückwärts in unserer traurigen politischen Geschichte und kommen zurück bis zu der einzigen deutschen Sage, welche im deutschen Volke die Erinnerung an seine Kaiserzeit wach erhält: zu der Sage vom Rothbart, dem glanzumflossenen Hohenstaufen. Ganz Deutschland weiß es, und die Kinder deklamiren's in der Schule, daß er im Kyffhäuser sitzt und schlummern muß, bis „die Rabenschaar der Diplomaten" nicht mehr um den Berg fliegt und er siegreich aufersteht im einigen deutschen Reich. Es liegt ein leiser Trost in der Erscheinung, daß die deutsche Sage ihre Hoffnung für das Reich auf denselben schwäbischen Kaiser setzt, durch dessen Dynastie Deutschland bis zu seinem höchsten Glanz emporstieg. Uns aber, die wir mit ernster Sorge auf unsere Südwestgrenze schauen, sagt zugleich die Geschichte, daß das Beil, welches in Neapel das Haupt des jugendlich blühenden Konradin vom Rumpfe trennte, auch die Herrschaft zerspalten hat, die einst über Schwaben, Franken und Elsaß gewaltet und die allein fähig gewesen wäre, auch Frankreich ein starkes Deutschland entgegen zu stellen. Mit den Habsburgern beginnt der konsequente Gang der Reichszertrümmerung, denn sie schritten auf dem Kaiserthrone allen Fürsten des Reichs mit dem Beispiel der Habs-Seligkeit voran. Schon von da an beginnt das Oesterreich außerhalb Deutschlands, das Reich, dessen oberstes Interesse in der Dynastie selbst liegt! Von der offen dargelegten Selbstsucht dieser Habsburger gereizt, begannen nun auch die einzelnen Reichsfürsten mit den habgierigen Klauen ihrer Wappenthiere um sich herum zu langen und sich alle schwächeren Nachbarn gemüthlich einzuverleiben. So entstanden im Strongebiet des Rheins, des Mains und der Weser jene zahlreichen Fürstenthümlichkeiten und Staatengrüpychen, deren Menge für Deutschland zuerst durch das Losreißen der Schweiz, des Elsaß, Lothringens und der deutschen Niederlande etwas gemindert, erst sehr spät jedoch durch Napoleon und den Wiener Kongreß auf das heutige Maß reducirt worden ist.

Das würtembergische Fürstenhaus hat ein reiches Buch seiner Geschichte aufzuweisen, und wenigstens einige Blätter sind darunter, die auch einen Mann des Volks erfreuen. Es hatte Glück zu seinem Anfang, denn als die Grafen von Würtemberg

sich aus dem 1288 aufgelösten Herzogthum Schwaben hervordrängten, bildete ihre Grafschaft bereits ein ansehnliches Gebiet. Wie Oesterreich durch Heirathen, ist Würtemberg in der Folge durch Kaufen bedeutend gewachsen. Die Grafen waren gute Rechner und Haushalter. Sie sparten zu rechter Zeit, um wiederum bei rechter Zeit mit dem Geldbeutel bei der Hand zu sein, wenn eine freundnachbarschaftliche Verlegenheit einen guten Handel herbeiführte. Sogar als Mitbewerber um die deutsche Königskrone traten würtemberger Grafen zweimal, wiewohl vergeblich, auf: zuerst (nach Albrechts I. Ermordung) Eberhard III. der Erlauchte, auch der Zankſüchtige genannt, dem indessen Heinrich von Luxemburg vorgezogen wurde, sodann, als der unwürdige König Wenzel im Jahre 1400 abgesetzt wurde, Eberhard IV., der Ruprecht von der Pfalz weichen mußte.

Derselbe Graf Eberhard IV., welcher die Kaiserkrone nicht erlangt hatte, wurde indessen, obwohl ohne sein Verdienst, ein Wohlthäter Würtembergs. Seiner prunksüchtigen Gemahlin, einer mailändischen Prinzessin, war es gelungen, ihn zu so vielen Luxusausgaben zu verleiten, daß ganz Würtemberg staunte, wie sehr er aus der Art geschlagen sei. Während seine Vorfahren mit stets vollem Beutel in der Faust aller Welt Trotz boten, zwang diesen verschwenderischen Herrn häufige Geldnoth zu allerlei Zugeständnissen an die Stände des Landes, und aus diesen wuchs, mit gewaltiger Triebkraft, die alte würtembergische Verfassung heraus, die sich durch ihre Tüchtigkeit berühmt gemacht hat. Doch waren dies vor der Hand nur Vorbereitungen zur eigentlichen festen Begründung der landständischen Verfassung Würtembergs, die erst unter Graf Eberhard VI. Statt fand; der erste Landtag ward zu Leonberg gehalten.

Dieser Graf Eberhard VI. glänzt als ein Mann hohen Geistes und braven Herzens. Sein Land und Volk war seine wahrhafte Sorge, von der Schule bis zu seinem Hofe, von der Rechtsstube bis zur Kirche herrschte sein reformatorischer Ordnungssinn, der Bildung nach allen Seiten hin Bahn zu brechen, war sein höchster Ehrgeiz. Darum ehrte sich Kaiser Maximilian selbst, als er am 21. Juli 1495 auf einem Reichstage zu Worms den edlen Grafen mit der Würde eines Herzogs von Würtemberg und Teck bekleidete; zugleich erklärte er das würtembergische Land für ein freies untheilbares Reichslehn und erhob den nunmehrigen Herzog Eberhard I. zum Reichssturmfahnenträger.

Die herzoglichen Zeiten Würtembergs, die das 16., 17. und 18. Jahrhundert umfassen, waren für das Volk weniger glücklich, als die gräflichen, ja es sind die schrecklichsten Prüfungen über das Land verhängt worden, es hat Alles in ihm gewüthet, was im Vernichten von Menschenglück das Aeußerste leistet: der Bauernkrieg, der dreißigjährige Krieg, die Franzosenkriege unter Ludwig XIV., der siebenjährige Krieg, die französischen Revolutionskriege und dazu all die empörenden Leiden eines Juden- und Maitressenregiments! Gleich Eberhards Nachfolger, Ulrich I., fiel in die Hände vornehmer Gauner, die seine Räthe waren. Der Kanzler Lamparter und der Erbmarschall von Thumb leiteten den jungen und vergnügungssüchtigen Fürsten so, daß er eine ungeheure Schuldenlast auf das Land häufte; daß diese Schulden auch jetzt wieder von den Ständen benutzt wurden, um die Freiheit in Würtemberg immer fester zu begründen, war der einzige Gewinn aus einem solchen Mißbrauch der Regierungsgewalt.

Wieder ein Glück für Würtenberg war der edle Herzog Christoph, der von 1550—68 regierte, und auch sein frommer Nachfolger, Ludwig, schadete wenigstens dem Lande nicht, waren doch seine Freuden gar einfache: die Konkordienformel, sein Collegium illustre (Bildungsanstalt für Söhne von Fürsten und Adeligen) und ein großer guter Trunk. — Nach ihm kam (1593) der geheime Rath Enzlin

zur Regierung, unter welchem sich Herzog Friedrich I. der hohen Idee seiner Herrscherrechte und der Gesellschaft seiner Goldmacher erfreute. Ihm und dem hingerichteten Enzlin folgte (1608) Johann Friedrich, der, mit allem bunten Plunder fürstlicher Lustbarkeit geschmückt, sein Land in den dreißigjährigen Krieg führte; und in gleichem Geiste trat sein Sohn Eberhard (III.) die traurige Erbschaft an. Während der schlimmsten Kriegszeiten weilte der Herzog zu Straßburg und feierte mit der schönen Anna Katharina von Salm harmlose Flitterwochen, indeß in seinem verwüsteten Lande von einer halben Million Menschen der zehnte Theil arm und bloß mit dem Leben davon kam. — Unter seinen nächsten Nachfolgern litt das kaum aus Schutt und Asche wieder emporgerafft Land durch die Mordbrennereinfälle der Franzosen, fast noch mehr aber unter der nun folgenden Regierung der Christine Wilhelmine von Grävenitz, die das Scepter bis zum Tode ihres Galan, des Herzogs Eberhard Ludwig, führte, worauf es der Jude Süß-Oppenheimer in die Hand nahm. Dieser waltete zum Erbarmen über dem Lande von 1733 bis zum Tode seines Herrn, des Herzogs Karl Alexander, in Folge dessen er gehängt wurde. — „Das aber ist der Fluch einer schlechten Regierung, daß sie ganze Generationen verdirbt und ihnen wenigstens noch lange den Druck nachfühlen läßt, den ihre Väter fügsam ertragen. Darum sollten Alle bedenken, daß Diejenigen, welche dergleichen Unrecht schweigend dulden und dabei noch ihrer Geduld und stummen Resignation wie einer Tugend sich rühmen möchten, dafür den kommenden Geschlechtern und der ganzen Menschheit verantwortlich sind: zum Verbrechen an dieser kann werden, was der Einzelne in seiner Scheu vor kühnen Worten oder energischen Thaten noch als Edelmuth sich anzurechnen versucht."

Nun kam der Fürst zur Regierung, welcher erst in seinem fünfzigsten Jahre ein Mann wurde, wie aus dem bekannten Manifest an diesem seinem Geburtstage hervorgeht, in welchem er selbst seine ganze Vergangenheit verurtheilte und gute Besserung für die Zukunft versprach; es ist dies derselbe Fürst, welcher durch den Zusammenhang seines Lebens mit dem der Dichter Schubart und Schiller eine literaturbekannte und endlich sogar durch die „Karlsschüler" eine bühnenbeliebte Gestalt geworden und der schließlich der Erbauer des Schlosses ist, vor dessen Bilde wir uns befinden. Dieser „Karl Herzog" starb 1793.

Wie unter ihm, so hatte auch unter seinen beiden nächsten Nachfolgern, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, das Land durch die Franzosenkriege zu leiden. Endlich, 1797, kam Herzog Friedrich II. Wilhelm Karl zur Regierung, der das rasche Glück genoß, nicht nur den langgehegten Wunsch der würtembergischen Herzoge nach der Kurwürde erfüllt zu sehen, sondern auch, nach des deutschen Reiches Untergang und in der höchsten Blüthe der Fürstensouveränität in Deutschland, durch die Huld des Advokatensohns von Ajaccio sich die Königskrone auf das Haupt zu setzen. Er vollendete den Bau des neuen Schlosses in Stuttgart und schmückte es 1806 mit der großmächtigen Königskrone, weil er an ihr eine gar sehr große Freude hatte. Als ein Wink für die Gegenwart sei noch bemerkt, daß König Friedrich I. von Würtemberg und König Maximilian I. von Bayern die einzigen deutschen Fürsten waren, welche sich der Begründung eines deutschen Bundesstaats widersetzten, weil Beide ihre Souveränität so hoch hielten, daß sie den Ausspruch thaten: „diese Souveränität sei ein von ihren Unterthanen mit theuren Opfern erkauftes Recht!" —

Möge nun der verehrte Leser sich, wenn auch noch ein wenig kopfschüttelnd, doch mit gutem Humor in unser Bildchen einführen lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der sogenannte neue Schloßplatz in Stuttgart einer der schönsten aller deutschen Residenzen ist. Er verdankt dies ebenso seiner Lage wie seiner Umgebung, denn

alle Sehenswürdigkeiten der würtembergischen Hauptstadt koncentriren sich in seiner Nähe. Der Bau des Schlosses wurde 1746 begonnen. Es bildet ein Hauptgebäude mit zwei Flügeln. Ueber dem Hauptportale wölbt sich ein kuppelartiges Dach, mit der vielgenannten kolossalen Krone. In dem Schloßhof stehen die in Erz gegossenen Standbilder der Schildhalter von Würtembergs Wappen: Löwe und Hirsch. Im Innern des Schlosses befinden sich manche werthvolle Gemälde schwäbischer Meister. Ebenso hat hier die monumentale Malerei aus der würtembergischen Geschichte würdige Stoffe gefunden. An der Ostseite des Schlosses befindet sich das Reithaus des Königs, berühmt wegen seiner Vollblut-Bewohner. Der westliche Flügel des Schlosses steht mit dem geschmackvollen Theater in Verbindung, das dem Schloßplatz von der andern Seite zur Zierde gereicht.

Mit Entzücken gedenke ich des herrlichen Sonntagmorgens im Hochsommer, an dem ich den reizend angelegten Blumengarten betrat, der dicht an den Mauern des Schlosses beginnt. Zwischen Blumen und Bäumen, an den Ufern eines See's, erheben sich Marmorstatuen, darunter die berühmten zwei Pferdebändiger, und weiterhin eine größere Gruppe, der Raub des Hylas, von Hofer. Schattige Alleen geleiten durch den immer weiter sich ausdehnenden Park, wohl über eine Stunde lang, bis zum Palais des Prinzen Karl und der königlichen Sommerresidenz Rosenstein, ja weiter noch bis nach Cannstadt mit seinen Bädern.

Der Schloßplatz liegt zwischen der Neckarstraße und der schönen Königsstraße, und zu den Gebäuden der ersteren gehört auch das Gebäude der Karlsschule, dem man wohl Schiller zu Liebe einen Besuch abstattet. Durch den Palast des Prinzen Friedrich von dem Schloßplatz getrennt ist der Schillerplatz (früher der alte Schloßplatz genannt) mit dem Standbild des Dichters.

Der Oybin.

Der Oybin, ein Gipfel des lausitzer Gebirges, liegt im Süden der Stadt Zittau bei dem gleichbenamten Dorfe. Er ist ein isolirt stehender, mächtiger Sandsteinfelsen von glockenförmiger Gestalt und wunderlich zerklüftet, dessen Eigenthümlichkeit und liebliche Lage von Alters her für die Menschen eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben scheint. Zuerst der Sitz kühner Raubritter, die der Schrecken der Umgegend waren, bis 1349 ihr Nest zerstört ward, dann von Ruhe liebenden Cölestinermönchen in Besitz genommen, denen Kaiser Karl IV. ein herrliches Kloster erbaute, das 1577 ein Blitzstrahl in Schutt und Asche legte, ist der Oybin jetzt mit einem stattlichen Gasthaus gekrönt und ein beliebtes Ziel unserer modernen fahrenden Ritter, der Touristen, die behaglich bei Cigarren und Kaffee, und vom Plaid sorgfältig gegen die Zugluft geschützt, die malerische Aussicht genießen und pflichtmäßig nach Bädekers Vorschrift die schönen Klosterruinen bewundern. Letztere sind in der That großartig und zeigen eine seltsame Vereinigung mit den Ruinen der ehemaligen Raubburg. Der Klosterhof dient dem Dorfe Oybin jetzt zum Gottesacker.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

LIVERPOOL

Photograph [illegible]

Liverpool.

Es sind jetzt einige Jahre, da stand ein englischer Edelmann, der nunmehr verstorbene Lord Erskine, auf einem von den Hügeln, welche Liverpool mit den Tausenden seiner Dächer und den Mersey mit den Tausenden seiner Masten überschauen. Der Führer dieses edlen Herrn war ein Kaufmann aus Liverpool. „Mylord", sagte der schlichte Bürger, indem er seine Hand erhob, um das vor ihnen ausgebreitete Bild zu umschreiben, „Alles, was Sie hier in weitem Umkreis unter sich erblicken — jene ungeheure Häusermasse, welche gleich einem andern Venedig an und in dem Wasser steht — welche von jenen zahlreichen Docks durchschnitten wird — welche von jenen fremdlichen Wohnsitzen wohlgestellter Männer schimmert — welche der lebendige Sitz des Handels und der bunte Schauplatz von eleganten aus seinem Wohlstand entspringenden Vergnügungen ist — wo die Industrie ein heiteres Gesicht hat — wo Reichthümer im Ueberfluß sind, so wie jedes Ding, welches einen Mann, der die Blüthe einer großen Gemeinschaft und eines großen Staates zu sehen wünscht, entzücken muß: Alles dieses, Mylord, ist durch die Industrie und den geordneten Fleiß von einer Handvoll Männer geschaffen worden, seit der Zeit, wo Sie ein Knabe gewesen!"

Da nahm der edle Herr seinen Hut ab und sagte: „Ehre der Industrie und dem Fleiße der Bürger von Liverpool!"

Und einst, im Parlamente, wo er diesen Vorfall erzählte, setzte er hinzu: „Ich hätte ein Stock oder ein Stein sein müssen, wenn ich von *solch* einem Bilde *nicht* ergriffen worden wäre!"

In der That — so ist es. Wer einen Begriff vom unendlichen Gewühl einer Hafenstadt haben und zugleich lernen will, wie solche Städte mit ihrem immensen Reichthum entstehen und in fabelhafter Vergrößerung beständig zunehmen, der kann es nirgends so gut, als hier in Liverpool. Der wirklich kaum glaubliche Wachsthum Liverpools hält mit dem der westlichen Kontinente, deren Hafen und Zwischenstation für die ganze östliche Welt es ist, gleichen Schritt. Vor 200 Jahren war der Hafen nichts, als eine Fischerbucht, welche unter dem Magistrat von Chester stand. Im Jahre 1709 belief sich die Anzahl aller Schiffe, welche Cargo verladen hatten, auf nicht ganz 400, und zu Anfang des Jahrhunderts hatte es nur die beiden Kings- und Queen-Docks. Heut mißt der Quai, welcher den Hafen entlang läuft, fünfzehn englische Meilen; mehr als 20,000 Schiffe laufen in demselben jährlich ein und aus, und die Docks erstrecken sich über eine Bodenfläche von 203 Acres. Noch vor hundert Jahren hatte Liverpool nicht mehr, als vier kleine Wirthshäuser und so gering dachte man von den Straßen, daß sie nicht einmal Namen führten. Heut sind die Hôtels von Liverpool die glänzendsten im ganzen Königreich, und Bondstreet und Lordstreet stehen an Pracht und Aus-

dehnung vielleicht einzig der Regent- und Oxfordstreet in London nach. Im Jahre 1700 hatte die Stadt nicht ganz 5000 Einwohner; der Census von 1861 ergab mehr als 400,000. Diese Ziffern sprechen mehr, als Worte sagen könnten. Es gibt auch eine Poesie der Zahlen — jene Poesie des Ungeheuren und Unermeßlichen, welche, in Verbindung mit dem Meere und dem Welthandel, einen Ferdinand Freiligrath begeistert hat, und nirgends, selbst in London nicht, habe ich sie tiefer empfunden, als hier in Liverpool.

Mein erster Gang war an die Docks. Hier, wo die dunklen Warehouses stehen mit ihren Schätzen fremder Zonen, in stunden- und stundenlanger Reihe, hier, wo die Schiffe sind und die Möven, welche über dem breiten Strome fliegen: hier war mein Gang von Früh bis Spät. Es glaubt es Niemand, wie herrlich solch ein Hafengang ist! Die Gedanken sind immer auf der Wanderschaft, und der Geruch von Zimmet, von Zucker und Tabak, welche dem Krämer nur Handelsartikel sind, erregen in der Seele des Beschauers Bilder voll südlicher Glut und zaubern ihm Scenen voll fremden, wilden Lebens vor die Augen! Wenn ich in Liverpool bin — und ich bin oft dagewesen und liebe die Stadt und den Hafen — so ist mir, als stünde ich auf der Schwelle der neuen Welt. Dieser Thurm, diese Dämme grüßt der feuchte Blick des Australienfahrers, wenn er nach monatlanger Seefahrt den theuren Boden des alten Kontinentes zuerst wieder betreten soll; hierher sendet Brasilien seine Farbehölzer, hierher Mittelamerika seinen Zucker, hierher Nordamerika seine Baumwolle. Und auf einem dieser Dreidecker zu stehen, wenn in der Takelage der Wind knattert und am Bugspriet, dem „bow", ein brauner Matrose hängt, um die salzschaumzerfressene Gestalt — den Lord Canning oder mag sein den heiligen Georg oder die Amazone — zur neuen Fahrt neu zu firnissen — oder am Uferdamm zu wandeln und den stämmigen Mastenwald zu sehen und das seltsame Leben, welches darin herrscht; die ungeheure Bewegung auf dem Wasser, welche durch das stete Kommen und Gehen von den Dampfern der Uferstationen verursacht wird; das rastlose Arbeiten der Menge in den Warehouses und das Rollen in den unterirdischen Eisenbahnen; das Rasseln und dumpfe Gedröhn von zahllosen Frachtkarren, welche schwer beladen durch das immerwährende Gewühl der Quai's hinauf und herab sich bewegen .... das Alles zu sehen, das Alles zu hören, „dies nun heiß' ich mein Vergnügen!"

Und dann der Strom selber, der Mersey, welcher hier, kaum eine Stunde von seiner Mündung entfernt, in breiter Majestät das Meer fortzusetzen scheint, und gleich ihm seine Fluth und Ebbe hat. Welch ein prachtvoller Blick, ihn so ganz von Häusern auf beiden Seiten umgeben, von Schiffen bedeckt zu sehen! Freilich hat er auch seine Gefahren. Bei Nebel ist es zuweilen unmöglich, ihn nur zu kreuzen; und bei Sturm scheitern oft sogar auf ihm Schiffe, welche den Wogen des Meeres entgangen sind, andere reißen sich von den Ankern los und bohren das Fahrzeug, auf welches Wind und Strömung sie wirft, in den Grund. Aber bei klarem Wetter, an hellen Nachmittagen gibt es nichts Schöneres und Großartigeres zugleich, als eine Stromfahrt auf dem Mersey. Stromauf sind die Ufer höchst malerisch — auf der einen Seite die reiche Staffage der Schiffe, des Takelwerks, der Flaggen und des Mastenwaldes, ein stundenweites Gewirr von Tauen und Stangen mit den weißen Segeltüchern darin, dürr und starr wie ein Wald zur Winterszeit mit Schneestreifen; gegenüber der wirkliche Wald, Grün vom Schimmer des vollen Sommers, mit reichen Wiesenhügeln und lieblichen Dörfern in Rosenhecken.

Stromab, wo es zum Meere geht, sollte man an späten Nachmittagen fahren. Dann dämmern alle Ufer und jener bläuliche Duft, den man auf englischen

Abendlandschaften erblickt, verschönt landeinwärts die Hügel und Wälder und Städte (denn Liverpool gegenüber haben sich neue, große Städte in den letzten Jahren erhoben). Nach der Seeseite ist der Blick ganz frei und das Wasser glänzt vom letzten Abendschein. Auch der Leuchtthurm mit seinen wechselnden Flammen — bald golden und bald purpurroth — beginnt dann in die Dämmerung hinaus zu strahlen. Auf den Schiffen pflegt Musik zu sein, die den Wellenschlag harmonisch begleitet. Je dunkler der Himmel wird, um so mehr blitzt ein Licht nach dem andern herauf; hier von einem und vom andern Ufer, dort im Wasser an den Schiffen, welche, wenn sie ankerfest liegen, ein gelbes Licht haben, und wenn sie fahren, mit einem grünen durch die Nacht segeln. Wie viel bunte Lichter, welche, gleich eben so viel farbigen Steinen, über den dunklen Mantel des Stromes ausgestreut liegen! Und in dem feinen Nebel, der sich jetzt über uns zusammengezogen hat, erscheinen einzelne Sterne, wie Diamanten in einem schwarzen Schleier — bis wir uns auf beiden Seiten in unendlichen Lichteralleen sehen, als deren mächtigster Punkt die Kuppel des Leuchtthurms am Rande der Küste erscheint. Dahinter beginnt die ungeheure Nacht des Weltmeers.

Kommt, laßt uns eine Weile am Hafendamm von New-Brighton zu Füßen des Leuchtthurms verweilen. Laßt uns, auf die Holzplanken gelehnt, die Wellen sehen, die sich im weißen Sande müde verlaufen, und Derer gedenken, welche jetzt auf der Höhe derselben in einsamen Schiffen dahinziehen; laßt uns das dumpfe Brausen des Windes aus nebeliger Ferne vernehmen, und von den Segeln träumen, die es mit seinem Rauschen füllt ....

In der Stadt aber, in den erleuchteten Gassen des Strandes geht es um diese Zeit lustiger her. Da tanzen und singen und trinken die Matrosen, welche heimgekehrt sind, in hunderten von kleinen Häusern, und verspielen ihr Geld, das sie auf der langen Fahrt sich mühsam erwarben, und herzen ihr braunes Mädchen, indem der Dudelsack schrillt und in sonderbarer Begleitung mit ihm sich die Fiedel und die Flöte mischt. Eine Straße dieses Quartiers am Hafen wird ganz von Schwarzen und Halbschwarzen bewohnt, drei oder vier andere von ewig betrunkenen Schifferdirnen, ein ganzes Stadtviertel zeigt Laden an Laden, die den auslaufenden Seemann und sein Schiff für die Weltreise versorgen oder dem heimkehrenden auf's Neue langentbehrte Genüsse gewähren. Aus diesem Gewirr meist enger und schmutziger Gassen erheben sich, als ich Liverpool zum ersten Mal sah, zwei großartige Gebäude, das Sailor's Home, ein kasernenartig angelegtes, vom Prinzen Albert, „dem Guten," gegründetes Institut, in welchem der fremde Matrose für die Zeit seines Aufenthalts am Lande ein gegen Diebstahl und sonstige Unfälle gesichertes Unterkommen fand, und das Custom House, das Zollhaus. Das Sailor's Home, ein wahres Musterbild seiner Art, welches vielfache Nachahmung, zum Beispiel auch in Hamburg gefunden, ist ein Raub der Flammen geworden, kurze Zeit vor dem Tode seines fürstlichen Begründers; das Zollhaus aber steht noch. Es repräsentirt den Reichthum dieser Stadt. Die in ihm erhobenen Zölle betragen mehr als vier Millionen L. St. jährlich. Von den im ganzen Königreich aufgebrachten direkten Steuern zahlt London die Hälfte und Liverpool den vierten Theil. Kolossal, wie dieses Verhältniß auf den ersten Blick erscheinen mag, würde man bei näherer Prüfung doch noch etwas mehr erwarten, wenn man nämlich erwägt, daß der Hafen von Liverpool ein halb Mal so viel Handel hat, als der Hafen von London. Aber — abgesehen von anderen Posten, die in der weltstädtischen Bedeutung Londons ihren Grund haben — erklärt sich die Differenz daraus, daß London vorzugsweise der Hafen ist für Zucker, Thee, Kaffee, Tabak und namentlich Spirituosen, den Artikeln, welche am höchsten besteuert sind;

während der Import von Liverpool sich wesentlich auf die minder hoch besteuerten Rohprodukte, und namentlich Baumwolle beschränkt, von welch letzterer es in der That der große Stapelplatz ist. Es hat sich daher in den beiden letzten Jahren des nordamerikanischen Bürgerkriegs ein beträchtlicher Ausfall ergeben, welcher mit der Arbeiternoth in Lancashire fast gleichen Schritt gehalten; und wirklich hat sich der Gesammtbetrag des englischen Handels im abgelaufenen Jahre (1862) um zwei Procent sogar gegen das schon an sich ungünstige Jahr 1861 vermindert. Aber wenn Jahre brillanten Wohlstandes werthvoll sind, um zu zeigen, was England thun kann, so ist auch ein Jahr der Noth nicht werthlos, um zu zeigen, was England aushalten kann. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß keine von den gefürchteten Folgen der Blockade der amerikanischen Baumwollenhäfen sich den Finanzen und dem Handel von England fühlbar gemacht hat; selbst der Noth in Lancashire, für welche jetzt bereits die Krisis begonnen hat, ist durch die lokale und nationale Wohlthätigkeit begegnet worden, und die Moral der geschilderten Ereignisse bleibt, daß Einflüsse von Außen viel weniger im Stande sind, den Wohlstand eines Landes zu untergraben, als Thorheit im Inneren, und daß der Handel von England auf einer viel zu breiten Grundlage ruht, um durch Unglücksfälle gestört zu werden, welche einen Theil betreffen, und mag es selbst der wichtigste Theil seiner mannichfaltigen Industrie sein.

Einen nicht minderen Antheil an Liverpools steigender Bedeutung als der Import, hat der Export aus den englischen Fabrikdistrikten, welche sich ringsum anschließen. Die Natur selber hat Liverpool zum Hafen derselben vorherbestimmt, und das Porzellan von Staffordshire, die Garne und der Calico von Manchester, der Stahl von Sheffield und das Eisen von Birmingham haben keinen andern Weg, um in die Welt und die Hände der zahllosen Festlands- und überseeischen Konsumenten zu gelangen. Zwischen Manchester und Liverpool allein passiren täglich 16,000 Centner Güter!

Obgleich nun Liverpool keineswegs den soliden Reichthum von Manchester besitzt, da das Vermögen seiner Reichsten beständig auf dem Meere schwimmt und in jedem Augenblick Schiffbruch leiden kann, so werfen doch jene Schätze von unermeßbarer Größe, welche täglich seine Marksteine passiren, genugsam ab, um es zu einer der glänzendsten Städte des Königreichs zu machen. Tretet in seine mächtigen Straßen, betrachtet seine stattlichen Plätze und fürstlichen Gebäude, um Euch noch einmal zu überzeugen, daß nichts goldnen Boden hat, als die Arbeit. Wir sprechen immer von dem Reichthum der Engländer, wenn wir die Großartigkeit und Großherzigkeit ihrer Verhältnisse mit den unsern vergleichen; aber wir denken dabei nicht immer an die Arbeit, durch welche sie diesen Reichthum erworben haben und täglich neu erwerben müssen. Nun, diese Arbeit, unermüdet und unaufhörlich, hat auch die Bürger Liverpools in den Stand gesetzt, für ihre Stadt Alles zu thun, was das Leben in derselben nicht blos bequem macht, sondern auch in einem höheren und edleren Sinne auszeichnet. Aus den Tausenden und Hunderttausenden, welche dort unten in den engen Comptoiren und schwarzen Lagerhäusern am Hafen täglich verdient werden, haben sie hier oben, auf dem Hügel der Stadt, ein Gebäude errichtet, welches zu den prachtvollsten Bauwerken seit den Tagen der Akropolis gehört. Es trägt in Gold die Inschrift: „Artibus. Judiciis. Consiliis.“ — „Den Künsten. Dem Gericht. Der Berathung.“ Es ist das Stadthaus von Liverpool, St. George's Hall genannt, ein Monument des Bürgersinnes, so reich, so kostbar, so schön, wie keine zweite Stadt des Königreichs, vielleicht der Welt, aufzuweisen hat. Außer den Sitzungen des Schwurgerichts und des Stadtrathes, finden hier auch regelmäßige Konzerte in einem grandiosen Saale

Statt. Und eines Nachmittages, als ich — die Seele noch voll von den brausenden Orgelklängen, die ich daselbst vernommen — unter den majestätischen Portikus trat und von den hohen Treppen herab unter mir die Stadt liegen sah: da mußte ich des Lords gedenken, welchen einst der gleiche Anblick gefesselt, und unwillkürlich seine Worte wiederholen: „Ehre der Industrie und dem Fleiße der Bürger von Liverpool!"

Auch könnte ich mich keiner andern Stadt entsinnen, wo die Spuren eines allgemeinen Wohlthätigkeitssinnes dem Fremden überall und auf Schritt und Tritt so vor die Augen treten. Da sind freie Bäder für das Volk, mit klarem grünem Seewasser, Winter und Sommer, frisch zuströmend. Da sind überall an den Straßenecken Brunnen mit krystallhellem Quellwasser, welche ein einziger Bürger dieser Stadt, ein junger Kaufmann, hat anlegen lassen, um die Vorübergehenden, namentlich die armen Arbeiter, vom Wirthshaus abzuhalten. Ein Anderer hat ein stolzes Gebäude, ein wahres Schloß, aufbauen lassen als — Freibibliothek für's Volk, und die Stadt hat ihm den Grund und Boden dazu geschenkt. Der Erbauer dieser Bibliothek, welche St. George's Hall gegenüber, ein würdiges Seitenstück dazu bildet, ist freilich auch ein immens reicher Mann. Es ist ein Mr. Brown, ein Handelsherr wie die übrigen, aber einer, der außer seinem schon ungeheuren Vermögen, aus seinem Geschäfte, welches hauptsächlich im Giriren von Wechseln auf Amerika besteht, jährlich noch einen Reingewinn von circa 100,000 L. St. hat. —

Einem Deutschen schwindelt der Kopf, wenn er solche Dinge hört, die dem Engländer ganz natürlich erscheinen. Ja! — das englische ist doch ein großes Volk — groß im Handel, groß in der Politik, groß in der Literatur, groß in jedem Zweige menschlichen Dichtens und Trachtens. Und warum groß? Weil es zäh und unermüdlich ist in der Verfolgung seiner selbstgesteckten Ziele, sei es nun die Durchsetzung einer Reform, die Erwerbung einer Kolonie oder die Ausbeutung einer Erfindung — groß deshalb nach Außen, weil es damit angefangen hat, groß im Innern zu sein. Und wenn die Leser meiner Schriften mir vielleicht den Vorwurf machen sollten, ein zu eifriger Fremd dieses Volkes zu sein, so sage ich: Zeigt mir ein andres, das größer ist, und ich werde schweigen! So lange aber noch Deutschland zerrissen ist von jenen kleinen Eifersüchteleien, welche den Süden von dem Norden trennen, so lange nur Anläufe gemacht werden, welche zu keinem Ziele führen und Anstrengungen, die auf halbem Wege still stehen — so lange die deutsche Flotte in den Armenbüchsen stecken bleibt und die nationale Begeisterung in Reden und Gedichten verpufft: so lange will ich nicht müde werden, meinem Volke das Bild des englischen zu zeigen, seine Industrie, seine Verwaltung, seine Sitten ihm zu schildern, und ihm die Lehren zu wiederholen, die ich dort — oft unter tiefem Erröthen, indem ich des Vaterlands gedachte, empfangen habe. —

Julius Rodenberg.

Das Seemannshaus in Hamburg.

Gegenüber dem Stintfang oder der Elbhöhe bei Hamburg, und von dieser nur durch den breiten Stadtgraben getrennt, erhebt sich das sogenannte Hornwerk. Beide Höhen, die bedeutendsten in unmittelbarer Nähe der Stadt, berühren mit ihrem Fuße den Quai des Rummelhafens, wie man die geräumige Wasserstraße der an Hamburg vorüberströmenden Vorderelbe nennt, welche die großen und meistentheils sehr tief gehenden Seeschiffe aufzunehmen bestimmt ist. So lange Hamburg Festung war, mußten die genannten beiden Erhebungen für die Befestigung der Stadt und die Vertheidigung ihrer hauptsächlichsten Lebensader, des Elbstromes, von größter Wichtigkeit sein; denn von hier aus ließ sich der tiefe Stromarm in seiner ganzen Breite durch Geschütze von schwerem Kaliber bestreichen und die etwa beabsichtigte Okkupirung der dem Hafen gerade gegenüber liegenden Insel Steinwärder durch einen kühn vordringenden Feind wenn nicht ganz verhindern, doch gewiß sehr erschweren. Mit der Entfestigung des großen Handelsemporiums der Niederelbe kam die militärische Bedeutung erwähnter Höhen so dicht am Hafen in Wegfall. Die früheren Festungswälle wurden zum Theil abgetragen und ausgebuet, und mit großem Kostenaufwande in jene herrlichen Parkanlagen verwandelt, die eine der schönsten Zierden der alten Hansestadt sind und nach drei Seiten hin sie wie ein breiter Gürtel von duftenden Blumen und grünen Bäumen umschlingen.

Auf dem Hornwerke erbaute die Industrie nach beendigter Entfestigung eine von Dampfkraft getriebene Mühle, deren hoher Schornstein mit seiner schwarzen Rauchsäule elbaufwärts segelnde Schiffer schon bei Altona ansichtig wurden. Hier nun erhebt sich jetzt das stolze, weithin sichtbare Gebäude des deutschen Seemannshauses, dessen innere Einrichtung im September vorigen Jahres erst beendigt wurde und das im Mai dieses Jahres seiner Bestimmung übergeben werden soll. Der Plan zu diesem gewaltigen Gebäude ward von dem Hamburger Architekten Zimmermann entworfen und der Bau nach denselben unter der Leitung des Maurermeisters Reichardt ausgeführt. Wie alle Bauten in den steinarmen Niederungen der großen Strommündungen Norddeutschlands ist auch das Seemannshaus in Hamburg ein Ziegelbau, aber von so großer Solidität, daß, wenn nicht furchtbare politische Stürme über unser Gesammtvaterland hereinbrechen sollten, derselbe Jahrhunderte überdauern dürfte.

Das Gebäude besteht aus zwei tiefen, drei Stockwerke hohen Flügeln mit flachem Dach. Zwischen den Flügeln, diese mit einander verbindend, erhebt sich das Treppenhaus, das in einen stumpfen Thurm, den später eine Uhr schmücken wird, ausläuft, und durch eine Glaskuppel der Treppe Licht verleiht. Aus allen Vorderfenstern des Gebäudes überblickt man entweder den Mastenwald des Hafens, oder

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

den majestätischen Strom selbst mit seinem ewigen Schiffsgewühl bis unterhalb Altona. Die reich bebauten, fruchtbaren Elbinseln Steinwärder, Finkenwärder, Waltershof ꝛc. schwimmen wie grüne Oasen auf den Gewässern des Stromes und gewähren das Bild eines Wohlstandes und einer rastlosen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, das in jedem Beschauer einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt. Auf keinem Punkte Hamburgs erhält der Fremde einen so plötzlichen und tiefgehenden Einblick in die grandiöse Handelsthätigkeit dieser merkwürdigen Bürgerstadt, und in die wichtigen Verbindungen, die sie vermittelst ihrer Handelsmarine mit allen bedeutenden Plätzen des ganzen Erdballes unterhält. Dieser großartigen Handelsthätigkeit und dem Geiste, der sie fortwährend lebendig erhält, entspricht auch vollkommen der Bau und die innere Einrichtung des Seemannshauses, das wir uns nicht als eine Zufluchtsstätte für invalide, dem Leben schon großentheils abgestorbene Seefahrer vorstellen dürfen, sondern das jahraus jahrein der Sammelplatz erfahrener, seegewohnter Männer und muthvoller, unternehmungslustiger Jünglinge sein soll.

Nicht mit Unrecht wirft man den Seeleuten, insbesondere den Matrosen eine gewisse Rohheit vor, die sich oft unangenehm fühlbar macht, wenn eine große Anzahl dieser so unentbehrlichen Menschen längere Zeit ohne bestimmte Beschäftigung am Lande verweilen. Die Gewalt des Kapitäns über die ihm untergebene Mannschaft hört auf, sowie der Matrose das Schiff verläßt, auf dem er dient. Am Lande ist er so lange sein eigener unbeschränkter Herr, als sein Urlaub dauert, und, ist er „abgemustert", d. h. durch Auszahlung seines Lohnes (Heuer) vor dem „Schout" seines Dienstes entlassen worden, ein völlig freier Mann, bis eine neue Heuer ihn bindet und wieder an Bord seines Fahrzeuges ruft. Diese Freiheit, welche eine durchaus ungebundene ist, verlockt die lebenslustigen, muskelstarken jungen Leute, die oft Monate lang in Sturm und Wetter die schrecklichsten Entbehrungen auf See erdulden und sich Arbeiten hingeben müssen, bei denen den meisten Binnenlandsmenschen vor Angst das Haar zu Berge steigen würde, zu mancherlei Ausschweifungen und Excessen, die man nicht loben kann, die sich aber durch die Verhältnisse leicht erklären und meistentheils auch bis zu einem gewissen Grade entschuldigen lassen. Je größer die Stadt und deren Seeverkehr ist, desto stärker müssen diese Verlockungen für die unbeschäftigten Mannschaften vor Anker liegender Schiffe sein, besonders dann, wenn es an einem bestimmten Versammlungsorte fehlt, wo Gleichgesinnte und Gleichstrebende sich finden, sprechen und über diejenigen Gegenstände, die für sie das größte Interesse haben, sich ungestört unterhalten können.

In Hamburg ging bis jetzt jeder Seemann, der keine Verwandte in der Stadt oder in deren nächster Umgebung hatte, zu dem „Schlafbaas", bei dem er Wohnung nahm, der ihn verpflegte, d. h. ihn mit der erforderlichen leiblichen Nahrung versorgte, so weit dies gewünscht wurde, ihm sein Geld aufbewahrte, nöthigenfalls auch eine entsprechende Summe auf die zu erhebende Heuer vorstreckte, im Uebrigen aber sich um alles Andere nicht weiter kümmerte. Der Baas war demnach wirklich nur ein Herbergsvater, bei welchem der abgemusterte Matrose Kost und Logis, und, vorausgesetzt, daß er es nicht verzog, die Nächte in den verführerischen Tanzlokalen St. Pauli's unter wilden Bacchanalien zu verschwelgen, auch eine Schlafstelle gab.

Durch die Eröffnung des Seemannshauses wird — und das haben die Erbauer desselben wohl mit bezweckt — in dem Leben der Seeleute, ganz besonders aber der Matrosen, zu Lande eine nicht unbedeutende Veränderung eintreten. Hier soll und wird der fremde oder verwaiste Matrose, der ganz allein dasteht in der

Welt, so oft das Schiff, auf dem er „angemustert“ war, in den Hafen legt, eine Heimath finden, wo er ruhig wohnen kann und wo jeder billige Wunsch ihm erfüllt wird. Das Seemannshaus öffnet seine fürstlichen Pforten Jedem, der als Gast einzutreten wünscht. Es weist ihm eine Zelle, geräumige Wohnung, ein gesundes Schlafgemach mit gutem Bett und allen Bequemlichkeiten eines bürgerlich eingerichteten Hauswesens an. Zu bestimmter Tagesstunde wird ihm das Frühstück servirt und ruft die Glocke ihn zu der gemeinschaftlichen Tafel im großen Speisesaal, wo eine gute, schmackhaft zubereitete Kost seiner wartet. Der Preis für Logis, Kost und Aufwartung beträgt wöchentlich 9 Mark Courant (3 Thlr. 18 Sgr.). Für Reinigung der Wäsche 2c. sorgt, wie für die körperliche Verpflegung seiner seemännischen Gäste der Oekonom des Hauses, ein ehemaliger Kapitän, der in früheren Jahren ebenfalls die Meere durchpflügt hat und aus Erfahrung weiß, wie dem von Strapatzen ermüdeten Seemanne in einem Hafenorte zu Muthe ist, welche Genüsse er sich zu verschaffen wünscht, in welcher Weise er sich am Besten unterhält und zerstreut.

Im Seemannshause ist für Alles gesorgt. Da gibt es Rauch-, Konversations- und Billardzimmer, die jeder darin Aufgenommene nach Belieben benutzen kann. Damit aber der höher Gebildete nicht genöthigt werde, stets mit dem minder Gebildeten oder alle Bildung absichtlich Fliehenden zusammen sein zu müssen, hat man die Einrichtung getroffen, daß Kapitäne, Steuerleute und Matrosen besondere Räume für sich haben, sich also, wenn sie es wollen, beliebig trennen können. Ohne Zweifel aber wirkt das Zusammenleben von Kapitänen, Steuerleuten und Matrosen in ein und demselben Hause und nach Gesetzen und Vorschriften, die für Alle gleichmäßig gelten, vortheilhaft gerade auf die weniger Gebildeten. Die Ordnung des Hauses, der sich Alle unterwerfen müssen, die aber keineswegs in mönchischer Zucht besteht, legt jedem Einzelnen einen wohlthuenden Zügel an, der den Gebildeten nicht drückt, den Ungebildeten und Rohen aber nöthigt, sich zu mäßigen und zu beherrschen. — Auch an Bildungsmitteln fehlt es in dem Seemannshause nicht. Es gibt einen geräumigen Lehrsaal, wo Vorträge über Gegenstände gehalten werden, in denen jeder tüchtige Seefahrer wohl bewandert sein muß; ferner für Leselustige ein Lesezimmer 2c.

So ist denn in diesem schönen Gebäude für die Seefahrer in einer Weise gesorgt, welche der Bedeutung Hamburgs als Welthandelsstadt ebenso, wie der Bildung und den Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts entspricht. Der Seemann, welcher, auf unbestimmte Zeit heimkehrend von seinen Reisen oder als Fremder der späteren Heimkehr harrend, bei angenehmer Unterhaltung und in erheiterndem Umgange seine Stunden im Seemannshause verleben will, dem erschließen sich dessen gastliche Pforten, gezwungen dazu wird Keiner. Die bedeutenden Räumlichkeiten des Hauses enthalten zur Zeit 36 Schlafzimmer für Kapitäne und Steuerleute im ersten Stock, und 92 Schlafstellen für Matrosen im zweiten Stock; der dritte Stock ist noch nicht vollkommen eingerichtet. Parterre befindet sich in einem großen Saale die riesige Schenke, welche durch eine Maschinerie mit der im Souterrain gelegenen Küche in Verbindung steht, um die verlangten Speisen und Getränke ohne Zeitverlust heraufzubefördern. An die Küche grenzen die Speisegewölbe, die Wäscherei mit der Trockenkammer; ferner Vorrathskammern und die Räume zur Unterbringung des Feuerungsbedarfs. Ein gewaltiger englischer Kochheerd dient zur Bereitung der Speisen, zwei Kessel von bedeutenden Dimensionen zum Kochen der erforderlichen Suppen und des unentbehrlichsten aller Gemüse, der Kartoffeln, die bei keinem Mittagsmahle auf dem Tische des Norddeutschen, ganz besonders aber der Seeanwohner, fehlen dürfen. Badezimmer sind ebenfalls vorhanden. Das ganze gewaltige Gebäude wird von Unten bis Oben

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ATHENS

Lithographie [illegible] de [illegible]

hinauf mittelst Wasserheizung erwärmt, wozu sieben sogenannte Bakon'sche Oefen im Souterrain verwendet werden.

An den östlich gelegenen Flügel schließt sich ein nur zwei Stockwerke hoher kleinerer Eckflügel an, welcher von dem eigentlichen Seemannshause durch einen kleinen Zwischenraum geschieden wird und einen besondern Eingang hat. Es ist das Hospital des Seemannshauses. Die Zimmer zur Aufnahme der Kranken sind sehr wohnlich und comfortabel eingerichtet und jede Etage hat ein eigenes Badezimmer.

Bedenkt man, daß die Zahl der Seeschiffe, einschließlich der Dampfschiffe, am Schlusse des Jahres 1862 auf 506 gestiegen war, daß jeder der fünf großen Oceandampfer „Hammonia", „Borussia", „Bavaria", „Saxonia" und „Teutonia", welche zusammen in regelmäßigen Fahrten den Verkehr mit New-York vermitteln und zugleich als Postschiffe zwischen den Vereinigten Staaten, England und Deutschland dienen, eine Bemannung von hundert Personen hat; daß ferner die Zahl der jährlich in Hamburg ankommenden Seeschiffe zwischen fünf- und sechstausend beträgt, und daß die Mannschaft aller dieser Schiffe zusammengenommen eine Seelenzahl von nahezu 50,000 Köpfen repräsentirt: so wird man zugeben müssen, daß die Errichtung einer Anstalt, wie sie jetzt in dem Seemannshause vorhanden ist, ein nothwendiges Bedürfniß für Hamburg war und für ungezählte Tausende eine Wohlthat werden kann.

E. W.

Athen.

Es ist kein Name, der leuchtender durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte strahlt, als der Name Athen. Es gibt keine Art des Ruhmes, deren reichste Kränze nicht diesen Namen schmücken. Fraget ihr, wo der Menschengeist sich zur höchsten Entwickelung des Gedankens emporschwang: die Geschichte antwortet euch mit dem Namen Athen; suchet ihr nach der Stätte, wo die Pflege der Wissenschaften ihre vollsten Blüthen trieb, die Kundigen weisen euch gen Athen; wollt ihr wissen, wo die Kunst, die Offenbarung der ewigen Schönheit in Wort und Bild, ihre höchste Vollendung erreichte, die Kunstgeschichte entrollt vor euch die Kunstwelt von Athen und erhabene Dichter und Bildner wandeln vor euch als Bürger Athens, umstrahlt von dem Glanze unsterblicher Werke. Wollt ihr ein freies Gemeinwesen in seiner höchsten Kraftentwickelung schauen, so blickt auf das Athen, welches die Weltmacht der Perser schlug; verlangt euch große Staatsmänner und Feldherren zu bewundern, Athen führt euch seine Solon und Pisistratus, seine Aristides und Perikles, seine Codrus und Miltiades, seine Themistokles und Cimon vor. Kurz, was das Menschenthum in irgend einer Richtung Großes und Edles hervorgebracht, es hat Athen zur Wiege des Größten und Edelsten erwählt.

Der Staat, der den glorreichen Namen führte, verfiel; die ganze hellenische Welt, deren geistiger Mittelpunkt Athen war, ging unter in der Sündfluth asiatischer Barbarei; die Stadt selbst mit ihren erhabenen Kunstwerken sank in Trümmer;

die hohe Akropolis, dieses weithin leuchtende Wahrzeichen der im atheniſchen Weſen vollzogenen Vermählung des Göttlichen und Menſchlichen, ward zum Sitz der abſcheulichſten Zwingherrſchaft und Entmenſchung herabgewürdigt — aber kein Grauen und kein Greuel, kein Sturm und keine Finſterniß der Zeiten konnte den Glanz auslöſchen, der wie ein Heiligenſchein den Namen Athen umwob. Er ſchwebte fort und fort wie ein Sternbild über den Trümmern einer Herrlichkeit, die für die Spitzfindigkeit und Altklugheit der modernen Staats- und Weltweiſen auf ewig verſunken war.

Denn das hatte man ja mit tiefem Scharfſinn heraus philoſophirt, daß der Untergang der geſammten helleniſchen Welt aus innerſter Nothwendigkeit hervorgegangen, daß er eine natürliche Folge innerer Zerſtörung der Lebenskraft geweſen. Und noch heute iſt die Anſicht landläufig: daß der ſittliche Verfall des Hellenenthums die Urſache ſeines politiſchen Unterganges geweſen ſei. Verwerflicher Aberglaube, den die Ereigniſſe unſerer Zeit längſt Lügen geſtraft!

Der Untergang der althelleniſchen Welt iſt aus keiner andern Quelle gefloſſen, als aus derjenigen, auf welche wir Deutſchen den Untergang unſeres eigenen Reiches zurückführen: aus der politiſchen Zerklüftung der Nation, welche ſie zur Beute überlegener, durch Einheit mächtiger Feinde machte. Den Griechen war genau wie uns, durch die Zerſplitterung in eine Menge Staaten und Stätchen ohne einheitliche Spitze, das Gefühl der Gemeinſamkeit und Zuſammengehörigkeit allmälig verloren gegangen; Stammeseiferſucht und Uneinigkeit griffen bei ihnen genau wie bei uns Deutſchen Platz und machten ſie machtlos gegen den Anprall ſelbſtſüchtiger, durch einen einheitlichen Willen unwiderſtehlicher Feinde. Die Zeit, wo Philipp von Macedonien Griechenland in Feſſeln ſchlug, gleicht der Zeit, wo Napoleon Deutſchland unterjochte, auf ein Haar.

Verloren wir Deutſchen nun trotz der Schmach der Unterjochung und trotz dem Untergange unſeres altehrwürdigen Reiches nicht den Anſpruch und die Hoffnung auf Erlöſung und einſtige Wiederherſtellung unſerer nationalen Macht und Größe, ſo muß man den gleichen Anſpruch und die gleiche Hoffnung auch den Griechen zugeſtehen, und eben ſo thöricht als ungerecht war und iſt es, dieſe nur als enterbte Nachkommen ruhmvoller Väter, als Bettler zu betrachten, die von Königen ſtammen und nach höherm Rathſchluß für alle Zeiten vom Reiche derſelben ausgeſchloſſen ſind.

Die Griechen ſelbſt dachten würdiger von ſich. Während die übrige gebildete Welt nur zu dem Stern aufblickte, der hoch über den Trümmern des alten Athen ſchwebte, und ihn nur gleichſam als den verklärten, an den Himmel verſetzten Geiſt deſſelben mit ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachtete, für die unten, zwiſchen den Trümmern, in ehernen Feſſeln Schmachtenden aber nur Mitleid, wenn nicht gar Verachtung fühlten, trugen dieſe den Stern der alten Herrlichkeit ihres Vaterlandes in der Bruſt und er ward unter übermenſchlichen Drangſalen der gemeinſame Leit- und Hoffnungsſtern aller Griechen. In Schmach und Elend wurden ſie ſich ihrer Zuſammengehörigkeit und der Urſache ihres Unglücks bewußt. Die Trümmer, unter denen ſie wandelten und die als Trümmer noch von wunderbarer Schönheit waren, predigten ihnen täglich und ſtündlich die ernſte Lehre, daß die höchſte Kultur ein Volk nicht vor dem Untergang ſchützt, das nicht ein in ſich feſt geeinigtes, wohlgegliedertes Ganzes bildet. Und wenn ſie zur erhabenen Akropolis den Blick erhoben, ſo that ſich ihnen das Geheimniß der Erlöſung, der Auferſtehung zu neuer Herrlichkeit auf, denn die hohe Burg gemahnte an einen gemeinſamen Mittelpunkt der griechiſchen Welt, an die nationale Einigung aller Griechen unter Einem Willen.

Die Diplomaten Europa's verstanden die Sprache der Trümmer Athens und seiner Akropolis nicht, als die Griechen das Joch der Türkenherrschaft endlich abschüttelten und in einem beispiellosen Befreiungskampfe bewiesen, daß das Blut der Helden von Marathon und Salamis, von den Thermopylen und Mantinea noch in ihren Adern rolle. Wie durch die Schlacht von Navarin die Macht der Türken gebrochen war, hätte es in der Gewalt der Sieger gestanden, durch einen Federzug ein einiges und freies Griechenland zu schaffen. Die Pforte hätte in jede Friedensbedingung willigen müssen. Es stand ganz bei den Siegern — Frankreich, England und Rußland — die Grenzen des neuen griechischen Staates über alles von Griechen bevölkerte Land der Türkei auszudehnen und so einem lebensfähigen Staate das Dasein zu geben. Statt dessen gefiel es ihnen, eine Existenz in's Leben zu rufen, welche eigentlich nur vegetiren, nicht aber wirklich leben konnte.

Was vor zwei Jahrtausenden durch Abstammung, Sprache und Kultur mit einander verbunden die griechische Nation ausmachte, das war zwar im Laufe der Jahrhunderte vielfach auseinander gerissen und theilweise in der Vermischung mit andern Nationalitäten untergegangen. Immerhin aber hatte sich ein nationaler Kern erhalten, welcher das gemeinsame Elend und die gemeinschaftliche Sehnsucht nach Erlösung auf's Innigste zusammenhielt und der alle natürlichen Bedingungen eines lebensfähigen Staatswesens in sich trug. Dieser Kern verbreitete sich als eine kompakte Volksmasse über die von dem Aegäischen Meere einerseits, dem Jonischen Meere und dem Kanal von Otranto andererseits eingeschlossene, im Norden noch den Berg Pindus in sich fassende Halbinsel und alle Inseln des Jonischen und Aegäischen Meeres. Von diesem zusammengehörigen Ganzen wurde aber nur der kleinere und ärmere Theil der türkischen Herrschaft entrissen und zu einem unabhängigen Staate gemacht. Im Süden ließ man das herrliche Candia, im Osten die Sporaden, im Norden das fruchtbare Thessalien sammt Macedonien in der Gewalt der Barbaren, während im Westen die Jonischen Inseln als Pseudorepubliken unter englischer Botmäßigkeit blieben. So war der neue Staat nur ein verstümmelter Körper, ein Torso, von dem man seine besten und nothwendigsten Gliedmaßen abgelöst hatte, denn unter diesen abgelösten Gliedern befanden sich Stämme, welche an dem großen Befreiungskampfe den allergrößten Antheil gehabt und sich dadurch das erste Anrecht auf den Mitgenuß der Freiheit erworben hatten. War doch der Stifter der Hetärie, aus welcher später die Flamme des Freiheitskrieges emporschlug, Rhigas, ein Thessalier, und gehörten doch die Sulioten, die zuerst das Schwert gegen die Unterdrücker zogen, demselben Griechenstamm an. Und wer ermißt die Ströme Blutes, welche die Candioten dem höchsten aller Lebensgüter geopfert! —

Die weise Diplomatie that noch ein Uebriges, um die Gebrechlichkeit ihrer neuen Schöpfung recht fühlbar zu machen. Sie drangen dem durch den langen, mit unsäglichen Opfern verbundenen Kampf erschöpften und von seinen besten Hülfsquellen abgeschnittenen Lande einen König aus einer fremden Fürstenfamilie auf, der kein Verständniß mitbrachte für die Gefühle und Bedürfnisse des Volkes, das er regieren sollte, wohl aber große Ansprüche an den Säckel desselben zur Führung eines kostspieligen Hofhaltes, und eine Menge Schranzen, welche sich von den Früchten eines Kampfes mästen wollten, den sie aus sicherer Ferne müssig zugeschaut. —

Trauernd, ein Bild des tiefsten Elends, lag Athen am Ende dieses Kampfes zu den Füßen seiner Akropolis. Denn zu der Zerstörung, welche die Jahrhunderte mit ihren wechselvollen Geschicken über die Königin der Gesittung gebracht, hatte der Freiheitskrieg auch noch die Vernichtung des ärmlichen Städtchens gefügt, welches sich zwischen den Trümmern jener erhalten hatte. Aber Athen konnte nicht

das Schicksal von Ninive und dem hundertthorigen Theben haben. Während die fremden Diplomaten dafür sorgten, ihnen ein machtloses Königthum und einen König zu geben, der ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand war, richteten sich die Augen der Griechen auf das verwüstete Athen, als auf das Symbol ihrer nationalen Größe und erhoben sich daran über die Unwürdigkeit der Rolle, welche ihnen von den falschen Vormündern zugedacht war. Der neue König zog in Nauplia ein, sie wallfahrteten gen Athen und begannen es wieder anzubauen. Bald nöthigten sie den König, den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Name Athen sollte ihm eine Mahnung sein, daß das Griechenvolk nicht auf die Erbschaft seiner großen Vergangenheit verzichtet habe.

König Otto verstand die Mahnung nicht. Zwar war er vom besten Willen beseelt, sein Volk glücklich zu sehen; aber wie sich Athen — wenn schon nicht ohne sein Zuthun, so doch zumeist durch die Begeisterung der Griechen für den Glanzpunkt ihrer nationalen Herrlichkeit, unglaublich schnell aus dem Schutt der Zerstörung erhob, begriff er nicht, daß dieses rasche Aufblühen eines neuen Athen einen Volksgeist voraussetzte, welchem die engen Grenzen, in die man das verjüngte Griechenland gebannt, nicht genügen konnten, daß der Genius, welcher das neue Athen, mit seinen Palästen, seinen Bildungsstätten für Kunst und Wissenschaft, seinen Anstalten für das Wohlbefinden der Bewohner, hervorzauberte, sich nicht mit einer bloßen Scheinexistenz zufrieden gab, daß er zur vollen Wiedergeburt des alten Hellas, mit dem Bewußtsein ihrer nothwendigen Bedingungen, emporstrebte.

Es grenzt in der That an das Wunderbare, wie schnell das neue Athen emporblühte. Vor dem Beginn des Freiheitskampfes war es zu einem elenden Nest von 10,000 Einwohnern herabgesunken und am Ende des Krieges sank es, wie erwähnt, fast in vollständige Verödung. Als nach der Ankunft des Königs Otto im Jahre 1833 die Türken Attika räumten, hatten sich etwa 5000 Griechen wieder hier angesiedelt, und jetzt, nach dreißig Jahren, steht an der Stelle von einigen hundert schlechter Hütten eine prächtige Großstadt von 50,000 Einwohnern — das einzige Beispiel so riesigen Wachsthums auf dem ganzen europäischen Festland.

Eine der ersten Sorgen des wiedergeborenen Griechenlands war die für Erneuerung des alten Ruhmes griechischer Bildung. Es wurden in Athen Bildungsanstalten aller Art in's Leben gerufen und allen Söhnen des Landes zugänglich gemacht. Und wie sich in der neuangelegten Stadt flugs Haus an Haus, Straße an Straße reihte, so baute das Volk emsig und erfolgreich am Tempel des Geistes, und man kann wohl sagen, daß Neu-Athen an Intelligenz mit den gebildetsten Städten Europa's wetteifert.

Beides, das äußere wie das innere Wachsthum Athens, zeugt für die Lebensfähigkeit der griechischen Nation, und es mußte ihrem Beherrscher, wie seinen großmächtigen Vormündern längst die Ueberzeugung beibringen, daß sie ein Riesenkind in eine Zwergkutte gesteckt, welche dasselbe über lang oder kurz sprengen werde. Sie alle verkannten die Natur ihres Schützlings. König Otto und sein Hof sahen in ihm einen verwahrlosten, aber noch bildungsfähigen Bengel, den man nach bayer'scher Schablone zu einem leidlich guten Unterthan à la Michel erziehen könne. So wie sie mit bayer'schen Korporalen eine griechische Armee nach bayer'schem Muster drillen wollten, so meinten sie das ganze griechische Volk zu braven Altbayern umbilden zu können, die sich kindlich mit dem Maße Glückseligkeit begnügen, das ihnen die landesväterliche Huld vergönnt. Die drei Vormünder sahen in dem Kinde einen etwas unbequemen Findling, dessen man sich aber einmal angenommen und für den man deshalb sorgen müsse, damit ein brauchbares

Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm werde. Dabei deutete Jeder das „brauchbar“ auf seine Weise, nach seiner Laune oder seinem Vortheil. So wollte Rußland aus ihm ein Werkzeug seiner Absichten auf die Erbschaft des „kranken Mannes“ machen, Frankreich wollte an ihm ein Gegengewicht gegen die englische Macht im östlichen Mittelmeer gewinnen, und England wollte sich an ihm umgekehrt eine gute Stütze mehr für diese Macht bereiten. Jede von den drei Mächten suchte das Kind bei irgend einer seiner schwachen oder starken Seiten zu fassen: Rußland bei der griechischen Rechtgläubigkeit, Frankreich bei der Nationalität und England bei der Liebe zur Freiheit.

Von dem Zeitpunkt an, wo es die Residenz des Königs Otto wurde, war Athen die Bühne eines diplomatischen Intriguenspieles, wie es nur je an einem Fürstenhofe aufgeführt worden. Griechenland ward der Spielball der vier gegeneinander arbeitenden Richtungen, die wir eben angedeutet haben. König Otto hätte ein erhabenerer Geist sein müssen, als er war, hätte er diesem Spiel gegenüber eine feste und unangreifbare Stellung einnehmen und zuletzt, mit Hülfe seines zu ihm stehenden Volkes, sämmtliche Spieler matt setzen sollen. So wie er war, mußte er der eigentliche Spielball werden.

Die äußere Geschichte Neugriechenlands ist wesentlich eine Geschichte der Intriguen der drei Schutzmächte gegeneinander am Hofe von Athen. Die Fäden der verschiedenen Revolten und Aufstände, welche seit der Thronbesteigung des Königs Otto, bald in der Hauptstadt, bald in den Provinzen ausbrachen, liefen immer je in einem der Gesandtschaftshôtels dieser Mächte zusammen. Stets aber — und hierin liegt ein schlagender Beweis für die Kurzsichtigkeit der diplomatischen Pfiffigkeit, welche die ganze griechische Nation in den Händen zu haben wähnte, — stets waren es nur einzelne Parteigänger mit ihrem Anhang, welche sich an jenen Revolten und Aufständen betheiligten, weshalb letztere auch in der Regel schnell und ohne erhebliche Folgen unterdrückt wurden; höchstens, daß sie einen Ministerwechsel nach der einen oder andern Seite nach sich zogen.

König Otto spielte dabei die allerkläglichste Rolle, die ein souveräner Fürst nur spielen kann. Statt den jungen Staat schnell und energisch auf volksthümlicher, freiheitlicher Grundlage zu organisiren, ließ er sich erst nach zehnjähriger Mißregierung durch eine Revolution der Athener (15. September 1843) und durch Einschreiten Englands und Frankreichs eine Konstitution abzwingen. Ein mit Kraft gepaartes, ächt konstitutionelles Regiment würde das Volk gewonnen und eine gute Finanzwirthschaft, durch Abzahlung der den Schutzmächten schuldigen Summe, die Regierung von der Vormundschaft derselben und ihrem verderblichen Einfluß auf die Parteien frei gemacht haben. Das zehnjährige Willkürregiment entfremdete dem König die Nation, zerrüttete die Finanzen, vermehrte die Abhängigkeit von den übermächtigen Gläubigern und gab dem Hader der Parteien fortwährend neue Nahrung. Als nachmals dem Volk nur ungern eine Verfassung gewährt wurde, war dieselbe theils nicht nach dem Sinne des erleuchtetsten und patriotischsten Volkstheiles, theils war die Verwirrung schon zu hoch gestiegen, als daß diese nun bald hätte ein Ende nehmen können.

Ja die Verwirrung wurde nach Einführung der Konstitution erst recht groß. Das erste konstitutionelle Ministerium Kolettis mußte, auf Englands Betrieb, schon nach Monatsfrist einem Ministerium Maurocordatos weichen, welches jedoch auf die heftigste Opposition der damals noch übermächtigen orthodoxen und sogenannten nationalen Parteien stieß, auf eine Opposition, die an vielen Orten in offenen Aufstand ausbrach und endlich den Sturz des Ministeriums Maurocordatos herbeiführte, um wieder ein von Rußland und Frankreich begünstigtes Ministerium

Kolettis an seine Stelle zu setzen. Dieses behauptete sich unter den schwierigsten Verhältnissen drei Jahre bis zum Tode seines Führers; dann aber jagte, Dank dem ränkevollen Spiel der Gesandten der Schutzmächte, ein Ministerwechsel den andern, und die Aufstände wurden ein chronisches Uebel. Dadurch wurde die Finanzlage immer trostloser, das Nepoten- und Bestechungswesen demoralisirte die Verwaltung, daneben wucherte das Räuberthum, zumal zur See und an den türkischen Grenzen. Dazu kamen noch ernste Verwickelungen mit der Türkei und England, welche letztere sogar zu einer Blokade der griechischen Häfen führte und dem Handel und Verkehr des Landes die schwersten Wunden schlug.

Wenn man die fortlaufende Kette von Wirrsalen und Bedrängnissen, welche die neuere griechische Geschichte verzeichnet, in's Auge faßt, so muß das stetige und rasche Aufblühen Neu-Athens noch wunderbarer erscheinen, und ohne blind zu sein gegen die Fehler, welche es in dieser Frist gezeigt, wird man das griechische Volk doch um so mehr achten müssen, weil es unter den unglücklichsten äußeren Verhältnissen doch so Großes geschaffen; wie es in dem verjüngten Athen und in seinen gedeihlichen, reich dotirten Unterrichtsanstalten, sowie in dem großartigen Aufschwung seiner Marine uns entgegentritt. Letztere zählte nämlich beim Ausbruch des Freiheitskampfes nur etwa 400 Seeschiffe; 1845 aber schon 3500 mit 15,000 Matrosen und 1855 sogar 5000 mit ungefähr 30,000 Matrosen. Jetzt mag die Zahl aller Seefahrzeuge Griechenlands wohl an 6000 mit 36,000 Matrosen sein.

Allmälig nahm die Verwirrung in den griechischen Zuständen einen milderen Charakter an. Der Volksgeist reifte zu höherer politischer Erkenntniß und klarerem Selbstbewußtsein. Damit ward er unabhängiger von den Einflüssen der fremden Diplomatie, und ihre Intriguen verfingen immer weniger bei dem eigentlichen Volke. Das alte Parteienwesen selbst verlor an Schärfe, die Parteien begannen sich einander zu nähern und mehr und mehr zu einer wahren Nationalpartei von freisinnigen Grundsätzen zu verschmelzen.

An dieser heilsamen innern Umwandlung hatte Athen einen ganz vorzüglichen Antheil, und es wurde durch seine überwiegende und täglich wachsende Bildung je länger je mehr die Tonangeberin des politischen Lebens in Griechenland. Je mehr nun dies Leben an Halt und Würde gewann, je mehr sich dasselbe den Einflüssen der Diplomatie entzog, desto mehr, ob auch fast unvermerkt, stellte es sich in Gegensatz zu dem Hofe. Die Athener, die im Jahre 1843 durch die siegreiche Septemberrevolution eine Konstitution erzwungen hatten, riefen ganz still eine noch weit folgenreichere in's Leben: eine vollständige Emancipation des Nationalgeistes, die eine unbedingte Loslösung von einem Königthum zur Folge haben mußte, das den Forderungen dieses Geistes so wenig entsprach.

Weil diese Revolution sich im Geiste vollzog, ohne irgend ein äußeres Aufbäumen, ohne jegliche stürmische Kundgebung, so konnte der König und konnte dessen nächste Umgebung glauben, daß er neuerdings in den Besitz der vollen Zuneigung des Volkes gelangt sei, und die Hofzeitungen posaunten ganz rührende Geschichten von der herzlichen Anhänglichkeit der Griechen an ihren König in die gläubige Welt hinaus zu einer Zeit, wo derselbe in den Herzen seiner Bürger bereits entthront war.

Es fand keine Verschwörung zum Umsturz des Thrones Statt; denn der Mordversuch des Studenten Dosios und die Militärrevolte in Nauplia waren nur Ausbrüche der subjektiven Ungeduld, dort eines einzelnen Menschen, hier einer Körperschaft, über die Fortdauer eines Scheinkönigthums, dessen Wesen im Volksgemüth bereits todt und begraben war. Dieses bedurfte keiner Verschwörung,

keiner gewaltsamen Unternehmung, um sich auch des Scheines zu entledigen, es bedurfte nur der günstigen Stunde, um den König in Frieden zu entlassen.

Diese Stunde kam. Am 13. Oktober 1862 verließ König Otto mit seiner Gemahlin seine Hauptstadt, um auch andere von seinen geliebten Landeskindern, als die Athener, sich in den Strahlen seiner Huld sonnen zu lassen und schon am 22. Oktober ward er — durch schlimme Nachrichten zur Umkehr getrieben — durch eine in Athen unter seinen Augen gebildete provisorische Regierung für abgesetzt und sammt seiner Dynastie für ewige Zeiten des griechischen Thrones verlustig erklärt. Noch am nämlichen Tage lichtete das Schiff, das ihn dem 30 Jahre lang ruhmlos beherrschten Lande entführte, im Piräus die Anker, und die Beamten und das Heer leisteten der provisorischen Regierung, welche alsbald eine Nationalversammlung berief, den Eid des Gehorsams. Damit war die Revolution zu Ende.

Es war vornehmlich der entschlossenen und würdevollen Haltung der Bevölkerung von Athen zuzuschreiben, daß diese Umwälzung so friedlich von Statten ging. Als am 21. Oktober die ersten Nachrichten nach Athen kamen, daß in den Provinzen Elis, Messenien und Akarnanien eine kombinirte Bewegung ausgebrochen sei und die Insurgenten die Abdankung des Königs verlangten, daß das Militär sich dabei sehr zweideutig benehme, indem es zwar die Staatskassen schütze, aber auch keine Miene mache, sich für die Sache des Königs zu schlagen, berief der König die Minister, um mit ihnen Maßregeln zu Herstellung der Ruhe zu berathen. Während indeß die Minister darüber stritten, ob man mit aller Strenge oder mit Milde und Nachsicht den Sturm beschwören solle, erhob das Volk von Athen seine Stimme und rief, der König möge abdanken und mit Gott seiner Wege gehen. Keine Stimme im Volke erhob sich zu Gunsten des Königs; da nahm auch das aufgebotene Militär Gewehr beim Fuß und fraternisirte mit den Bürgern; gegen Mitternacht wurde es stille — und die Sache des Königs war verloren.

Der weitere Verlauf der Dinge in Griechenland entsprach bis jetzt ganz dem friedsamen Charakter des ersten Umschwunges. Die provisorische Regierung hielt die Zügel des Staates fest in der Hand und bekundete durch verschiedene weise Erlasse im Geiste der Humanität, daß sie auf der Höhe der Zeit stehe. Die Nationalversammlung trat zusammen, bestätigte die Ausschließung der bayerschen Dynastie vom Throne, hielt diesen selbst aber für eine vom gesammten Volke neu zu erwählende Dynastie aufrecht.

Nichts spricht mehr für den gereiften politischen Sinn des griechischen Volkes, als seine, allen versuchten Gegenwirkungen zum Trotz, fast einstimmige Erwählung eines englischen Prinzen zum König. Es verräth dies ein klares Verständniß seiner wahren Interessen. Es hat vor wenig Jahren schwere Bedrängniß durch England erlitten; es hat solche vergessen, weil es begriffen, daß es nur unter einem Fürsten, der die Achtung vor freien Institutionen mit der Muttermilch eingesogen, zu einer gesegneten Entwickelung seines innern Staatslebens gelangen kann und nur im innigen Bunde mit einer großen Seemacht nach außen geschützt ist, zugleich aber auch durch diese Verbindung auf eine friedliche Machterweiterung hoffen darf. Eine Athener Zeitung spricht den leitenden Gedanken dieser Wahl in folgenden Worten aus: „Damit Griechenland glücklich und zufrieden werde, genügt es nicht, daß es einen guten König hat; dieser König muß auch die Mittel besitzen, den gerechten Forderungen seines Volkes Genüge zu leisten; dieser König muß, nachdem er mit Leib und Seele ein Grieche geworden, auch den Muth haben, mit aller Ausdauer von den Großmächten Unterstützung zu verlangen, um die legitimen Wünsche der hellenischen Nation zu realisiren; denn Europa hätte entweder die Schöpfung eines griechischen Staates nicht gestatten sollen, oder denselben so groß machen, daß er auch existiren kann."

Wie die Würfel auch noch fallen mögen, ob es dem beharrlichen Begehren Athens und mit ihm des übrigen Griechenlands gelinge, den zuerst Erkorenen als König zu begrüßen, oder ob ein anderes Haupt für die erledigte Krone gesucht werden müsse, wir hoffen, es werde dies nur ein würdiges, dem Streben nach einer wahren nationalen Wiedergeburt förderliches sein. So erleben wir es vielleicht noch, daß Athen zu dem Glanze seines alten Namens noch einen andern gewinnt, der ihm im Alterthum nicht beschieden war, den Glanz der Metropole der ganzen griechischen Welt von Candia bis an den Nordfuß des Pindus, von den Jonischen Inseln bis an die Küsten Kleinasiens.

A. P.

Bologna: der Riesenplatz.

Wer könnte den Namen Bologna lesen und gedächte nicht sofort König Enzio's, des Hohenstaufen, dessen ruhmvolles Heldenleben hier in langer und schnöder Gefangenschaft endete? Seine Gestalt wollen wir uns vorführen, ehe wir die Stadt selbst betreten, die in so trauriger Weise mit seinem Namen verknüpft ist.

Von allen unseren alten Heldenbildern sind wenige so der Verherrlichung werth und doch so wenig verherrlicht worden, als jenes, das uns Enzio, der Kaisersohn, in seiner Jugend, Schönheit und Kraft darstellt. Geboren in Palermo, hatte er Friedrich II. zum Vater und zur Mutter dessen Geliebte, die schöne Bianca Lancia, und so vereinigte er in sich des Vaters deutsche Männlichkeit mit der Mutter italienischer Anmuth, den Helden und den Dichter und Sänger, denn schon er hat Schwert und Leier geführt, mit so begeisterter Liebe, wie sechs hundert Jahre später ein anderer Jüngling, der durch seinen Tod sich wohl ein ewiges Ehrenfest der deutschen Jugend verdient haben sollte.

Enzio war an der Hand seines kriegsgewohnten Vaters frühzeitig in die Kunst des Feldherrn eingeführt worden, und eben so früh zeigte er den selbstständigen Geist des Regenten und die Klugheit des Diplomaten. Die Ritterspornen verdiente er sich in seinem zwölften Lebensjahre, 1237 in der Schlacht bei Corte nuova. Drei Jahre später band die Politik ihn an ein eitles Weib, die verwittwete Herrin von Sardinien und Korsika; und um dieser Vermählung willen ernannte der Kaiser seinen Lieblings-Sohn zum „König von Sardinien". Für den Fünfzehnjährigen war diese Ehe zu wenig fesselnd, als daß er dem Dienst der Ehre dadurch auf die Länge hätte entzogen werden können. Schon im Juli 1239 rief ihn sein Vater wieder zu sich und übergab ihm als seinem „Statthalter von Italien" den Befehl in der Mark Ancona, während er selbst gegen das feindselige Bologna zog. Im Leben des herrlichen Jünglings mit den langen blonden Locken windet sich Siegeskranz an Siegeskranz, so daß endlich selbst der Papst in seiner Kirchenhauptstadt vor ihm zitterte und ihm den Bannstrahl entgegen schleuderte. Der Himmel achtete jedoch so wenig dieses heiligen Blitzes, wie König Enzio, er verlieh ihm Sieg auf Sieg, ja, er gab in einer großen Seeschlacht, die der

BOLOGNA.
(DER RIESENPLATZ)

Photographisches Kunstverlag Rudolf Lesser.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

blühende Held im Jahr 1241 bei Livorno über die genuesische Flotte gewann, ihm über hundert Geistliche, darunter Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe u. dgl. in die Hände, wie aus köstlicher Ironie, denn alle diese Herren wollten, besonders aus Frankreich und Deutschland, nach Rom eilen, um den Papst in einer Kirchenversammlung gegen die gewaltigen Hohenstaufen zu unterstützen. Dieser Schlag kostete dem alten heiligen Vater Gregor IX. das Leben, und dieser Tod kam Deutschland zu Gute. Denn gerade damals bedrohte eine wilde Mongolenhorde von Ungarn her das Reich. Wiederum sandte der Kaiser seinen Enzio, und der junge Held, der damals zum ersten Male den Heimathboden seiner Väter betrat, schlug die Barbaren, als ob das im Auftrage seines Vaters eben nur so sein müsse, in einer großen Schlacht, worauf er nach Italien zurückkehrte, um die Waffen gegen den neuen widerspenstigen Papst Innocenz IV. zu führen. Während dieser Kämpfe widerfuhr ihm, dem stets Siegreichen, nur der Schmerz, daß seine Gemahlin sich von ihm lossagte, „weil er gebannt sei". Desto inniger schloß Enzio sich seinem großen Vater an, der in ihm Alles hatte, seinen treuesten Freund, seinen besten Feldherrn, seinen verständigsten Berather, sein liebstes Kind.

Aus unseren kurzen bisherigen Andeutungen geht wenigstens so viel als gewiß hervor, daß von allen Hohenstaufen Enzio es war, der allein Geist und Muth, Glück und Erfahrung genug hatte, um die Herrschaft dieses Kaiserhauses aufrecht zu erhalten. Er war an Leib und Seele darnach angethan, daß er eine Nation für sich begeistere, ein Heer an seine Bahn fesseln konnte. Durch seinen Mongolensieg war er bereits hoch gefeiert in Deutschland, und an den Hohenstaufen hing das Volk im Reich. Wenn ein Geschlecht es vermocht hätte, in Deutschland die Gewalt der Fürsten zum Heil des Volks zu unterdrücken, so waren es die Hohenstaufen, und von allen Hohenstaufen war es wiederum Enzio, dem für solche große That das Herz und der Geist gegeben war.

Da ward Deutschlands Hoffnung abermals in Italien vernichtet. Es war im Jahre 1247, der alte böse Kampf der Welfen und Waiblinger zerriß noch das ganze Land, als den Kaiser sein schweres Amt nach Neapel rief. Wie immer vertraute er den Norden Italiens seinem Enzio an, der seinen Sitz nach Verona verlegte. Hier traf ihn der Hülferuf des hohenstaufenfremdlichen Modena, das von dem übermüthigen Bologna angegriffen war. Enzio eilte mit einem rasch zusammengerafften Heer den Freunden zu Hülfe und hatte in der Schlacht bei Hossalata, am 26. Mai 1247, bereits den Feind erschüttert, als ein Sturz seines Pferdes plötzlich die Modenesen mit Schrecken erfüllte und zur Flucht bewog. Verwirrung ergriff die Massen, Enzio bot vergeblich alle Kraft auf, das Unglück zu wenden; es vollendete sich an ihm selbst: er ward gefangen.

Unendlicher Jubel und unendlicher Schmerz begleitete dieses Ereigniß. Bologna feierte sein glänzendstes Fest, als König Enzio, hoch zu Roß, in aller Pracht seiner Schönheit und Würde, den Triumphzug des Siegers verherrlichte; — und die bitterste Klage zerriß des Kaisers, des Vaters, Herz, dem weder Drohen noch Flehen den Sohn wiedergab. Enzio blieb der Gefangene Bologna's, so mächtig war die Stadt und so schwach war der Kaiser geworden, daß er sein liebstes Kleinod auf Erden nicht mehr mit Gewalt aus Feindeshand befreien konnte. Er starb, ohne ihn wieder zu sehen, im Jahre 1250. — Wohl umgab den König ein glänzender Kerker, wohl vergönnte ihm Bologna die Freuden des Weins und der Liebe, wohl schmückte Enzio selbst die öde Halle mit den Blumen seiner Dichtkunst, — aber gefangen blieb er, und wie ferne Gewitter drangen die Donner der unglücklichen Geschichte seines Hauses an sein Ohr. Todt sein Vater, todt der letzte Hohenstaufe auf dem Kaiserthron, Konrad IV., und Jahre lang vernahm er

nur von dem unseligen Interregnum, das das Reich zerfleischte. Da kommt das letzte, schreckliche Gerücht an sein Ohr: Konradin hat sein Haupt auf den Block des Scharfrichters gelegt! — Da, nach einundzwanzig Jahren des Kerkerlebens, erwachte der ganze Hohenstaufe in seiner Brust. Er mußte hinaus, jetzt rief das Reich nach ihm, dem letzten Hohenstaufen. Mit der zähesten Geduld bereitete er mit wenigen treuen Genossen Alles vor zur sichern Flucht. Und schon stehen die Rosse bereit, die ihn über die Alpen tragen sollen, schon ist er, in einem Weinfaß versteckt, glücklich aus den Mauern des Gefängnisses getragen, kein Verdacht verfolgt die Träger der unschätzbaren Last, immer kürzer die Straße, immer näher das Ziel, nur noch ein Thor, das letzte, auch das ist durchschritten, — da fällt ein Auge, ein weltgeschichtlich unglückliches Auge auf eine Locke von Enzio's Haar, das sich zum Spundloch herausgedrängt hat! „Solche Locken hat nur König Enzio!" ruft der Schaarwächter, — und hin ist die letzte Hoffnung auf Erlösung — Enzio's und des armen Deutschland, das nach Einheit ringt.

Noch vier harte Kerkerjahre, sie genügten, um Enzio's letzte Kraft zu brechen. Er starb 1272, nach 25jähriger Gefangenschaft, der letzte der Hohenstaufen.

Wandern wir nun in die Stadt so schweren Verhängnisses. Sie hat die harte That nicht leichter gebüßt, als Deutschland, aber sie ist doch noch glücklicher, denn heute glänzt sie fröhlich unter der Sonne eines einigen und freien Italiens, das seinen Enzio, seinen Garibaldi, gefunden hat, während in Deutschland noch heute nur die alte Sehnsucht, wenn auch mit neuer Kraft der Hoffnung, das vielgetheilte Volk erfüllt. F. H.

Wenn man, von Florenz kommend, den hohen Apenninenpaß Pietra mala überschritten hat, und nun, an malerischen Gebirgsabhängen vorüber, auf trefflich erhaltener Straße über Lojano und Pianoro hinabsteigt in das grüne Hügelland der Delegation Bologna, zeigt sich schon von Ferne die thurm- und palastreiche Hauptstadt derselben in einer von Fruchtbarkeit strotzenden, reich bewässerten und vortrefflich bebauten Ebene.

Bologna ist oder war vielmehr bis zum Jahre 1860 nächst Rom die größte, reichste und bevölkertste Stadt des ganzen Kirchenstaates, wie sie auch zu den berühmtesten und sehenswürdigsten Städten Italiens überhaupt gehört. Ihr Umfang beträgt drei Stunden und die Zahl ihrer Einwohner mag zwischen 70,000 und 75,000 schwanken. So grandios sie sich von Ferne dem Auge darstellt, so wenig befriedigt sie die Erwartungen des Fremden unmittelbar nach dessen Eintritt; denn die Mehrzahl ihrer Straßen ist im Verhältniß zur Höhe der Häuser nicht sehr breit und erscheinen durch die hohen gewölbten Bogengänge, die sich an beiden Seiten der großentheils drei Stock hohen, massiv gebauten Häuser hinziehen, enger, als sie wirklich sind. Bald jedoch befreundet man sich mit dem anfangs etwas düstern Bilde; denn die anziehende Architektur der alten Paläste, der ausgebildete Kunstsinn der alten Bürger Bologna's, der uns aus zahllosen Baulichkeiten fesselnd anspricht, übt eine zwingende Gewalt auf Jeden aus und hält uns immer auf's Neue wieder fest bald unter den schattig-kühlen Säulengängen, bald vor einem alten Palast, bald vor dem Portal einer Kirche, deren Bologna jetzt noch gegen hundert zählt.

Vor Bologna's Einverleibung in das neue Königreich Italien ward die uralte Stadt eigentlich von drei Herren zugleich regiert. Den Papst als Landesherrn vertrat nämlich der in Bologna residirende Kardinal-Legat, welcher als solcher aber nur die landeshoheitlichen Rechte des heiligen Vaters zu wahren hatte. In kirchlichen und religiösen Angelegenheiten mußte sich die Bevölkerung den Anordnungen

und Verfügungen des Erzbischofs unterwerfen, und über die rein kommunalen und städtischen Angelegenheiten, die auf vollkommen republikanischer Basis ruhten, entschied der Gonfaloniere, der gleichbedeutend ist mit unserm Bürgermeister. Damit aber Letzterer zu keiner der Bürgerfreiheit gefährlichen politischen Macht gelangen könne, wurde aller zwei Monate ein neuer Gonfaloniere gewählt, der mit fünfzig Senatoren und acht Aeltesten der Bürgerschaft die Stadt republikanisch regierte.

Unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Bologna's steht oben an die ungewöhnlich große Piazza maggiore, der größte aller öffentlichen Plätze der gewaltigen Stadt, weshalb man ihm auch den Namen il Gigante (Riesenplatz) beigelegt hat. Ein geschmackvoller Springbrunnen mit stets rauschenden Wassern und eine Menge der größten und schönsten Paläste umgeben ihn und gereichen ihm zur schönsten Zierde. Ueber diese alle aber ragt wieder sowohl durch Umfang wie Pracht der mit kostbaren Fresken reich geschmückte Palazzo publico hervor.

An sehenswerthen, alterthümlichen und mit seltenen Kunstschätzen gefüllten Kirchen ist Bologna beinahe so reich wie Rom, obwohl die Zeit der Kunstmäcene für die Hauptstadt der Delegation längst schon vorüber ist. Was die Stadt in dieser Beziehung besitzt, stammt aus früheren Jahrhunderten, als Bologna der Hauptsitz der lombardischen Malerschule war und die eigentliche Pflanzstätte der norditalischen Malerkunst. Aus jenen glorreichen Tagen haben sich die prachtvollen Gemälde erhalten, welche gegenwärtig in der von Clemens XIII. gestifteten Academia delle belle arti oder Academia Clementina aufbewahrt werden. Diese große Sammlung, eine der reichsten und werthvollsten Italiens, enthält außer der Privatkunstsammlung Clemens XIII. auch die Schätze der Klöster und Kirchen, welche unter Napoleons I. Weltherrschaft die beutegierigen Franzosen gründlich plünderten und nach Paris führten, die sie aber später nach dem Sturze des gallischen Welteroberers wieder herausgeben mußten.

Neben dieser Academia Clementina gibt es noch eine Menge höchst schätzbarer Privatkunstsammlungen reicher und alter Patrizierfamilien.

Unter den schon erwähnten zahlreichen Kirchen nimmt der Dom oder die Chiesa di San-Petronio den ersten Rang ein. Seine größte Merkwürdigkeit ist die berühmte Mittagslinie, welche Cassini angelegt hat. Dieselbe besteht in einer zollbreiten Metallplatte, welche über den prächtigen marmornen Fußboden der Kirche in einer Länge von 180 Fuß läuft. Durch eine in der Wölbung der Kirche gegen Mittag angebrachte kleine runde Oeffnung fällt täglich genau um die rechte Mittagsstunde ein Strahl der Sonne auf den Meridian und gibt somit für das ganze Jahr immer die richtige Zeit an.

Merkwürdig und schon aus der Ferne sichtbar sind die beiden sehr nahe bei einander stehenden viereckigen Thürme, Asinelli und Garisende, so genannt nach ihren Erbauern. Italien ist das Land der schiefen Thürme. Auch die genannten beiden Thürme Bologna's, von denen der Asinelli, um das Jahr 1109 erbaut, eine Höhe von 330 Fuß haben soll, der Garisende dagegen, als dessen Erbauungsjahr man 1119 nennt, nur 130 Fuß mißt, stehen schief und neigen sich so gegen einander, daß man versucht werden kann zu glauben, sie müßten jeden Augenblick über einander fallen.

In der wissenschaftlichen Welt hat sich Bologna durch seine berühmte Universität und die zahlreichen großen Männer, welche an derselben theils lehrten, theils auf ihr gebildet wurden, einen unvergänglichen Namen in der Geschichte erworben. Die Universität dieser Stadt, die berühmteste und wahrscheinlich auch besuchteste während des Mittelalters, ward schon 425 von Theodosius dem Jüngeren gegründet. Bedeutend vergrößert im Jahre 1119, ward sie die eigentliche Stätte, wo die

Wissenschaft Schutz und Anerkennung fand, und wo Jahrhunderte hindurch die freie Forschung aufgeklärter Geister den Keulenschlägen der finstersten Barbarei nicht erlag. Was Italien, ja ganz Europa den Weisen Bologna's und den unerschrockenen Lehrern und Lehrerinnen an seiner Hochschule zu verdanken hat, ist lange noch nicht genug anerkannt worden. Ganz besonders verdankt die europäische Rechtsgelehrsamkeit der Universität Bologna jenen hohen und weit verbreiteten Ruf, welchen sie schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich erworben hatte und von da an nach allen andern Ländern Europa's verbreitete. Stolz auf den Ruf ihrer Gelehrsamkeit, schlug die Stadt eigene Münzen, welche die Inschrift „Bononia docet“ (Bologna lehrt) trugen.

Eine eigenthümliche Anziehungskraft für viele Jünglinge mochte die Universität Bologna dadurch haben, daß häufig Frauen, welche akademische Grade sich erworben hatten, selbst als Lehrer das Katheder bestiegen. Als Lehrerin des römischen Rechtes zeichnete sich im vierzehnten Jahrhundert die Tochter eines der gelehrtesten Professoren der Rechtswissenschaft aus. Es war sehr gewöhnlich, daß die Tochter des Vaters Stelle vertrat, wenn dieser die angesetzten Vorlesungen, durch irgend etwas verhindert, nicht halten konnte. Die gelehrte Professorin pflegte dann ihrem lauschenden Zuhörerkreise, hinter einem Vorhange sitzend, die Gesetzbücher zu erklären. Diese Sitte, gelehrte Frauen als Lehrerinnen Erwachsener auf einer Universität zuzulassen, hat sich in Bologna bis auf die neuere Zeit erhalten, wo unter Andern Clotilda Tramboni ausschließlich griechische Literatur vortrug.

Außer der Universität besitzt Bologna noch heute eine Malerakademie, eine Sternwarte, eine Ingenieur- und Artillerieschule, ein spanisches Kollegium, eine medicinisch-chirurgische Gesellschaft und mehrere andere der Wissenschaft und Kunst dienende Institute.

In den nächsten Umgebungen der Stadt liegt auf dem Berge Monte della Guardia das Dominikaner-Nonnenkloster Madonna di San Luca, ehedem und bis in die neueste Zeit berühmt durch ein Madonnenbild, welches der Sage nach von dem Evangelisten Lucas gemalt worden sein soll. Dieses Kloster war von jeher ein überaus besuchter Wallfahrtsort. Damit nun die Gläubigen auf ihrer frommen Bergfahrt weder durch Wind noch Wetter in ihrer Andacht gestört oder gar davon zurückgehalten werden möchten, baute man von der Stadt bis zum Gipfel des Berges einen in seiner Art einzig dastehenden Säulengang, der 654 Schwibbogen zählt. Von diesem zweigt sich ein anderer Bogengang ab, der ebenfalls ungefähr eine halbe Stunde lang ist und nach dem im Jahre 1801 angelegten, von Arkaden umgebenen Campo Santo, dem größten Kirchhofe in Italien, führt, der sich durch eine Menge theils alter, theils neuer Grabmonumente auszeichnet.

Ein anderer nahe gelegener Berg, Paterno genannt, wird häufig besucht der daselbst vorhandenen Schwerspathe wegen, welche die sonderbare Eigenschaft besitzen, daß sie, setzt man sie zuvor längere Zeit den Sonnenstrahlen aus, später im Dunkeln leuchten. Sie führen den Namen „Bolognersteine“ und ihre Leuchtkraft wurde zuerst im Jahre 1602 von einem durch diese Entdeckung berühmt gewordenen Schuhmacher, Namens Vincenzio Cascariolo, beobachtet.

E. W.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Alexandrien.

Der Europäer, welcher mit dem Dampfschiff Triest oder Marseille verläßt, um Egyptenland kennen zu lernen, tritt plötzlich in eine neue Welt. Die Uebersetzung von Europa nach Afrika wird auf der Ueberfahrt wenig vorbereitet und mit einem Male zaubert sich den äußeren und inneren Sinnen ein neuer Erdtheil vor mit neuen Lebensarten und Erscheinungen. So kommt es, daß man bei der Ankunft wie ein Träumender durch die Straßen zieht und auch da überall Etwas zu sehen glaubt, wo wirklich Nichts zu sehen ist.

Vom Meere aus betrachtet, erscheint die egyptische Küste zuerst als ein langer, schmaler, fahlgelber Streifen, ohne irgend welche Erhebung, ja, ich möchte sagen, ohne alle Umrisse, wie ein gewöhnliches landschaftliches Bild sie zu bieten pflegt. Erst, wenn man schon sehr nahe gekommen ist, unterscheidet das Auge die einzelnen Theile des Bildes, und von diesem Augenblicke an gewinnt es rasch mehr und mehr an Anziehung.

Die dunkle Masse, welche man für einen Wald gehalten hat, zertheilt sich in unzählige Windmühlen; ein alter Felsblock am Strande tritt als ruinenhafter Thurm vor das Auge; der blendende, weiße Streifen wird zu einer Häusermasse, über welcher sich so schlanke Minarets erheben, daß sie in einiger Ferne fast dem Blicke entschwinden. Endlich klärt sich auch das einzige Dunkel im Bilde zum Palmenwald und nunmehr wird es dem Reisenden klar in der Seele, daß das Märchenland der „Tausend und einen Nacht", in welchem der Geist so oft sich ergangen, vor dem leiblichen Auge erschaut wird.

Und wirklich märchenhaft wird es dem Nordländer zu Muthe, sobald das Schiff, welches ihn trägt, den gefährlichen Eingang des Hafens hinter sich hat. Eine wahre Flotte von Booten eilt dem ersehnten Fahrzeug entgegen. Halbnackende, sonnenverbrannte Araber handhaben Ruder und Steuer in eiliger Hast, drängen sich kühn an das noch durch die Fluthen schneidende Dampfboot heran, und streiten sich mit Worten und Geberden auf dem offenen Meere. Sobald der Anker gefallen, umschwärmen tausend verschiedene Laute das Ohr, und aus den Kehlen werden Töne laut, von denen man glauben möchte, daß kein Mensch im Stande wäre, sie hervorzubringen und noch viel weniger, sie zu verstehen. Diese eingeborenen Schiffer sind der erste Gruß, welcher das Morgenland dem Sohne des Abends entgegensendet, und krampfhaft fast zieht sich die Brust zusammen,

weil diese Gestalten so gar schlecht übereinstimmen mit denen, welche eine rege Einbildungskraft früher sich ausmalte. Die Bootsleute sind die ersten Araber, mit denen man in Berührung tritt und wie wird man von ihnen behandelt! Als ein Stück Waare wird man betrachtet, von der Falltreppe herunter gerissen, in das Boot geworfen, vollständig seines eigenen Willens beraubt und durch die entsetzlichen Laute so eingeschüchtert oder verblüfft, daß man sogar den Fluch unterdrückt, welcher in gerechter Entrüstung ob solcher Behandlung schon auf den Lippen sitzt. Endlich stößt das Boot vom Dampfer und die durch Leidenschaft verzerrten, braunen Gesichter glätten und vermenschlichen sich allmälig, doch nur auf kurze Zeit. Das Ufer ist erreicht, und von Neuem stürzt eine Rotte der eingebornen Söhne des Landes über den armen Fremdling her. Eine schreiende und schimpfende Bande von Eseltreibern, welche ihre Thiere anpreist und ihre Genossen verhöhnt, drei und vier europäische Sprachen auf der arabischen Zunge umherwälzt und mißhandelt, daß das Wort alle Klangfarbe verliert und mehr errathen als verstanden wird, überfällt den Reisenden wie eine Räuberschaar, balgt sich mit ihm herum, schmeichelt ihm und schimpft ihn, bittet und zankt zugleich, kurz, peinigt ihn so lange bis er auf einen Esel sich setzt und nun wiederum als willenlose Masse auf diesem durch die Straßen gestoßen, von den furchtbaren Gurgeltönen gepeitscht, einem schlechten Wirthshaus überliefert und zum Schlusse noch geprellt wird. Das ist der Willkommensgruß, welchen Alexandrien bietet!

In den ersten Stunden, welche man auf der neuen Erde verlebt, glaubt man aber trotzdem wie von einem „Wachträumen umfangen" zu sein; doch der Traum weicht nur zu bald der Wirklichkeit. Es ist für den Neuangekommenen ein höchst ergötzliches Schauspiel, durch die wogenden, belebten Marktstraßen des arabischen Viertels zu reiten; es bedarf geraumer Zeit, ehe das Auge sich gewöhnt, die so fremdartigen Eindrücke des Bildes aufzunehmen, ehe der durch das Neue so vielfach in Anspruch genommene Geist Zeit findet, das dem unserigen gerade entgegengesetzte Wogen und Treiben des Morgenlandes zu erfassen: aber der Rausch, in welchen die Seele versetzt wird, ist ein kurzer. Denn schon nach den ersten wenigen Schritten, welche man oder vielmehr der Esel, auf dem man sitzt, gemacht hat, vernichten die altbekannten, europäischen Gestalten unter jenen uns so dichterisch erscheinenden der Morgenländer die Poesie der ersten Augenblicke, schleifen die in Träumen sich ergehende, im Märchen selbstständig mitwirkende Phantasie gewaltsam wieder in die Wirklichkeit zurück. Von der Sekunde an, wo man eigentlich festen Fuß gefaßt hat auf dem Lande, d. h., wo man in dem bequem gewohnten Wagen oder auf dem unbequemeren, dafür aber auch ungewohnten Esel Platz genommen hat, vergißt man den schlechten Empfang, der Einem wurde, und gibt sich willenlos den Eindrücken hin, welche allseitig auf die Seele einstürmen. Das durchaus Neue fesselt alle Sinne, und der Traum, in welchen sie sich versenken, ist überaus wohlthuend. Da tritt mit dem schwarzbefrackten Franken die ganze Nüchternheit des Abendlandes wieder vor das Auge und alle Dichtung ist verschwunden.

Der erste Eindruck kennzeichnet Alexandrien, die Stadt und das Leben. In ihr ist weder das eine noch das andere ganz, weder morgenländisch noch abendländisch, weder mohammedanisch noch christlich. Einer Alles vernichtenden Fluth vergleichbar, welche das Land überschwemmt und nur noch einzelne höher gelegene Stellen verschont hat, wälzt Europa seinen Schlamm über das Morgenland und verwüstet da, wo die Fluth zuerst anprallt, das bisher Bestandene. Niemals gibt ein Volk dem Fremdling so ohne Weiteres seinen heimischen Herd preis; zähe hält es vielmehr an der Stätte seiner Geburt fest, und nur nach und nach weicht es vor dem Eindringling zurück, falls es nicht vorzieht, mit ihm sich zu verschmelzen.

Alexandrien ist ein Schlachtfeld, auf welchem jetzt das Morgenland und das Abendland streiten, und seit mehr als zwanzig Jahren gestritten haben. Mehr und mehr weicht das Araberthum, das morgenländische Gepräge, der sogenannten Civilisation. Bereits hat sich Europa ganzer Viertel der alten Stadt der Ptolomäer bemächtigt, und siegreich bringt es weiter und weiter vor. Aber noch ist der Kampf nicht entschieden; noch befindet sich Alles im vollständigsten Wirrwarr. Die eingedrungene Fluth hat bis jetzt nur verwüstet, nicht aber befruchtet; der Schlamm, welchen sie hereingeführt, hat sich noch nicht zu Boden gesetzt, das Gewoge noch nicht geklärt. Die halbreiche, fränkische Bildung und die Europäisirung hat Alexandrien wohl sein morgenländisches Gepräge und damit seinen Reiz genommen, ihm nicht aber auch das Große und Schöne einer europäischen Stadt gegeben, und deshalb ist dieser Hafenplatz der langweiligste und ungemüthlichste Ort, unter welchem ein in geregelten Verhältnissen erwachsener Mensch sich befinden kann. Lieber unter dem Zelt des Beduinen, lieber in der Hütte des Negers als in Alexandrien!

Iskanderia liegt in der Wüste und auf einer von zwei Hafenbecken umgebenen Landzunge, welche sich ungefähr $^1/_4$ Meile weit in das Meer erstreckt. Die heutige Stadt nimmt darum den vierten Theil des Raumes ein, welchen sie zur Zeit der Ptolomäer bedeckte. Nur an wenigen Stellen hat man, seitdem ein Kanal die süßen Fluthen des Nils bis hierher bringt, Gärten und Felder anlegen können: nach den übrigen Seiten hin betritt man die Wüste, sobald man ein Thor der Festung verläßt, oder gelangt, wenn man den schmalen Streifen fruchtbares Land durchschritten hat, welcher zu beiden Seiten des Kanals sich ausbreitet, an den Mareotissee, ein Wasser mehr einem Sumpfe als einem See ähnlich, welches gegenwärtig das Fruchtland der vorigen Jahrhunderte bedeckt. Westlich von Alexandrien und rein östlich erstreckt sich die Wüste meilenweit von der öden Küste des Meeres an. Dort wächst außer den Wüstengräsern nichts, und aus Mangel an süßem Wasser kann wohl auch niemals ein Anbau des Bodens dort Statt finden.

Rings um Alexandrien herum verkünden ungeheure Schuttberge, daß dort früher Straßen und Häuser standen, wo man auch nachgrub, überall entdeckte man Alterthümer. In Alexandrien selbst wird kein Haus gebaut, ohne daß man auf die Trümmer eines alten stieße. Mitten in der jetzigen Stadt liegen Säulenschäfte von bedeutendem Durchmesser, welche man an ihrer Stelle läßt, weil sie nicht schön genug sind, irgend ein Museum zu zieren und dem gewöhnlichen, nüchternen Bedarf des Steinmetzen oder Maurers zu gewichtig erscheinen. Hügel von etwa 80 Fuß Höhe, welche man namentlich nach Südosten oder in Alexandrien selbst findet, bestehen aus nichts Anderem, als dem Schutte der alten Stadt.

Den Neuangekommenen treibt es zuerst, diejenigen Punkte zu besuchen, welche von altvergangener Zeit Kunde geben. Man eilt zu den prachtvollen Obelisken, welche unter dem Namen „Nadeln der Cleopatra" so berühmt sind: zu Blöcken von 71 Fuß Länge und fast 7 Fuß im Durchmesser am unteren Ende, aus einem Stück gehauen, bedeckt mit Bildern, welche mit unnachahmlicher Schärfe in den harten Granit gemeißelt wurden. Man besteigt den Hügel, auf welchem sich die Säule des Pompejus oder, wie die Alterthumsforscher jetzt wollen, die Säule des Diokletian erhebt. Sie ist es ja, welche, dem Minaret einer Moschee vergleichbar, hoch über die Gebäude der Stadt und über den Wald schlanker Palmen emporragt, mehr als 100 Fuß über dem Hügel, auf welchem sie steht; denn der Granitblock, welcher ihren Schaft bildet, ist allein 76 Fuß hoch. Man schifft über

den Hafen hinweg zu den Katakomben und zu den Bädern der Cleopatra, und wenn man auch seine Erwartungen getäuscht sieht, namentlich bei den letzteren, wenn man in den nach Belieben sich ausgemalten Bädern, welche das schöne, stolze, heldenbethörende, schlangentückische und durch die zu ihrem Andenken benannte Viper endende Weib besuchte, um sich den wollüstigen Leib zu frischen — wenn man in ihnen auch nur erbärmliche, aus den Felsen gehauene, 2 Fuß im Wasser stehende Becken mit reinlichem Kiesboden findet: was thut's? Man hat einen Begriff bekommen von Altegyptenland, ein Vorzeichen von Dem, welches man später erschauen wird. Und zugleich hat man noch Eins erreicht: man hat Alexandrien von allen Seiten aus betrachtet und das erste Bild einer morgenländischen Stadt mit allem seinen Sinnesbetrug in sich aufgefaßt, hat sich durch Sonne und Beleuchtung, durch das malerische Aussehen ruinenhafter Gebäude, durch von fern her Grüße winkende Palmenhäupter ein Gemälde vorlügen lassen, dessen Reiz verschwindet, sobald man ihm zu nahe kommt, wohl aber auch entschädigt für alle Täuschung, die man erleidet oder erlitten hat.

In Alexandrien selbst ist nichts zu sehen; — nicht einmal der große, freie Platz ist schön. Vor Jahren nannten wir Europäer diesen Platz von 800 Fuß Länge und 400 Fuß Breite die Sahaara Alexandriens; jetzt ist er wohl mit Bäumen geschmückt, dem ohngeachtet aber noch zu keiner Oase geworden. Unter dem Pinsel unseres Malers stellt er sich als anmuthiges Bild dar, in Wirklichkeit ist er fade und langweilig, wie ganz Alexandrien. Aber er ist dennoch von Interesse für den Nordländer; denn er ist der Mittelpunkt des europäischen Lebens.

Hier stehen die größten Gebäude der Stadt, die Amtswohnungen der Konsuln, ausgezeichnet durch die langen Flaggenstöcke, von denen Sonn- und Feiertags die Farben Europa's wehen, hier finden sich die Gasthäuser, die Kaufläden, das Theater, die Börse, die Post, hier die einzige protestantische Kirche, welche Alexandrien besitzt, von hier aus führen gerade, rechtwinkliche, in einanderlaufende Straßen nach drei Richtungen hin, weiter und weiter vordringend, das Gewirr und Gemasche der arabischen Viertel durchbrechend und diese allgemach zur regelrechten Stadt umgestaltend. Aber auch dieser Platz ist wie Alexandrien selbst: — nicht vollendet, immer noch im Werden begriffen. Er gibt noch heute ein Bild der gezwungenen, bald widerstrebenden, bald sich hingebenden Vermischung zweier Völkergruppen, welche hinsichtlich ihres ganzen Wesens und Seins von einander so verschieden sind wie Feuer und Wasser.

Und dennoch bietet dieser Platz und seine Umgebung dem objektiv Beobachtenden gar Manches dar, was geeignet ist, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Jeder Neuangekommene, und wäre er ein Schwärmer für das Morgenland und sein Volk, vergißt Araber und Araberthum über seinen Landsleuten, den Europäern; denn er lernt durch sie Zustände kennen, welche er sich kaum träumen ließ, Zustände, wie sie jede neue Ansiedelung Europamüder, alt herkömmlichem Gebrauch Ausweichender zu zeigen pflegt. Ungeachtet der im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung noch immer geringen Zahl der Europäer beginnt sich deren Uebergewicht doch mit jedem Tage fühlbarer zu machen. Mohammed Ali, der Mann, welcher den größten Dank der Europäer verdient und den wenigsten erhalten hat, verlieh den nach Egypten Einwandernden vollkommene Glaubens- und Gewerbefreiheit. Das von Mohammedanern bewohnte Land könnte manchem christlichen Staate, was die Duldsamkeit anlangt, als Vorbild dienen, die von den Strenggläubigen unserer Zeit „Heiden" gescholtenen Bekenner des Islahm die blindwüthenden, und doch ohnmächtig Eifernden, die vor keinem Mittel zurückschrecken-

II. DE GROTE PLAATS te AMSTERDAM.

Bibliographisch Instituut in Huizinga's naam

PUBLIC
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

den Frömmler Europa's beſchämen. Die Grundſätze, von denen Mohammed Ali ausging, ſind großartig wie er ſelber es war; aber die Freiheit, welche er gab, iſt zu groß für eine Verſammlung von Schurken, unter denen der rechtliche Mann wie ein Verfehmter erſcheint. Auch Recht und Geſetz ſind in Egypten und zumal in Alexandrien erſt im Werden. Die Europäer haben ihre Beſchützer und Richter in dem Konſul, welcher ihr bezügliches Volk vertritt, aber der Weg von Alexandrien bis zu den Miniſterien des heimathlichen Landes iſt weit und die Gerechtigkeit in Alexandrien nicht blind, ſondern ſchielend nach derjenigen Seite hin, welche Gewinn verſpricht. Noch heutigen Tages leben die Europäer in vollſtändiger Anarchie und ſelbſt diejenigen Konſuln, welche es ehrlich und redlich meinen, haben dieſe Anarchie noch nicht bewältigen können.

Es iſt nicht zu verkennen, daß ſich die Verhältniſſe der in Egypten lebenden Europäer mit jedem Jahre beſſern: — aber noch im Frühling des Jahres 1862 ging eine Geſellſchaft von Franzoſen und Deutſchen, unter denen ſich der Schreiber dieſer Zeilen befand, nur mit dem Revolver in der Taſche aus, und zehn Jahre früher war es am hellen Tage nicht rathſam, gewiſſe Straßen des europäiſchen Viertels zu betreten. Namentlich aus Italien iſt in der Neuzeit der Abſchaum des Landes nach Egypten gegangen, und die ſeit uralten Zeiten berüchtigten Griechen oder auch die Malteſer gelten mit Recht neben dieſem italieniſchen Geſindel als der Auswurf Europa's. Kein Jahr vergeht, ohne daß die Geſchichte Alexandriens mehrere der gröbſten Verbrechen zu verzeichnen hätte! Ueber die nicht minder abſcheulichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit, gegen gute Lebensart ſchweigt dieſe Geſchichte ganz, weil ſie die Menge des Stoffs nicht zu bewältigen vermöchte. Nicht blos *einmal* iſt in Alexandrien Mord vorgekommen, *ohne* daß der Mörder beſtraft worden wäre: feige Meuchler ſind durch ihre eigenen Konſulate bedeutet worden, Egypten zu verlaſſen, weil der Richter erfuhr, daß der dem Geſetz Verfallene und dennoch Freigegebene von der Blutrache bedroht wurde. Zu Zeiten nimmt der Diebſtahl ſo überhand, daß die allerſonderbarſten Vorkehrungen getroffen werden müſſen. Noch im Jahre 1852 fand man allwöchentlich Morgens Menſchen in den Straßen, welche durch Dolchſtöße entweder getödtet oder doch ſchwer verwundet worden waren: *die Thäter waren nur Europäer.*

Dieſe traurigen Zuſtände werden Dem, welcher das Leben der Europäer in Alexandrien kennen lernt, leicht begreiflich. Das Klima und der leichte Gelderwerb fördern den Hang zum Müßiggang mehr, als ein ungebildeter, ungeſitteter Menſch ertragen kann. Für den Handel iſt das mittelländiſche Meer nur ein kleines Binnenwaſſer, und die Weinberge Spaniens, Frankreichs, Italiens und Griechenlands ſind nahe genug, um die durſtige Kehle des Müßiggängers zu erfriſchen. Bald wird aus dem Tagedieb ein Lump, aus dem Lumpen ein Gauner, aus dem Gauner ein Spitzbube und Mörder. Und nicht nur die ſogenannten „*gemeinen*" Leute ſind verrufen wegen ihrer Sittenloſigkeit: die Vornehmen, d. h. in Alexandrien Diejenigen, welche mehr Geld als andere Leute haben, ſind mindeſtens ebenſo ſchlecht als jene. Viele ſind erſt durch Verbrechen, durch Wucher, betrügeriſchen Bankerott reich geworden, vielleicht auch durch ein zur rechten Zeit gemiſchtes Piſtolchen: gibt es ja doch keine Todtenſchau, und muß doch die Leiche ſo ſchnell als möglich begraben werden! Dem Reichen wird in Alexandrien Alles verziehen. Das Leben eilt ſo ſchnell, iſt ſo vielfachem Wechſel unterworfen, daß das Geſtern wenig kümmert. Der Kaufmann, welcher heut wegen betrügeriſchen Bankerotts in Unterſuchung ſteht, kann morgen irgend wo in Egypten am rothen Meere, z. B. in Maſſaua, Konſul ſein!

Sowie das Leben nach Außen hin sich zeigt, ist es im Innern der Familie. Die Treulosigkeit der Alexandriner ist zum Sprüchwort geworden. Sorgfältig wacht die egyptische Creolin über ihren Ruf, so lange sie unverheirathet ist; hat sie jedoch einen Mann dauernd an sich gefesselt, dann treibt sie es so, als wollte sie das Versäumte nachholen. Daß die Männer um kein Haar besser sind als die Frauen, versteht sich von selbst: in Alexandrien spricht man aber gar nicht von der Treulosigkeit der Männer, man redet nur von Frauen: es ist „pikanter!"

Rechtlich denkende Europäer, denen diese Verhältnisse bekannt sind, suchen ihnen so viel als möglich zu entgehen. Die Deutschen z. B. wählen sich, wenn sie zu etwas Vermögen gekommen sind, fast immer eine Lebensgenossin, welche ihnen das den Uebrigen fehlende Glück in der Ehe zu bieten verspricht: sie holen sich aus ihrer Heimath ein Weib nach Egypten. Fast darf man behaupten, daß die Deutschen und die Engländer, welche ebenfalls sehr an den heimischen Sitten festhalten, die einzigen glücklichen Europäer Alexandriens sind. Alle die Mischlingsehen der hier vereinigten verschiedenen Völkerschaften Europa's schlagen gewöhnlich nicht zum Guten aus; und noch schlimmer ist es, wenn ein Europäer es sich einfallen läßt, mit Koptinnen und Araberinnen, oder, wie es oft genug geschieht, mit gekauften Sklavinnen in wilder Ehe zu leben. Solche Frauen sind in den meisten Fällen noch schlimmer als jene, welche sie vermeiden wollten: selbst die Italienerinnen haben noch immer viele Vorzüge vor diesen morgenländischen Weibern voraus. Wenn man sich die oft bethörende Schönheit der Levantinerinnen wegdenkt, bleibt unendlich wenig übrig, und der Anfangs in süßen Rausch der Sinne versetzte Ehemann lernt gar bald den nackten Werth kennen. Aber auch hier scheut regelmäßig nur der Gebrannte das Feuer. Die meisten neuangekommenen Europäer rennen fast blindlings in ihr Verderben. Am besten sind noch diejenigen daran, welche sich mit einer Koptin auf Zeit verheirathen, d. h. eine Art von Ehevertrag abschließen, welche es ihnen jederzeit erlaubt, sich von dem Weibe zu trennen, falls der vermeintliche Engel sich in einen Dämon verwandeln sollte. Zwischen Europäern und solchen Koptinnen gibt es wenigstens immer noch ein Band: das Christenthum; dieses Band aber fällt weg, wenn ein Europäer, wie gar häufig geschieht, eine Verbindung mit einer Araberin eingeht. Eine solche zeigt sich von vorn herein als eine liederliche Weibsperson; denn nur die schnödeste Gewinnsucht fesselt sie an einen Ungläubigen; ja sie konnte gar nicht mit einem Europäer bekannt werden, wenn sie nicht schon früher ein aller Zucht und Sitte arabischer Frauen bares Weibsbild war. Früher war es geradezu undenkbar, unmöglich, daß eine rechtliche Araberin vor einem fremden Manne, sei er Christ oder Mohammedaner, entschleiert sich zeigte; die letzten zehn Jahre aber haben in Egypten Unglaubliches geleistet, und die alte arabische Zucht und Sitte, welche ihr sehr Gutes hatte, ist fast gänzlich geschwunden. Seitdem der eiserne Weg die beiden Hauptstädte Egyptens verbindet, hat das eigentliche Araberthum einen Umsturz erlitten, dessen Folgen sich noch gar nicht absehen lassen. Schon das Eine ist schlimm genug: aus den züchtigen Frauen des Delta's sind Metzen geworden! Es ist als ob ein Pesthauch von der Eisenbahn ausströme, rechts und links von diesem Schienenwege ist die alte Sitte ganz geschwunden. Heutzutage kommen Verbindungen zwischen Europäern und Araberinnen häufig vor; noch vor zehn Jahren waren sie selten, aber schon damals richteten sie jedesmal den Mann zu Grunde. Doch wir wollen die verschiedenen Verhältnisse, welche gerade in Alexandrien zwischen den fremden europäischen Männern und den verschiedenen Frauen, welche diese Stadt vereinigt, nicht weiter verfolgen; denn die Bilder, welche sich uns aufrollen würden, sind gar zu traurig, und in dem Vorstehenden ist eigentlich schon genug gesagt.

Mit dem liederlichen Lebenswandel der Alexandriner geht ein außergewöhnlicher Luxus Hand in Hand. Alle europäischen Erzeugnisse sind in Alexandrien selbstverständlich theurer als in Europa, aber auch die sonst in Egypten so billigen Lebensmittel stehen hoch im Preise. Die nächste Umgebung von Alexandrien erzeugt nichts, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse müssen also von weit herzugeführt werden. Das Brennholz kommt aus Syrien, Anatolien und Kleinasien herüber; die Theuerung des Fleisches steigert den Preis der so häufigen Fische; die wenigen Gärten, welche bis jetzt entstanden sind, genügen, was die Erzeugung von Früchten anlangt, nicht dem zehnten Theil der Einwohnerschaft. Wie überall, sind auch hier die Lebensmittel der Maßstab der Preise für alles Uebrige. In Alexandrien muß viel verdient werden, weil man viel braucht, und weil man größere Summen leicht verdient, braucht man viel. Der Luxus tritt hier in wahrhaft lächerlicher Weise zu Tage. Man schleudert das Geld, so zu sagen, zum Fenster hinaus, versucht Alles auf die Spitze zu treiben, ruinirt sich, versumpft, verfault im Schmutze der unedelsten Armuth oder schwingt sich wiederum durch dieses oder jenes Verbrechen empor. Das ist in Alexandrien der Lauf der Welt.

Die ganze Last solches Lebens muß schließlich der Handel tragen, und er ist bis jetzt auch noch immer eine sichere Quelle zur Erwerbung eines gewissen Reichthums. Wenig außereuropäische Hafenorte stehen in so regelmäßiger Verbindung mit Europa als Alexandrien. Dampferlinien, welche in Alexandrien zusammenlaufen, durchschneiden nach allen Richtungen das mittelländische Meer. Im Winter sieht man oft vier- bis fünfhundert Schiffe im alten Hafen liegen. Gegenwärtig gibt es auch Telegraphenlinien nach Europa, nach Suez, Oberegypten u. s. w. Man hat eine geordnete Briefpost zwischen den Hauptstädten des Landes und Europa: kurz für das Nothwendigste ist gesorgt. Und wenn die arabische Liederlichkeit und Gleichgültigkeit auch allen diesen europäischen Anstalten aufgeprägt erscheint, geht doch das Ganze so leidlich seinen Gang.

Nach dem Mitgetheilten wäre es überflüssig, von dem arabischen Leben Alexandriens zu reden. Dasselbe hat kein Gepräge, keine Eigenthümlichkeit mehr. Wer es kennen lernen will, muß nach Kairo wandern: diese alte Saracenenstadt wird sich noch Jahrzehnte hindurch ihren Charakter erhalten, und eben weil sie durchaus noch ein Ganzes und Einiges ist in ihrer Art, erscheint ihr gegenüber Alexandrien so traurig, so langweilig.

B.

Admont.

Wenn erst dem Erfindungsgenie eines Wilhelm Bauer der große Wurf gelungen, in seiner Taucherkammer auf den Grund unserer Seen und Meere hinabzusteigen und bis heute seit aller Menschen Tagen Verborgenes und Verschlossenes von irdischen und geistigen Schätzen an das Licht zu fördern, das Telegraphenkabel sicher um die Hüfte der Erde zu legen, wenn dieser große Wurf für die Erforschung und Ausbeutung der Tiefen gelungen ist: dann soll — so hat uns Bauer verheißen — eine zweite große That uns auch das Reich der Lüfte erschließen, und dann, wenn ihn mit unserem Freunde Friedrich Hofmann, dem unermüdlichen und unerschrockenen Schildknappen des leider immer noch fahrenden Ritters deutschen Erfindungsgeistes, der Mantel des Faust zum ersten Male über den Scheitel des Montblanc, über die Granitmauern und Eiszinnen der Völkergrenzen hinweggetragen haben wird, — dann werden wir unsern Lesern die Alpenbilder aus der Vogelperspektive zeigen, wie uns Freund Hofmann versprochen hat.

Wird man dies Versprechen für einen Ausbruch von Phantasterei erklären? Wird man dies heutzutage noch wagen? — Freilich, wenn irgendwo, so ist es in Deutschland, wo der Zweifel noch ein weites Gebiet besitzt. Da fährt er im weitbauschigen Mantel einher und legt sich auf Alles, was der Kleinlichkeit ärgerlich, dem Schlendrian unbequem, der Eitelkeit anstößig, der Gewalt verdächtig ist, ja, man zweifelt, um sich von einer Sache fern halten zu können, welche nicht blos die Neugierde befriedigt, sondern Theilnahme fordert, zum Wirken aufruft, oder — das Aeußerste! — an den Geldbeutel appellirt. Nur so, nur unter des Zweifels Mantel, in welchen die Gleichgültigkeit sich am liebsten verhüllt, konnte es geschehen, daß noch heute W. Bauers Erfindungen in Deutschland nicht zur Ausführung gedeihen konnten, während bereits die Amerikaner in selbstmörderischer Beflissenheit sie auszunutzen beginnen — die schwimmenden Revolver-Batterien nämlich. Der Leser verzeiht uns diese Abschweifung; sie sollte nur die ehreneifersüchtigen deutschen Herzen daran erinnern, daß, je früher die Taucherkammer in das Meer sinkt, um so früher das Schiff in die Lüfte steigt, und um so früher glänzt dann das Universum mit den ersten „Alpenbildern aus der Vogelperspektive".

Bis dahin aber, so lange die Berge noch im Schweiß des Angesichts erstiegen und die Thäler mit vieler Tage Fleiß und Mühe gemessen werden müssen, wird es der ehrliche Schriftsteller vorziehen müssen, seine Leser den bequemen Weg durch die herrlichen Thäler zu führen und sie die Bergriesen von den Fußzehen aus bewundern zu lassen. Auf diesem Weg wollen wir heute auch nach unserm nächsten Ziel, Admont, gelangen.

Bekanntlich nennt man den Theil der Eisenärzer-Alpen in Steiermark, welcher von Rottenmann an, der berühmten Sensen-Stadt im Kreise Judenburg, das Ennsthal entlang, zwischen dem sogenannten Todtengebirg nordöstlich vom Grundel-See und der hinterm Hochthor nach Norden sich wendenden Enns, sich bis zur Grenze von Oberösterreich ausdehnt, das Admonter-Gebirg. Es gehört ganz der Alpenkalkformation an und tritt als solches auch in seiner äußern Erscheinung allenthalben dem Wanderer entgegen: so hell und frisch voll organischen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Lebens die Thäler ſind und die Berge, ſo weit die Flora der Erde noch eine Wurzel aufzwingen kann, ſo trotzig ſchaut über dieſe Grenze hinaus das Gebirg über Wald und Alme in die Thäler herab. Ein- bis zweitauſend Fuß hoch erheben ſich kahl und grau die Häupter und Rücken der Berge in den wunderlichſten Formen, bald als ſägeförmige Zinken, bald als Pyramiden, bald als Thürme und zuweilen als ganz unnahbare Gipfel, zwiſchen denen Schlünde und Abgründe dem kecken Steiger drohen; einzelne Häupter deckt ſogar noch im Sommer der Schnee und verherrlicht ringsum Auf- und Untergang der Sonne.

Dieſes ſchöne Bergland wird vom Thal der Enns durchzogen, das die lieblichſten Reize an der Stelle entfaltet, welche die alten klugen Mönche zu einer bleibenden Heimſtätte ſich erkoren. Wo hätte ſich in jener alten guten Zeit nicht eine fromme Gräfin gefunden, wenn es galt, Mittel zu etwas Stattlicherem „zur Ehre Gottes" aufzufinden, als etwa ein Chriſtenmenſch von geringerem Adel und Reichthum hätte bieten können. Die frommen Gräfinnen ſpielen eine große Rolle in den Stiftungsgeſchichten; ſie ſind der Schmuck der höheren geiſtlichen Romantik der lieben Ritterzeit. Eine ſolche Gräfin war auch Emma von Friesach und Zeltſchach. Sie ſetzte den Erzbiſchof Balduin von Salzburg in den Stand, den Grund zu einem prächtigen Gotteshaus ad Montes zu legen, nach welcher lateiniſchen Bezeichnung ihrer Gebirgslage die Benediktinerabtei ihren Namen erhielt und auf den Ort übertrug, der in ihrem Schatten ſich anbaute. Gewöhnlich wird Erzbiſchof Gebhard als Gründer genannt, weil unter ihm wahrſcheinlich die Kirche vollendet wurde; der ganze Bau der ſehr großartigen Anlage des Stifts iſt nie fertig geworden, obwohl bis 1779 daran gewirkt worden iſt. Zum Theil ſind die vielen ſchlimmen äußeren Widerwärtigkeiten daran ſchuld, denn nur zu oft iſt das Kloſter von der Enns und vom Adel räuberiſch überſchwemmt und verwüſtet, von Bayern und Bauern gebrochen und geplündert worden. Gegenwärtig erfreut es ſich einer göttlichen Ruhe in ſeiner irdiſchen Herrlichkeit. Nachdem das Gymnaſium ſammt dem theologiſchen Hauptſtudium, das ehedem mit dem Kloſter verbunden war, im Jahre 1821 nach Judenburg verlegt iſt, weht wieder die Weihe ungetrübten Friedens durch das ganze heilige Gebäude, ſie erfüllt den prachtvollen Bibliothekſaal mit ſeinem ſinnreichen Deckengemälde, das die Vereinigung der Künſte und Wiſſenſchaften darſtellt, mit ſeinem weißen und blauen Marmorboden, der wieder ſorgſam geſchont wird, mit ſeiner ſäulengeſchmückten Gallerie und ſeinen 20,000 Bänden ſammt allem Kuriositätenſchatz der Gelehrſamkeit; dieſe Weihe des Friedens durchweht auch das Naturalienkabinet und nicht minder die Gemäldeſammlung mit ihren Caraccis, Altomontes, Altdeutſchem und Glasmalereien. Mit dieſem Frieden betreten wir auch die Kirche mit ihren elf Altären und ihrer Orgel von Chriſmann. Dieſer Friede verläßt uns erſt, wenn wir aus dem Kloſter in den Marktflecken treten, wo die Leute arbeiten müſſen, um zu leben.

Dieſer Markt Admont gehört zu den Eiſenfreſſern des Gebirgs, denn von den etwa 1000 Admontern gehört die Mehrzahl, ſo weit die Kraft der Arme hinreicht, zu den Arbeitern in den Hacken-, Senſen- und Sicheln-Schmieden.

Der Naturfreund, welchen ſein glücklicher Fuß in dieſes abgeſchiedene Paradies führte, wird es nicht verſäumen, auch das Schloß Röthelſtein und das reizende Jagdſchloß Kaiſerau ſowie den Natterriegel und Buchſtein zu beſteigen und durch das Johnsbacher Felſenthal bis zum Geſäuſe vorzudringen, einer wilden Felſenſchlucht, durch welche die Enns den beſchwerlichen Weg in eine beſſere Zukunft ſucht.

Der päpstliche Palast in Ferrara.

Ferrara ist eine italienische Stadtleiche, ein verödeter mittelalterlicher Kulturſitz, der, trotz seiner 26,000 Einwohner, auf den Fremden den Eindruck der Verlassenheit hervorbringt. Einst war es in diesem an herrlichen Palästen und schönen Bauten noch jetzt reichen Platze anders, als der päpstliche Palast von Ferrara noch von den Herzogen von Este bewohnt wurde und Palazzo ducale hieß. In diesem Palast spiegelt sich das Schicksal der ganzen einst so bedeutenden Stadt und eines guten Theils Italiens. Als die Herzöge von Este noch in ihm hausten, war er ein Sitz mittelalterlicher Pracht, zugleich aber auch ein Zufluchtsort der Musen, die hier die Leier Ariost's und Tasso's stimmten. Damals zählte Ferrara unter die reichsten, größten und schönsten Städte Italiens und hatte eine Bevölkerung von 100,000 Seelen. Seine Lage in einer Niederung des Po ward von der betriebsamen Bevölkerung jener Zeit dazu benutzt, seine Umgebungen durch zahlreiche Kanäle und kunstvolle Wasserleitungen in einen Garten zu verwandeln. Herrliche Olivenwälder, immergrüne Wiesen, von Getreide strotzende, mit Reben umrankten Ulmen durchzogene Felder umflochten die volkreiche Stadt mit einem freundlichen Kranz. Jetzt umlagern sie endlose Sümpfe, deren giftige Ausdünstungen Fremde und Einheimische als schleichende Fieber überfallen. In dem stolzen Fürstenschloß von Ferrara fand der vom Papste verfolgte, unsterbliche Dichter Tasso gastliche Aufnahme. Ihm zum Unheil schlug sein Herz zu laut für die schöne Fürstin Eleonore. Anstatt vor der neuen Gefahr zu fliehen, sog sein Auge sehnsüchtiges Entzücken an der hohen Frauengestalt, der von den Huldgöttinnen kein Reiz, keine Anmuth versagt war. Das ward als ein Bruch des Gastrechts angesehen, und die Eifersucht warf den unglücklichen Dichter in den Kerker, wo er von 1579—86, acht lange Jahre, schmachtete. Ob er, als seine Glieder Ketten umklirrten, das Haus Este und seinen prunkenden Hofstaat zu Ferrara verflucht? Fast sollte man es, wenn man jetzt Ferrara betrachtet, glauben, denn man wird da unwillkürlich an Uhlands herrliches Gedicht: „Des Sängers Fluch" erinnert. Mit der Herrlichkeit des Fürstenglanzes nahm es auch bald ein Ende, denn schon 1598 riß der habgierige Papst Klemens VII. das Herzogthum Ferrara an sich. Was ist Fürstenherrschaft gegen die Willkür und Vergewaltigungssucht der Pfaffenwirthschaft! Wer je die trostlose Einöde der römischen Campagna betreten und ihren Fieberhauch geathmet, der, aber nur der vermag zu beurtheilen, was es heißt, unter dem Krummstab des Papstkönigs zu leben. Unwillkürlich summen Einem da die Worte der heiligen Schrift von der Wüste, durch die der böse Geist irrt, in die Ohren. Der Tyrann soll noch geboren werden, der es verstünde, mit den römischen Papstkönigen um die Wette Land und Leute zu verderben. Seit 1598 haben sich die blühenden Gefilde um Ferrara in Sümpfe

Der [illegible] Palast [illegible]

[illegible]

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

verwandelt, seitdem sind die stolzen Paläste dort verfallen und haben ihren Glanz mit dem Moder der Ruinen vertauscht, seitdem ist die Bevölkerung der einst so lebhaften Stadt von 100,000 auf 26,000 Seelen herabgesunken. Ein Reisender, der Ferrara 1850, als es noch kein Königreich Italien gab, besuchte, schildert den Eindruck, den es auf ihn hervorgebracht, mit den kurzen Worten: „Die Mönche und die vermummten Mitglieder frommer Brüderschaften, die mir während meines mehrstündigen Aufenthaltes in Ferrara in Schaaren zu Gesicht kamen, rechne ich gerade nicht zu den Sehenswürdigkeiten. Es schien mir in der That hier Alles einen so entschieden geistlichen Anstrich zu haben, daß ich mich einigermaßen wunderte, daß der Schaffner des Eilwagens kein Abbate und der Postillon kein Kapuziner war". Der geistliche Anstrich der Stadt verhinderte, nach demselben Reisenden, übrigens nicht, daß die Umgegend und namentlich die Straße nach Bologna von Raubgesindel wimmelte. Das Brigantaggio ist ja hauptsächlich eine Frucht der Pfaffenwirthschaft, und ohne daß Rom die Hauptstadt Italiens ist, wird es auch in den unglücklichen neapolitanischen Provinzen kein Ende nehmen, in welche der fromme Antonelli, dessen Oheim bekanntlich selbst ein Räuberhauptmann war, die mit dem St. Petrespfennig bezahlten und ausgerüsteten Briganten schickt. Und wie viele dumme deutsche Michel steuern noch heutigen Tages zum St. Petrespfennig bei! Im vergangenen Jahre erst ist es der Regierung des Königreichs Italien und der großen patriotischen Hingebung der Nationalgarde gelungen, die Räuberbanden, die zwischen Ferrara und Bologna ihr Wesen trieben, auszurotten. Wo die Pfaffenwirthschaft und der Despotismus solche Erbschaft hinterlassen, da braucht man sich nicht zu wundern, daß nun nicht gleich Italien das gelobte Land werde. Mit dem Kanonendonner von Solferino hat Ferrara seine neueste Epoche begrüßt, indem es das päpstliche Joch abschüttelte. Seitdem ist der ursprünglich herzoglich estensische, dann päpstliche Palast, das Stadthaus geworden, auf dem die Trikolore mit dem Kreuze von Savoyen lustig flattert. Der Fluch des Dichters ist gesühnt, ein neues Leben erwacht, das Leben gesetzlicher Freiheit, das den Segen der Arbeit kennt und die unter der langen Geistesknechtung in Sümpfe verwandelten Felder wieder in blühendes, fruchtbares Land verwandeln wird. Ich sagte, daß Ferrara jetzt eine Stadtleiche sei. Aber der göttliche Hauch, der die Wiedergebnrt Italiens zu Stande gebracht, beginnt doch schon die ersten galvanischen Zuckungen neuen Lebens in ihr wieder hervortreten zu lassen. Die Eisenbahn verbindet Ferrara jetzt mit Ancona und führt ihm vom Meere neuen frischen Verkehr zu. Da, wo das Dampfroß der Lokomotive schnaubt, setzen sich die Keime zu neuem Emporblühen städtischen Lebens schnell an. Die Klöster sind bereits zum Theil in Kasernen verwandelt oder werden zu Fabrikanlagen benutzt, und ihre früheren Bewohner sind, wenn sie nicht mit der mageren Pension aus der Cassa ecclesiastica (Kirchenkasse) fürlieb zu nehmen für gut finden, gezwungen, irgend einen nützlichen Berufszweig zu ergreifen. Mit der Entvölkerung der Klöster geht die Entvölkerung der Gefängnisse Hand in Hand, denn die öffentliche Moral hebt sich überall, wo die Asyle gottseligen Nichtsthuns, die das Sprüchwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang" nur zu sehr bewahrheiteten, aufgehoben werden. Wann wird erst das letzte Kloster auf deutschem Boden geschlossen werden? Italien ist uns jetzt schon in manchen Stücken voraus, und doch hatte ein Theil der traurigen Majorität des deutschen Parlaments zu Frankfurt am Main im Jahre 1848 die Stirn, Italienern und anderen Völkern das Recht freier nationaler Existenz abzusprechen. Deutschland hat den Fluch jener wahnwitzigen Aussaat in den traurigen Reaktionsjahren bitter einernten müssen. Und doch gibt es immer noch genug deutschthümelnde sogenannte Großdeutsche, die

davon phantasiren, die nichtdeutschen Völkerschaften Oesterreichs mit Hülfe des Korporalstocks und ähnlicher Kulturmittel zu germanisiren. Nur Bedientenseelen können wünschen, Andere zu knechten, der für die Freiheit reife Mann gönnt Jedem das gleiche Recht. Gebe Gott, daß wir Deutsche den Schlachtruf Garibaldi's: „Solidarität aller Völker" annehmen und uns nicht länger von offiziellen und offiziösen Scribenten bethören und im Interesse des dynastischen: divide et impera zum Prügelknecht anderer Nationen gebrauchen lassen. Deutschland wird nur dann frei und einig werden können, wenn es sich an die italienische und slavische Bewegung anschließt, statt dieselbe und in ihr sich selbst zu bekämpfen. — In Ferrara residirt jetzt auch, wie in den meisten italienischen Städten, ein Comitato di soccorso della libera stampa (Hülfscomitée der freien Presse), das ein Kapital durch regelmäßige freie Beiträge sammelt, um damit eine gänzlich unabhängige Presse zu unterstützen und ihr jene reichen Fonds zu Gebote zu stellen, über welche sonst nur offiziöse Blätter verfügen. Diesen Comitati di soccorso della libera stampa verdankt Italien seine wahrhaft freie Presse, die trotz eines Ministers Rattazzi, der gar gern den Bismark Italiens gespielt hätte, sich nicht einschüchtern läßt in ihrem beständigen Kampf für größere Ausdehnung der Volksrechte und baldige Ergreifung der Initiative zur gänzlichen Einigung der Nation. Diese Comitati lassen aber auch aus ihren Vereinsmitteln Bücher drucken, die sich besonders zur Belehrung und Aufklärung des Volkes eignen, oder unterstützen Buchhändler, die sich der Herausgabe und Verbreitung solcher Bücher widmen. Auch das verdiente in Deutschland nachgeahmt zu werden. Es würde die sicherste Garantie für wahre Freiheit der Presse sein, über deren Bedeutung Sheridan im englischen Parlament sich einst in den treffenden Worten ausließ: „Lieber kein Parlament, lieber keine Ministerverantwortlichkeit und kein Steuerbewilligungsrecht, aber eine freie Presse, denn mit dieser würden wir uns gar bald alle anderen Freiheiten zu erringen im Stande sein." —

Wer Ferrara besucht, möge nicht unterlassen, das Haus Ariost's und sein jetzt in der öffentlichen Bibliothek ausgestelltes marmornes Grabmal zu besuchen. Wem es aber gelüstet, den Kerker Torquato Tasso's kennen zu lernen, muß dem Armenhospital einen Besuch abstatten. Wenn er dann wieder durch die schönen, marmorgedielten Säle des alten Herzogsschlosses pilgert, erscheint ihm vielleicht das Bild der holdseligen Eleonore, das einst einen Dichter bezauberte und von dem man längst nicht mehr wissen würde, daß es so schön gewesen, wenn ein Tasso nicht seinetwegen in die Nacht des Kerkers gestiegen wäre, in jene Nacht, in der das schöne Italien so lange lag. Doch nun dämmert ja das helle Morgenlicht über dem herrlichen Land, das bald neuer Waffenklang durchrauschen wird, denn die letzten Schlachten müssen geschlagen werden, um die Pforten Roms zu öffnen und Italien in Wahrheit zu einigen.

Eduard Rüffer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

[illegible]

VON DER FEUERSAGE GESEHEN

Wolfgraph Institut in Nürnberg

[illegible]

VON DER FEUERSAULE GESEHEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Nachts auf der Feuersäule.

(London.)

Wir haben Alle von der Wolkensäule gelesen, welche den Kindern Israels Tages in der Wüste voranzog, und von der Feuersäule, welche ihnen Nachts den Weg wies. Von dieser Feuersäule wollen wir hier nicht reden. —

Am Fuße von Fischstreet-Hill, in der City von London und in der Nähe ihrer größten Brücke, über jenen tiefen Straßen am Wasser, durch welche fortwährend das Getöse von hunderttausend Rädern donnert, während an ihren Außenrändern die brausenden Dampfschiffe und die schwerbeladenen Frachtkähne gehen: da steht eine hohe Säule. Sie ist schwarz und verwittert von Ruß und Alter. Ihr Sockel trägt eine verwischte lateinische Inschrift, und ihrem Haupte entspringen stachelgleich hunderte von goldenen Spitzen. Das ist das berühmte „Monument", die Feuersäule von London; und von dieser Feuersäule wollen wir hier reden. —

Als London im Jahre 1666 — ein Jahr nach der furchtbaren Pest — der „Krankheit", in welcher 100,000 Menschen gestorben waren — fast gänzlich in Schutt und Asche versank (es brannten 13,000 Häuser und 89 Kirchen ab), da sollten die Katholiken die Stadt angezündet haben, wie des alten heiligen Römischen Reichs Brunnen jedesmal von den Juden waren vergiftet worden, wenn eine jener granenhaften Seuchen verheerend durch die Lande zog, die Städte verödend und nicht so viel Lebendige zurücklassend, als nöthig waren, um die Todten zu begraben. Eine darauf bezügliche Inschrift zierte fast zweihundert Jahre lang den Sockel der Säule, und ist auf der sechsten Platte von Hogarth's „fleißigem und faulem Lehrjungen" noch zu lesen, wie folgt:

> „Diese Säule ward aufgerichtet zum ewigen Gedächtniß jenes höchst schrecklichen Brandes dieser protestantischen Stadt, angelegt und ausgeführt durch die Verrätherei und Bosheit der papistischen Partei, Anfangs September im Jahre unseres Herrn 1666, um ihren schauderhaften Plan in's Werk zu setzen: die protestantische Religion und englische Freiheit zu vertilgen und Papstthum und Sklaverei einzuführen."

Fast zweier Jahrhunderte, wie gesagt, bedurfte es, ehe der Gemeinderath von London den Beschluß faßte, dieses Aergerniß fortschaffen zu lassen; und heute züngeln nur noch die symbolischen Flammen von der Spitze himmelan, während die großen, schwarzen Buchstaben am Sockel verwischt sind.

Es ist eine 354 Fuß hohe, steile, schwindliche Treppe, die sich im Innern dieser Säule emporschlängelt, ganz in schwarzem Marmor, finster, eiskalt. Sie

führt zu einem kleinen Balkon empor, welcher mit einem eisernen Käfig umgittert ist. Denn zu einer Zeit übte diese schwindelnde Höhe einen eigenen Reiz auf verstörte Gemüther und sechs Personen stürzten sich nacheinander von derselben in die Straßentiefe hinunter: ein Weber, ein Bäcker, ein Jude, ein Knabe und zwei Mädchen von 17 Jahren. Da man fürchtete, daß diese Todesart populär werden möchte, so umgitterte man den Balkon; seitdem sucht die Verzweiflung und der Lebensüberdruß wie früher wieder den Themsschlamm oder das kühle Bette des Serpentian auf, und die Feuersäule steht leer. Denn obgleich sie zu den „Sehenswürdigkeiten" von London gehört, so erinnere ich mich doch weder hier noch im Themsetunnel, einer andern Sehenswürdigkeit, einen wirklichen lebendigen Londoner angetroffen zu haben. Einige verlorene Provinzler, zwei Soldaten sammt ihren „Schätzen", die einen Feiertag machten, und ein Mann, welcher aussah, als ob er es noch einmal probiren wolle, ob man sich nicht doch durch die Eisengitter von der Säule hinabstürzen könne — das waren so ziemlich alle Menschen, die ich bei meinen wiederholten Wanderungen auf dieser „Sehenswürdigkeit" antraf. —

Und doch ist es ein pompöser Platz, da droben, auf dem kleinen Balkon, welcher um die Säule herläuft, viele hundert Fuß hoch über der Welt zu stehen, scheinbar von Nichts getragen, als den Lüften, welche auf gleicher Höhe mit den schwarzen zahllosen Dächern und den Tausenden von Schornsteinen, wie ein düsterer Riesenwald, schon zu gräulichen Nebelfratzen zusammenquirlen. —

Aber plötzlich zuckt es glührоth durch die dumpfen Straßen, welche die Riesenstadt von Nord nach Süd und von Ost nach West wie eine bleierne Mauer umschließen. Es ist die Zeit des Sonnenuntergangs. Und das ist die Zeit, um die im Winter zuweilen eine kolossale purpurne Kugel zum ersten und letzten Mal auf Momente am Londoner Horizonte, tief im Westen, erscheint. — Es ist die untergehende Sonne. Was aber ist alle Gluth und Pracht morgenländischer Feenpaläste, was sind Wüstenvisionen und geträumte Meerstädte gegen das Bild Londons im Glanze der untergehenden Wintersonne! Der Schleier, welchen Nebel und Dunst wie eine große wogende See darum gewoben, hüllt Alles in ein flimmerndes Goldnetz, hier und da nur von rosig-schwebenden Inseln durchbrochen; und wenn ab und zu ein Lufthauch darein weht, so zuckt's auseinander, und aus den flatternden Streifen tauchen herauf, wie eine Fata Morgana aus der Meerestiefe, majestätische Dome, prächtige Kuppeln, hohe Thürme, weitgespannte Brücken, stattliche Paläste — der Fluß mit dem wogenden Mastengehölz, stundenlange Straßen und Menschen in endloser Schaar. Alles in rosig-bläulichem Dufte schwimmend — verschwimmend. Und nun schließt sich die Decke wieder — der Zauber ist hin — grau sind die Farben, formlos die Massen — und Nichts ist geblieben, als ein gleichmäßiges, dumpfes, gewaltiges Brausen, wie wenn der Sturm über Wälder zieht oder über das Meer, und nur die höchsten Wipfel und Wogen streift. —

Nacht wird's und am nunmehr sich klärenden Himmel treten allgemach die Sterne heraus. Drunten aber, in der City, zu meinen Füßen sehe ich die Püppchen — Gatten, Väter, Gentlemen — in komischer Hast ihre Puppenlädchen mit kleinen Zwinkerlichtchen füllen und das Pflaster strahlt röthlich, warm, behaglich. In wenigen Minuten hat sich ein lichtes Kreuz durch die City gebildet — das sind die vier Hauptarme oder Hauptstraßen, deren Lampen — zu beiden Seiten in bestimmten Zwischenräumen stehend — da oben einer ununterbrochen leuchtenden Linie gleichen. Rothe Feuerstriche treten hinter schwarzen, dumpfen, schweren Massen von Gebäuden hervor, und Kirchenthürme stehen wie dunkle Reliefs zur Seite geschäftiger, heller Gassen. Ich aber schaue in die Häuser hinein, ganz oben. Da liegen vor grünbeschatteten Lämpchen kleine weiße Büchelchen und fleißige Menschlein

drehen die Blättchen emsiglich hin und her und da ist ein Beugen und Wenden, und Nicken und sich drüber hin und gegen einander Neigen — sie sprechen, sie schreiben, sie schweigen, sie lesen — aber sie zappeln in Einem fort mit den Gliederchen. Das sind die Comptoirs in den oberen Stockwerken der großen Handelshäuser, wo das Geschäft für den Tag abgethan wird. —

Nun ein Blick hinüber, dicht daneben — da rollt der Fluß seine stillen Wogen, weiß überhaucht vom heraustretenden Mondlicht, und hier ein rothes, dort ein grünes Flämmchen zeichnet zu beiden Seiten seinen Lauf. Weiterhin in einem weißen Lichtzirkel breiten sich um die City her die unabsehbaren Häuserreihen der Vorstädte, manche in dichten Massen, hoch oben auf schwarzen Hügeln, andere tief unten, zerstreut, einzeln, weit hinaus; hier ein Licht, dort tausende, — grün, gelb, roth — aneinandergedrängt, bisweilen wie Lichttrauben an einem gigantischen schwarzen Weinstock. Dann die Brücke mit ihren Bogenlinien von Lichtern, den Knöpfen an der Pagenjacke gleich oder den Goldnägeln am schwarzen Sarge.

Gleichmäßig tönt dazwischen und darüber das große Brausen der Stadt. Der gedämpfte und zusammengepreßte Lärm von Menschenstimmen, das Dröhnen der Wagen, die Glocken auf Land und Fluß, klingende Ketten von schweren Krähnen auf gepflasterte Höfe stürzend, der ferne Schrei und Pfiff der Dampfmaschinen und das Gebell von Hunden. Herauf steigt dann und wann, wie der Wind weht und wechselt, der warme Malzgeruch aus den Riesenbrauereien, der Duft gerösteter Schiffsladungen von Kaffee und zahlloser Häringsmyriaden, welche man für Europa, Asien, Afrika und Polynesien zu braten im Begriff ist.

Inzwischen haben die verschiedenen Glocken acht geschlagen — nicht gleichzeitig, sondern so allmälig, daß wenn die letzte den letzten Schlag hat ertönen lassen, die erste fast schon wieder bei neun ist. Doch glaubt jedes Kirchspiel an seine Glocke, wie an seinen Pfarrer. Und allmälig verlöschen die Lichtchen in den Puppenlädchen, eins nach dem andern. Das Pflaster wird dunkel und dunkler, die Straßenlampen allein werfen einen unsichern, flackernden Schimmer, in welchem nun ein Strom kleiner Figuren erscheint, alle hastig davonziehend, zur City hinaus. Sie haben die kleinen, weißen Blätter, die Kassabücher und Bronillons und Kontocurrents zugeschlagen, in die Schränke geschlossen, die Schlüssel geeigneten Orts hinterlegt und nun wandern sie heim, zu Fuße, zu Droschke, per Omnibus und Kutsche — und viele englische Meilen weit in der Runde wird's licht und lichter und fröhlicher und geselliger, in demselben Maße, wie's in der City öder und finsterer wird und die Gentlemen-Gatten, Väter und Brüder sich dem häuslichen Herde nähern.

Ob die Nachricht, die der Müde heimbringt, aber auch zu allen Zeiten eine fröhliche ist? Ob da nicht mancher Seufzer, manche Thräne, mancher Wehruf aus dem innersten Herzen der Gattin, Mutter, Tochter, Schwester hervorbrechen wird, wenn das Entsetzliche gesagt ist? Bankerott sein heißt auch hier nicht immer ein gewaltiges Vermögen erworben haben; Elend und Schmach treffen Den gar oft, der die Stirn nicht hatte, vom Unglück zum Verbrechen zu schreiten, und ich kenne so manche rührende Geschichte von Familien, die ich selber noch in Glanz und Herrlichkeit gesehen, welche Feste gab in stattlichen Häusern an einem von den fashionabelsten Squares dieser Stadt, und nun ärmlich, gebrochen und freundelos, von Allem zurückgezogen, was ehedem ihre tägliche Umgebung war, in einer von den billigen Vorstädten in einem gemietheten Häuschen wohnt — die Töchter, einst so schön und so lustig, alternd, der Vater stumpfsinnig auf irgend einen glücklichen Zufall hoffend und die Mutter weinend über den Untergang des Hauses. —

Neun, zehn, eilf — und todt liegt die Stadt wie eine Riesenleiche zu meinen Füßen; ab und zu das verlorene Gerassel eines Wagens — das ist Alles, was ich in der City vernehmen kann. Denn diese Straßen, bei Tage so rasend voll vom Lärm und Gewühl, sind des Nachts ausgestorben. Sie werden von Niemandem mehr bewohnt, diese Schatzkammern der Welt; und nur ein paar Polizisten, ein paar Haushälterinnen, ein paar altersschwache Portiers sind die Hüter der ungeheuren Reichthümer, der köstlichen Metalle und Stoffe, die darin aufgehäuft liegen. Die Besitzer und die Bearbeiter, die Ordner und die Verkäufer sind weit draußen, in kleinen zierlichen „Cottages", wo eine frischere Luft, als hier in dem engen Straßenwirrwarr über weite Landflächen und selbst im Winter grünen Rasen weht.

Jetzt steht der Mond voll und klar und hoch am dunkelblauen Himmel. — Mitternacht. — Und eine nach der andern treten aus dem bläulich-weißen Schimmer zwischen Himmel und Erde die Kirchen heraus, zahl- und namenlos, mit ihren noch zahl- und namenloseren Thürmen. Sie sind eine wunderliche Schaar, diese Kirchen und ihre Thürme in London. Aus aller Herren Länder und aus allen vor- und nachsündfluthlichen Zeiten scheinen sie hier zusammengelaufen zu sein — eine Musterkarte in kolossalstem Styl: hohe Kirchen, niedrige Kirchen, flache Kirchen, breite Kirchen, enge Kirchen, viereckige, runde, spitze, gothische, griechische, normännische, maurische — Thürme wie Zuckerhüte, wie Zahnstocher, wie Schlafmützen, wie Pfefferbüchsen, wie Rauchfänge, wie Spritflaschen, wie Bienenkörbe und steigende Ballons. So stehen die stillen Wächter vor mir — eine geisterhafte Schaar, hoch über der Stadt, deren schwer athmendes Herz im Schlaf pocht.

Kurz nach Mitternacht erhebt sich ein gewaltiges Rauchgewölk drüben in Southmark, auf der andern Seite der Themse. Titanisch flattern seine weißen, im Mondlicht glänzenden Streifen — kolossale Friedensfahnen — über den Dom von St. Pauls hin bis weit hinüber, meilenweit, zu den Hügeln von Hampstead-Heath. — Eine große Brauerei geht (einer gewissen Parlamentsakte zuwider!) eben an's Tagewerk.

Auf dem Flusse wird's lebendig. — Eins. Zwei. — Große Dampfer rühren sich. Sie scheinen zu erwachen. Kleine Böte tummeln sich um das dunkle Seeungethüm. Die letzten Passagiere vom Lande, aus der tiefen Finsterniß, die an Tower Hill und in der Nähe des Custom-Houses herrscht, fahren hinüber. Lautes Rufen wird vernehmlich — dumpfes Stöhnen der Maschine — Rauschen der Räder — Brausen des Wassers — und nun ziehen zwei Dampfsäulen dahin — die eine nach Leith, die andere nach Hamburg. — Häufiger wird der jähe Schrei der Eisenbahnen; matter flimmern die Signallichter und ein scharfes, plötzliches Frösteln überkommt mich. Aber diese Vorboten des Tages erscheinen um viele Stunden zu früh. Es ist Winter und dies ist London. —

Gegen vier höre ich in den Straßen, gerade unter mir, ein eigenthümlich zischendes, kratzendes Geräusch. Ich schaue hinab, und so weit ich es erkenne, sind Beslein in den Händen von früh aufgestandenen Püpplein geschäftig, die Stadt hübsch auszufegen, ehe die Herrschaft aufsteht. Sonderbar sieht das da unten aus! Nur die Dächer recht sichtbar — die Stadt selbst wie halb eingesunken, und drüber ein ungeheurer Schieferbruch, in den verschiedensten Richtungen angehackt.

Etwas später, und Thamesstreet ist ein Feuerthal geworden. Der Fischmarkt vom Billingsgate hat begonnen mit seinen Ungeheuerlichkeiten an Zahl und Gestalt der Waaren wie der Händler und mit seinem wirren Getöse. Kein Hecht und kein Karpfen, keine Seezunge und kein Lachs, keine Auster und keine Hummer in ganz London, welche nicht hier ver- und gekauft wäre. — Gegen sechs Uhr

erlöschen die Lichter in den Vorstädten, und ein schmutziger Orangestreif im fernen Osten verkündet den kommenden Morgen. Unter mir, in der Stadt, brennen sie ungewissen Scheines, bis sieben; aber dann, wie sie vergehen, ohne daß Tageslicht an ihre Stelle tritt, scheinen ganze Viertel in die Erde zu sinken und Londonbridge verschmilzt, Bogen nach Bogen, mit der grauen Wassermasse. Jetzt erhebt sich allmälig eine weiße Rauchsäule auf einem Dache hier und dann dort, und in wenigen Minuten schlängelt sich ein ganzer Wald von Rauchopfern aus den Häusern empor — die 400,000 häuslichen Herde von London haben zu dampfen begonnen, und dämmerig dazwischen, halb sichtbar, halb unsichtbar, ragen die hohen Thürme.

Halb acht — acht; es ist Tag — dunkel zwar, grau, dämmerig, aber Tag. Neues Leben ergießt sich durch die Riesenadern der Stadt, die Straßen werden lebendig vom Rasseln der Räder, dem Klang der Hämmer, dem klaren Schall der menschlichen Stimme, Alles allmälig zu einem wirren Getöse verschmolzen und abgedämpft — zerrissen ist der Schleier der Nacht und des Schlafes und drei Millionen menschlicher Wesen haben sich auf's Neue zur Arbeit des Tages erhoben. Wenn Norwegen, von seinem äußersten Kap, um welches die Schollen des Eismeers aufgestaut sind, bis zu seiner südlichsten Spitze, um welche die Wogen der Nordsee schäumen, all seine Bewohner zusammenrufen wollte, so würden es kaum halb so viel sein, als hier zu meinen Füßen, im Bereiche jener Glocken, welche eben neun schlagen, zusammengepackt sind.

Wie sie Alle dem Strudel wieder zu stürzen! Gleich einer Völkerwanderung strömt es herein, von allen Theilen der Windrose, dicht, schwarz, massenhaft. Die Wagen, die Schiffe, die Bahnen — wie das jagt und treibt und keucht! Ich sehe Zettelchen in Bündeln und Kistchen auf weiten Karren — Zeitungen sind's; ich sehe dort und dort in jeder Straße Etwas herüber und hinüber springen — der Postmann ist's. Sie Alle sind es, der Milchmann, der Wasserkressenmann, der Gemüsemann, der Leierkastenmann, und wie die Männer alle heißen, von denen jeder Haushalt in London an jedem Tag seinen regelmäßigen Besuch erhält. Sie sind Alle da und machen ihre Runde mit Karren und Wagen und erscheinen mir wie Spielschachtelfiguren. Und da steht auch mein Freund, der Savoyarde, und macht seine traurige Musik auf seinem Hurdy-Gurdy. Schade, daß ich ihn nicht hören kann!

Einen Blick noch, den letzten, hinab! Und wie ich diese Myriaden unter mir, mit ihrem Reichthum und ihrer Armuth, ihrer Pracht und ihrem Elend, ihrer Weisheit und Einfalt, ihrer Kraft und Schwäche, ihren Theorien, Dogmen, Kirchen, Palästen, Juwelen, Bildern und Büchern, vor Allem aber mit ihrer Liebe, der starken, und ihrem Haß, dem stärkeren, mir recht lebhaft vorstelle, und mich unwillkürlich frage, ob es wohl der Mühe lohnt, sich zu quälen und zu härmen auf so karge Frist, wenn man von solch unbedeutender Höhe herab schon als ein winzig Püpplein erscheint: so überkommt mich plötzlich Etwas, wie eine tiefe Wehmuth und ein Mitleid mit den armen Söhnen der Erde! —

J. Rodenberg.

St. Petersburg von der Newabrücke.

Unsere Abbildung gewährt uns einen Einblick in den prächtigsten Theil einer der prachtvollsten Städte der Welt. Wir stehen an der Isaaksbrücke von St. Petersburg, welche die durch die Newa von einander geschiedenen Stadttheile „Wasilj-Ostrow“ und „Große Seite“ mit einander verbindet. Diese belebteste unter den zahlreichen Petersburger Brücken mündet auf den Petersplatz, welchen, uns zur Rechten, die alte Admiralität und im Hintergrunde der Admiralitätsplatz — der Ausgangspunkt des Newskoi-Prospekts, dieses Sammelplatzes alles Schönen und Eleganten der nordischen Kaiserstadt — mehr nach links der Prachtbau der hochgekuppelten Isaakskirche begrenzt. Ganz zur Linken schließt sich an den Petersplatz der „Englische Quai“ an, welcher mit seinen prächtigen Verkaufsläden die ganze feine Welt hierher lockt und dieser zugleich zum Nachmittags-Spaziergang dient, ebenso wie der Newskoi-Prospekt ihre Vormittags-Promenade ist. In der Mitte des Platzes und im Mittelpunkt unseres Bildes, erhebt sich, von einem Eisengitter umgeben, das kolossale eherne Standbild Peters des Großen. Hoch zu Roß, einen Felsen hinaufsprengend, den rechten Arm gegen die Newa und die Festung von St. Petersburg mit den Gräbern der Czaare ausstreckend, läßt der Imperator den Blick über seine Schöpfung dahin schweifen.

Was für eine Schöpfung! Das Auge wird geblendet von der Pracht und Herrlichkeit, die sich ihm von allen Seiten her entgegendrängt. Diese großartigen Paläste, diese prächtigen Kirchen, diese breiten, schimmernden Straßen, diese sonnigen Quais — dies Alles macht einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer. Leider ist dieser Eindruck nicht zugleich ein wohlthuender. Wenn man vorher in andern Großstädten gleichen Ranges gewesen, in Neapel, Wien, oder selbst Berlin, so vermißt man in all diesem Petersburger Glanz das rauschende Gewühl eines regen Verkehrs, das heitere Gewimmel eines sich frei bewegenden Volkes.

Ein großer Mann hat die Baukunst versteinerte Musik genannt — mit demselben Rechte könnte man St. Petersburg ein Stück versteinerte Kultur des Westens nennen. In dem Haupte eines genialen Halbbarbaren und Despoten blitzte der Gedanke auf, die Blüthe europäischer Bildung und Gesittung auf moskowitischen Boden zu verpflanzen; zu dem Ende ließ er aus den Lagunen des finnischen Meerbusens eine Stadt erstehen, welche, See- und Residenzstadt zugleich, auf dem leichtesten und schnellsten Wege die Kulturgaben des Westens importiren und in den Körper seines ungeheuren Reiches einfiltriren sollte. Aber das geistige Fluidum dieser Gaben erstarrte unter dem Hauche des Despotismus zu Stein — St. Petersburg wurde ein Sitz europäischer Formen in Marmor und Granit, wie sie Rom und Venedig, Paris und Amsterdam, Wien und Berlin nicht glänzender aufzu-

ST. ISAACSBRÜCKE
NEWAPRIDGE

Lith. Graph. Anstalt v. Kaltenbrunnen

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

weisen haben; doch von dem Leben aller dieser Städte ist in der nordischen Metropole keine Spur zu merken, es sei denn das verzerrte Abbild des Papstthums in der geistesmörderischen Orthodoxie der russischen Kirche, oder die grollende Stille auf den Plätzen Venedigs unter der Wucht des österreichischen Korporalstocks, oder die unumschränkte Herrschaft eines einzigen Willens über eine Bevölkerung von Bedienten (nur daß die hiesige nicht zwor drei große Revolutionen im Namen der Freiheit gemacht), oder es sei das hohle Leben einer blasirten Aristokratie, welche den Schweiß ihrer Bauern in der Kaiserstadt an der Donau verpraßt, oder auch die glänzende Soldatenspielerei der mehr Kasernen als Schulen zählenden Residenz an der Spree.

Der Genius der Gesittung verschmähte es, von einem Despoten bedient zu sein; er konnte es nicht hindern, daß er ihm die äußere Hülle stahl, aber das Wesen, das himmlische Feuer, das er einst gern dem Prometheus lieh, wahrte er vor den plumpen Händen des Despotismus. Er harrte besserer Diener, prometheischer Naturen, und sie blieben nicht aus. Anderthalb Jahrhunderte lang ließ er die Despoten des russischen Reiches in ihrer Weise mit der Kultur spielen; ihm waren all die angestaunten Werke, die sie erstehen ließen, nichts anders als die menzikoffschen Städte der Krim, und die prahlerische Inschrift über dem Thore von Cherson: „Hier geht der Weg nach Byzanz"; er spottete des ohnmächtigen Gebahrens der Großmächtigen, die von einem Leibe ohne Seele Leben erwarteten, und im Stillen zog er seine Jünger groß unter den verachteten Söhnen Moskowiens, zu deren Knechtung, nicht zu deren Erlösung, den Czaaren die Civilisation dienen sollte.

Trotzdem, daß die Nachfolger Peters des Großen alle List und Gewaltsamkeit der Tyrannei aufboten, um dem Geiste, dessen Formen sie so eifrig pflegten, den Zugang zu ihrem Volke zu versperren, drang er doch in dasselbe ein. Edle Jünglinge wurden von ihm erfaßt und weihten seinem Dienste ihr Leben. Sie sangen das Lied von dem verlorenen Paradiese der Freiheit in den weichen, schwermüthigen Weisen ihres Volkes; sie verkündeten das Wort von den ewigen, unverjährbaren Menschenrechten und weissagten den Gedrückten und Elenden die Zukunft des Messias. Die Hand des Despotismus erwürgte die edlen Seher, doch der Geist, dem sie dienten, verendete nicht mit ihnen; aus dem Blute der Märtyrer erstanden neue Verkündiger der Wahrheit.

In St. Petersburg reihte sich Palast an Palast, eine marmorne Straße an die andere, die herrlichsten Plätze der Welt starrten von den Bajonetten stattlicher Garden und das Innere der Paläste starrte bei Thee und Rum von einer äußerlich überfeinerten Gesellschaft — aber fern in Altrußland, in den Schulen von Moskau und Kiew, reifte ein Geschlecht von Denkern, deren größter, Alexander Herzen, der Moses seines gepeinigten Volkes werden sollte.

Was bäumt sich dein schnaubendes Roß auf dem granitenen Piedestal, du gewaltiger Cäsar, du Schöpfer dieser mächtigen und glanzvollen Stadt? Spornst du es zum Sprung in die Newa? Ist in dir etwas von einer Sphynx und suchst du den Sturz in die Tiefe, weil sich der Oedipus gefunden, der das Räthsel löste, das du deinen Nachfolgern hinterlassen, und an dessen vergeblicher Lösung der mächtigste von ihnen vor wenig Jahren erst noch sein Haupt zerschellte. Du wolltest dein Reich civilisiren zu deinem und deiner Herrschaft Nutzen, und die Civilisation gehört der Menschheit an; du wolltest es von oben civilisiren, und die Civilisation liebt den Weg von unten hinauf. Aus dem Volke kommen die Bildner und Heilande, ihr Mächtigen der Erde könnt ihnen höchstens Handlangerdienste leisten.

Mehr als anderthalb Jahrhunderte haben die mächtigen Beherrscher aller Reußen an der civilisatorischen Aufgabe, wie sie von Peter dem Großen erfaßt und auf seine Nachkommen vererbt worden, gearbeitet. Die Frucht dieser langen Arbeit ist — Petersburg, das große, weite, strahlende und doch so öde Petersburg, und eine Armee von europäisch gedrillten Soldaten. Anderthalb Jahrhunderte lang sind die Schätze des Urals aufgewendet worden, um dieses gleißende Denkmal der geistigen Ohnmacht eines für allmächtig ausgeschriecnen Despotismus aufzubauen, und daneben sind Ströme Blutes vergossen worden, um die Grenzen des großen Reiches in's Ungeheure zu erweitern — ein einfacher Sohn des Volkes, der als Gebannter im fernen Albion lebt, dem keine andere Schätze zu Gebote stehen, als reiche Gaben des Geistes und Gemüthes, und kein anderes Heer als die 36 Buchstaben des russischen Alphabets, dieser schlichte Mann hat in zwölf Jahren mehr für sein Volk gethan, als alle Romanoffs mit ihren Schätzen und stehenden Heeren. Er hat den zündenden Funken der freimachenden Wahrheit in die Nation geschleudert, er hat ihn mit wunderbarer Beharrlichkeit genährt und zu einer Flamme entfacht, die keine Macht der Welt mehr löschen kann.

Das größte Mysterium ist die stille Macht des Gedankens. Niemand kennt ihre Wege und den Anfang ihrer Wirkung. Plötzlich ist diese da. Kaiser Nikolaus, unter allen Nachfolgern Peters I. diesem an Herrschereigenschaften am nächsten stehend, ahnte diese Macht und fürchtete sie. Ihre Unterdrückung war die Aufgabe seines Lebens. Der bethörte Autokrat konnte nicht einmal hindern, daß sie sich an seinem eigenen Fleisch und Blut geltend machte. Alexander Herzens, des Geächteten, Gedanken fanden ihren Weg in die Seele des Thronfolgers von Nikolaus, und kaum war dieser mit der halben Erkenntniß eines verlorenen Lebens in's Grab gesunken, so folgte Alexander II. dem Zuge der in seinem Innern wirkenden Gedanken des großen Flüchtlings. Von St. Petersburg, das bisher allen Despoten als feste Burg und Hort des Despotismus gegolten, erklang auf einmal die Losung: Freiheit und Reform!

Freilich war es nicht das ganze, volle Licht des Herzenschen Geistes, das in des neuen Selbstherrschers Seele gedrungen war; es war nur ein matter, gebrochener Strahl davon; aber er war doch geeignet, die bisherige schwarze Nacht des Despotismus in eine milde Dämmerung zu verwandeln, welche das Volk leichter anfathmen läßt. Die Maßregel der Bauernemancipation aus den fluchwürdigen Banden der Leibeigenschaft ist der erste Schritt zur wahren Civilisirung Rußlands. Mag Alexander II. zur Durchführung dieser großen Maßregel mehr guten Willen als Geistesmacht besitzen, mag ihm das volle Verständniß der nationalen Zeitforderungen, wie es in einem Geiste wie Herzen lebt, abgehen, der einmal angebrochene Tag wird sich in seinem Fortschreiten nicht aufhalten lassen.

Geht einst der volle Tag der Freiheit über Rußland auf, dann werden sich diese prächtigen Quais und Plätze, diese unvergleichlich schönen Straßen seiner Kaiserstadt beleben, wie es einem großen Seeplatz und der Metropole eines Riesenreiches geziemt; dann erhebt sich vielleicht zur Seite der Statue Peters des Großen, des Gründers der äußern Größe Rußlands, die Bildsäule Alexander Herzens, des Gründers seiner innern Größe, des Vorkämpfers seiner wahren Civilisation.

A. P.

YORK
RY

Eisernes Thor.

Der mächtigste und am schnellsten fließende Strom Deutschlands, die Donau, wird am Ende ihres Mittellaufes durch Felsmassen, welche von beiden Seiten an sie herantreten, dergestalt eingeengt, daß sich ihre gewaltige Wassermenge in der Nähe von Alt-Orsowa durch ein kaum 600 Fuß breites Bett hindurchzwängen muß, ehe sie, der türkischen Grenze sich nähernd, ohne fernere Hemmnisse dem schwarzen Meere in weiten Krümmungen zuströmen kann. Diese von der Natur selbst erbaute Strompforte zwischen dem Banatergebirge im Norden und dem Heiduckengebirge Serbiens im Süden führt den Namen „Eisernes Thor", türkisch „Demir Kapu", und hat zu wiederholten Malen in der Geschichte der Donauländer eine wichtige Rolle gespielt.

In unmittelbarer Nähe dieses grotesken Felsenthores erbaute der römische Kaiser Marcus Ulpius Trajanus, einer der mildesten, gerechtesten und edelsten Herrscher, welche je den Scepter über ein Weltreich geschwungen haben, jene gewaltige Brücke, deren Pfeilertrümmer noch heute unterhalb des eisernen Thores aus den brausenden Wassern der Donau emporragen. Der Zug Trajans nach Dacien gehört zu den wenigen kriegerischen Unternehmungen thatkräftiger Fürsten, die nicht in bloßen Eroberungsgelüsten ihre Erklärung finden, sondern durch die Zeitverhältnisse geboten werden. Trajan ward durch die sich stets von Neuem wiederholenden Einfälle der unruhigen Bewohner Daciens, unter welchen man alle Völkerschaften verstand, welche damals das Land zwischen der Theiß, der Donau, dem Pruth, dem obern Dniepr und den Karpathen bewohnten, zu deren Bekriegung gezwungen. Wir haben uns also unter der römischen Provinz Dacia das heutige östliche Ungarn, Siebenbürgen, die ganze Walachei, die westliche Moldau und die Bukowina zu denken. Alle diese Länder unterwarf Trajan durch die glücklichen Siege, welche er über die Dacier erfocht im Jahre 106 nach Christus seiner Herrschaft und einverleibte sie dauernd dem römischen Reiche dadurch, daß er zahlreiche römische Kolonisten zur Ansiedelung dahin sendete. Die Hauptstadt der Dacier, Sarmizegethusa (das jetzige Dorf Varhely im Hatszeger Thale), ward von ihm erobert und zerstört, und zu leichterer Behauptung der so wichtigen neuen Eroberung Straßen dahin angelegt, deren Spuren die Zeit noch immer nicht ganz hat verwischen können. Die eroberten Lande aber wurden durch den Sieg Trajans so durch und durch römisch, daß sie noch bis auf unsere Tage in der Sprache ihrer Bewohner Zeugniß ablegen von der umbildenden und kultivirenden Macht, welche den Römern unter der Regierung Trajans und seiner Nachfolger noch inne wohnte; denn die romanische Sprache, welche die Walachen sprechen, ist eine Tochter

der lateinischen, welche den bezwungenen Daciern von den glücklichen Siegern aufgenöthigt ward.

Dieser glückliche Feldzug des großen römischen Kaisers ward Veranlassung, daß das dankbare Rom ihm auf dem glanzvollsten aller Kaiserforen, welche die an Tempeln, Basiliken, Statuen und Ehrendenkmälern überreiche Welthauptstadt damals besaß, durch den berühmten Baumeister Appollodorus von Damaskus im Jahre 114 nach Christus jene herrliche 120 Fuß hohe Säule mitten auf dem Forum, welches seinen Namen trug, errichten ließ, die heute noch eine der bewundernswerthesten Zierden der ewigen Stadt ist. In schräg um den gewaltigen Schaft der Säule laufenden Reliefs, auf deren Spitze die Statue Trajans aufgestellt wurde, sind die glorreichen Thaten des dacischen Krieges dargestellt, und im Innern derselben ward der von den Römern so hoch verehrte Herrscher, dem der Senat den Beinamen Optimus (der Beste) gab, nach seinem 117 erfolgten Tode begraben.

Da man in Ungarn und Siebenbürgen häufig das eiserne Thor, diesen merkwürdigen historischen Felsenpaß, durch welchen der römische Imperator einst seine sieggewohnten Legionen führte, und an welchem vorüber später die Schwärme der fanatischen Osmanen strömten, um das segenstrotzende Ungarn mit Feuer und Schwert zu verwüsten, Porta Trajana nennen hört, so läßt es sich wohl rechtfertigen, wenn wir den Blick des Lesers von diesem ab- und auf Rom, die glanzvolle Residenz des Mannes lenken, mit dessen Namen die Geschichte des eisernen Thores so eng verknüpft ist. Der nämliche Appollodorus, welcher den Bau der erwähnten Säule leitete, erbaute auch das Forum Trajans, von dem wenigstens noch einige imposante Trümmer auf uns gekommen sind. Dasselbe enthielt außer der Denksäule des Kaisers Reiterstatue, ferner die prachtvolle Basilica Ulpia und die ebenfalls von Trajan gegründete reiche griechische und lateinische Ulpi'sche Bibliothek. Die bewältigende Pracht gerade dieses Forums hat uns Ammianus Marcellinus geschildert, wie sie noch um die Mitte des 4. Jahrhunderts nach Christus selbst die Augen an Glanz Gewöhnter zu höchster Bewunderung fortriß. Er nennt das Forum Trajans „einen Bau, einzig in seiner Art unter der Sonne, dem selbst die Götter ihre Bewunderung nicht versagen würden". Die Baugefüge in ihren gigantischen Formen machten ihn staunen, und das Pferd, welches die Gestalt des Kaisers trug, schien ihm voll Leben zu sein. Das ganze prachtvolle Forum war mit Standbildern der größten Philosophen, Dichter und Redner gleichsam bevölkert, und dennoch fand man noch Raum, diesen Erzbildern immer neue hinzuzufügen. In den gewaltigen Sälen der Trajanischen Bibliothek aber wandelten Gelehrte und Dichter umher und recitirten die Gedichte Virgils und anderer Poeten.

Auch in der allerneuesten Geschichte Oesterreichs ward der Felsenpaß des Donaustromes und dessen unmittelbare Umgebung mehrfach genannt. Hier war es, wo die hervorragendsten Führer der ungarischen Revolution, nachdem Görgey sich unerwartet dem Heerführer der russischen Hülfstruppen ergeben hatte und die ungarische Sache als verloren angesehen werden mußte, die blutgedüngten Schlachtfelder ihrer Heimatherde verließen und auf türkischem Gebiet Schutz suchten. In einem sumpfigen Waldthale nahe bei Alt-Orsowa vergrub Kossuth die Krone des heiligen Stephan in vaterländischer Erde, hoffend, die Zeit werde nicht fern sein, wo er aus dem Exil zurückkehren und das von allen Ungarn wie eine Reliquie verehrte Reichskleinod wieder werde hervorholen können, um mit demselben die Stirn eines Mannes zu schmücken, welchen die Nation einstimmig als König von

Ungarn anzuerkennen ſich bereit erkläre. Bekanntlich aber ward einige Jahre ſpäter die Stelle doch ermittelt, wo die Krone Ungarns in der Erde verborgen lag. Man grub ſie aus und brachte ſie in ſichern Gewahrſam nach Wien.

Die öſterreichiſche Regierung, welche die große Wichtigkeit des eiſernen Thorpaſſes niemals verkannt hat, machte neuerdings große Anſtrengungen, um das von Felsgetrümmer zum Theil geſperrte Bett der Donau wenigſtens für Dampfſchiffe paſſirbar zu machen, allein alle bisher im Strombett ſelbſt vorgenommenen Sprengungen haben ein erwünſchtes Reſultat nicht geliefert. Die in der Felſenenge ſich fortwälzende Waſſermaſſe iſt zu groß und die Schnelligkeit, mit welcher es durch den 7200 Fuß langen Paß fortſchießt, zu rapid, als daß Menſchenhände durch dieſe brüllenden Wirbel zerbrechliche Fahrzeuge mit Sicherheit zu ſteuern vermöchten.

Außer dieſem Durchbruch der Donau zwiſchen Alt- und Neu-Orſowa führen auf europäiſchem Boden noch drei andere ſchwer zugängliche Gebirgspäſſe den Namen „Eiſernes Thor". Zwei derſelben liegen auf türkiſchem Gebiet im Balkangebirge und vertheidigen den Uebergang über daſſelbe. An den älteſten und berühmteſten dieſer Päſſe knüpfen ſich ebenfalls geſchichtliche Erinnerungen aus der Zeit und den Kriegen Trajans. Derſelbe befindet ſich in der Nähe von Ternowa am Fluſſe Jantra, ſperrt die Hauptſtraße des Balkan und heißt gegenwärtig Sulu- oder Kapuli-Derbend, früher aber ebenfalls Trajanspforte, weil der Paß von dieſem Kaiſer zuerſt gangbar gemacht wurde. Ein zweiter Gebirgspaß gleichen Namens liegt unfern Islemja am Berge Tſchataldag. Durch ihn führt die Straße nach Adrianopel, auf welcher die Ruſſen im Jahre 1829 vordrangen und den Seraskier Halil ſchlugen.

Der ſchlechthin „Eiſerne-Thorpaß" genannte dritte Gebirgsweg öffnet ſich an der Südweſtecke Siebenbürgens, anderthalb Meilen weſtlich von dem ſchon erwähnten Dorfe Varhely oder Gradisle. Durch ihn ergoſſen ſich die Schwärme der eroberungsluſtigen Osmanen aus dem Banat nach Siebenbürgen zu verſchiedenen Malen, wurden daſelbſt im Jahre 1442 unter Schehab-eddin von den Ungarn durch Hunyadi geſchlagen, und erfochten ſpäter zweimal, nämlich 1659 über Georg Rakoczy, und 1695 unter Muſtapha II. über die kaiſerlichen Truppen folgenſchwere Siege.

E. W.

Stecklenberg und Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilienpracht.

Tiedge.

Diese Verse des alten Romantikers sprechen die Sehnsucht des Bewohners der norddeutschen Tiefebene nach Wald und Gebirge aus, welche durch nichts so sehr als durch die weithin und nahe bei einander liegenden Burgruinen Stecklenberg und Lauenburg am nördlichen Harzrande erregt wird. Ja, sie „schimmern“ wie geisterhafte Schatten, und wie Gespenster strahlen und winken sie vom Nordrande des deutschen Gebirgslandes her bis zu dem Spaziergänger hin, der in den Sandsteinthürmen der Spiegelsberge bei Halberstadt umherklettert. Burg Stecklenberg liegt fast am Ende des einen säulenförmig an den großen Ramberg angelehnten Berges, die Lauenburg dagegen auf der Höhe des andern, der sich mit seinen Waldungen und Windungen freier darstellt. Wir klimmen zuerst an der Bergsäule empor, welche Burg Stecklenberg trägt. Wie in einem grünen Neste liegt unter dieser Burg zwischen den mannichfachen Vorbergen das gleichnamige Dorf, welches sich im Frühjahre durch seine überaus reiche Baumblüthe auszeichnet. Unmittelbar hinter dem Dorfe geht der Weg steil hinan durch die „Wildniß“, von welcher Tiedge singt. Dieser steile und wilde Weg beginnt jetzt hinter dem anmuthigen Grasgarten mit Obst- und Tannenbäumen, der sich weit am Berge hinanzieht.

Ihren Namen, welcher steile Burg bedeutet, führt Burg Stecklenberg auf ihrem steilen Berge mit Recht. Das Burgthor der Ruine liegt nach Osten im dichtesten Gebüsche. Aus der Ruine blickt man nach Süden zu höheren Waldbergen empor. Rothe Giftbeeren wachsen an den öden südlichen Mauern. Einzelne hohe Steinwände zeigen nach Osten und Süden überall die verschwundene Pracht. An einer Stelle auf der Südseite ist unter einer Fensterwölbung das Gemäuer ganz eingefallen und durch dies Fenster ladet uns wie durch ein großes Thor weit und breit blauer Himmel und grüner Wald aus dem dumpfen Gemäuer hinaus. Aber so ist der Mensch! Wie festgebannt stehen wir hier zwischen den Ruinen unter wilden Rosen, Nußbäumen, tiefen Buschwerken, und sinnen. Nach Norden hin verschließen jetzt hohe junge Bäume fast ganz den Blick in die Ebene, welcher vor zehn Jahren so prächtig war. Nur die nahen rothen Dächer des unter der Ruine Stecklenberg gelegenen Dorfes glänzen durch saftiges Blätter-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

grün auch hier. In der Mitte der alten Burg zwischen dem Gemäuer lacht uns ein Wiesenplatz mit weißem Klee entgegen. Der Weg vom Dorfe herauf nach der Lauenburg geht quer über diesen Platz dahin. Zum heiteren Sonntagstanze scheint er sich darzubieten mitten unter traurigen Ruinen. Aber hütet euch, ihr jubelnden Stecklenbergerinnen! denn schon erscheint dort beim Klange der Fiedel die spukende Burgfrau mit dem Schlüsselbunde drohend unter dem alten Steinthore.

Und wohl mag sie zürnen auf das Dorf mit den stattlichen Ziegeldächern da unten und auf seine Bewohner! Eine Acker- und Viehwirthschaft hier oben in den Wäldern zu führen, wie die gute Ahnfrau gethan hatte, wurde Pächtern und Pächterinnen längst zu beschwerlich. Darum wurde die alte Burg nach und nach eingerissen. Aus ihren Steinen, ja, aus dem Gemäuer des Kirchleins wurden die behaglich uns anlachenden Wirthschaftsgebäude dort unten gebaut, aus ihren Grundstücken wurde das preußische Amt Stecklenberg gebildet. Zwar erschien auch schon 1736 dieses Schloß „seinen Ruinen ziemlich nahe" und nur wenige Zimmer konnten noch bewohnt werden. Aber obgleich der Amtmann schon mit seinen Heerden im Dorfe wohnte, war doch das Schloß noch „ein ganz wohl gebautes, massives und steinernes Gebäude".

Burg Stecklenberg ist später als die Lauenburg und vielleicht erst durch Heinrich den Löwen erbaut. Ihre Lehnsherren waren abwechselnd fast alle die vornehmsten Geschlechter und die mächtigsten geistlichen Stiftungen am nördlichen Harzrande. Belehnt dagegen waren mit ihr in drei Perioden die Rittergeschlechter von Stecklenberg, von Hadmersleben und von Hoym. Die Familie von Stecklenberg kämpfte in ihren Wäldern mit dem Kirchenbanne, die von Hadmersleben charakterisirt das Raubritterthum, die von Hoym stritt mit den nahen Bürgern bereits um die Gerechtsame des Waldes und der Jagd. Immer aber unterlagen zuletzt die Ritter, bis sie ganz verschwanden. Wir sprechen zunächst von den Stecklenbergern.

Es war um die Zeit, da alljährlich der Bischof von Halberstadt auf einem Esel zur prachtvollen Palmfeier nach Quedlinburg geritten kam, Palmen vor sich her streuen ließ und die Gegner der Aebtissin von Quedlinburg in den Bann that. So that er einen Herrn von Stecklenberg 1216 in den Bann, welcher sich vom Zinse für einige Kirchengüter des Stiftes Quedlinburg losmachen wollte. Selbst jetzt konnte weder seine Hausfrau, noch der greise Burgkaplan den Ritter zum Nachgeben bewegen. „Ihr mögt lange bannen", rief er, „ehe Ihr mir eine Rippe im Leibe entzwei bannt". Höhnend brachte er bei einem Trinkgelage im Ahnensaale dem Bischofe ein Lebehoch aus. Die Gäste blieben alle schweigend sitzen. Der Ritter leerte den Humpen in Einem Zuge. Gleich darauf aber sank er, wie die Sage erzählt, plötzlich todt zur Erde.

Wohl in Folge solcher Zerrüttungen verlor noch im 13. Jahrhunderte die Familie von Stecklenberg die Burg, deren Namen sie führte. Die Herren von Hadmersleben wurden im 14. Jahrhunderte als Räuber und Wegelagerer ein Schrecken der Umgegend. Der Erzbischof von Magdeburg stiftete endlich Ordnung, indem er mit den Bürgern von Halberstadt und Quedlinburg Stecklenberg erstürmte. Die Burg wurde damals abgebrochen, aber ein Junker von Hoym durfte sie wieder aufbauen. Die Familie hatte die Burg auch schon vor den Herren von Hadmersleben inne gehabt und wo der Ritter im Banne, den Humpen in der Hand, plötzlich gestorben war, da hatten schon 1297 ihre Nachfolger, die reichen Ritter von Hoym, fromme Schenkungen an Klöster und Stifter für Seelenmessen gemacht. Allein auch diese Herren entgingen Verdrießlichkeiten nicht; nur traten an die Stelle der Händel mit dem Bischofe und der Aebtissin nach dem Ende

des Mittelalters allerlei Scheerereien mit Quedlinburgs Bürgern. Die Bürger von Quedlinburg waren schon damals im Besitze der herrlichen Waldungen am Ramberge, dessen Gipfel die jetzt sogenannte Victorshöhe ist und auf dessen einem Vorberge Stecklenberg und Lauenburg liegen. Gebhard von Hoym erlangte 1554 von den Bürgern durch eine Petition, daß er während des Winters mit einem Esel aus dem Ramberge Brennholz holen durfte. Da nun aber der Esel täglich von früh bis spät zum Ramberge ging und stets schwer beladen zurückkehrte, so kaufte der Magistrat das Recht zurück. Auch des Wilddiebstahles im Ramberge enthielten sich die Junker nicht. Im November 1590 erschossen sie die Hunde, welche neben dem Holzwagen der Bürger herliefen. Da zogen am folgenden Tage die Quedlinburger aus, als wollten sie in den Ramberg ziehen, trugen aber ihre beste Rüstung und vor ihnen her ritt der Bürgerhauptmann so eifrig und geschwinde, daß sie ihm nicht folgen konnten. Als der Herr Hauptmann aber die Junker von Hoym im Walde antraf, fragte er, was sie da zu thun hätten. So oft schon sei es ihnen „zugeschrieben", daß sie sich der Jagd im Ramberge enthalten sollten, und sie müßten sich jetzt den Bürgern als Wilddiebe gefangen geben. Da schossen die Junker von Hoym auf den Bürgerhauptmann. Obgleich sie nun nur sein Pferd trafen, welches auch alsbald starb, so ist ihnen doch dieser Trotz nicht wohl bekommen. Die Bürger schossen nämlich jetzt den Junker Adeloff von Hoym in den Kopf; er lag auf dem Berge, „schnarkete wie ein Gaul" und starb am nächsten Tage. Der Junker Johann Heinrich ward in die Lende geschossen. Er lag unten am Berge und that fleißig bitten: „Ihr lieben Bürger, ich bitte euch um das bittere Leiden Jesu Christi, bringt mich hinweg." Aber auch für ihn war keine Rettung mehr: er starb am folgenden Tage.

Wie sich die Obstgärten des Dorfes fast bis zu den Gräben der Ruine hinaufziehen, so treffen wir auch oben südwestlich dicht neben der Burg eine Obstbaumplantage an. Dort heulen die Hunde des Wächters unter den Streichen unbarmherziger Knaben, unterbrechen unheimlich die tiefe Stille um die Burg her und erinnern uns an den dunkelsten Tag in der Geschichte der Burg Stecklenberg, zu dessen „Memoral und Gedächtniß" aufgezeichnet ist, daß an ihm die Hunde der drei verwundeten Junker im Walde das Blut ihrer eigenen Herren verschlangen. Wollte man das sterbende Ritterthum malen, so müßte man es malen unter dem Bilde der drei verwundeten Junker im Walde.

Die Lauenburg liegt höher als Burg Stecklenberg und einige Büchsenschüsse weit von ihr nach Südwesten hin. Doch findet man dort zwei Lauenburgen neben einander. Wir besuchen zuerst die größere. Da man ihretwegen nicht einen Durchblick für das reiselustige Publikum ausgehauen hat, so ist ihr Mauerwerk ganz versteckt. Doch tritt es durch herrliche Eichbäume geziert und mit den Felsen terrassenförmig wechselnd bis dicht an den Weg nach der vorzugsweise sogenannten kleineren Lauenburg heran. Von dieser Stelle des Hauptweges führt ein schmaler Fußweg steil bis zu der tiefer gelegenen Lauenburg. Ihren Burggraben bildet eine tiefe Schlucht. Vor dem eigentlichen Burggemäuer ladet ein idyllischer Platz zu sinnigem Verweilen ein, wo Fliegenschnepperchen mit ihren rothen Schwänzen zwischen hie und da einzeln stehenden Eichen umherflattern. Doch es winken uns zu längerem Verweilen die Steine als Sitze in die Ruine selbst hinein. Nur noch eine einzige hohe Mauer findet sich im Innern der Burg. Himbeeren und Brombeeren wachsen an der von verfallenem Burggemäuer eingefaßten Rasenstelle. Unter uns dehnt waldige Tiefe mit Quitschen und herrlichem Buschwerke sich aus. Auf dem fernsten östlichen Punkte des stillen Gemäuers bietet sich uns die traulichste Fernsicht dar. Dort steht eine Eiche und wir verweilen vor einem runden Platze, der mit Busch-

werk umgeben ist und ein echt harzisches Haberfeld einschließt, welches in der Mitte und an den Seiten von gelben Blumen durchwachsen ist. Kann man sich einen noch mehr charakteristischen Anblick für die Vegetation des norddeutschen Mittelgebirges denken, als dies Haberfeld, etwa 1000 Fuß über dem Spiegel der Ostsee im Burggemäner?

Die Lauenburg dagegen, welche dem Nordrande des Harzes vorzugsweise einen so eigenthümlichen Ausdruck geben hilft, die man auf unserem Bilde sieht, und die in Tiedge's durch Bürgers Pfarrers Tochter von Taubenhain angeregtem Gedichte vorkommt, ist die kleinere und noch etwas höher gelegene Burg. Ganz mit Unrecht wird gerade sie oft die große und jene andere, welche wir so eben verlassen haben, die kleine genannt. Vor der Lauenburg, auf welche wir nun gelangen werden, liegt das nach dem Dorfe Stecklenberg eingepfarrte Gasthaus mit seinem Kreuzschnabel und andern Vögeln in Bauern, mit seinen Mooslauben und seinem nach dem Gewitter so heiter in der Sonne leuchtenden, nach dem Regen so lustig tropfenden Balkon, der eine weite Aussicht bietet über die Gefilde des Nordens. Aber drunten unter der Eiche von dem Plateau vor dem Hause sieht sich Alles natürlicher an. Da winkt uns links vorgelagert am Gebirge der nahe Wald. Stecklenberg grünt uns entgegen und bunte Felder lachen uns an aus der Ebene. Der steinige und beerenreiche Heppelnberg und der herrliche mit Buchen bewaldete Huy erheben sich dort aus den Fluren.

Hinter dem Gasthause finden wir eine prächtige Höhe mit wildem weißen Klee vor unserer Lauenburg. Sie ist auch abgerundeter, zierlicher und kunstvoller als die andere. Den Hauptbestandtheil der Ruine bilden zwei Thürme. Innerhalb des dickten Thurmes steigen wir auf einem Gerüste empor bis dahin, wo recht charakteristisch ein eingefallenes Fenster den Blick nach Norden frei läßt. Zunächst aber sehen wir die Thürme mit einem gar malerischen Mauerwerke umkränzt. Vor uns, wo dieses gabelförmig mit drei stumpfen Mauerzacken emporragt, ist es oben schön begrünt und der Fuß dieses Gemäuers ist mit gelben und weißen Blumen umzogen. Ueber dies blumige Gemäuer hinweg schaut das dunkle Grün naher Eichen mit dem rothen Gasthausdache. Ein Jäger mit seinem Hunde geht, wie einst, in den Wegen um die alte Burg, und Vögel fliegen in die Gebirgsschlucht zur Seite hinein. Auch in seinem Gemäuer flattert ein Vogel ein und aus und ein Vogelbeerbaum wächst aus ihm hervor. Bald schweift unser Blick hinaus auf unabsehbare Felder mit Dörfern, bald ruht er unten auf Burg Stecklenberg, welche ihre großen hohlen Fenster uns zugekehrt hat, während die andere Lauenburg dicht neben uns der hehre Wald zudeckt, gerade so wie ihre Geschichte von einem einzigen Dunkel umhüllt wird. Beide Lauenburgen gehörten indessen zusammen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die höher gelegene Veste aufgebaut wurde, als die andere bereits mehr oder weniger in Trümmern lag. Jedenfalls haben sie eine gemeinsame Geschichte.

Der Name Lauenburg bedeutet Löwenburg. Ihre frühesten Besitzer, welche wir kennen, waren die Pfalzgrafen von Sommerschenburg. Dieses liegt an dem herrlichen Elmwalde, der sich etwa eine Tagereise weit nördlich vom Harze erhebt, und wurde von Friedrich Wilhelm III. der Familie des tapferen Generals Gneisenau geschenkt, dessen von Rauch modellirte Statue dort von einer sonnigen Höhe auf die weiten und blühenden Gärten und Felder der Ebene hinabschaut. Die Pfalzgrafen von Sommerschenburg starben schon 1178 aus. Indessen war noch die Aebtissin von Quedlinburg eine Gräfin von Sommerschenburg. Sie verkaufte die Güter ihrer Familie an den Bischof Wichmann von Magdeburg. Daraus entstand ein Krieg mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen. Er bemächtigte sich der Lauen-

burg und hielt sie, wahrscheinlich als ein erledigtes Lehen, fest. So wurde die Lauenburg auch in die Kämpfe zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa verwickelt. „Im Jahre 1182", erzählt eine Chronik, „sammelte Kaiser Friedrich ein groß Volk, nahm das Herzogthum Bayern mit Gewalt ein und zog auf Herzog Heinrich den Löwen mit drei Heeren. Das eine lagerte sich vor Lichtenberg und Woldenberg, das andere vor die Leuenburg (Lauenburg), und das dritte vor die Blanckenburg, und gewannen die vier Festungen auf Einen Tag, denn sie wurden verrathen". Heinrich der Löwe erhielt indessen die Lauenburg zurück. Ganz ähnlich blieb das Schicksal der Lauenburg unter den deutschen Kaisern Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II. Dem edlen Philipp von Schwaben wurde nämlich der Welfe Otto IV. entgegengestellt, welcher ein Sohn Heinrichs des Löwen war und die Lauenburg geerbt hatte. Von Philipp sang sein Zeitgenosse Walter von der Vogelweide 1199:

Genesnen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte sacht die hochgeborne Königin,
Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch Fest noch sah man nirgend wo,
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es den Welfen mußte wohlgefallen.

Trotz des Wohlgefallens der Welfen saßen aber Philipps Anhänger nach Beraubung thüringischer Klöster auf Altardecken, in Meßgewänder gehüllt, zu Pferde. Dem Gegenkaiser Otto IV. entrissen sie die Lauenburg, wenn auch nur auf einige Zeit. Der ungestörten Herrschaft über das von Burgen reiche Deutschland erfreute Otto selbst nach Ermordung Philipps von Schwaben sich nicht. Nicht unerfüllt blieb die Ahnung dieses Welfen, welcher einst in Unteritalien träumte, daß ein junger Bär zu ihm in's Bett stiege und ihn hinausdrängte. Von Süden her zog ein neuer Stern herauf und Otto, der selbst durch die Gunst des Papstes einst Kaiser geworden war, brach über den nahenden Hohenstaufenjüngling in den Ruf aus: „Höret die neue Märe! Der Pfaffenkaiser kommt und will uns vertreiben". So kam Friedrich II., „Schirmvogt von Rom, Apuliens König", wie Walter von der Vogelweide ihn nennt. Otto mag in dem zweiten Theile des Kampfes mit Friedrich II., in welchem dieser ihn in Norddeutschland auf seinem Erbe selbst heimsuchte, die Lauenburg nochmals verloren haben. Aber in demselben Jahre 1218, da der müde Welf auf seiner Harzburg starb, gab der siegreiche Hohenstaufenkaiser ihm die Lauenburg zurück. Fortwährend blieb die Burg im Besitze der Welfen. Die Grafen von Regenstein hatten sie von diesem als Lehen. Schon im 14. Jahrhunderte wurde sie aber in den Kämpfen der Quedlinburger mit Graf Albert von Regenstein erobert und zerstört.

Indem wir zuletzt von unten aus dem Thale den Abschiedsblick auf die Lauenburg werfen, gedenken wir noch der Worte Tiedge's:

Seht hin! wo einst die Veste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

Oder, wie Uhland in des Sängers Fluch sagt:

Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

H. Pröhle.

DEC 6 1966